

Jochen Hellbeck

# DIE STALINGRAD PROTOKOLLE

Sowjetische Augenzeugen  
berichten  
aus der Schlacht



# DIE AUFSEHENERREGENDE DARSTELLUNG DER RUSSISCHEN SICHT AUF DIE SCHLACHT VON STALINGRAD

»Nun, fast 70 Jahre später, lässt sich mit nicht gekannter Tiefenschärfe nachvollziehen, wie die Sieger von Stalingrad die Schicksalsschlacht an der Wolga erlebten.« *Michael Sontheimer, Der Spiegel*

»Dass Jochen Hellbeck diesen Schatz geborgen hat, ist eine große Leistung.« *Christian Hartmann, Frankfurter Allgemeine Zeitung*

»Tatsächlich existiert bis heute vielfach ein stereotypes Bild des Rotarmisten: roh, triebhaft, ein so gefährliches wie anonymes Massenwesen. Hellbeck präsentiert in seinem Buch erstmals Dokumente, die dem eine authentische russische Perspektive der Stalingrader Schlacht entgegensetzen.« *Martin Hubert, Deutschlandradio*

Umschlaggestaltung:  
buxdesign | München  
Umschlagabbildung:  
RIAN/Alexander Kapustjanski

[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)  
ISBN 978-3-596-19522-0



9 783596 195220

€ (D) 14,99 € (A) 15,50

FISCHER





## Die Stalingrad-Protokolle

Die Sowjetische Kriegsmaschine bröckelt  
vor der Schlacht

Bis heute wird «Stalingrad», der Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs, vorwiegend aus einer stilisierten deutschen Opfersicht geschildert, auch weil bislang authentische russische Stimmen fehlen. Dies hat sich durch den spektakulären Fund des Russlandhistorikers Jochen Hellbeck geändert: Hunderte Seiten Gesprächsprotokolle, die über Jahrzehnte in russischen Archiven unter Verschluss waren. Sie ermöglichen eine ganz neue Sicht auf die Schlacht: einfache Soldaten, Generäle, Kampfflieger und Sanitäterinnen berichteten schon während der Kämpfe einer Historikerkommission von ihren Erlebnissen – offen, ungeschminkt, hautnah. Eine umfassende Neubewertung des verzweifelten russischen Kampfes ums Überleben der Heimat.

*Jochen Hellbeck*, geboren 1966 in Bonn, hat in Berlin, Leningrad, Bloomington und New York Geschichte und Slawistik studiert und lehrt an der Rutgers University (USA). Veröffentlichungen u.a.: ‚Tagebuch aus Moskau 1931-1939‘ (1996), ‚Autobiographische Praktiken in Russland‘ (2004), ‚Revolution on My Mind: Writing a Diary under Stalin‘ (2006).

*Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Jochen Hellbeck

# **Die Stalingrad-Protokolle**

**Sowjetische Augenzeugen berichten  
aus der Schlacht**

Übersetzung der Protokolle aus dem Russischen  
von Christiane Körner und Annelore Nitschke

FISCHER Taschenbuch



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C019821

Autor und Verlag danken der Fritz-Thyssen-Stiftung  
für die Unterstützung der Forschungen zu diesem Band und die grosszügige  
Förderung der Übersetzung.

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Juni 2014

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-19522-0

Eingesannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## Inhalt

<b>Einführung</b>	9
Entscheidungskampf	11
Deutungen der Schlacht	19
Revolutionsarmee	31
Die Stadt Stalins	36
Vorkriegszeit	39
Armee und Partei im Krieg	43
Kommandeur und Kommissar	51
Nahaufnahme	56
Die Helden-Strategie	61
Gute und schlechte Soldaten	66
Formen des Kämpfens	75
Menschen im Krieg	82
Historiker der Avantgarde	86
Die Kommission in Stalingrad	97
Die Protokolle	102
Quellenauswahl und editorische Prinzipien	105
<b>Der soldatische Chor</b>	109
Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner	111
Die Küchenarbeiterin Agrafena Posdnjakowa	165
Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision	175
Wassili Grossmans «Hauptstossrichtung»	235
Landung bei Latoschinka	249
Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus	273
<b>Neun Erzählungen vom Krieg</b>	317
Armeegeneral Wassili Tschuikow	319
Gardedivisionsgeneral Alexander Rodimzew	349
Krankenschwester Vera Gurowa	372

Oberleutnant aus Odessa: Alexander Awerbuch	379
Regimentskommandeur Alexander Gerassimow	389
Der Geschichtsdozent: Hauptmann Nikolai Axjonow	399
Scharfschütze Wassili Saizew	429
Ein einfacher Rotarmist: Alexander Parchomenko	451
Feindpropagandist: Hauptmann Pjotr Sajontschkowski	457
<b>Die Deutschen sprechen</b>	483
Die gefangenen Deutschen im Februar 1943	485
Ein deutsches Tagebuch aus dem Kessel	514
<b>Krieg und Frieden</b>	523
<b>Anhang</b>	537
Karten	539
Archive und Bildquellen	542
Anmerkungen	543
Danksagung	600
Register	603



## Einführung

Ende Dezember 1942 reiste eine Gruppe von Moskauer Historikern nach Stalingrad, um aus nächster Nähe das grosse Ringen zwischen der Wehrmacht und der Roten Armee zu verfolgen. Einen Monat zuvor war es der sowjetischen Militärführung gelungen, mehr als 300'000 Soldaten der Deutschen und ihrer Verbündeten einzukesseln. Die Historiker aus Moskau wollten die seit dem Sommer anhaltende Schlacht, die von der Weltöffentlichkeit mit angehaltenem Atem verfolgt wurde, für die Nachwelt festhalten. Sie besuchten in den folgenden Tagen verschiedene Frontabschnitte in der umkämpften Stadt, das Stahlwerk «Roter Oktober» im Norden, den Gefechtsstand von General Tschuikow<sup>1</sup> am Steilufer der Wolga und die Siedlung Beketowka am südlichen Stadtrand. In Schützengräben und Unterständen sprachen sie mit Kommandeuren, Offizieren und Soldaten der Roten Armee. Eine mitgereiste Stenographin brachte die Gesprächsprotokolle zu Papier.

Noch während die Interviews geführt wurden, unterbreitete die sowjetische Armeeführung dem Befehlshaber der eingeschlossenen 6. Armee, Generaloberst Paulus<sup>2</sup>, ein Kapitulationsangebot. Auf Hitlers Anweisung schlug Paulus das Angebot aus. Am Morgen des 10. Januar 1943 begann die sowjetische Schlussoffensive, Operation «Ring», mit einem einstündigen Trommelfeuer aus 7'000 Raketenwerfern, Geschützen und Mörsern.<sup>3</sup> Einen Tag vorher waren die Historiker abgereist. Sie kehrten im Februar zurück, wenige Tage nach dem Ende der Vernichtungsschlacht und der Kapitulation der gegnerischen Soldaten, um die Gespräche fortzusetzen. In den darauffolgenden Wochen und Monaten führten sie zahlreiche weitere Interviews und protokollierten die Gespräche mit insgesamt 215 Augenzeugen der Schlacht: Generälen, Stabsoffizieren, Truppenkommandeuren und einfachen Rotarmisten, Kommissaren und kommunistischen Agitatoren, Matrosen der Wolga-Kriegsflottille und Sanitäterinnen sowie einer

## 10 Einführung

Reihe von Zivilisten, unter ihnen Ingenieure, Arbeiter und eine Küchenangestellte, die in der zerbombten Stadt ihrer Arbeit nachgingen oder um ihr Überleben gekämpft hatten.

Die Berichte führen den Leser näher an das Schlachtgeschehen heran und vermitteln ein plastischeres und tiefenschärferes Bild von den Handlungen, Gedanken und Gefühlen sowjetischer Kriegsteilnehmer als jede andere bekannte Quelle. Soldaten erzählen aus ihrem Leben in freier Rede, einige in bäuerlichem Idiom. Man meint mitunter, einem Tonband zuzuhören, so reichhaltig teilt sich das Kolorit der sprechenden Zeitzeugen mit. Die Menschen erzählen von ihrer Herkunft, ihrem Weg in den Krieg und ihren soldatischen Aufgaben. Offen und hautnah am Kampfgeschehen beschreiben sie Momente des Schreckens ebenso wie erhebende Kampfhandlungen, erörtern sie Stärken und Schwächen der sowjetischen Kriegführung, sprechen über erworbene Auszeichnungen und schildern die Handlungen von «Helden» und «Feiglingen» in ihrem Kampfverband. Einzigartig sind die Gespräche auch deshalb, weil die Historiker in Stalingrad nacheinander viele Menschen interviewten, die Seite an Seite gekämpft hatten, und die einzeln befragten Soldaten in ihren Gesprächen aufeinander Bezug nahmen. Authentisch und differenziert beschwören die Interviews in ihrer Gesamtheit eine Einheit von Ort, Zeit und Handlung, wie man sie sonst nur aus Dramen oder Romanen kennt.

Die Historiker, die der «Kommission zur Geschichte des Vaterländischen Krieges» unter Federführung des Moskauer Geschichtswissenschaftlers Isaak Minz<sup>4</sup> angehörten, führten ihre Gespräche in systematischer Absicht. In einigen Fällen kommen Dutzende von Angehörigen einer Division zu Wort: der Kommandeur und sein Politstellvertreter, Stabsoffiziere, Regimentskommandeure, Kompanieführer sowie einfache Soldaten. In diesem Band aufgenommen sind die Gespräche mit 24 Soldaten der 308. Schützendivision, die im September erfolglos und unter hohen Verlusten nordwestlich der Stadt gekämpft hatte, bevor sie nach Stalingrad verlegt wurde und die Geschützfabrik «Barrikaden» gegen die vordringenden Deutschen verteidigte. Auf dem Gelände der Fabrik «Roter Oktober» sprachen die Historiker mit Ingenieuren, die bereits den Wiederaufbau des zerstörten Stahlwerks planten. Mehr als 20 Soldaten aus der 38. Schützenbrigade gaben zu Protokoll, wie sie Generalfeldmarschall Paulus und den Stab der 6. Armee aufgespürt und gefangen genommen hatten; ein jeder schildert einen Teil des Gesamtgeschehens, und ein jeder aus seiner subjektiven Perspekti-

## Entscheidungskampf 11

ve. So entsteht aus der Summe der individuellen Erzählprotokolle ein fein gerastertes, multiperspektivisches Bild von Soldaten im Schlachtgeschehen. Das Bild beeindruckt nicht nur durch seine Plastizität, es zeigt auch geteilte Erfahrungsräume auf und macht auf plausible Art deutlich, wie die Rote Armee als Kampfverband funktionierte.

Für jedes Kriegsgeschehen kommt der Fund eines so umfangreichen, zeitnahen und kompakten Konvoluts von Gesprächsprotokollen einer Sensation gleich. Zu Recht hat die Entdeckung von zahlreichen Abhörprotokollen von Wehrmachtsoffizieren und -Soldaten in englischen und US-amerikanischen Kriegsgefangenenlagern für viel Aufmerksamkeit gesorgt.<sup>5</sup> Im sowjetischen Fall hat ein solcher Fund ganz besonderes Gewicht, weil der Zugang zu persönlichen Dokumenten aus der Kriegszeit nach wie vor sehr eingeschränkt ist.<sup>6</sup> Wegen ihrer Vielschichtigkeit und Offenheit wurden die Protokolle nach ihrer Herstellung sofort wieder unterdrückt. Die Historikerkommission, die nicht nur in Stalingrad, sondern auch an vielen anderen Frontbereichen insgesamt mehrere tausend Kriegsteilnehmer befragte und mit ihren Interviewprotokollen den Grund für eine umfassende Dokumentation des «Grossen Vaterländischen Krieges» legte, stellte wenige Jahre nach Kriegsende ihre Arbeit ein. Dann löste sie sich in Luft auf. Die von ihr gesammelten Dokumente unterlagen einem Publikationsverbot und verschwanden im Archiv. Kaum jemand weiss heute von der Existenz dieser umfassenden Sammlung.<sup>7</sup> Die Veröffentlichung der Stalingrad-Protokolle 70 Jahre nach ihrer Entstehung ermöglicht es nun, in die verschüttete Zeit des Kriegs einzudringen und sowjetische Soldaten und andere Kriegsteilnehmer als denkende und fühlende Menschen vorzustellen.

## Entscheidungskampf

Die Schlacht um Stalingrad markiert einen Wendepunkt im Zweiten Weltkrieg. Von ihren Führern Hitler und Stalin angehalten, keinen Schritt zurückzuweichen, kämpften riesige Armeeverbände über sechs Monate hinweg um den Besitz der Stadt, die den Namen des sowjetischen Diktators trug. Die Schlacht endete mit der Einkesselung und Vernichtung einer gesamten deutschen Feldarmee. Es war die bislang grösste Niederlage in der

## 12 Einführung

deutschen Militärgeschichte. Im Moment der Niederlage erschien Stalingrad hellsichtigen Deutschen wie ein Zeichen an der Wand.<sup>8</sup> Aus sowjetischer Sicht markierte Stalingrad den bisher grössten Sieg über die deutschen Besatzer. Im Zuge der Schlacht rückte die Handlungsinitiative im Krieg von der deutschen auf die sowjetische Seite. Nach Stalingrad ging es fast nur noch nach Westen, Richtung Berlin.

Nach den zum Stehen gekommenen deutschen Angriffen auf Leningrad, Moskau und Sewastopol im Herbst 1941 und den sowjetischen Gegenoffensiven im Winter plante Hitler für das zweite russische Kriegsjahr eine umfassende Sommeroffensive unter dem Decknamen «Operation Blau». Sie begann am 28. Juni 1942 mit einem Grossangriff an der russisch-ukrainischen Südfront und sollte Deutschland in den Besitz wichtiger Rohstoffquellen bringen – der Kohlegebiete vom Donbass und der Ölfelder von Maikop, Grosny und Baku. Die Panzer- und motorisierten Infanterieverbände der Deutschen kamen rasch voran; ihre Zangenbewegungen griffen jedoch meist ins Leere, weil sich die Divisionen der Roten Armee rasch zurückzogen und so vor der Einschliessung retten konnten. Im Glauben, dass sich die gegnerischen Truppen bereits auflösten, spaltete Hitler seine angreifenden Verbände in zwei Teile auf. Heeresgruppe A sollte geradewegs auf den Kaukasus zustossen, Heeresgruppe B nach Nordosten abdrängen und Flankensicherung üben. Die Speerspitze in der Heeresgruppe B bildete die 6. Armee von Generaloberst Paulus. Unterstützt von rumänischen Verbänden, erhielt sie den Auftrag, die Industriestadt Stalingrad an der Wolga zu erobern.

Zu diesem Zeitpunkt mochte auch sowjetischen Beobachtern scheinen, dass der Krieg bereits entschieden war. Ein Blick auf die Landkarte verdeutlichte den Ernst der Lage: «Dieser Krieg im Süden, am Unterlauf der Wolga, schafft ein Gefühl, als wäre ein Messer tief in den Leib gerammt worden», notierte der Schriftsteller Wassili Grossman<sup>9</sup> im August 1942 in seinem Tagebuch.<sup>10</sup> Die sowjetische Führung reagierte nun mit härtesten Massnahmen. Als Rostow am Don fast kampfflos in deutsche Hände fiel, erliess Stalin den berüchtigten Befehl Nr. 227 «Keinen Schritt zurück».<sup>11</sup> Jeder, der fortan ohne ausdrücklichen Befehl vor dem Feind zurückwich, sollte als «Vaterlandsverräter» behandelt werden. Deserteure waren an Ort und Stelle zu erschiessen. In der Schlacht um Stalingrad kam dieser drakonische Befehl erstmals zur Anwendung. Stalingrad erstreckt sich wie ein Band vierzig Kilometer längs des Westufers der Wolga. «Keinen Schritt

zurück» bedeutete für die Verteidiger der Stadt, dass es für sie hinter der Wolga keine Rückzugszone gab.

Vom Beginn der Schlacht an schärfte die sowjetische Führung ihren Kämpfern den Symbolwert von Stalingrad ein. Viele Verteidiger der Stadt wussten, dass Stalin hier im russischen Bürgerkrieg die Feinde des Sowjet-systems zurückgeschlagen hatte; daher trug die Stadt auch seinen Namen. Stalingrad nun den Deutschen zu überlassen hiesse, den Mythos, der sich um die Stadt und ihren Namensgeber rankte, zu beschädigen; es durfte nicht geschehen. Aus demselben Grund besass die Stadt auch für Hitler eine herausragende Bedeutung. Er baute auf den psychologischen Schlag, den ihre Eroberung Stalin versetzen würde, und stilisierte den deutschen Angriff frühzeitig zu einem Entscheidungskampf zwischen den verfeindeten weltanschaulichen Systemen. Am 20. August 1942 notierte Joseph Goebbels<sup>12</sup> in seinem Tagebuch, dass der «Führer» die Stadt «besonders auf Nummer genommen» habe. «Es soll hier kein Stein auf dem anderen bleiben.»<sup>13</sup>

Bereits im westlichen Donbogen weit vor der Stadt stiess die deutsche 6. Armee auf schweren Widerstand der sowjetischen 62. Armee. Die Deutschen machten 57'000 Gefangene und überquerten den Don am 21. August. Am 23. August erreichten die ersten deutschen Panzer 70 Kilometer entfernt die Wolga nördlich von Stalingrad und riegelten den Zugang zur Stadt vom Norden her ab. Moskau war alarmiert. Stalin ernannte drei Tage später General Georgi Schukow<sup>14</sup> zum Stellvertretenden Oberkommandieren der sowjetischen Streitkräfte und übertrug ihm die Verantwortung für die Kämpfe vor Ort.<sup>15</sup>

Bei Kriegsausbruch zählte Stalingrad knapp 500'000 Einwohner. Als Industriezentrum und Waffenschmiede spielte es eine wichtige kriegswirtschaftliche Rolle. Stalingrad galt auch als eine sichere Stadt weit hinter der Front und war im Sommer 1942 von Flüchtlingen überlaufen. Vergeblich ersuchten städtische Funktionäre Stalin um Erlaubnis zur Evakuierung ihrer Betriebe und der Zivilbevölkerung. Der *Prawda-Redakteur* Lasar Brontman war bei einem der Gespräche zugegen und hielt in seinem Tagebuch fest, wie «der Chef [Stalin] mit finsterner Miene entgegnete: ‚Wohin jetzt noch evakuieren? Die Stadt muss gehalten werden. Schluss!‘ Und schlug mit der Faust auf den Tisch.»<sup>16</sup> Erst nachdem eine deutsche Bomberflotte die Stadt in Schutt und Asche gelegt hatte, wurde das Evakuierungsverbot für Frauen und Kinder aufgehoben.

Nach den zweiwöchigen Bombenangriffen traten die deutschen Truppen

## 14 Einführung

zum Sturm auf die Stadt an. Am 14. September brach ein Regiment in der Innenstadt zur Wolga durch.<sup>17</sup> In den schweren Strassen- und Häuserkämpfen der darauffolgenden Wochen wurden die Soldaten der 62. Armee überall in der Stadt bis ans Wolgaufer zurückgedrängt. Den Stosstrupps der Wehrmacht folgten die deutschen Besatzungsbehörden, die in Stalingrad Kommandanturen errichteten, Kommunisten und Juden erschossen und die Deportierung der Zivilbevölkerung in die Wege leiteten. Auf der Gegenseite hielten die im westlichen Steilufer eingegrabenen sowjetischen Verteidiger bald nur noch mehrere Brückenköpfe. Sie wurden über den Fluss mit Nachschub an Soldaten und Waffen versorgt und erhielten Artillerieunterstützung von der östlichen Flussseite. Die in Stalingrad kämpfende 62. Armee war Teil der Südostfront<sup>18</sup>, kommandiert von Generaloberst Andrei Jerjomenko<sup>19</sup>, die aus den südlich der Stadt stationierten 64., 57. und 51. Armee, der 8. Luftflotte, den Schiffen und Matrosen der Wolga-Flottille sowie nördlich und nordwestlich von Stalingrad aus der 1. Gardearmee, der 24. und der 66. Armee bestand. Die letztgenannten Armeen unternahmen im September wiederholte vergebliche Versuche, den deutschen Nordriegel zu sprengen und zu den Verteidigern der Stadt durchzubrechen.

Der Plan zu einer umfassenden sowjetischen Gegenoffensive reifte Mitte September, während der kritischsten Phase der Verteidigung von Stalingrad. In Stalins Beisein schlugen Schukow und Generalstabschef Alexander Wassilewski<sup>20</sup> eine Operation vor, die das deutsche Vorbild der tiefen Umfassungsmanöver übernahm. Die kommenden zwei Monate dienten der Ausarbeitung dieses Plans: Eine zusätzliche Front unter dem Kommando von General Watutin (die Südwestfront) bezog heimlich Stellung am oberen Donverlauf, die bei Stalingrad kämpfenden Armeen (seit Ende September in zwei Fronten aufgeteilt: die Don-Front unter Kommando von Generalleutnant Konstantin Rokossowski<sup>21</sup> und die Stalingrader Front unter Jerjomenkos Kommando) wurden mit Soldaten und Ausrüstung aufgestockt. Der deutschen Feindaufklärung entgingen diese Manöver nicht, doch massen die Nachrichtendienste ihnen keine besondere Bedeutung bei, weil sie die wirtschaftlichen und Menschenreserven der Sowjetunion für erschöpft hielten.<sup>22</sup>

Auch nach einer Reihe von massierten Vorstößen im Oktober gelang es der 6. Armee nicht, Stalingrad vollständig in Besitz zu nehmen. Deutsche Beobachter suchten nach Erklärungen für den unerwartet erbitterten Wider-

stand des Gegners. Die SS-Zeitung *Das Schwarze Korps* widmete dieser Frage ihren Leitartikel vom 29. Oktober 1942. Er begann mit einer Einschätzung des sowjetischen Kampfgeists: «Die Bolschewisten greifen an bis zur totalen Erschöpfung, und sie verteidigen sich bis zur physischen Vernichtung des letzten Mannes und der letzten Waffe. [...] Der einzelne Mann kämpft mitunter auch dann noch, wenn er nach Menschenermessen nicht mehr kämpfen kann.» Alles, was die Soldaten der Wehrmacht auf ihren Feldzügen in Europa und Nordafrika erlebt hatten, nehme sich aus «wie ein kindliches Spiel gegen das Elementarereignis des Krieges im Osten». Die Zeitung erklärte diesen Unterschied mit den Gesetzen der Rassenbiologie: Die sowjetischen Soldaten gehörten einer anderen «Art» an; sie entstammten einem «niederen, dumpfen Menschentum», das nicht in der Lage sei, «den Sinn des Lebens zu erkennen und das Leben zu schätzen». Aufgrund dieser fehlenden menschlichen Qualitäten kämpften die Rotarmisten mit einer Todesverachtung, die dem kulturell hochstehenden Europäer fremd sei. Die SS-Zeitung malte abschliessend aus, welche Bedrohung die «Macht der entfesselten Minderwertigkeit» für Europa enthalte, und erhob die Schlacht um Stalingrad zu einer weltgeschichtlichen Schicksalsfrage: «An uns liegt es, zu entscheiden, ob wir überhaupt Menschen bleiben dürfen.»<sup>23</sup>

Am 19. November 1942 startete die als «Operation Uranus» kodierte sowjetische Grossoffensive mit einem Aufgebot von über einer Million Soldaten. Sie begann mit einem Vorstoss von motorisierten Verbänden durch die von rumänischen Truppen gehaltenen Donhöhen 150 Kilometer westlich von Stalingrad. Die sowjetische Panzerspitze vereinigte sich am 24. November in Kalatsch mit den am 20. November südlich von Stalingrad nach Westen vordringenden Panzerdivisionen von Jerjomenko. Die Deutschen und ihre Verbündeten waren eingekesselt.

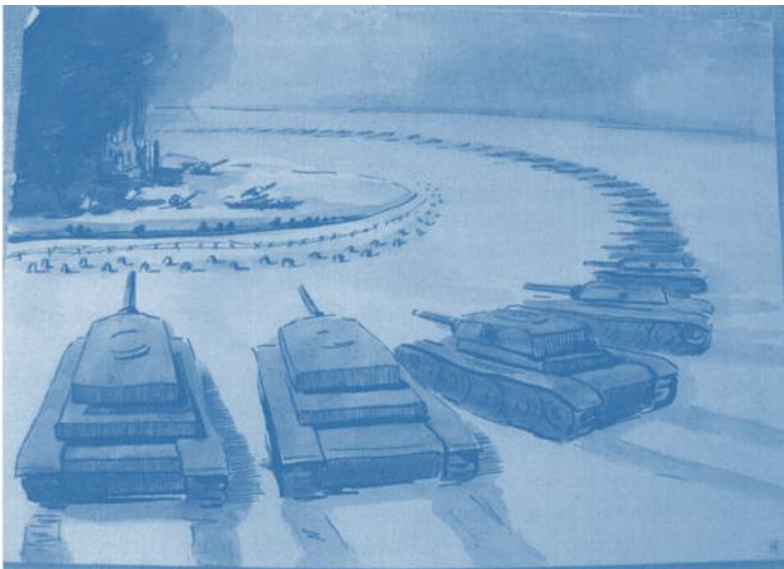
Der Oberbefehlshaber der 6. Armee erwog einen Ausbruch seiner eingeschlossenen Truppen. Hitler stellte sich dem entgegen und ordnete an, die «Festung Stalingrad» um jeden Preis zu halten. Eine Luftbrücke sollte die eingekesselten Soldaten mit Nahrung und Munition versorgen. Das Schema war nicht neu. Als die Rote Armee im Dezember 1941 den Gegenangriff vor Moskau startete, erliess Hitler, der sich soeben zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt hatte, einen «Halte-Befehl», der unter drastischer Straf-

## 16 Einführung

androhung den deutschen Truppen jegliches Zurückweichen untersagte. Hitler umgab sich mit dem Nimbus des willensstarken Truppenführers, der seine bisweilen «nervenschwachen» und «pessimistischen» Generäle in Schach hielt, und er führte es auf seinen Befehl zurück, dass die deutsche Ostfront trotz der heftigen Attacken der Roten Armee im Dezember und Januar nicht einbrach.<sup>24</sup>

Im Januar 1942 gelang es der Roten Armee weiter im Norden bei Demjansk am Ilmensee, sechs deutsche Divisionen mit fast 100'000 Soldaten einzukesseln. Die Soldaten im Kessel von Demjansk wurden über zwei Monate aus der Luft versorgt, bevor eine Entsatzoperation Ende März den Kessel von aussen her sprengte. Es gab also einen erfolgreichen Präzedenzfall für die Luftversorgung eines Kessels. Am 27. November schloss Paulus den Tagesbefehl des Oberkommandos der 6. Armee an die eingeschlossenen Soldaten mit dem Satz: «Drum haltet aus, der Führer haut uns raus!»<sup>25</sup>

Schlechte Witterung und heftiger sowjetischer Beschuss führten dazu, dass die Versorgung des Stalingrader Kessels aus der Luft lückenhaft blieb, so dass die anfangs über 300'000 eingeschlossenen Soldaten zusehends an



Operation Ring. Sowjetische Kriegszeichnung.



Nahrungs- und Munitionsknappheit litten. «Operation Wintergewitter» (12. bis 23. Dezember 1942), der von General von Manstein<sup>26</sup> geleitete Versuch, den Kessel durch einen Panzervorstoss von Südwesten her zu sprengen, blieb nach heftiger sowjetischer Gegenwehr auf halbem Weg stecken. Zeitgleich startete die Rote Armee weiter westlich am Don eine Offensive («Kleiner Saturn») mit dem Ziel, bis nach Rostow im Süden durchzubrechen. Damit sollte nicht nur der deutsche Entsatzangriff vereitelt, sondern die gesamte Heeresgruppe einschliesslich der 400'000 im Kaukasus stationierten Truppen abgeschnitten werden. Diese Ziele wurden teilweise erreicht. Manstein brach «Operation Wintergewitter» ab; es gelang ihm aber auch, die Kaukasusarmee vor der drohenden Einschnürung zu bewahren.

Die sowjetische Führung startete Ende November eine massive Propagandaaktion, um die Deutschen und ihre Verbündeten zum Aufgeben zu bewegen. Hunderttausendfach beschrieben deutsch-, rumänisch- und italienischsprachige Flugblätter die aussichtslose Lage. Eine Delegation deutscher Kommunisten im Moskauer Exil reiste nach Stalingrad, um per Lautsprecher auf ihre Landsleute auf der anderen Seite der Front einzuwirken – ohne Ergebnis. Am 6. Januar – zwei Wochen nach dem Abbruch von Mansteins Entsetzungsversuch – unterbreitete General Rokossowski dem deutschen Armeeoberkommando ein ehrenhaftes Kapitulationsangebot. Paulus musste es auf Hitlers Geheiss ignorieren.

Die Schlussoperation zur Zerschlagung des Kessels, «Operation Ring», begann am 10. Januar 1943. Von Westen her drängten Soldaten der Don-Front den Gegner allmählich in den Stadtbereich von Stalingrad zurück. Gleichzeitig intensivierte die 62. Armee vom Wolgaufer aus ihre Angriffe. Am 26. Januar vereinigte sie sich mit der Don-Front. Das Treffen fand auf dem Mamajew-Hügel statt, einer über Monate hinweg heftig umkämpften strategischen Höhe hinter dem Fabrikbezirk. Die Deutschen in Stalingrad waren nun in einen Nord- und einen Südkessel aufgespalten. Im Verlauf der Kesselschlacht wiederholt zur Aufgabe seines Quartiers gezwungen, suchte Generaloberst Paulus mit seinem Stab am 26. Januar Zuflucht beim Divisionsstab der 71. Infanteriedivision, jener Division, die im September in Stalingrad als erste die Wolga erreicht hatte. Der Divisionsstab war im Keller des Kaufhauses am «Platz der Gefallenen Kämpfer» untergebracht. Am 30. Januar hielt Hermann Göring<sup>27</sup> aus Anlass des zehnten Jahrestags

## 18 Einführung

der nationalsozialistischen Machtergreifung eine Radioansprache, die auch von den Soldaten in Stalingrad empfangen werden konnte. Göring verglich die deutschen Soldaten in Stalingrad mit den Helden des Nibelungenlieds. Gleich ihnen, die in einem «Kampf ohne gleichen ... in einer Halle aus Feuer und Brand ... kämpften und kämpften bis zum Letzten», würden – ja sollten – die deutschen Stalingrader kämpfen, «denn ein Volk, das so kämpfen kann, muss siegen». In der Nacht zum 31. Januar traf ein Funkspruch aus dem Führerhauptquartier mit der Ernennung von Paulus zum Generalfeldmarschall ein. Die Beförderung war eine von allen Beteiligten verstandene Aufforderung Hitlers an Paulus, Selbstmord zu begehen, denn noch nie zuvor war ein deutscher Generalfeldmarschall in feindliche Hände geraten. Paulus tötete sich nicht.

In den Morgenstunden des 31. Januar hatten sowjetische Soldaten der 64. Armee den «Platz der Gefallenen Kämpfer» umstellt. Ein deutscher Offizier gab sich ihnen als Parlamentär zu erkennen und bot Kapitulationsverhandlungen an. Eine Gruppe von Rotarmisten wurde in den Keller eskortiert, wo sie auf den versammelten Armeestab von Paulus traf (die Begegnung ist in diesem Buch ausführlich beschrieben). Mehrere Stunden später legten die deutschen Soldaten im Südkessel ihre Waffen nieder, in der Traktorenfabrik im Nordkessel wurde noch bis zum 2. Februar gekämpft. Seit Beginn der sowjetischen Gegenoffensive waren 60'000 deutsche Soldaten im Kessel von Stalingrad gestorben. 113'000 deutsche und rumänische Überlebende gerieten in sowjetische Gefangenschaft, viele von ihnen verletzt oder stark geschwächt. Insgesamt kostete die Schlacht und die ihr nachfolgende Gefangenschaft 295'000 deutschen Soldaten das Leben (190'000 Gefallene und 105'000 in Gefangenschaft Verstorbene). Auf der Gegenseite kamen bei der Verteidigung von Stalingrad und der sich ihr anschließenden Offensive nach konservativsten Schätzungen 479'000 Rotarmisten ums Leben. Ein Forscher geht von einer sowjetischen Todesbilanz von über einer Million Rotarmisten aus.<sup>28</sup>

Die Antwort der nationalsozialistischen Machthaber auf den Untergang der 6. Armee war noch mehr Propaganda und Massenmobilisierung. Das in Stalingrad gebrachte Opfer sollte anspornen, die nun westwärts strömende «rote Flut» zu stoppen. Kaum war die dreitägige Staatstrauer verstrichen, rief Joseph Goebbels unter frenetischem Beifall seiner parteitreuen Zuhörer alle Deutschen zum «totalen Krieg» auf. Jetzt, wo die «bol-

## Deutungen der Schlacht 19

schewistischen Horden» aus «Asien» nach «Europa» einzubrechen drohten, gewannen die von NS-Ideologen geschürten Schreckbilder an Glaubwürdigkeit und schien es für die verängstigte Bevölkerung keinen anderen Ausweg zu geben als mit dem Regime weiterzukämpfen. Mit noch grösserer Intensität tobte der Krieg zwei Jahre weiter.

Auch die sowjetische Seite intensivierte den politischen Druck. Die gefangenen deutschen Generäle und Offiziere wurden in Sonderlager gebracht und aufgefordert, sich öffentlich von Hitler loszusagen. Die geläuterten Offiziere mit Paulus an ihrer Spitze sollten eines Tages die Repräsentanten eines neuen sowjetfreundlichen Deutschlands werden. Die meisten anderen Kriegsgefangenen wurden in gewöhnliche Arbeitslager gebracht, wo sie kaum zu essen bekamen und medizinisch schlecht versorgt wurden. Bis Juli 1943 waren drei Viertel aller deutschen Kriegsgefangenen in sowjetischem Gewahrsam gestorben.

Als die Rote Armee die Stadt von den Deutschen zurückeroberte, zählte sie in Stalingrad 7'655 überlebende Bewohner.<sup>29</sup> Aufräumarbeiten in den Ruinen leiteten den Wiederaufbau der Stadt ein. Dabei wurden Massengräber mit von den deutschen Besatzern erschossenen und erhängten Stadtbewohnern entdeckt. Mehrere tausend gefangene Deutsche wurden schon im Februar 1943 in Stalingrad zum Leichenräumen und zum Entschärfen von Bomben und Minen eingesetzt. Die Stadt wurde in den folgenden Jahren auch mit den Händen der kriegsgefangenen Gegner wiedererrichtet.<sup>30</sup>

Stalin würdigte den sowjetischen militärischen Erfolg auf mehrfache Weise. Im Juli 1942 hatte sein Befehl Nr. 227 die Kommandeure noch für ihren Kleinmut und ihre Disziplinlosigkeit gescholten. Im Februar 1943 sprach Stalin der Armee sein Lob aus, nannte sie eine «Kaderarmee». Vier der an der Schlacht von Stalingrad beteiligten Armeen erhielten den begehrten Gardestatus: die 62., die 64., die 24. und die 66. Auch sich selbst belohnte Stalin für den Sieg: Er liess sich am 6. Februar 1943 zum Marschall der Sowjetunion ernennen.

## Deutungen der Schlacht

Vielfältig erforscht und hundertfach erzählt, bleibt die Schlacht von Stalingrad in den meisten deutschen und westlichen Darstellungen eine zutiefst germanozentrische Geschichte, mehr noch, die Geschichte eines deutschen Opfergangs.<sup>31</sup> Sie setzt häufig erst am 19. November 1942 ein, dem Beginn

## 20 Einführung



«Stalingrad 1943». *Fotografin: Natalja Bode*

der Einkesselung der 6. Armee, und macht durch diesen Schnitt die Aggressoren zu verzweifelten Verteidigern, zu Kälte und Hunger erduldenen Opfern.<sup>32</sup> Den deutschen Angriff auf Stalingrad und die lange Blutspur, die die 6. Armee auf ihrem Weg nach Stalingrad durch die ukrainischen Städte Berditschew, Kiew und Charkow zog, klammert diese Perspektive allein durch das Setzen der Chronologie aus.<sup>33</sup> Aber auch breiter gefasste Erzählungen, die bis zum Juni 1941 zurückreichen und in Einzelfällen die Stimmen von sowjetischen Zeitzeugen mit aufnehmen, folgen einer auf die Deutschen zugeschnittenen Dramaturgie, die sich in den drei Teilen des bekannten Fernsehfilms «Stalingrad: der Angriff – im Kessel – der Untergang» aus dem Jahr 2002 spiegelt.<sup>34</sup> Das menschliche Drama von Stalingrad wird häufig in vier Zahlen ausgedrückt: 300'000 eingekesselte Soldaten, 110'000 Überlebende, die in die sowjetische Gefangenschaft gingen, 6'000 Heimkehrer, die Letzten von ihnen mehr als 12 Jahre nach dem Ende der Schlacht. Die sowjetischen Verlustzahlen sind im Westen kaum bekannt. Im Unterschied zum Gesamtbild von der Wehrmacht an der Ostfront, das in den letzten beiden Jahrzehnten sehr kritisch und womöglich nicht ohne pauschale Überzeichnungen beleuchtet worden ist, hält sich bis heute eine bemerkenswert unkritische und insulare Sicht auf die Schlacht von Stalingrad, in der deutsche Soldaten primär als Opfer figurieren und die gegnerische Seite gar nicht oder nur kaum Erwähnung findet.

Im Laufe der Zeit hat sich das Augenmerk von Forschung und Öffentlichkeit auf unterschiedliche Akteure gerichtet. In den 1950er und 1960er Jahren stand die Figur des Stalingradkämpfers im Vordergrund, der bis zum letzten Atemzug für soldatische Werte einstand. Die Erinnerung an die «beispiellose Tapferkeit, Treue und Pflichterfüllung» der in Stalingrad «gefallenen, verhungerten, erfrorenen deutschen Soldaten», schrieb der ehemalige Generalfeldmarschall Erich von Manstein 1955, werde «die Zeiten überdauern», «wenn längst das Triumphgeschrei der Sieger verhallt, wenn die Klagen des Leides, der Zorn der Enttäuschten und Verbitterten verstummt sein werden».<sup>35</sup> Diese Erinnerung war weniger langlebig, als Manstein vermutete – mit den gesellschaftlichen Veränderungen, für die die Chiffre 1968 steht, und mit der Hinwendung eines Teils der historischen Forschung zur Alltagsgeschichte wurde der soldatische Held von Stalingrad vom Bild des Antihelden abgelöst. Im Blickpunkt dieser Forschung stehen einfache, sich in Feldpostbriefen zuweilen unbeholfen ausdrückende

## 22 Einführung

Soldaten, ahnungslose junge Menschen, die sich ins Kriegsgeschehen geworfen sehen und mit den epochalen Ambitionen des Naziregimes nichts gemein zu haben scheinen.<sup>36</sup>

Stalingrad markiert in der deutschen Erinnerung zuletzt auch Widerstand. Es gab tatsächlich Zusammenhänge zwischen der Schlacht und dem deutschen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime. Im Februar 1943 erschien das letzte Flugblatt der studentischen Widerstandsgruppe «Weisse Rose», das von Hans und Sophie Scholl an der Münchner Universität verbreitet wurde. Es enthielt einen Appell der «Toten von Stalingrad» an die Deutschen, sich endlich von der nationalsozialistischen Tyrannei zu befreien.<sup>37</sup> Der Appell verhallte jedoch, ebenso wie die von deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion verfassten Manifeste, die zum Widerstand gegen Hitler aufriefen. Wie sehr man hingegen deutschen Stalingrad-Veteranen Glauben schenken kann, die in ihren Memoiren behaupten, dass sie sich schon während der Schlacht von Hitler und dem Nationalsozialismus abgewandt hätten, steht auf einem anderen Blatt.<sup>38</sup> Fand diese Abkehr wirklich zum beschriebenen Zeitpunkt statt, oder war sie nicht vielmehr eine rückblickende Einsicht, die ihren Weg in die Memoiren fand? Eines steht fest: Zahlreiche Deutsche stemmten sich nach der Niederlage von Stalingrad im Einklang mit dem Regime noch entschiedener gegen die sich abzeichnende Wende im Krieg.<sup>39</sup>

Bei der Fokussierung auf Stalingrad als deutschem Drama und Erinnerungsort bleibt der Gegner unkonturiert. Gegen wen die Deutschen in Stalingrad kämpften, war ihnen während der Schlacht vielfach nicht klar, und dieselbe Unschärfe teilt sich in Nachkriegsdarstellungen mit. Der sowjetische Soldat war ein Massengegner, Horden erdfarbener Gestalten, mit «Urrä!-Schreien heranstürzend und vorangetrieben von pistolenfuchtelnden Kommissaren. Der Gegner, das war auch der ungreifbare Raum, die an Sibirien gemahnende Kälte. Von den Propagandisten des Dritten Reichs genährt, waren dies Bilder und Vorstellungen, die in amtliche militärgeschichtliche Studien der Nachkriegszeit einfließen – kein Wunder, waren es doch Leute wie Hitlers Generalstabschef Franz Halder<sup>40</sup>, die nun als Militärgeschichtler den Amerikanern das Verhalten «des russischen Soldaten» erklärten und dabei ihrem rassistisch unterlegten Antikommunismus treu blieben.<sup>41</sup>

Bis heute blieb auch deshalb unklar, wie genau auf der russischen Seite gekämpft wurde, welche kulturellen Prägungen Rotarmisten und andere Sowjetbürger in den Krieg brachten, was sie antrieb, gegen die übermächtig wirkenden Deutschen zu kämpfen und was Stalingrad für sie bedeutete. Sowjetische Studien sind hier wenig aufschlussreich, es sei denn, man nimmt ihre verherrlichenden Schilderungen der Schlacht zum Nennwert. Zwar verweisen sowjetische Geschichten der Schlacht auch auf etliche namentlich genannte soldatische Helden und ihre Taten, doch sind die individuellen Züge dieser Soldaten und der Kontext ihrer Handlungen nicht ausgeleuchtet. Eine Ausnahme bildet die militärstrategische Untersuchung der Schlacht von Stalingrad aus der Feder von Alexander Samsonow, einem Stalingrad-Veteranen. Sie ist im Übrigen die einzige grössere sowjetische Studie, die auch die deutsche Seite mit in Betracht nimmt.<sup>42</sup>

Die Öffnung vieler Archive seit dem Ende der Sowjetunion hat die Quellenlage zum «Grossen Vaterländischen Krieg» stark verbessert, mit der erheblichen Einschränkung, dass die riesigen Archivbestände des russischen Verteidigungsministeriums immer noch weitgehend verschlossen bleiben. Mit der Veröffentlichung von Protokollen von Telefongesprächen zwischen dem Oberkommando (*Stawka*) und einzelnen Frontkommandeuren, von Direktiven der Leitenden Politverwaltung der Roten Armee und von Stimmungsberichten aus Einheiten an der Front lässt sich das Kriegsgeschehen mittlerweile detailliert aus der Sicht der politischen und Militärführung schildern.<sup>43</sup> Erschienen sind ferner zahlreiche unzensierte Memoiren sowie Briefe und Tagebücher aus dem Krieg, darunter die besonders aufschlussreichen Tagebücher zweier Schriftsteller, die als Kriegsberichterstatter an der Stalingrader Front tätig waren: Wassili Grossman und Konstantin Simonow.<sup>44</sup> Dennoch ist das Gesamtbild relativ unscharf, nicht zuletzt aufgrund der Militärzensur, die dazu führte, dass die Feldpostbriefe von sowjetischen Rotarmisten, sofern sie überhaupt zugänglich sind, häufig genaue Ortsangaben ebenso vermeiden wie eine differenzierte Schilderung von Ereignissen und persönlichen Gedanken.<sup>45</sup> Auch fehlt es bis auf wenige Ausnahmen an Publikationen von geschlossenen Briefketten, die für erfahrungsgeschichtliche Forschungen besonders aufschlussreich wären.<sup>46</sup>

Vor diesem Hintergrund führen Historiker bis heute eine kontroverse Diskussion über die Motivation sowjetischer Soldaten im Krieg. Wie sehr kämpften sie aus freien Stücken, angeleitet von Heimatliebe, Loyalität zum

## 24 Einführung

sowjetischen System und zu Stalin persönlich? Wie sehr war ihr Einsatz bloss eine Folge von Gewaltandrohung und Zwang? Letzterer Ansicht ist Antony Beevor, dessen auflagenstarke Darstellung der Schlacht die «kaum glaubliche Unbarmherzigkeit des sowjetischen Systems» geisselt. Beevor schildert das Kampfgeschehen in Stalingrad nicht nur als eine Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Russen, sondern auch als einen Krieg, den die sowjetische Führung gegen ihre eigene Bevölkerung führte. Eine Zahl illustriert nach Beevors Ansicht ganz besonders den menschenverachtenden Charakter des Regimes: die «etwa 13'500» Exekutionen von kampfunwilligen Rotarmisten, die allein in der 62. Armee von General Tschuikow vollstreckt wurden. Beevor erwähnt diese Exekutionen bereits im Vorwort zu seinem Buch, und er beschliesst das Buch mit Gedanken an die unmarkierten Grabstellen der «Tausenden» auf Befehl von General Tschuikow bei Stalingrad hingerichteten sowjetischen Soldaten.<sup>47</sup> Allerdings kann er dies nicht überzeugend belegen. Der Militärgeschichtler John Erickson, auf den Beevor verweist, spricht ohne Angabe einer Belegstelle von 13'500 «angeblich» erschossenen Soldaten.<sup>48</sup> Neuere Quellenpublikationen zeigen hingegen, dass im Zeitraum vom 1. August bis zum 15. Oktober 1942, mithin der für die Rote Armee kritischsten Phase der Schlacht, an der Stalingrader Front, zu der die 62. Armee gehörte, 278 sowjetische Soldaten von den Sonderabteilungen der sowjetischen Geheimpolizei (NKWD) erschossen wurden.<sup>49</sup> Die hier veröffentlichten Interviewprotokolle stützen diese relativ niedrige Zahlenangabe.

Die von Beevor und anderen Forschern kolportierten Vorstellungen von Massenerschiessungen auf der sowjetischen Seite der Stalingrader Front wurden prägend für das aktuelle westliche Bild. Man denke etwa an den Kinofilm «Duell – Enemy at the Gates» (2001), der in seinen Eröffnungsszenen zeigt, wie die in Stalingrad eintreffenden Soldaten der 284. Schützendivision ohne ausreichende Waffen oder Munition an die Hauptkampflinie geworfen werden. Als der Angriff steckenbleibt und die Soldaten zurückrennen, werden sie von einer hinter ihnen aufgebauten Sperrabteilung des NKWD mit MG-Feuer niedergemäht. Wie wirklichkeitsfern dieses Bild ist, verdeutlichen viele Interviews in diesem Band, darunter zwei Gespräche mit Soldaten aus der 284. Schützendivision – mit Major Nikolai Axjonow<sup>50</sup> und dem bekannten Scharfschützen Wassili Saizew<sup>51</sup>, dem in «Enemy at the Gates» die Hauptrolle zufällt.



An Beevors Studie auffallend ist nicht nur die Deutschlastigkeit seiner Schlachtbeschreibung; das Buch ist auch von Propagandaklischees durchtränkt, die bis in die Zeit des Dritten Reichs zurückreichen. Den sowjetischen Verteidigungswillen bis zur Selbstaufgabe bezeichnet Beevor als «beinahe atavistisch» – ein Rückgriff auf das von Goebbels und anderen bemühte Bild vom primitiven Feind im Osten. Beevor ist auch davon überzeugt, erneut ohne Belege anzuführen, dass die sowjetischen Militärs in Stalingrad in steter Furcht vor ihren politischen Stellvertretern, den Kommissaren, lebten. Erneut zeigen die Stalingrader Protokolle, wie schief dieses Bild von der politisch unterdrückten Armee ist. Hingegen rühmt Beevor die Kultiviertheit und Ritterlichkeit der deutschen Offiziere und berauscht sich am Bild der «deutschen Artilleristen in ihren kurzen Hosen und mit ihren braungebrannten Oberkörpern». Sie «hatten durch das Heben von Granaten an Muskeln zugelegt und sahen wie Athleten in einem nationalsozialistischen Propagandafilm aus». <sup>52</sup> Hätte sich Beevor eingehender mit sowjetischen Perspektiven und Wahrnehmungen befasst, hätte er lesen können, wie die deutschen Eindringlinge im Sommer 1941 und dann erneut im darauffolgenden Sommer von sowjetischen Bürgern gerade wegen ihres halb nackten Auftretens als respektlos und unkultiviert wahrgenommen wurden. <sup>53</sup> Begriffe wie Kultur und Primitivität sind nichts anderes als schwebende, kulturkontingente Zuschreibungen.

Beschreibt Beevor die sowjetischen Soldaten als terrorisierte Subjekte, zeichnet die britische Historikerin Catherine Merridale sie in ihrer Sozialgeschichte der Roten Armee als betrogene Opfer. Während das Stalinregime den Rotarmisten vorspiegelte, dass sie einen Befreiungskampf gegen die nationalsozialistischen Eroberer führten, hielt es sie tatsächlich in einem Zustand dauerhafter Unterdrückung, ja Versklavung. <sup>54</sup> Merridale schildert anschaulich die Entbehrungen und die Nöte des soldatischen Alltags; weit weniger überzeugend gerät ihre Darstellung der soldatischen Kriegserfahrung. Die Autorin vermutet, dass die sowjetischen Soldaten zwei verschiedene Kriege erlebten: «Der eine, den sie allein kennen konnten, war der Krieg auf dem Schlachtfeld – der schrille, mit Granaten und beissendem Qualm, der schändliche, mit Angst und Rückzug. Der andere jedoch, der von Schriftstellern gestaltete, war ein Produkt der Propaganda.» <sup>55</sup> Die staatliche Ideologie, die mit moralischen Appellen arbeitete und einen gerechten Krieg verhieß, hatte nach Merridales Ansicht nichts mit dem primären sol-

## 26 Einführung

datischen Kriegserleben zu tun und wurde den Soldaten gewissermassen übergestülpt. Analytisch ist die Trennung zwischen Erfahrung und Ideologie fragwürdig, weil sie voraussetzt, dass es den Soldaten möglich war oder dass sie danach strebten, ihre persönliche Erfahrung ausserhalb der in der Armee eingebürgerten Werte und Sprachformen zu konzipieren. Die Trennung überzeugt auch deshalb nicht, weil die in Merridales Buch zu Wort kommenden Soldaten sich stark mit der öffentlichen Sprache und den Werten der Zeit identifizierten.<sup>56</sup>

Um einer «eigentlichen», von der staatlichen Ideologie befreiten soldatischen Erfahrung zur Sprache zu verhelfen, führte Merridale Dutzende Interviews mit sowjetischen Weltkriegsveteranen. Es entbehrt nicht der Ironie, dass sie sich anschliessend entschied, die meisten dieser Veteranenaussagen nicht zu verwenden, da sie ihrer Ansicht nach lediglich die offizielle Sicht des Krieges wiedergaben.<sup>57</sup> Die Veteranen schienen in einem falschen ideologischen Bewusstsein gefangen zu sein; ihr Pochen auf hohe moralische Werte und auf den patriotischen Krieg, in dem sie gekämpft hätten, fügte sich nicht in Merridales offenbar vorgefasstes Verständnis vom Krieg als einem Ort nur von Leid und verstörender Gewalt. Für Rotarmisten, die sich mit der Staatsführung, der Heimat oder sozialistischen Werten identifizierten, bot ihr Schema keinen Platz.

Wer, wie Merridale oder Beevor, die sowjetische Bevölkerung nur einseitig als vom System geknechtet darstellt, kann nicht überzeugend erklären, warum Millionen von Menschen in der Sowjetunion buchstäblich bis zum Umfallen gegen die Deutschen kämpften und arbeiteten. Neuere Studien von Bernd Bonwetsch, Jelena Senjawskaja, Amir Weiner, Lisa Kirschenbaum und Anna Krylova gehen der somit zentralen Frage nach, wie es dem Staat gelang, weite Teile der Bevölkerung für den Kriegseinsatz zu gewinnen, und welche geistigen und psychologischen Reserven dabei freigesetzt wurden. Sie zeigen die Beteiligung von Journalisten, Schriftstellern und Künstlern an der Schaffung und Verbreitung von mobilisierenden Parolen; sie untersuchen, wie die Zivilbevölkerung mit Hilfe der heroischen Appelle des Regimes den Nöten des Krieges einen Sinn abgewann, und sie machen deutlich, wie sich die Frontsoldaten im Verlaufe des Krieges als Akteure des Sowjetregimes zu verstehen begannen.<sup>58</sup>

Die Stalingrader Interviewprotokolle erlauben es nun erstmals, die

Stimmen von Rotarmisten, die bislang so gut wie unbekannt waren, in einer breiten Vielfalt und zahlreichen Schattierungen zu hören. Plastisch erkennbar werden Emotionen, Motive und Handlungen einzelner Soldaten.<sup>59</sup> In ihrer Gesamtheit fügen sich die Gespräche zu einem soldatischen Chor, der die von der neueren Forschung vertretene These vom Volkskrieg stimmgewaltig stützt. Die Soldaten sehen sich als aktive Teilnehmer des Kriegs, identifizieren sich mit dem Geschehen. Die Interviews vermitteln aber auch eine Einsicht, die den meisten westlichen Darstellungen des «Grossen Vaterländischen Krieges» zuwiderläuft: Sehr deutlich zeichnet sich in den Gesprächen die breite Präsenz und der enorme Einsatz der Kommunistischen Partei bei der ideologischen Konditionierung der Soldaten ab. Die Partei war in der Armee allgegenwärtig – als institutionelles Netz, in der Gestalt von politischen Führungsoffizieren und in Form von inhaltlichen Appellen. Bis hinunter zur Ebene von Kompanien durchdrang der Parteiapparat die Armee, schickte die Partei ihre Emissäre – Kommissare, Politruks<sup>60</sup>, Agitatoren<sup>61</sup>, Partei- und Komsomolsekretäre – in die Schützengräben, wo sie predigten, anspornten, nötigten, beruhigten, seelsorgten, erklärten, Sinn stifteten. Die Interviews zeigen fast in Echtzeit, wie dieser Apparat funktionierte, auf welche Weise er mobilisierte und wie er auf Krisensituationen reagierte. Die politischen Offiziere geisselten Anzeichen von Schwäche als «Feigheit» und konterrevolutionären «Verrat», zugleich predigten sie ein kommunistisches Verständnis von Angstkonditionierung, Selbstüberwindung und Heldentum und zeigten, wie man über sich hinauswuchs. Im Verbund mit der Geheimpolizei schnürte die Partei in der Armee ein eisernes Band, aber auch wenn sie strafe, tat sie dies in erzieherischer Absicht, belehrend, antreibend, umformend.

Die westliche Forschung hat die mobilisierende Rolle der Partei in der Roten Armee bislang nicht zur Kenntnis genommen, zum einen nicht, weil bislang nur normative Dokumente aus der Politischen Hauptverwaltung zur Verfügung standen, die wenig Einblick in die tägliche Arbeit des politischen Apparats erlauben; und zweitens, weil die Partei zumeist als eine allein repressive Macht verstanden wird und man ihre ideologische Arbeit lediglich als machtpolitische Demonstration sieht. Hinzu kommt die Ansicht vieler Militärhistoriker, dass die Kommunistische Partei das Militär bei seiner Arbeit behinderte und die Rote Armee erst dann an Schlagkraft gewann, als sich die politischen Offiziere aus der Armee zurückzogen.<sup>62</sup>

## 28 Einführung

Dieser Rückzug fand jedoch nie statt; im Gegenteil: Die politische Durchdringung der sowjetischen Armee nahm im Verlauf des «Grossen Vaterländischen Krieges» stetig zu.

Das vom amerikanischen Historiker Stephen Kotkin vorgetragene Verständnis von Macht und Ideologie im Kontext der frühen Sowjetzeit hilft auch bei der Ausleuchtung der Verhältnisse in der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg. Kotkins Lokalstudie zum «Aufbau des Sozialismus» in einer sowjetischen Industriestadt veranschaulicht, wie der kommunistische Staat Millionen von Zuwanderern und Flüchtlingen aus den Dörfern durch gezielte Sprech- und Verhaltensweisen zu «sozialistischen» Menschen umformte. Parteiagitatoren sorgten dafür, dass Arbeiter nicht nur ihre Norm erfüllten, sondern auch mit der politischen Bedeutung ihrer Arbeit im internationalen Klassenkampf vertraut wurden. Das Regime teilte die Menschen in «Stossbrigaden» ein und veranstaltete zwischen ihnen «sozialistische Wettbewerbe». Wer das von der Partei gesteuerte Vokabular des «bolshewistischen Sprechens» beherrschte, machte Karriere und konnte sich der Gesellschaft und der grossen Zukunft zugehörig fühlen, mit der das Regime nachdrücklich warb.<sup>63</sup> Die Verinnerlichung sozialistischer Werte, das machen Tagebücher und Briefe aus den dreissiger Jahren deutlich, geschah jedoch nicht allein auf Weisung der Partei; viele Sowjetbürger, vor allem die jüngeren und gebildeteren, verstanden die dreissiger Jahre als einen weltgeschichtlichen Entscheidungskampf zwischen dem aufstrebenden Kommunismus und dem krisengeschüttelten Kapitalismus (als dessen Teil sie den Faschismus begriffen) und versuchten aus eigenem Antrieb, ihr Leben in Einklang mit diesen hohen Anforderungen zu gestalten.<sup>64</sup> Weit verbreitet war die Einstellung, sich für den unausweichlichen Krieg zu wappnen.<sup>65</sup>

Diese Ideale ebenso wie die einstudierten Formen des Arbeitens und des Sprechens hörten zu Kriegsbeginn nicht auf zu bestehen; sie wurden im Gegenteil weiter akzentuiert. Die Stalingrader Protokolle dokumentieren vielfach die Fortentwicklung von dezidiert sowjetischen Charakterzügen der dreissiger Jahre, sei es die willensbetonte und kämpferische Einstellung sich selbst und der Umwelt gegenüber, der Zukunftsoptimismus und die Einbettung des einzelnen Menschen in das Kollektiv oder die Akzeptanz von Gewalt gegen sich und andere.<sup>66</sup> Nach Kriegsausbruch setzte die Partei ihr Programm der ideologischen Konditionierung in den Fabriken und Werkhallen fort, um die nun überwiegend weiblichen Arbeiter für die Be-

dürfnisse der Kriegsindustrie anzuspornen; sie trug ihre Agitation nun auch verstärkt in die Schützengräben und Unterstände der Roten Armee. Dort lobte sie erneut «sozialistische Wettbewerbe» aus, bei denen gewann, wer die meisten Deutschen tötete. So erfolgte nach den dreissiger Jahren ein erneuter Subjektivierungsschub in der Sowjetgesellschaft, der, wenn man allein nach den im Kriegsverlauf verliehenen Orden und anderen Auszeichnungen urteilt, Abertausende von Rotarmisten erfasste.

Diese Sichtweise, die das Ineinandergreifen von Partei und Gesellschaft und die daraus resultierenden wechselseitigen Antriebe betont, widerspricht freilich der Überzeugung vieler Forscher, die die sowjetische Gesellschaft in Entgegensetzung zur Partei erblicken und für die Kriegsjahre ihre vorübergehende Befreiung von den Fesseln des stalinistischen Regimes feststellen. Der russische Literaturforscher Lasar Lasarew, der selbst im Krieg kämpfte, spricht von einer «spontanen Destalinisierung»; er und andere verweisen auf die Lockerungen im geistigen Leben und darauf, dass selbst die Parteizeitung *Prawda* nach Kriegsbeginn ehrlicher in ihrer Berichterstattung wurde.<sup>67</sup> Als Kronzeuge für diese Sichtweise dient Wassili Grossman, der sich als Kriegskorrespondent im Herbst 1942 länger als jeder andere Besucher in der umkämpften Stadt am rechten Wolgaufer aufhielt. In seinem grossen dokumentarischen Roman *Leben und Schicksal* (1950-1959)<sup>68</sup> hat Grossman den in Stalingrad kämpfenden Rotarmisten ein Denkmal gesetzt. Der Roman beschreibt die Ruinenstadt in paradoxaler Manier als einen Ort der Freiheit: Der Parteiapparat, der im Armeestab in sicherer Entfernung zum Schlachtgeschehen untergebracht ist, hat die Kontrolle über die Ruinenstadt verloren. Dort haben sich alte Hörigkeiten aufgelöst, entstehen anarchistische Zirkel. Ein kommunistischer Kommissar wird in die Stadt geschickt, um nach dem Rechten zu sehen. Die freien politischen Gespräche entsetzen ihn, doch ist er zugleich fasziniert, wie selbstverständlich die Soldaten füreinander eintreten, welches Gemeinschaftsgefühl sie zusammenhält. Er verspürt einen Geist der Brüderlichkeit und Demokratie, der ihn an seine Jugend und die Ursprünge der russischen Revolution erinnert. So beschreibt Grossman, wie im umkämpften Stalingrad für kurze Zeit eine Flamme der menschlichen Freiheit aufleuchtet und dann wieder erlischt, als nach dem Sieg über die Deutschen Stalins Staat die Kontrolle über die Gesellschaft wieder ergreift.

Diese Gedanken finden sich freilich nicht in Grossmans Schriften aus der Kriegszeit, auch nicht in seinem Kriegstagebuch, das er in durchweg offe-

### 30 Einführung

ner und kritischer Absicht führte. Ganz im Gegenteil schrieb er mit Bewunderung von Kommunisten, die kraft ihrer moralischen Autorität verzagte Rotarmisten anspornten. Grossmans Tagebuch enthält die Gesprächsnotizen seiner Begegnung mit Brigadekommissar Nikolai Schljapin («er ist klug und stark, ruhig, gross, bedächtig. Die Leute spürten seine innere Macht über sie»), der im Juli 1941 die noch lebenden Soldaten einer von den Deutschen in Weissrussland umzingelten Division um sich scharte und den Ausbruch schaffte.<sup>69</sup> In den von Antony Beevor herausgegebenen deutschen und englischen Fassungen des Tagebuchs fehlt Grossmans Interview mit Schljapin. Beevor entfernte es mit der Begründung, Schljapins Darstellung sei von «zeitgenössischen sowjetischen Klischees» durchtränkt und damit für den heutigen Leser bedeutungslos. Auch Grossmans Interview mit Schljapins Adjutanten, dem Politruk Klenowkin, fehlt in Beevors Editionen. Der Adjutant beschreibt seinen Chef wie einen Heilsbringer: «Vollkommen ruhig und gemessen geht der Kommissar in den Kampf. ‚Kommt hier rüber, macht das so!‘ Er geht so, als würde es um ihn herum keinen Kampf geben. Alle schauen auf ihn und warten. ‚Der Kommissar ist bei uns.‘»<sup>70</sup> Diesen Kommissar machte Grossman zu einer Hauptfigur in seinem Roman *Das Volk ist unsterblich* (1942).<sup>71</sup>

Der Geist von Stalingrad, wie Grossman ihn zu Kriegszeiten begriff, bestand in der moralischen Stärke gewöhnlicher Soldaten, die im Krieg bis zur Selbstopferung ihrer staatsbürgerlichen Pflicht nachgingen und dadurch zu Helden wurden. Einige (nicht alle) Kommissare gingen ihnen dabei mit leuchtendem Beispiel voran. Der Krieg enthielt für Grossman das Versprechen einer moralischen Erneuerung der Partei und ihres Zusammengehens mit der Gesellschaft. Erst Jahre später begriff der Schriftsteller, dass seine Hoffnung trügerisch gewesen war, und er schrieb seine Erfahrung um.<sup>72</sup> So geriet in *Leben und Schicksal* Grossmans ursprüngliche Begeisterung über die sowjetischen Kriegshelden zu einem Bekenntnis zu individueller Freiheit in Entgegensetzung zum stalinistischen Regime.

Grossman hatte sich aber nicht geirrt – die politischen Zustände lockerten sich tatsächlich in den Kriegsjahren. Vieles davon, das belegen die Stalingrad-Protokolle auch, ging auf das Konto der Partei, die sich im Krieg der Gesellschaft gegenüber zu öffnen begann. Zwischen 1941 und 1944 wuchs die Zahl der Parteimitglieder in der Armee stetig an. Es veränderten sich auch die Kriterien für die Mitgliedschaft. Gaben Theoriewissen und

proletarische Herkunft bisher den Ausschlag, wurde nun der soldatische Einsatz zum Lackmestest. Wer belegen konnte, dass er viele Deutsche erschossen hatte, dem öffnete die Partei ihre Türen. So fanden viele der besten Soldaten Eingang; unter den Kommandeuren gab es zu Kriegsende so gut wie niemanden ohne Parteibuch. Im Zuge dieses Prozesses veränderte sich nicht nur die Zusammensetzung der Partei, sondern auch die Bedeutung der Parteimitgliedschaft, die Partei wandelte sich als Ganzes, sie wurde soldatischer und damit auch volksnäher.<sup>73</sup> Zum Kriegsende hin steuerte die Parteiführung dann wieder gegen diesen Trend an, verschärfte die Zulassungsbedingungen und intensivierte die Überwachung innerhalb der eigenen Reihen.<sup>74</sup>

Durch unablässige Schulung und Betreuung bewirkte der parteipolitische Apparat eine weltanschauliche Geschlossenheit in der Vorstellungswelt von Rotarmisten. Er motivierte zum Kämpfen und vermittelte ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, das gerade vor dem Hintergrund der riesigen Ausfälle und der stetigen Fluktuation in der kämpfenden Truppe kaum hoch genug einzuschätzen ist. Dies erkannten auch einige deutsche Beobachter im Krieg, die nach der Schlacht von Stalingrad darauf drangen, dem sowjetischen Beispiel zu folgen und in der Wehrmacht die politische Schulung radikal auszuweiten. Diese Schulung enthalte den entscheidenden Keim für den soldatischen Kampfgeist. Im Dezember 1943 schuf Hitler die Stelle des «Nationalsozialistischen Führungsoffiziers» (NSFO), der im Unterschied zum Kommissar aus der Armee kam, aber von der Parteispitze zu bestätigen war.<sup>75</sup> Weil jedoch die Soldaten und Offiziere der Wehrmacht ihre militärische Identität ausserhalb der Politik verorteten, fand die Reform keine Akzeptanz. Man spottete über den Führungsoffizier, er war der «NSF-Null». Politische Fragen hatten in der Roten Armee einen ganz anderen Stellenwert; allein schon ihr Name machte das deutlich.<sup>76</sup>

## Revolutionsarmee

Am 23. Februar 1943, drei Wochen nach dem Sieg bei Stalingrad, beging die Rote Armee ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Sie war eine junge Armee, die vielfach noch Spuren ihrer Entstehung in der russischen Revolution von 1917 und im sich an sie anschliessenden Bürgerkrieg (1918-1921) aufwies. Wie gegenwärtig die revolutionäre Gründungszeit für viele

## 32 Einführung

sowjetische Soldaten in Stalingrad war, veranschaulichen die Interviews mit den Kommandeuren Tschuikow und Rodimzew<sup>77</sup>, in denen sie schildern, wie sie in den Wirren der Revolution zur Roten Armee stiessen und im Bürgerkrieg ihre Sporen verdienten. Aber auch institutionell und ideell gab es viele Verbindungen zwischen der Roten Armee im Bürgerkrieg und im Zweiten Weltkrieg. Diese «Rote Arbeiter- und Bauernarmee» (erst 1946 wurde sie in «Sowjetische Armee» umbenannt) verstand sich als eine revolutionäre Organisation neuen Typs. Sie war die «erste politische Armee der Welt» und kämpfte mit dem doppelten Arsenal von militärischen und politischen Waffen. Augenfällig kam dieser Anspruch im Abzeichen der Roten Armee aus ihrer Gründungszeit zum Ausdruck. Es zeigte neben Hammer und Sichel auch ein Gewehr und ein Buch.<sup>78</sup>

Die Rote Armee war zunächst als eine Freiwilligenarmee entstanden, die sich auf den revolutionären Kampfgeist bewaffneter Arbeiter, der sogenannten Roten Garden, stützte. Als sich im Sommer 1918 ein Ring von Feinden um die Sowjetrepublik schloss, führte Kriegskommissar Leo Trotzki<sup>79</sup> die allgemeine Wehrpflicht ein und öffnete die Armee damit für Millionen von Soldaten bäuerlicher Herkunft. Lenin war vom Anblick der zerlumpten und wie Sandsäcke wirkenden Rekruten entsetzt, die anlässlich des ersten Jahrestags der Oktoberrevolution über den Roten Platz marschierten.<sup>80</sup> Doch versuchten die Bolschewik! von Anfang an, diese Bauernarmee nach ihren Vorstellungen zu formen. Sie führten einen Pflichtunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen ein und appellierten fortwährend an das Bewusstsein der Rekruten, damit diese aus persönlicher Einsicht und Überzeugung für das neue Regime kämpften.<sup>81</sup> Fünf Millionen Soldaten dienten gegen Ende des Bürgerkriegs in der Roten Armee, weit mehr als für den Kampf gegen die «weissen» Gegner sinnvoll war. Entscheidend für die Sowjetführung war etwas anderes: dass jeder dieser Soldaten die Schule des Sozialismus zumindest in Ansätzen durchschritt.

Als Marxisten trugen die Bolschewiki ein sehr breites Verständnis des Politischen an die Menschen heran. Sie versuchten den Rekruten klarzumachen, dass jeder von ihnen ein verantwortlicher Akteur auf der weltgeschichtlichen Bühne war und dass jede Handlung, jeder Gedanke politisch zählte. Sie wollten, dass die Menschen die Botschaft verstanden und aus eigenem Willen für die Sache kämpften. Sie glaubten, dass mit einer politischen Überzeugung kämpfende Rekruten bessere Soldaten und Bürger



seien. Ihr Menschenbild war durch und durch voluntaristisch: Einer Person mit einem entfalten Willen stehe nichts im Wege. Weil die Sowjetkommunisten den Menschen als Produkt seiner gesellschaftlichen Umstände konzipierten, erschien ihnen die menschliche Natur als zutiefst wandelbar. Bauernsoldaten, die nicht richtig kämpften, galten als ignorant, konnten aber zum Licht geführt werden. Deshalb wurden Deserteure nach ihrem Aufgreifen aufwändig verhört. Wenn sie sich reuig und einsichtig zeigten, bekamen sie eine zweite Chance. In der gegnerischen Weissen Armee hingegen wurden Deserteure, wie es in der zarischen Armee üblich gewesen war, standrechtlich erschossen.<sup>82</sup>

Zur Verbreitung dieser Überzeugungen betrieb die Sowjetführung intensive politische Bildungsarbeit bzw. «Aufklärung» innerhalb der Truppe. Zusätzlich richtete sie ein Überwachungsnetz in der Armee ein, mit dessen Hilfe die «Stimmungen» der Rotarmisten erfasst werden sollten. Im Ersten Weltkrieg überwachten viele Staaten die Stimmungen in ihrer Bevölkerung, doch ging keine kriegführende Partei so weit wie die Bolschewiki, die eine lückenlose Kontrolle aller von oder an Rotarmisten geschriebenen Briefe anstrebten und diesen Überwachungsmodus auch nach Kriegsende beibehielten.<sup>83</sup> Während der 1920er und 1930er Jahre und bis in den Zweiten Weltkrieg hinein sichtete die Militärensensur (sie befand sich in den Händen der Geheimpolizei) in vierzehntägigen Abständen den gesamten Briefverkehr in der Roten Armee.<sup>84</sup> Die Briefe, zu Dreiecken gefaltete Vordrucke, wurden nicht zugeklebt und erhielten einen Stempelvermerk der Zensur.<sup>85</sup> Der Anspruch auf totalen Zugriff kontrastiert mit Feldpostprüfstellen der Wehrmacht, die nur mit Stichproben überprüfte, ob Soldaten die Richtlinien der Militärensensur befolgten.<sup>86</sup>

Überwachung im sowjetischen Verständnis hatte immer einen erzieherischen Charakter. Die Bolschewiki wollten sich ein Bild von der Stimmung in der Armee machen, um eingreifen zu können, um unwissende Soldaten zu bilden, politisch skeptische Subjekte zu bekehren und unverbesserliche «Konterrevolutionäre» auszutilgen. Weil der verkoppelte Überwachungs- und Erziehungsapparat tief ins Leben der Rotarmisten reichte, waren diese mit den Kategorien und Zielen der sowjetischen Machthaber vertraut. Sie wussten, dass Kleinmut, Spiessbürgertum und politische Indifferenz rote Tücher für das Regime bedeuteten und dass es nicht ratsam war, die Sowjetmacht in Briefen zu kritisieren. Ebenso klar waren ihnen die vom kommunistischen Staat gepredigten Ideale selbstlosen und heroischen Handelns.

### 34 Einführung

Von Anfang an hatte die kommunistische Partei eine starke institutionelle Präsenz im Militärapparat. Die Bolschewiki schufen eine politische Verwaltung in der Armee, die auf jeder Ebene bis hinunter zur Kompanie Parteizellen einrichtete und mit einem «Kriegskommissar» (*voenkom*) bzw. Politleiter (*politruk*) versah. Als die Position des Kommissars eingeführt wurde, bestand seine primäre Aufgabe darin, über den politisch unzuverlässigen militärischen Kommandeur zu wachen, dem er ranggleich zur Seite gestellt war. Ohne die ausdrückliche Zustimmung des Kommissars durfte der Kommandeur keinen Befehl erteilen.<sup>87</sup> Die militärisch-politische Doppelspitze ergab sich aus der Entscheidung Trotzki im Frühjahr 1918, Tausende von ehemals zarischen Offizieren in die Rote Armee aufzunehmen.<sup>88</sup> Trotzki glaubte, dass das militärische Fachwissen und die reiche Erfahrung der «bürgerlichen Spezialisten» dem Sowjetregime zugutekommen würden, zumal die proletarische Armee kaum eigene «Kommandeure» vorweisen konnte (die Worte «Offizier» und «Soldat» verwandten Trotzki und andere Bolschewiki mit Bedacht nicht, sie assoziierten zu sehr die Hierarchien und Klassenunterschiede in der zarischen Armee. Anstelle vom Soldaten sprach man bis in den Zweiten Weltkrieg hinein vom «Rotarmisten» oder «Kämpfer». Die «Soldaten» waren immer die gegnerischen Soldaten). Viele andere Bolschewiki, darunter Stalin und sein Gefährte Kliment Woroschilow<sup>89</sup>, widersprachen. Ihnen waren die ehemals zarischen Militärs persönlich wie politisch zuwider. Der Konflikt zwischen Stalin und Trotzki schwelte in den nächsten Jahren fort, bevor er offen ausbrach.

Der Kommissar hatte klassenfeindliche Elemente zu entlarven; willige Kommandeure hingegen führte er zum «Licht». Dieses Miteinander von Kommissar und Kommandeur beschreibt Dmitri Furmanow in seinem autobiographischen Roman *Tschapajew*. Der Provinzlehrer Furmanow war 1918 der bolschewistischen Partei beigetreten und im folgenden Jahr in den Bürgerkrieg gezogen, wo er dem bäuerlichen Divisionskommandeur Wassili Tschapajew als Kommissar zur Seite stand. Gemeinsam kämpften sie gegen Admiral Koltschaks weisse Truppen im Ural. Furmanow stellt Tschapajew als einen ungestümen Haudegen dar. Um der Revolution zu nützen, muss seine anarchische Energie gebündelt werden. Das ist die Aufgabe des Kommissars, der im Roman immer kontrolliert wirkt und als geduldiger Lehrer auftritt. In seinen zahlreichen Gesprächen mit Tschapajew erzieht der Kommissar den körperlich kräftigen, aber geistig «wie Wachs»

formbaren Bauernkommandeur zu einem höheren politischen Bewusstsein.

Nach ihrer Verfilmung im Jahr 1934 wurde die Geschichte des Bürgerkriegshelden Tschapajew zum kulturellen Allgemeingut in der Sowjetunion. Anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen hatte Stalin den Film bereits Dutzende Male gesehen; er kannte die Szenen und Dialoge auswendig und analysierte die Schauspieler und das Geschehen bei jeder Vorführung aufs Neue.<sup>90</sup> Mehrere der in Stalingrad interviewten Soldaten verwiesen auf Tschapajew, ein Kanonenboot der Wolga-Kriegsflottille trug den Namen des Bürgerkriegshelden. Der Film reicherte die Darstellung im Buch um zwei Nebendarsteller und die sich zwischen ihnen entspinnde Romanze an, Tschapajews Adjutanten Petja und die MG-Schützin Anka. Von Petja anfangs nicht ernst genommen, bewährt sich Anka in einer Schlüsselszene des Films, indem sie in beherzter Manier einen Angriff der Weissen zurückschlägt. Die gegnerischen Truppen unternehmen eine «psychische Attacke» und marschieren prachtvoll uniformiert und in voller Formation auf die ihnen zahlenmässig unterlegenen Roten zu. Ankas Kameraden bestürmen sie, endlich zu schießen, doch sie wartet, bis die feindlichen Soldaten dicht herangerückt sind, bevor sie sie mit ihrem Maschinengewehr vom Typ Maxim niedermäht. Diese Handlung inspirierte nicht nur zahlreiche junge Frauen, die sich 1941 freiwillig an die Front meldeten und auf die «MG-Schützin Anka» verwiesen, um für sich einen Platz in der kämpfenden Truppe zu beanspruchen<sup>91</sup>; sie versinnbildlichte auch die von den Bolschewisten gepriesene Geistesgegenwart und Willensstärke. Die im Film geschilderte «psychische Attacke» war ein sowjetkommunistisches Phantasma, aus dem die Überzeugung sprach, dass der militärische Gegner es darauf absah, den Willen der kommunistischen Kämpfer zu brechen. Auch in Stalingrad im Jahr 1943 sprachen Rotarmisten wiederholt von den «psychischen Attacken» der Deutschen. Ihre Wahrnehmung hatte vermutlich mehr mit Tschapajew als mit den eigentlichen Absichten der Deutschen zu tun.<sup>92</sup>

Nicht nur politische Mobilisierung, sondern auch rohe körperliche Gewalt kennzeichnete die Rote Armee im Bürgerkrieg. Viele der in Stalingrad befragten sowjetischen Kommandeure hatten sich als junge Männer im Bürgerkrieg ihre Sporen verdient und dort prägende Erfahrungen gesammelt. Im Bürgerkrieg lernte der spätere Armeekommandeur Wassili Tschuikow, wie man die eigene Autorität durch Fausthiebe und Erschies-

## 36 Einführung

sungen unterstrich. Der Schriftsteller Isaak Babel begegnete im Bürgerkrieg dem Militärkommandeur Semjon Timoschenko<sup>93</sup> und dem Funktioniär Woroschilow, die später im Zweiten Weltkrieg zur politisch-militärischen Führungsgruppe um Stalin gehörten. Babel beschrieb, wie Timoschenko, «ein Koloss in roten Halblederhosen, roter Mütze, gut gebaut», mit seiner Reitpeitsche auf Regimentskommandeure einschlug und mit der Pistole nach ihnen schoss, um sie in den Kampf zu treiben. Woroschilow schimpfte einen Divisionskommandeur vor seiner versammelten Truppe aus, ritt auf seinem Pferd sitzend schreiend auf und ab.<sup>94</sup> Die bolschewistischen Antreiber, betonte Babel, waren oft an der vordersten Front, ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben. Babel verstörte die massive Gewalt in der kämpfenden Truppe, die Erschiessungen wehrloser polnischer Kriegsgefangener und die Übergriffe gegen die zumeist jüdische Zivilbevölkerung, doch faszinierten ihn der heroische Gestus und die Überzeugtheit der roten Kämpfer, für die er als Kriegsberichterstatter auch mitverantwortlich war.

### Die Stadt Stalins

Auch Josef Stalin und die nach ihm benannte Stadt hatten ihre besondere Bürgerkriegserfahrung. Bis 1925 trug Stalingrad («Stalinstadt») den aus dem Tatarischen entlehnten Namen Zarizyn («Stadt am Gelben Fluss») und war nach der Zariza benannt, die an jener Stelle in die Wolga mündet. Die Wolga und die Bahnverbindung von Moskau in den Kaukasus, die durch Zarizyn lief, machten die Stadt zu einem Verkehrsknotenpunkt und Handelszentrum im südlichen Russland und begünstigten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die industrielle Entwicklung. Die 1914 begründete Zarizyner Waffenfabrik war der grösste Geschützhersteller Europas – nach der Revolution hiess sie «Barrikaden»-Fabrik. Die Gegend um Zarizyn war auch einer der ersten Brandherde im russischen Bürgerkrieg. Nach der bolschewistischen Machtergreifung waren viele Offiziere der ehemaligen zarischen Armee zu den Kosakensiedlungen in die Don- und Kubanregion geflüchtet, von wo aus sie im Frühjahr 1918 eine Freiwilligenarmee sammelten, die gegen die neuen Machthaber mobil machte. Von der deutschen Besatzungsherrschaft in der Ukraine wurden sie logistisch unterstützt. Im Mai

1918 erhielt Stalin, der das Amt des Volkskommissars für Nationalitätenfragen bekleidete, den Auftrag, die Lebensmittelversorgung aus dem nördlichen Kaukasus anzukurbeln. Wegen der Kämpfe in der Region blieb der aus Moskau kommende Zug mit dem Volkskommissar und den ihn begleitenden Rotarmisten in Zarizyn stecken. Hier war die 10. Armee stationiert, eine überwiegend aus Partisanen zusammengewürfelte Truppe unter dem Kommando von Woroschilow, einem alten Bekannten Stalins. Von Süden und Westen her drängten die Weisse Armee und eine mit ihr verbündete Kosakenarmee unter Leitung von Ataman Pjotr Krasnow auf die Stadt zu. Obwohl Stalins Mandat nicht militärischer Natur war und er keinerlei Militärerfahrung hatte, riss er die Zügel an sich. Er forderte in einem Brief an Lenin die Entlassung von General Andrei Snessarjew, der in der Roten Armee den Nordkaukasischen Wehrkreis kommandierte und dabei weiterhin seine Epauletten aus der zarischen Armee trug. Lenin gab Stalins Drängen nach. Mitte August 1918 rief Stalin den Belagerungszustand in der Stadt aus und verpflichtete die städtische «Bourgeoisie» zur Aushebung von Schützengräben. Die sowjetischen Verteidiger sprachen von Zarizyn als einem «roten Verdun», das sich niemals den Weissen und den ausländischen Interventen ergeben würde. Ein Gegenangriff warf die feindlichen Truppen bis hinter den Don zurück, doch bis September war die Stadt erneut von Krasnows Truppen bedroht. Erneut kam es zum Konflikt zwischen Stalin und einem ehemals zarischen Kommandeur im Dienst der Roten Armee, der mit der Entlassung des Kommandeurs endete. Trotzki war darüber so erbost, dass er Stalin sofort nach Moskau einbestellen liess. Mitte Oktober wurde der Angriff auf Zarizyn zurückgeworfen.<sup>95</sup>

Stalins Rolle bei der Rettung der Stadt ist umstritten. Nach dem Tod des Diktators und vermehrt noch nach dem Ende des Kommunismus meldeten sich Kritiker zu Wort, die Stalins militärische Fähigkeiten anzweifelten und die hohen Verlustzahlen auf der sowjetischen Seite in Rechnung stellten.<sup>96</sup> Ein weisser Offizier, der während der Belagerung von Zarizyn als Spion bei den Roten arbeitete und Stalin aus nächster Nähe beobachtete, betonte hingegen die Effektivität von Stalins rücksichtslosem, revolutionärem Handeln: Weil er das städtische Bürgertum konterrevolutionärer Gesinnungen bezichtigte, liess Stalin mehrere Dutzend Offiziere und Zivilisten auf einem Lastkahn in der Wolga in Kollektivhaft nehmen und drohte mit der Sprengung des Kahns, wenn die städtischen Bürger die Rote Armee nicht unter-

### 38 Einführung

stützten. Der Offizier bescheinigte Stalin grosse agitatorische Fähigkeiten: «Oft sprach er in Streitgesprächen über die Kriegskunst: ‚Es ist gut, dass alle über die Notwendigkeiten der Kriegskunst reden, doch wenn der talentierteste Feldherr auf der Welt nicht über vernünftige und mit der richtigen Agitation vorbereitete Soldaten verfügt, dann, glaubt mir, kann er selbst gegen ein kleines Häuflein von Gegnern nichts ausrichten, wenn dieses aus begeisterten Revolutionären besteht.‘ Und Stalin scheute sich im Einklang mit seiner Überzeugung nicht, Mittel für Propaganda einzusetzen, für die Herausgabe von Zeitungen, ihre Verbreitung und die Entsendung von Agitatoren.» Dank Stalins Agitation trage das «rote» Zarizyn noch jetzt (er schrieb 1919) seinen traurigen Namen. Der weisse Spion schrieb es übrigens seiner gezielten Desinformation zu, dass die Verteidigung der Stadt im Jahr 1918 so vielen Rotarmisten das Leben kostete.<sup>97</sup>

Bis zum Ende des Bürgerkriegs wurde Zarizyn noch mehrfach belagert, doch für die Nachwelt blieb die Verteidigung der Stadt untrennbar mit dem Namen Stalins verbunden, vor allem seit der Umbenennung der Stadt in Stalingrad im Jahr 1925. In den 1930er Jahren trieb der Stalingrad-Kult erste Blüten. Im Gefolge ihres erfolgreichen Tschapajew-Films machten sich die beiden Regisseure, die Wassiljew-Brüder, an einen Film über die Verteidigung von Zarizyn. Die Dreharbeiten verzögerten sich, und der erste Teil kam erst im April 1942 in die Kinos.<sup>98</sup> Der Film folgt einem ähnlichen Strickmuster wie «Tschapajew» und zeigt Woroschilow am Maschinengewehr Maxim, wie er allein eine psychische Attacke der Deutschen abwehrt. Den Bedürfnissen des neuen Kriegs angepasst, bekleiden die Deutschen, die historisch widersinnig mit Wehrmachtshelmen ausgestattet sind, die Rolle des militärischen Gegners. Der zarische General im Dienst der Bolschewiken schlägt vor, Zarizyn aufzugeben. Stalin hält dagegen: «Um zu siegen, muss man kämpfen.» Der Film kulminiert in einer Ansprache Stalins an die Arbeiter von Zarizyn: «Besser ein ehrlicher Tod als ein schändliches Sklavenleben. ... Für die Heimat, vorwärts!»

Die frappierenden Parallelen zwischen der Anfang 1942 abgedrehten «Verteidigung von Zarizyn» und der Verteidigung von Stalingrad im Sommer und Herbst 1942 sind vielleicht zufällig, womöglich zeigen sie aber auch, wie der sowjetische Bürgerkriegsmythos die Schlacht vorprägte. Wie schon im Bürgerkrieg untersagte Stalin 1942 eine Evakuierung «seiner» Stadt, verhängte den Belagerungszustand und wies die Bewohner an, auf-

opferungsvoll zu kämpfen. Das Regime mobilisierte Veteranen des Bürgerkriegs, die auf Vorträgen in der Stadt und bei den Soldaten an der Front anfeuernde Ansprachen hielten. Einer der ersten Aufrufe des Stadtkomitees für Verteidigung an die Stadtbewohner nach dem deutschen Angriff auf Stalingrad begann mit einem Verweis auf die Geschichte: «Erneut, wie vor vierundzwanzig Jahren, durchlebt unsere Stadt schwere Zeiten. Im grausamen Jahr 1918 verteidigten unsere Väter das Rote Zarizyn gegen eine Bande von deutschen Söldnern. Verteidigen auch wir jetzt 1942 das Rote Stalingrad. Alle auf zum Barrikadenbau! Alle, die eine Waffe halten können, auf die Barrikaden, zur Verteidigung unserer Heimatstadt, unseres Elternhauses.»<sup>99</sup> Am 6. November 1942 druckten sowjetische Zeitungen aus Anlass des bevorstehenden Revolutionsfeiertags einen von Kommandeuren und Soldaten der 62. Armee unterzeichneten offenen Brief an Stalin ab. Die Unterzeichner schworen Stalin und ihren «Vätern, den ergrauten Helden der Verteidigung von Zarizyn», Stalingrad «bis zum letzten Blutstropfen und bis zum letzten Atemzug» zu verteidigen.<sup>100</sup> Im Bann des Bürgerkriegsmythos befanden sich nicht zuletzt auch die Moskauer Historiker, die im Dezember 1942 nach Stalingrad kamen, um die dort kämpfenden Rotarmisten zu befragen. Mehrere von ihnen waren ausgewiesene Bürgerkriegsspezialisten; eine Mitarbeiterin hatte erst wenige Monate zuvor einen Dokumentenband über die Verteidigung von Zarizyn in Druck gegeben.<sup>101</sup> So war der Bürgerkrieg mit seinem Nimbus von heroischer Grösse und revolutionärem Elan im Erfahrungshorizont vieler sowjetischer Verteidiger von Stalingrad sehr präsent.

## Vorkriegszeit

Nach dem Ende des Bürgerkriegs schrumpfte die Rote Armee von 5 Millionen auf eine halbe Million Soldaten. Dessen ungeachtet bereitete sich das Regime weiterhin auf einen globalen Showdown zwischen den kapitalistischen und den sozialistischen Lagern vor. Diese Vorstellung diktierte Ausmass und Tempo der 1928 einsetzenden Industrialisierungskampagne. In bolschewistischer Manier appellierte Stalin 1931 an eine Runde von versammelten Industriemanagern, noch viel intensiver zu arbeiten, um den gegenwärtig «50- bis 100-jährigen Rückstand» Russlands gegenüber den entwickelten Industrienationen in zehn Jahren aufzuholen. «Entweder bringen

## 40 Einführung

wir das fertig, oder wir werden zermalmt.»<sup>102</sup> In zehn Jahren, das hiess bis 1941.

Wie andere Regime auch investierte die Sowjetunion in drei Ressourcen, um im 20. Jahrhundert effektiv Krieg führen zu können: Sie entfachte eine nationale Industrialisierungskampagne, kraft deren eine grosse Armee ausgerüstet werden konnte; sie mobilisierte ihre Bevölkerung für den bevorstehenden Kriegseinsatz; und sie schuf Menschenreserven, um den industriellen Kreislauf von Massenproduktion und -tötung zu speisen. Die verstaatlichte Wirtschaft und das Einparteiensystem im kommunistischen Staat ermöglichten der Sowjetführung ein sehr viel konzentrierteres und rücksichtsloseres Vorgehen als anderen Regierungen der Zwischenkriegszeit, mit denen sie konkurrierte. Die sozialistischen Planer gingen die Industrialisierung an, als befänden sie sich in einem Krieg. Sie warfen «Stossbrigaden» an die «industrielle Front», erzielten «Durchbrüche», feierten «Siege» über die Natur und bekämpften die Machenschaften von «Klassenfeinden». Das Rückgrat bei dieser fortgesetzten Kampagne bildeten die Kommunistische Partei und ihre Jugendorganisation, der Komsomol. Vom Regime als «Armee von Revolutionskämpfern» tituliert<sup>103</sup>, schickte die Partei bewaffnete Abordnungen auf das Land, um die widerstrebende Landbevölkerung in die Kolchose zu treiben. Der gewaltsame «Aufbau des Sozialismus» vollzog sich auf dem Rücken breiter Teile der Bevölkerung, die lernen musste, mit rationierten Lebensmitteln und vielen anderen Entbehrungen zu leben und dabei noch mehr zu arbeiten. Seit 1940 galten Gesetze, die Zuspätkommen zur Arbeit ähnlich scharf ahndeten wie die Desertion. Das System verlangte den Menschen sehr viel ab, es enthielt aber auch ein Versprechen. Jeder Arbeiter, der mitmachte, konnte sich als «Erbauer des Sozialismus» verstehen, als Teil eines Gesamtgefüges, als Akteur auf einer weltgeschichtlichen Bühne.<sup>104</sup>

Dem Beispiel anderer Regime der Zwischenkriegszeit folgend, förderte die sowjetische Regierung in den 1930er Jahren die Gründung von Familien, um die Geburtenrate zu erhöhen. Sie verknüpfte diese Politik mit der Einbindung der Jugend in eine flächendeckende vormilitärische Erziehung. Der Komsomol führte 1931 ein wehrsportliches Programm ein, in dem Millionen junger Menschen lernten, mit dem Gewehr zu schiessen und Handgranaten zu werfen. Einem anderen Komsomol-Ableger, der «Gesellschaft der Freunde der chemischen Verteidigung und chemischen Industrie», ge-



hörten 1933 10 Millionen junge Männer und 3 Millionen junge Frauen an. Sie wurden als Piloten ausgebildet, bekamen Flugunterricht und übten Fallschirmspringen.<sup>105</sup> Der sowjetische «Neue Mensch», ein geschlechterübergreifendes Ideal, das ausdrücklich auch Frauen einschloss, war willensstark, furchtlos, kämpferisch und optimistisch. Bereits bei den Pionieren, der Kinderorganisation der Kommunistischen Partei, wurden die jüngsten Sowjetbürger auf militärische Disziplin und ihre persönliche Verantwortung vor dem Kollektiv eingeschworen.<sup>106</sup> Ihr literarisches Vorbild war einmal mehr ein Bürgerkriegsheld: Pawel Kortschagin aus dem Romanbestseller *Wie der Stahl gehärtet wurde* (1934) – ein Komsomolze und Soldat, der trotz schwerster körperlicher Verletzungen unvermindert «an sich arbeitet» und weiter der Gesellschaft nützt.

Seit dem japanischen Einmarsch in die Mandschurei 1931 war der Krieg für die Sowjetunion eine reale Gefahr. Ab 1935 porträtierte die sowjetische Presse das «faschistische» Deutschland als den Hauptfeind. Der Spanische Bürgerkrieg (1936-1939), in den Stalin mit Waffen und Beratern eingriff, wurde in den sowjetischen Medien mit grosser Anteilnahme verfolgt und selbst in den Tagebüchern von sowjetischen Dorfbewohnern kommentiert.<sup>107</sup> Wie sehr sowjetische Bürger schon Anfang der 1930er Jahre glaubten, in einer Vorkriegszeit zu leben, macht «Das letzte Gefecht» deutlich, ein erfolgreiches Theaterstück aus dem Jahr 1931. Die Schlusszene zeigt eine Gruppe von *U* Rotarmisten und Matrosen der sowjetischen Flotte, die die Grenze gegen einen imperialistischen Feind verteidigen. Im knatternden Maschinengewehrfeuer sterben 26 von ihnen, der letzte schleppt sich verletzt zu einer Mauer, auf die er mit einem Stück Kohle schreibt: «162'000'000 – 27 = 161'999'973». Dann bricht auch er zusammen. Ein Mann betritt die Bühne und fragt: «Wer im Publikum ist in der Armee?» Einige stehen auf. Dann ruft er: «Wer ist Reservist?» Es stehen noch einige Zuschauer auf. «Wer wird die Sowjetunion verteidigen?» Alle erheben sich. «Die Vorstellung ist beendet», kommandiert der Mann, «Fortsetzung an der Front.»<sup>108</sup> Im Stil der künstlerischen Avantgarde rissen die Grenzen zwischen Bühne und Publikum ein, wurden die Zuschauer ins Geschehen eingebunden, militarisiert. «Das letzte Gefecht» – das waren die jedem sowjetischen Kind vertrauten Worte der Internationalen.

Im Zuge der Kriegsvorbereitungen wurde auch die Rote Armee massiv ausgebaut, doch verlief die Entwicklung uneinheitlich und spannungsvoll. Im Juni 1937 wurden der Stellvertretende Volkskommissar für Verteidi-

## 42 Einführung

gung, Marschall Michail Tuchatschewski, sowie sieben weitere Generäle überraschend des Hochverrats und der Spionage bezichtigt und zum Tode verurteilt. Stalins Misstrauen gegenüber dem brillanten Militärstrategen Tuchatschewski, der adeliger Herkunft war und als Leutnant bereits in der zarischen Armee gedient hatte, scheint der Auslöser für die Säuberung gewesen zu sein. Die den Angeklagten unter Folter erpressten Geständnisse zogen weitere Verhaftungen nach sich. Insgesamt wurden im Zuge der Säuberungen bis 1939 mehr als 34'000 Offiziere aus der Roten Armee verstossen. Zugleich wurde der seit 1925 mit eingeschränktem Mandat wirkende Kommissar wieder aufgewertet, zum Zweck der Überwachung des politisch erneut als unzuverlässig geltenden Kommandeurs.<sup>109</sup>

Der Umfang und die Auswirkungen der Säuberungen in der Roten Armee waren wohl geringer, als lange Zeit angenommen worden ist.<sup>110</sup> Stalins Nachfolger Chruschtschow<sup>111</sup> betonte den Kahlschlag in der Roten Armee, um Stalin die alleinige Verantwortung für die verheerenden sowjetischen Niederlagen im Jahr 1941 anzulasten. Doch die von ihm und mehreren Generälen vertretene These, dass die Rote Armee zu Beginn des Krieges dem deutschen Gegner führungslos gegenüberstand, lässt sich nicht halten. Bei Weitem nicht alle der 34'000 aus der Partei ausgeschlossenen Offiziere wurden exekutiert. 11'000 von ihnen wurden nach Einspruchserhebung bis 1939 wieder in die Partei aufgenommen. Weniger als die Hälfte der restlichen 23'000 Männer geriet in die Mühle des NKWD; die Mehrheit der Fälle war unpolitischer Natur und zog geringe Sanktionen nach sich. Viele der Ausgeschlossenen versuchten, der Führung gegenüber ihre Loyalität zu beweisen. Einer von ihnen war der in Stalingrad interviewte Gardegeneralmajor Nestor Kosin. Wie fast alle anderen Opfer des Stalin'schen Terrors glaubte Kosin, dass die Säuberungen echten Feinden galten und nur in seinem Fall ein Fehler begangen worden sei: «Warum ich aus der Partei ausgeschlossen wurde. Der formale Grund für den Parteiausschluss war, dass der Divisionskommandeur Balakirjow sich als Volksfeind erwies und man mir vorwarf, nicht genügend wachsam gewesen zu sein. Ich bemerkte dazu nur, dass der Leiter der Politabteilung, sein Stellvertreter und die ganze Politabteilung und die anderen grossen Chefs, alles Kommunisten, nicht bemerkten, dass er ein Volksfeind war, und ich als Zugführer soll sehen, was das für ein Mensch ist. Doch das haben sie dann dargestellt als Verbreitung antisowjetischer Gerüchten Mit einem Wort, ich wurde aus der Partei aus-

geschlossen.»<sup>112</sup> Als die Sowjetunion Ende 1939 gegen Finnland in den Krieg zog, erzählt Kosin weiter, durfte er seine Soldaten nicht an die Front führen. Er behielt seinen Offiziersrang, galt aber als «politisch unzuverlässig» und musste sich als Ausbilder bewähren, wobei er sich auszeichnete. Im «Grossen Vaterländischen Krieg» kämpfte er von der ersten Stunde an und erwarb binnen weniger Monate den Leninorden. Im Dezember 1941 nahm die Partei ihn wieder auf. Die meisten der in Stalingrad interviewten sowjetischen Kommandeure waren jung – sie waren die Majore und Obersten von 1937, die auf die Plätze ihrer degradierten Vorgänger nachgerückt waren und imposante Laufbahnen einschlugen.

### Armee und Partei im Krieg

Trotz – oder wegen – ihrer massiven Expansion zwischen 1938 und 1941 war die Rote Armee schlecht für den deutschen Überfall im Juni 1941 gerüstet. Die eindrucksvolle Zahl von fünf Millionen mobilisierten Rotarmisten (verglichen mit 1,6 Millionen im Januar 1938)<sup>113</sup> verbarg den Umstand, dass die meisten der im Grenzgebiet zu Polen aufgestellten Rekruten unerfahren und schlecht ausgebildet waren. Besonders verwundbar hatte sich die Armee durch die Grenzverschiebung nach Westen im Gefolge des Hitler-Stalin-Pakts und der Aufteilung Polens gemacht. Die Rote Armee verstand sich als eine offensive Armee und positionierte ihre Soldaten dicht hinter der Grenze, um im Fall eines gegnerischen Angriffs rasch und tief zurückschlagen zu können. Dicht hinter der neuen Grenze wurde ein Bunkersystem errichtet, zu grossen Teilen mit Baumaterial, das aus der alten Verteidigungslinie (von den Deutschen Stalinlinie genannt) entnommen wurde. Als der Krieg ausbrach, war die neue Grenzbefestigung nicht fertig und die alte halb abgerissen, keine bot ausreichenden Schutz.

Die sowjetische Kriegsproduktion favorisierte in ihrer ersten Phase die Massenproduktion von Panzern und Flugzeugen schlechter Qualität. Noch nach Kriegsausbruch hatten sowjetische Kampfflugzeuge keine Funkausrüstung an Bord, was eine effektive Kommunikation mit anderen Flugzeugen und Bodentruppen unmöglich machte.<sup>114</sup> Die ungenügende Ausbildung von Piloten und Mechanikern war ein weiterer Faktor. Im ersten Kriegsjahr fiel die sowjetische Luftwaffe gegen die Deutschen fast komplett aus. Zu

#### 44 Einführung

weiten Teilen wurde sie beim deutschen Blitzangriff im Juni 1941 am Boden zerstört. Bis Ende 1941 verlor die Sowjetunion im Kampf mehr als zehntausend Flugzeuge. Weitere zehntausend Maschinen fielen durch Unfälle oder andere Schäden aus. Die Ausfälle auf der deutschen Seite für den gleichen Zeitraum waren fünfzehnmal geringer.<sup>115</sup> Viele der in Stalingrad interviewten Rotarmisten kommentierten die schlechte Leistung der sowjetischen Luftwaffe und die uneingeschränkte Lufthoheit der Deutschen im Sommer und Herbst 1942. Besonders für die Zeit vor Stalingrad monierten die Soldaten auch die mangelhafte Abstimmung zwischen Heeresteilen und Waffengattungen in der Roten Armee, die fehlende Praxis in der mechanisierten und mobilen Kriegführung, die einen hohen Grad von militärischer Kompetenz und Initiativkraft erforderte. Die Abstimmung verbesserte sich im zweiten Kriegsjahr ebenso wie die Ausrüstung der Roten Armee mit technisch hochwertiger Ausrüstung wie dem Panzer T-34<sup>116</sup> und dem Sturzbomber Pe-2<sup>117</sup>, deren Qualitäten auch die Deutschen hochschätzten.

Der sowjetischen Seite gegenüber stand eine vier Millionen Mann starke, technisch überlegene und taktisch eingespielte Wehrmacht mit fast zwei Jahre langer ununterbrochener Kampferfahrung. Ihr Arsenal enthielt hochwertige Aufklärungsinstrumente, eine erprobte Abstimmung zwischen Panzertruppen, Luftwaffe und Infanterie und das vernichtende Feuer einer bewährten Artillerie. Hitler und seine Generäle glaubten, mit tiefen Umfassungsmanövern der sowjetischen Seite den Todesstoss versetzen zu können. Die deutschen Kesselschlachten brachten Hunderttausende von Gefangenen ein, ohne aber den Widerstand der Roten Armee wirklich zu brechen. Die Wehrmacht verlor in den ersten drei Monaten ihrer Kämpfe an der Ostfront 185'000 Mann, fast doppelt so viele Soldaten, wie der gesamte Krieg bis zum Juni 1941 gefordert hatte.<sup>118</sup>

Die deutsche Führung war blind für den Rückhalt des sowjetischen Regimes im Volk und seine Fähigkeit zur effektiven Mobilisierung einer unerschöpflich wirkenden Zahl von Menschen. So wie das nationalsozialistische Deutschland im Krieg militärisch geübt war, war das sowjetische System politisch eingespielt, wusste es per Knopfdruck effektive politische Kampagnen zu inszenieren und Sonderleistungen abzurufen. Ein Beispiel dafür war die Evakuierung von über 1'500 kriegswirtschaftlich relevanten Grossbetrieben, die in den sechs Monaten nach dem 22. Juni 1941 zur Gänze demontiert und vor dem Eintreffen der Deutschen mitsamt ihrer Be-

legschaft nach Osten verlegt wurden. Weil die sowjetische Führung nicht damit rechnete, dass sich die Front soweit ins eigene Landesinnere bewegen würde, gab es vorab keine Evakuierungspläne. Die Aktion klappte, weil sie im Stil der schon viele Jahre erprobten Kommandowirtschaft durchgeführt wurde.<sup>119</sup> In effektiver Manier bemühte das Regime den Kampfgeist von Zivilisten und Soldaten, indem es den Krieg gegen den «faschistischen Aggressor» zugleich zu einem «Vaterländischen Krieg» in der Tradition des Kriegs von 1812 erklärte. Stalin appellierte an die Heimatliebe der Menschen, und er sprach zu seinen «Brüdern und Schwestern». Die Sowjetunion, betonte Stalin, kämpfe «für die gerechte Sache», sie führte einen Befreiungskrieg, der zwei Szenarien vorsah: sowjetische Freiheit oder deutsche Sklaverei. Die vielen tausend Sowjetbürger, Männer und Frauen, die sich in den ersten Kriegswochen freiwillig zur Front meldeten, bestätigten die Effektivität dieser Appelle.

Aufgrund der riesigen Menschenverluste in der Roten Armee in den ersten Kriegsmonaten – bis Dezember 1941 waren drei Millionen Soldaten gefallen oder in deutsche Gefangenschaft geraten<sup>120</sup> – musste die sowjetische Militärführung den Kreis von Rekruten immer wieder erweitern. Ab Ende 1941 begann sie nichtslawische Soldaten in grosser Zahl an die Front zu schicken, obwohl deren politische Loyalität und militärische Fähigkeiten als suspekt galten. Bis zum Kriegsende dienten in der Roten Armee insgesamt acht Millionen Soldaten nichtslawischer Herkunft – Usbeken, Kasachen, Tataren, Letten usw. –, das war fast ein Viertel der insgesamt in den Kriegsjahren mobilisierten 34 Millionen Rotarmisten.<sup>121</sup> Die anhaltend hohen Verluste an Soldaten brachten Stalin dazu, auch Frauen in die Rote Armee aufzunehmen, besonders jene Komsomolzinnen, die sich schon im Sommer 1941 freiwillig zur Front gemeldet hatten, damals aber noch nicht zum Dienst an der Waffe gelassen wurden. Ab Frühjahr 1942 erfolgten mehrere Rekrutierungswellen, in deren Zuge insgesamt eine Million Frauen in die Armee gelangten.

An der Front wurden vor allem in den ersten Kriegsmonaten drastische Methoden praktiziert, um das panische Zurückweichen der vielfach kampfunerfahrenen Rekruten zu unterbinden. Einer schon im Bürgerkrieg und dann erneut im finnischen Winterkrieg<sup>122</sup> angewendeten Methode folgend, kamen ab Juli 1941 Sperrabteilungen zum Einsatz, die nötigenfalls auf die eigenen Soldaten schiessen sollten, wenn diese anders nicht zum Kampf bewegt werden konnten.

## 46 Einführung

Der Befehl Nr. 270 vom August 1941 brandmarkte jeden Rotarmisten, der lebend in die Hände des Gegners geriet, als Verräter an seiner Heimat.<sup>123</sup> Den Angehörigen von gefangen genommenen Rotarmisten wurde die Versorgung gestrichen; die Frauen von Offizieren mussten bei der Gefangennahme ihrer Ehemänner mit der eigenen Verschickung ins Arbeitslager rechnen. Das Regime appellierte auch an die soldatische Ehre der Rotarmisten und versuchte vor allem, die Moral der Kommandeure zu stärken. Wie in der zarischen Armee sollten Einheiten, die im Kampf besondere Verdienste erworben hatten und sich standhaft zeigten, den Gardetitel erhalten. Den Anfang machten vier Divisionen im September 1941, «Heldendivisionen, deren Reihen», so die Armeezeitung *Roter Stern*, «miteinander verschmolzen, als wären sie aus Stahl».<sup>124</sup>

Am meisten vertraute die sowjetische Führung jedoch auf politische Momente bei der Mobilisierung von Rotarmisten. Sie setzte auf den Einfluss der Kommunistischen Partei und versuchte diesen im Kriegsverlauf konsequent zu vergrößern. Die Zahl der Parteimitglieder in der Roten Armee



General Tschukow (links im Bild) überreicht dem Kommandeur und dem Kommissar der 39. Garde-Schützendivision (beide kniend) das Gardeabzeichen, Stalingrad, 3. Januar 1943. Die Zeremonie fand am Wolga-Steilufer statt; die Soldaten der Division knieten vor ihren Kommandeuren.

*Fotograf: G. Samsonow*

ging im Kriegsverlauf steil nach oben. 2'984'750 Soldaten, das war mehr als jeder vierte Rotarmist, waren bei Kriegsende Parteimitglied. Beim Kriegsausbruch lag die Mitgliederzahl noch bei 654'000. Von 1941 bis 1945 verdreifachten sich die Mitgliederzahlen im kommunistischen Jugendverband, und zum Kriegsende waren mehr als 50 Prozent aller Rotarmisten Komsomolzen. Addiert man die Mitgliedszahlen in der Partei und im Komsomol, ergibt sich ein Bild einer dezidiert kommunistischen Armee.<sup>125</sup> Diese Entwicklung war mit der Entwicklung der Partei in früheren Zeiten konsistent. Zu Kriegszeiten weitete sich die Partei regelmässig massiv aus – das war während des Bürgerkriegs so, als sich die Zahl der Parteimitglieder versechsfachte, und erneut während des Ersten Fünfjahresplans. Im Anschluss an diese aussergewöhnlichen Mobilisierungsphasen zog sich die Parteimitgliedschaft im Zuge von politischen Säuberungen (1921, 1933-1939 und erneut ab 1944) dann wieder zusammen.

Um in so kurzer Zeit so viele neue Mitglieder anwerben zu können, vereinfachte die Partei ihre Aufnahmebedingungen. Im Dezember 1941 beschloss das ZK, die Probezeit von Parteimitgliedern (den «Kandidaten»-Status) auf drei Monate zu verkürzen. Vorher lag sie bei einem Jahr. Für die Aufnahme in die Partei mussten nun auch nicht mehr Empfehlungen von langjährigen Parteigenossen vorgelegt werden. Zum Teil diktierten pragmatische Erwägungen diesen Eingriff in die Parteisatzung: Das bisherige Aufnahmeverfahren war aufwendig und im Krieg nicht praktikabel, vor allem dann nicht, wenn es darum ging, den Mitgliederbestand zu erhöhen. Ebenso klar war aber auch, dass sich der Charakter der Partei zu verändern begann.<sup>126</sup> Nun wurden Soldaten Parteigenossen und gelangten zu Ruhm und Ehre, die vor dem Krieg keine Chance auf Parteieintritt gehabt hätten. Einer von ihnen war der Scharfschütze Afonkin, von dem Hauptmann Alexander Olchowkin, Propaganda-Instrukteur in der 39. Garde-Division, den Historikern in Stalingrad erzählte. Olchowkin berichtete von einem spontanen Meeting, das einige Männer seiner Division am 19. November 1942 abhielten, um den Befehl zum Generalangriff unter den Soldaten zu verbreiten. Er selbst stiess zu der Versammlung, als der Rotarmist Afonkin sprach: «Übrigens hatte er keinerlei Ausbildung. Er spricht nicht fehlerfrei. Er sagte, dass er von heute an Scharfschütze sein würde. Bis dahin war er als Melder beim Bataillonskommandeur eingesetzt. Dieser

## 48 Einführung

Afonkin begann sich mit dem Scharfschützen-Handwerk zu beschäftigen. In 18 Tagen hatte er es auf 39 erschossene Hitleristen gebracht. Jetzt haben sie ihn in die Partei aufgenommen, ausgezeichnet.»<sup>127</sup>

Unter den Kriegsbedingungen waren die Vorstellungen vom guten Parteigenossen denkbar einfach. Ein erfolgreicher Kandidat musste beweisen können, dass er deutsche Soldaten getötet, deutsche Panzer und Flugzeuge abgeschossen hatte. Die Armee verteilte unter den Soldaten Vordrucke, «Konten» oder «Rachekonten» genannt, in denen sie die Zahl der von ihnen umgebrachten gegnerischen Soldaten bzw. zerstörten Waffen notierten sollten. Ein Soldat mit einem leeren Konto brauchte sich keine Hoffnungen auf Aufnahme in die Partei zu machen.<sup>128</sup> Jemand hingegen wie der Scharfschütze Wassili Saizew wurde umgehend Kommunist – die Zahl der von ihm umgebrachten Deutschen war eine deutliche Empfehlung. «Ich dachte», sagte Saizew im Interview mit den Historikern, «wie soll ich in die Partei eintreten, ich kenne ja das Programm noch nicht. Ich las das Programm durch, stellte einen Antrag direkt im Schützengraben. Nach zwei Tagen bestellte mich die Parteikommission ein. Ich hatte damals bereits 60 Deutsche erschossenen, ich hatte Auszeichnungen.»<sup>129</sup>

Der ideale Kommunist im Krieg wurde mitunter als blutrünstiger Soldat gezeichnet. Das erkennt man in Oberst Glamadas Beschreibung des letzten Kampfs des Politruks Judajew (253. Regiment, 45. Division). Judajew leitete einen Stosstrupp. Beim Erstürmen eines deutschen Bunkers wurde sein «Gewehr von einem Granatsplitter getroffen und ihm aus der Hand gerissen. Genosse Judajew wirft sich unbewaffnet auf einen der Deutschen, packt ihn an der Kehle und erwürgt ihn. Die Deutschen bringen Verstärkung heran und werfen sich erneut auf das Häuflein dieser Helden. Judajew wurde von den Deutschen auf ihren Bajonetten aufgespiesst, doch er liess sein Opfer nicht los. Er erwürgte den Deutschen und starb, aufgespiesst von den Bajonetten. Die Deutschen nahmen den Graben wieder ein, doch später haben ihn die Soldaten der Kompanie zurückerobert. Sie holten diesen Helden Judajew zurück und beerdigten ihn in der 3. Werkhalle vom «Roten Oktober». Eine ähnlich drastische Szene beschrieb Oberst Dobrjakow (Stellvertretender Leiter der Politabteilung in der 64. Armee): «Der Batterieführer der 154. Marinebrigade war mit der Verteidigung beauftragt. Bei ihm waren zwölf Soldaten, er war der Dreizehnte. Ihm war befohlen worden, sich in keinem Fall auf einen Kampf mit den Deutschen einzulassen,



weil die Kräfte gering waren und die Deutschen schon vordrangen. Er hatte Befehl, den Durchbruch der Deutschen zu verhindern. Er hielt es nicht aus und schrie: Hurra! Und griff den Zug mit schweren Maschinengewehren an. Der Zug wurde aufgerieben, er selbst tötete sieben Deutsche. Bei dem Angriff wurde ihm ein Stück Fleisch aus der Hüfte gerissen. Er geht dann zum Brigadekommandeur Oberst Smirnow und sagt: Genosse Kommandeur, geben Sie mir ein Gläschen zu trinken. Bitte, antwortet dieser. Da bemerkt der Batteriechef das fehlende Stück Fleisch und fragt: Ist dieses Stück Fleisch sieben Deutsche wert oder nicht?» Selbstredend rechtfertigte das ausgerissene Stück Fleisch aus dem Körper des Kommandeurs auch dessen Aufnahme in die Partei.

Die Partei konnte im Lauf des Kriegs ihren Einfluss in der Armee vertiefen, weil sich ihre politische Arbeit den soldatischen Umständen anpasste, realistischer wurde. Das Streben nach Vergeltung für das vom Feind verursachte Leid und der Wille zum Sieg formten einen gemeinsamen Nenner.<sup>130</sup> «Wir sind Kommunisten, wir rächen uns an den Deutschen für die Tötung unserer Soldaten» – das drückte in den Augen von Iwan Wassiljew, Kommissar der 62. Armee, die überwältigende Stimmung in der kämpfenden Truppe während der Schlacht von Stalingrad aus.<sup>131</sup> General Tschuikow beschrieb im Gespräch mit Wassili Grossman die handgreifliche Qualität der politischen Erziehung in der Armee: «Politische Arbeit: Alles ist nur auf die Aufgabe gerichtet, und alle sind mit den Soldaten zusammen. Mit ‚Ismen‘ – Kommunismus, Nationalismus – haben wir uns nicht befasst.» Dennoch, so Tschuikow im Interview mit den Historikern, würden die sowjetischen Soldaten in Stalingrad ein hohes politisches Bewusstsein demonstrieren.<sup>132</sup> Was er damit meinte, war, dass die Rotarmisten die von der Partei vorgegebene «patriotische Pflicht», Stalingrad um jeden Preis zu halten, verinnerlicht und aus eigenem Antrieb kämpften. Darin bestand für Tschuikow ein wesentlicher Grund für den sowjetischen Sieg.

Besonders auch während der Schlacht von Stalingrad versuchte die Kommunistische Partei ihren Einfluss auszuweiten. An der Stalingrader Front stieg die Zahl der Mitglieder zwischen August und Oktober um über 25'000 auf insgesamt 53'500.<sup>133</sup> Stalins Generalstabschef Wassiljewski schreibt von 14'000 Soldaten, die zwischen September und November 1942 in Stalingrad in die Partei eintraten; die Gesamtzahl der Parteimitglieder an dieser Front lag im November damit bei über 60'000.<sup>134</sup> Diese Zahlen sagen nichts über die durch Tod und Verwundung bedingten Ausfälle

unter den Kommunisten aus und müssen deshalb deutlich nach oben korrigiert werden, will man die Gesamtzahl von Soldaten ermessen, die während der Schlacht der Partei angehörten. Was diese Zahlen in einem lokalen Kontext bedeuten, verdeutlichte Major Jakow Serow, Leiter der Politabteilung in der 45. Division. Zu Beginn der Schlacht von Stalingrad hatte die Division 840 Kommunisten, von denen während der Kämpfe 163 fielen. 405 Parteimitglieder fielen verwundet aus. In diesem Zeitraum nahm die Partei 659 neue Mitglieder auf. «Das Volk nahm die Aufnahme in die Partei sehr ernst und stellte einen Antrag nur dann, wenn sie sechs, sieben oder zehn Fritzen<sup>135</sup> auf dem Konto hatten. Der Soldat kommt und stellt den Antrag: Ich habe zehn Fritzen erledigt, hier ist mein Beweis. Niemand stellte einen Antrag, solange er nicht einen persönlichen Nachweis der Getöteten zu führen begonnen hatte.»

Serow zitierte aus den schriftlichen Anträgen von Soldaten seiner Division, um zu zeigen, was die Parteimitgliedschaft für sie bedeutete. «Der Unteroffizier Iwan Slepzow vom 178. Artillerieregiment äusserte seinen Wunsch, ‚in den Kämpfen mit dem grausamen Faschismus möchte ich Kommunist sein. Ich werde den Feind so lange bekämpfen, wie meine Augen sehen können. Und meine Hand wird die Hebevorrichtung und den Drehmechanismus am Geschütz bedienen. Ich werde die hohe Auszeichnung als kämpfender Bolschewik bei der Verteidigung der Heimat in Ehren halten. Ich bitte in die Reihen der kommunistischen Partei aufgenommen zu werden und meine Bitte nicht abzulehnen.‘ Nowizki, der Starschina (Hauptfeldwebel) unserer Aufklärungsabteilung, formulierte seinen Antrag so: ‚In den harten Tagen, da sich das Schicksal der Menschheit entscheidet, führt unsere Partei uns zum Sieg. Ich möchte ihr angehören, weil unter ihrer Führung die Kraft und der Hass auf die Okkupanten noch mehr wachsen. Die Zielstrebigkeit der Partei ist meine Zielstrebigkeit. Und wenn ich falle, wird die Partei mich rächen. Ich schwöre, ihr treues Mitglied zu sein, ihr treuer Verteidiger bis zum letzten Blutstropfen»<sup>136</sup>

Die äusserst hohe Todesrate in den Kämpfen um Stalingrad war ein besonderer Beweggrund zum Beitritt in die Partei. Part nfunktionäre versuchten Soldaten zu bewegen, vor schweren Kämpfen ihre Anträge einzureichen – so hätten sie die Gewissheit, als Kommunisten zu sterben und in den kommunistischen Pantheon aufzusteigen. «Vor dem Kampfeinsatz», berichtet Unterleutnant Nikolai Karpow, Komsomolsekretär in der 38. Schützenbrigade (mot), «wollen sie nicht in den Komsomol eintreten, be-

ginnen sich herauszureden – wenn wir aus dem Kampf wiederkehren, dann sehen wir weiter. Ich fange sofort an auf sie einzureden, wie kann man so in den Kampf ziehen ... wenn ihr sterbt, sterbt ihr als Mensch ohne Bewusstsein, aber stirbst du als Komsomolze, wird Ruhm über dich kommen. Auf diese Weise habe ich sechs Leute in den Komsomol gebracht.»<sup>137</sup> Mehrere Politoffiziere berichteten, wie schwerverwundete Soldaten darum baten, in die Partei aufgenommen zu werden, damit sie als Kommunisten sterben könnten. Der Unteroffizier Alexander Duka, ebenfalls von der 38. Schützenbrigade, erzählte, wie der Gedanke an seinen möglichen Tod an der Front ihn zum Beitritt zur Partei bewegte.<sup>138</sup>

### Kommandeur und Kommissar

Die Partei, in letzter Instanz vom Generalsekretär und «Chef» (*Chosjairi*) oder «Führer» (*Woschd*) Stalin gesteuert, der während des Kriegs auch alle kriegsrelevanten Institutionen leitete: das Staatskomitee für Verteidigung, das Volkskommissariat für Verteidigung und das Oberkommando der Roten Armee (*Stawka*) machte sich in der «Politischen Hauptverwaltung in der Roten Arbeiter- und Bauernarmee» (*Glawpurkka* oder vereinfacht PUR) im Militär geltend. Im ersten Kriegsjahr wurde die Politische Hauptverwaltung vom ehemaligen *Prawda*-Herausgeber und kommunistischen Scharfmacher Lew Mechlis<sup>139</sup> geleitet; ihm folgte im Juni 1942 der Moskauer Parteisekretär Alexander Schtscherbakow. Gleichzeitig wurde Schtscherbakow auch zum Politbüro-Kandidaten erhoben, was die erhöhte Bedeutung seines Amtes bei der Roten Armee unterstrich.<sup>140</sup>

Die Politische Verwaltung übte ihren Einfluss in erster Linie über den Kommissar aus, der in jedem Verband der Roten Armee bis zur Bataillons-ebene wirkte und ermächtigt war, Befehle von Kommandeuren aufzuheben, wenn sie politisch nicht in Ordnung erschienen. Auf den höchsten Ebenen, an der Front und in der Armee, war der Kommissar ein Mitglied des Militärrats, ein kollegiales Gremium bestehend aus Kommandeuren, politischen Abgesandten und Stabschefs. An der Stalingrader Front bekleidete Stalins enger Vertrauter Nikita Chruschtschow das Amt des Kommissars. Er und Frontbefehlshaber Jerjomenko waren im Militärrat die entscheidenden Akteure. In den Divisionen, Regimentern und Bataillonen bildeten der

## 52 Einführung



Militärrat der Stalingrader Front (1942), v.l.n.r.: Kommissar Chruschtschow, Generalleutnant Alexei Kiritschenko, Gebiets-Parteisekretär Alexei Tschujanow, Generaloberst Jerjomenko. *Fotograf: Oleg Knorring*

Kommandeur und der Kommissar eine Doppelspitze. Auf der Regiments-ebene fand die meiste politische Arbeit statt. Der vollständige Apparat sah ein Parteibüro und ein Komsomolbüro vor, jeweils von einem Sekretär geleitet, sowie einen Soldatenklub und eine Bibliothek, alle unter der Aufsicht des Regimentskommissars. In den Kompanien tat der Politleiter (*Politruk*) seinen Dienst, er war als Agitator für politische Diskussionen mit den Soldaten zuständig und sollte geeignete Beitrittskandidaten für die Partei ausfindig machen. Ab 1942 richtete die Politische Verwaltung auch auf Kompanieebene Parteizellen ein.<sup>141</sup>

Alle Zeitungen in der Roten Armee, angefangen vom Leitmedium *Roter Stern* (*Krasnaja Swesda*) bis zu den Armee- und Divisionszeitungen, unterstanden der Politischen Hauptverwaltung; sie rekrutierte für die Zeitungen auch die Kriegsberichterstatter. Etliche namhafte sowjetische Schriftsteller, unter ihnen Ilja Ehrenburg, Wassili Grossman, Konstantin Simonow, Wsewolod Wischnewski und Alexei Tolstoi, arbeiteten während des «Grossen Vaterländischen Krieges» für die Politische Hauptverwaltung.

Diese betrieb nicht nur politische Bildung im engeren Sinn, sondern verfolgte eine Vielzahl von Initiativen mit dem Ziel, den Kampfgeist der Rotarmisten zu erhöhen. Zum Spektrum der den Rotarmisten angebotenen Kulturprodukte gehörte das Liedgut in der Roten Armee ebenso wie die Verbreitung von künstlerischer Literatur.

Neben der Partei hatte auch die sowjetische Geheimpolizei, der NKWD, eine breite Präsenz in der Roten Armee. In jeder Division agierte eine «Sonderabteilung» (*Osooby otdel*) von uniformierten Geheimdienstlern, die besonderen Vorfällen wie Mord, Selbstmord, Diebstahl, Spionage und Desertion nachging, Verhaftungen vornahm und Verdächtige dem Militärgericht überwies. Das waren Aufgaben, die in anderen Armeen in die Zuständigkeit der Militärpolizei fielen. Zusätzlich sollte die Sonderabteilung jedoch auch die politische Loyalität von Soldaten, Kommandeuren und politischen Offizieren sicherstellen und Anzeichen von «konterrevolutionären» Stimmungen sofort identifizieren. In Zusammenarbeit mit der Militärzensur, die ebenfalls dem NKWD unterstand, und mit Hilfe von heimlichen Zuträgern verfertigten die Sonderabteilungen in manchmal kürzeren als wöchentlichen Abständen Berichte über die «politisch-moralischen Stimmungen» in der Truppe, die auf Stalins Schreibtisch landeten.<sup>142</sup> Die Männer der Sonderabteilung, «Osobisten» genannt, waren weithin gefürchtet.<sup>143</sup> Jeder Soldat und Offizier, ungeachtet seiner Stellung, stand unter dem Generalverdacht politischer Unzuverlässigkeit und moralischer Verfehlung. Welche Allüren den Osobisten erwachsen, schilderte ein Kommandeur in einem anonymen Schreiben an Stalin, Mechlis und mehrere leitende sowjetische Militärs. Der im Mai 1943 verfasste Brief gibt zum Teil unfreiwillige Einblicke in die Gebräuche von mächtigen Männern in der Roten Armee: «Der Kommandeur kann ohne die Zustimmung des Bevollmächtigten für Spionageabwehr [im April 1943 wurden die Sonderabteilungen des NKWD ausgebaut und in eine neue Hauptverwaltung für Spionageabwehr – Kurzform: *Smersch*, Akronym für «Tod den Spionen» – eingefasst] keinen Beschluss fassen. Den Kommandeuren hat man ihre Frauen weggenommen. Dabei hat jeder Spionageabwehrler eine oder zwei Frauen. Auf Schritt und Tritt drohen sie mit Mechlis, und so ist die Stimmung der Kommandeure jetzt wenig beneidenswert. Dabei haben die meisten von ihnen unter Einsatz ihres Lebens die Heimat verteidigt und vier bis acht Orden erworben. Warum ist das so? Sind wir etwa wieder in der Zeit von 1937-38?»<sup>144</sup> Im

## 54 Einführung

Gespräch mit den Historikern in Stalingrad schildert Major Anatoli Soldatow von der 38. Schützenbrigade (mot), wie er während der Gefangenennahme von Generalfeldmarschall Paulus am 31. Januar 1943 beinahe einen Osobisten erschoss, weil dieser sich frech in den Vorgang einmischte und die grösste Trophäe von Stalingrad offensichtlich für sich und den NKWD reklamieren wollte.<sup>145</sup>

Am 9. Oktober 1942 wurde das Amt des Kommissars abgeschafft und die Einzelleitung in der Roten Armee wieder eingeführt. Aus den vormaligen Kommissaren wurden «Politstellvertreter» der jeweiligen Kommandeure. Viele Forscher haben diese Reform als eine Stärkung des Militärs zu Lasten der Partei ausgelegt und als einen Rückzug der Partei aus der Roten Armee.<sup>146</sup> Richtig ist, dass die Verordnung mit darauf abzielte, die Autorität des Kommandeurs zu stärken. Richtig ist auch, dass der Kommissar mit seinem unklaren Mandat, den Kommandeur auf Linie zu halten, Gefahr lief, eine effektive Truppenführung zu «bremsen», wie die Anordnung vom 9. Oktober explizit ausführte.<sup>147</sup> Doch enthielt die Massnahme keine Spitze gegen die Partei und ihre Präsenz in der Armee. Seit dem Bestehen der Roten Armee war der Kommissar immer wieder in Zeiten politischer Verunsicherung eingeführt worden – im Bürgerkrieg, dann erneut 1937-1940 und dann wieder im Juli 1941. Die Abschaffung des Kommissars, das machte der Text des Ukasses auch deutlich, drückte das Vertrauen der Sowjetführung aus, dass die Armee so weit politisch gefestigt war, dass sie der externen Aufsichtsperson nicht mehr bedurfte. Ein weiterer Beweggrund für die Reform war der andauernde Bedarf an kompetenten Kommandeuren. Ein weiterer Ukas Stalins vom gleichen Tag ordnete an, zum 1. November Sonderkurse für die Ausbildung von 800 vormaligen Kommissaren zu Bataillons- und Regimentskommandeuren zu bilden.<sup>148</sup>

Dass nach der Abschaffung des Kommissars im Oktober 1942 der Kommandeur das Sagen hatte und der neue Politstellvertreter ihm nur noch assistierte, machen einige der Stalingrader Interviews deutlich.<sup>149</sup> Andere beschreiben ein harmonisches Miteinander von Kommandeur und seinem Politischen Stellvertreter.<sup>150</sup> Doch gab es auch Politoffiziere, die sich ungeachtet der Reform weiterhin Kommissar nannten<sup>151</sup> und auch weiterhin den Anspruch erhoben, in der Beziehung mit dem militärischen Kommandeur den Ton anzugeben. Brigadekommissar Wassiljew etwa forderte eine aggressivere «ideologische Erziehung» des Kommandeurs durch die Partei-



Der Kommandeur der 45. Schützendivision, Generalmajor Sokolow, und sein Politstellvertreter, Oberst Glamadsa

offiziere. Gerade in der ersten Kriegsphase sei diese Arbeit in den Hintergrund gerückt, weil der Politapparat sich vordringlich auf die Arbeit mit einfachen Soldaten gekümmert hätte. Wassiljew verwies auf zahlreiche von ihm beobachtete Fälle, in denen Politarbeiter auf beispielhafte Weise kämpften, während die ihnen zugeordneten militärischen Kommandeure ihre Truppen mitunter im Stich liessen. «Mir hat es immer so geschienen, und ich vertrete auch jetzt diesen Standpunkt, dass man den Kommandeur vorbereiten muss. Wenn der Soldat vorbereitet ist, der Kommandeur jedoch nicht, dann wird nicht alles getan werden, und wir erreichen die gewünschten Ergebnisse nicht.» Trotz dieser unterschiedlichen Akzentsetzungen fällt auf, wie sehr fast alle befragten Kommandeure und Politoffiziere sich als Teil eines Teams mit übergreifenden Interessen begriffen. Die politischen Offiziere sahen sich für Fragen der technischen Ausbildung und Militärtaktik ebenso zuständig, wie umgekehrt die Kommandeure auf den politisch-moralischen Zustand ihrer Truppen achteten.<sup>152</sup>

### Nahaufnahme

Die Tätigkeit der politischen Akteure in der Roten Armee kennt man bislang überwiegend aus Befehlen und Anordnungen der Politischen Hauptverwaltung oder aus später geschriebenen Rechenschaftsberichten von Kommissaren und Politleitern. Dank der Stalingrader Protokolle lassen sich nun sehr plastisch und gleichsam wie unter dem Mikroskop die fortgesetzten Bemühungen von Politoffizieren und Kommandeuren im Krieg beobachten, Soldaten auf den Kampfeinsatz einzuschwören und sie gemäss dem voluntaristischen Ideal der bolschewistischen Partei zu furchtlosen und über sich selbst hinauswachsenden Helden zu erziehen. Die Interviews machen auch deutlich, wie diese mobilisierende Arbeit mit Zwangsmassnahmen einhergingen und welche handlungsleitenden Wirkungen die Appelle im Kampf entfalteten.

Beharrlichkeit und Improvisation kennzeichneten das Vorgehen der Politischen Hauptverwaltung an der Stalingrader Front in gleicher Weise. Während der Abwehrkämpfe im Sommer 1942 hatte es noch Zeit und Platz gegeben, im Schutz der Schluchten in der Donsteppe politische Versammlungen abzuhalten und zur Motivierung der Soldaten Sänger und Ziehharmonika-Spieler auftreten zu lassen, erzählte Bataillonskommissar Pjotr Moltschanow (38. Schützendivision). Während der unaufhörlichen Kampfhandlungen in Stalingrad war das nicht möglich. Reguläre Versammlungen und Vorträge, wie sie im Lehrbuch vorgesehen waren, mussten gestrichen werden.<sup>153</sup> «Es ist schwierig, sich die Bombardierung vorzustellen, welche damals im Tiefflug durchgeführt wurde. Von September bis November kamen die Flugzeuge buchstäblich alle 30 Minuten. Es war die wahre Hölle. Alles voller Rauch. Nachts flogen die Flugzeuge nicht, und man konnte sich bewegen. Es war feucht, kalt, aber das nahm einen nicht so mit wie die Flugzeuge, Geschosse und Minen.» So beschrieb Oberst Nikolai Glamasda, Politstellvertreter der 45. Division, die Lage seiner im Westufer der Wolga eingegrabenen Soldaten und fuhr fort: «Wie wurde in dieser Periode die Arbeit durchgeführt? ... Wir hatten zwei Arbeitsformen – das lebhafte Gespräch und das persönliche Beispiel, wie gekämpft werden muss, wobei in jedem Kampf, ich betone, in jedem Kampf die Kommunisten in der vordersten Reihe kämpften. Ich kann Dutzende von Beispielen aus dem Leben von Kommunisten und Komsomolzen anführen, wo sie zeigten, wie man



zu kämpfen hat, und dabei fielen.»<sup>154</sup>

Vor Kampfhandlungen an besonders wichtigen Abschnitten stellten Kommandeure sicher, dass kampferprobte Soldaten, Kommunisten und Komsomolzen auf die Kompanien an diesen Abschnitten verteilt würden. Besonders Kommunisten fungierten als Rückgrat in der Armee. «Bei uns hat es sich eingebürgert, dass ein Stosstrupp nie ohne Kommunisten, also in der Regel Komsomolzen, gebildet wurde. Wie das durchgesetzt wurde? Wenn der Komsomolsekretär erfuhr, dass ein Stosstrupp zusammengestellt wurde, ging er zum Bataillonskommandeur und sagte: Ihr müsst besondere Leute für den Stosstrupp nehmen, nehmt unbedingt zwei, drei Komsomolzen. Der Sekretär instruiert diese Komsomolzen und auch den Stosstruppführer. Es ging darum, dass die Komsomolzen nicht nur ihre Kampfaufgaben erfüllten, sondern auch alles taten, damit diese Kampfaufgaben jeden einzelnen Soldaten erreichten» (Oberstleutnant Jakow Dubrowski, Leiter der Politischen Abteilung in der 39. Garde-Schützendivision).<sup>155</sup> Brigadekommissar Wassiljew bestätigte, was Dubrowski über die Jungkommunisten sagte: «Was die Führungsrolle der Kommunisten angeht [...]: Es galt als eine Schande, wenn ein Kommunist nicht als Erster losging und die Soldaten anführte.»<sup>156</sup>

Weil die Frontstellungen tagsüber unter unablässigem Beschuss standen, wurde die politische Aufklärungsarbeit in den Schützengräben auf die Nachtstunden verlegt. Alexander Lewykin, Kommissar bei der 284. Schützendivision, legte dar, wie er seine Mitarbeiter vorbereitete: «Im Divisionsstab wendete ich folgende Praxis an: Ich hörte mir die neuesten Nachrichten von allen Fronten an, dann ging ich um ein oder zwei Uhr nachts hinaus und sagte, dass bei allen Truppenteilen die Lautsprecher eingeschaltet werden sollen. Alle schalteten die Lautsprecher ein, ich informierte das Nachrichtenpersonal, vom Nachrichtenpersonal gingen die Politruks der Kompanien zu den Bataillonen und informierten diese über die jüngsten Frontereignisse. [...] Wir teilten Zeitungen an die Soldaten aus. [...] Nur in der Nacht konnte man mit jedem Soldaten individuelle politische Arbeit durchführen. Die Politabteilung instruierte ihr gesamtes Instruktorspersonal und schickte die Instruktoren in die Einheiten. Ein Politruk ging pro Nacht durch zwei bis drei Schützengräben, mehr schaffte er nicht.»<sup>157</sup> Der für Propaganda zuständige Hauptmann Olchowkin berichtete, wie sein Regimentskommandeur

den «Politapparat» einberief und alle Agitatoren beauftragte, die einzelnen Kompanien aufzusuchen. «Ich wurde ins 2. Bataillon geschickt. Am Abend arbeiteten wir uns zur 4. Kompanie vor. Im Unterstand waren vier Mann. Wir sprachen mit den Leuten vor Tagesanbruch, wenn die ruhigste Zeit war. Wir versammelten die unteren Agitatoren im Gefechtsstand der Kompanie, der im Keller einer Schule untergebracht war. Es war drei Uhr nachts. Der Feind befand sich etwa 40 Meter von der Schule entfernt. Der Leitartikel in der *Prawda*<sup>158</sup> behandelte die Kämpfe in Stalingrad. Ich führte die Instruktion über dieses Thema durch. Sprach davon, welche Bedeutung Stalingrad hat und warum Hitler unbedingt nach Stalingrad will. Ich brachte dies mit dem Befehl in Verbindung, eine starre Verteidigung aufzubauen.» Die Nacht hatte einen weiteren Vorteil, bemerkte Oberstleutnant Dubrowski, und seine Worte machen den totalen Durchdringungsanspruch der Politischen Verwaltung deutlich: «Nachts ist der Kämpfer mehr dazu geneigt, offen zu reden, und man kann in seine Seele hineinkriechen.» Besonders vor eigenen Angriffen oder erwarteten Angriffen durch die Deutschen wurde die Arbeit intensiviert.<sup>159</sup>

Wiederholt betonten Politoffiziere im Gespräch, wie häufig sie Einzelgespräche mit Soldaten führten. Jeder Rotarmist sollte von der Notwendigkeit des Kampfes gegen die Deutschen überzeugt werden, jeder sollte «politisch bewusst» – das heisst aus eigenem Antrieb – handeln. Immer wieder fiel in diesen Gesprächen auch das Wort vom Kommissar als «Erzieher». («[Kommissar] Swirin erzog die Männer seiner Division sehr gut, die Soldaten ebenso wie die Kommandeure und die Politarbeiter ...»; «Wir erzogen den Kämpfer folgendermassen „...»<sup>160</sup>) «Die beste Form von politischer Arbeit während der Verteidigung», so Bataillonskommissar Moltschanow, «ist für mich der persönliche Umgang mit den Soldaten. Da sitzt der Soldat einen ganzen Monat im Graben. Er sieht niemanden ausser seinem Nachbarn, und auf einmal kommt der Kommissar zu ihm oder noch irgendjemand, erzählt ihm irgendetwas, richtet einfach ein freundliches Wort an ihn, grüsst. Dies ist von kolossaler Bedeutung. Ihm ein Blatt Papier zu geben, damit er der Familie schreiben kann, oder er schreibt selbst den Brief für ihn. Das macht den Soldaten Mut.» Die Kommissare sahen sich nicht allein für das geistige, sondern auch das körperliche Wohl der Soldaten zuständig und vermerkten, wo es an Essensrationen oder warmer Kleidung

fehlte. In besonderen Krisenmomenten öffneten sie den eisernen Vorrat von Delikatessen – Schokoladentafeln oder Mandarinen –, die Arbeiterorganisationen an die Front geschickt hatten: «Hier ging es weniger ums Essen als um die moralische Stärkung des Soldaten. Er spürte, dass wir uns um ihn kümmerten» (Brigadekommissar Wassiljew). Das Arsenal des Politischen Offiziers enthielt auch militärischen Rat, er zeigte den Soldaten, wie man eine Igelstellung bezog oder Unterstände gut sicherte.<sup>161</sup> «Wir erläuterten den Soldaten jedes Detail, jeden Moment, jeden taktischen Zug. Mit allen Mitteln bemühten wir uns, den Soldaten und Kommandeuren zu helfen, um in Zukunft mehr Kampferfolge zu haben» (Wassiljew). Der Agitator Iser Ajsenberg von der 38. Schützendivision arbeitete mit einem kuriosen Instrument der politischen Erziehung: dem «Agitkulturkoffer». Dieses fächerförmig aufklappbare und auf den ersten Blick an einen Zauberkoffer erinnernde Gerät, das sein Regimentskommissar aufgetrieben habe, eigne sich wegen seiner Tragbarkeit speziell für die Arbeit in den Schützengräben. Wenn man den Koffer aufklappte, sah man auf linkerhand auf rotem Samt die Worte des sowjetischen Militäreids, rechts gegenüber einen Stalinbefehl sowie die Porträts von Lenin und Stalin. In der Mitte lagen Broschüren, Bücher «über unsere proletarischen Kommandeure», eine geographische Landkarte und eine politische Weltkarte sowie Dame- und Dominospiele. Ajsenberg erläuterte, wie der Kofferinhalt von den Soldaten genutzt wurde:

«Es geht so: Eine Gruppe nimmt die Karte, hängt sie auf und fährt mit den Fingern über die Städte, wo deutsche Flieger Bomben abwerfen und wo unsere Flieger Bomben abwerfen. Man interessiert sich für die anderen Schauplätze der Kriegshandlungen, fragt, was in Tunis los ist, usw. Die zweite Gruppe spielt Dame, die dritte liest die Broschüren, Rätsel und Lieder, diese Broschüren lösen fröhliches Gelächter bei den Soldaten aus. Die ernstesten Broschüren werden in einer Ecke gelesen. Der Koffer enthält auch Papier und Umschläge, dieses Papier dient dazu, Briefe zu schreiben und ein Kampfblatt herauszugeben. Es ist auch ein grosser Spiegel drin. Manchmal bildete sich eine Schlange, wenn man den Spiegel herausholte: Da kommt einer und sagt: Lass mal sehen, wie ich aussehe. Der andere sagt: Bin ich zugewuchert, lass mal sehen. Auf dem Höhepunkt dieser Arbeit bittet der Agitator um Aufmerksamkeit und führt ein zehn- bis fünfzehnminütiges Gespräch oder liest einen interessanten Artikel vor. In jedem Regiment hatten wir so einen Koffer. Und

## 60 Einführung

wie setzten wir den Koffer für politische Bildungsarbeit ein? Ich überliess ihn dem Stab des 1. Bataillons für 24 Stunden, dann holte ich ihn ab und gab ihn dem 2. Bataillon usw.»<sup>162</sup>

Dank der vom Politapparat geleisteten Agitation erhielten die sowjetischen Soldaten eine globale Perspektive auf den Krieg, wussten sie, für welche Ziele die sowjetische Seite kämpfte und was den Gegner antrieb. Gezielt verwendeten die Politoffiziere das symbolische Kapital von Stalingrad, strickten sie an der Legende der Schlacht, die sie unter Zuhilfenahme von internationalen Pressestimmen als weltgeschichtliches Ereignis darstellten. Selbst ein «einigermassen gebildeter Mensch wusste», bemerkte Obersergeant Mitrofan Karpuschin von der 39. Garde-Schützendivision, «dass der Gegner unsere Hauptstadt von Osten her einkreisen will, die Wolga, unsere Erdölquellen – Baku einnehmen. Dies wussten wir durch die Arbeit mit den Politarbeitern.» Karpuschin erläuterte, wie die politische Arbeit ihn und andere Soldaten erreichte: «Wir hatten die Möglichkeit, Zeitungen zu lesen, wenn auch nur zeitweise. Die Zeitungen reichten für jeden Soldaten. Wir lasen die Divisions- und die Armeezeitung, die zentralen Zeitungen



Soldaten der 284. Schützendivision erhalten Briefe und Zeitungen, Stalingrad 1942

*Prawda* und *Roter Stern*. Besonders oft waren es die *Prawda* und *Roter Stern*. Wir bekamen auch die *Iswestija* und die *Komsomolskaja Prawda*. Während der Kampfhandlungen erhielten wir die Zeitungen mit sieben oder acht Tagen Verspätung. Ich schaffte es immer, mir den Leitartikel anzusehen. Die Beleuchtung reichte dafür. Hier gab es Transformatorenöl, es gab, soviel man wollte.»<sup>163</sup>

Zu vermitteln waren neben der welthistorischen Bedeutung der Schlacht von Stalingrad auch lokale Kampfhandlungen und Zusammenhänge, damit sich die Soldaten als deren aktive Teilnehmer angesprochen und gefordert fühlten: «Es muss gesagt werden», sagte Major Serow, «wenn von einer Eroberung berichtet wurde, sagen wir z.B. der Eisenbahnstation Gorschtschnaja oder des Eisenbahnknotenpunktes Urasowo, dass sich das Volk sogar über diese unbedeutenden Siege freute. Wenn sie die Nachricht hörten oder lasen, dass Unsere auch nur ein wenig weiter vorrückten, war die Stimmung: Unsere nehmen es. Und als es zum schnellen Vormarsch kam, wie im Nordkaukasus, freute sich das Volk hier. Es stellte sich eine merklich grosse Begeisterung ein, und sie sagten nur: ‚So, da schlagen sie sie – und was machen wir? Na los, wir auch.‘

### Die Helden-Strategie

Der politische Apparat appellierte an Rotarmisten, über sich hinauszuwachsen und Heldentaten zu vollbringen. Der Mensch galt in der sowjetmarxistischen Ideologie als von seiner sozialen Umgebung geprägt und daher formbar – jeder konnte infolge einer umfassenden sozialen Konditionierung seinen Willen entfalten und zum Helden werden. Diese Konditionierung war Sache der politischen Betreuer. Brigadekommissar Wassiljew erzählte von einem Soldaten der 45. Division, der zwar gut kämpfte, sich jedoch so undiszipliniert zeigte, dass sein *Politruck* einen Beschwerdebrief an seine Eltern schickte. Bevor er den Brief abschickte, las er ihn dem Sünder vor. Der «spürte, was er falsch gemacht hatte, und bekam bald schon eine Medaille, aber von zu Hause erhielt er einen schweren Rüffel seiner Eltern. Man musste einen neuen Brief schreiben und ihnen mitteilen, wie er sich gebessert habe, wie er sich ausgezeichnet und von der Regierung eine Belohnung erhalten habe. Der Mann hatte sich verändert, war nicht wiederzuerkennen. Serow, der Leiter der Politabteilung, stellte ihn unter seine per-

sönliche Beobachtung. Der Mann wuchs ständig und erlaubte sich keinen einzigen Ausrutscher mehr, als ob er von Geburt an so gewesen wäre.» Mit dem erwähnten Major Serow unterhielten sich die Moskauer Historiker ebenfalls; er erzählte denselben Vorfall ausführlicher aus seiner Perspektive: «In der 1. MG-Kompanie des 157. Regiments hatten wir einen gewissen Kisseljow, einen hoffnungslosen Burschen. Wir redeten mit ihm, nahmen ihn fest, sperrten ihn ein – nichts half. Er verstieß einfach immer gegen die Disziplin. Wollte nichts davon wissen. Da beschloss Narowischnik, der Politstellvertreter des Kompaniechefs, seinen Eltern zu schreiben: ‚Ihr Sohn benimmt sich empörend. Vielleicht können Sie helfen!‘ Dieser Brief wurde in der Kompanie laut verlesen. Die Kompanie wusste, dass der Brief an die Eltern ging, er selbst wusste es auch. Allein die Tatsache, dass der Brief an seine Eltern geschickt wurde, liess ihn nachdenken. Bei der Ankunft an der Front kam die Antwort seiner Eltern: ‚Wie kannst Du nur uns Grauköpfen so eine Schande machen, wir trauen uns nicht mehr unter die Augen der Nachbarn. Du hast vergessen, was wir Dir beim Abschied an die Front gesagt haben: Sei ein Prachtkerle Dann schrieb die Schwester, sie schäme sich, so eine Nachricht über ihn zu bekommen. ‚Wenn Du mich als Deine Schwester betrachten willst, dann kämpfe so, wie unser gefallener Bruder gekämpft hat.‘ Da kam der Bursche zu Verstand. Er tötete neun Fritzen und verwundete sieben oder vielleicht umgekehrt; er wurde selbst verwundet und zur Genesung geschickt.»

Heldentaten – in der Regel Handlungen, bei denen sich einige wenige Rotarmisten gegen einen in Zahl und Ausrüstung weit überlegenen Gegner behaupteten – wurden vielfach dokumentiert und als Flugschriften am Frontabschnitt ihres Ursprungs verbreitet, weil man davon ausging, dass die Leser der Flugblätter die «Helden des Tages» persönlich kannten und ihnen nacheifern würden.<sup>164</sup> In der 13. Garde-Schützendivision war es üblich, Flugblätter mit Fotos der geehrten Soldaten und kurzen Schilderungen ihrer Taten zu verteilen: «Das erzeugt einen aussergewöhnlichen Eindruck», sagte Brigadekommissar Wassiljew. Diese «Foto-Briefe» wurden in den Einheiten verlesen und dann an die Eltern und Angehörigen der geehrten Soldaten geschickt, erläuterte ein Politoffizier der Division.<sup>165</sup> So nutzte die politische Verwaltung in der Roten Armee gezielt die Einflüsse der Familien und der Heimat der Soldaten zur Unterstreichung ihrer straffenden oder anerkennenden Massnahmen.



Rotarmisten lesen die Wandzeitung, Stalingrad 1942

Das Idealbild des bolschewistischen Kriegshelden umriss Brigadekommissar Wassiljew in seiner Erzählung vom Kampfeinsatz eines in seiner Armee dienenden Komsomolzen, der bewusst an die Heldentaten berühmter Vorläufer anknüpfte und mit seiner Selbstopferung andere anzuspornen versuchte, die heldische Tradition fortzusetzen: «Woronow, zum Beispiel, ein Komsomolze, der Ostrowskis Buch *Wie der Stahl gehärtet wurde* gelesen hatte, lebte nach der Idee von Ostrowskis MG-Schützen. Er erhielt auf dem Schlachtfeld fünfundzwanzig Verwundungen, und erst als er seine an mehreren Stellen durchschossenen Arme nicht mehr benutzen konnte, verliess er das Schlachtfeld. Er war der Chef einer MG-Bedienung. Er drohte zu verbluten, und man schlug ihm vor: ‚Los, wir bringen dich zum Verbandplatz!‘ ‚Nein‘, sagte er, ‚ihr kämpft weiter. Ich geh allein.‘ Er kroch dreihundert Meter blutend zum Verbandplatz. Als er ins Sanitätsbataillon gebracht wurde, war keine Stelle mehr an ihm heil, da erklärte er: Jetzt bin ich der MG-Schütze, den Ostrowski dargestellt hat.‘ Verstehen Sie, nach welcher Idee dieser Mensch gelebt hat und wie wir manchmal gearbeitet haben, ohne unsere Ergebnisse zu bemerken?» Wassiljew meinte mit sei-

## 64 Einführung

nen letzten Worten, dass Ostrowskis Buch erst aufgrund der Arbeit der Politoffiziere in die Hände des Komsomolzen Woronow gelangt war.

Während der Komsomolze Woronow sein Verhalten nach der idealisierten Vorstellung des Helden modellierte, wurde bei anderen Soldaten mit einfacheren Anreizen geworben: «Den Leuten wurde Essen gebracht, und wir erklärten ihnen die Bedeutung der Anhöhe. Dabei versprachen wir ihnen Medaillen: den Roten Stern-Orden für einen gefangenen deutschen Soldaten, den Rotbanner-Orden für einen Offizier, und wer als Erster die Anhöhe erreicht, bekommt den Lenin-Orden» (Regimentskommissar Dmitri Petrakow, 308. Schützendivision).<sup>166</sup> Dass es an der Stalingrader Front in der Tat zu ungezählten heroischen Handlungen kam, bestätigen viele der Gesprächsteilnehmer: «Ohne jegliche Übertreibung kann man sagen, dass die [sowjetischen] Kommandeure und Soldaten während der gesamten Kampfhandlungen in und um Stalingrad mit ganz wenigen Ausnahmen einen riesigen Heldenmut auf brachten» (Major Pjotr Sajontschkowski, 66. Armee).<sup>167</sup> «Überhaupt hat die Schlacht von Stalingrad so viele Helden zum Vorschein gebracht, Helden, von denen wir wissen, dass man wirklich erstaunt ist, wozu unser russisches Volk, unser Sowjetvolk, fähig ist. Von wie vielen Helden aber wissen wir nichts? Wahrscheinlich sind das zehnmal so viele» (Armeegeneral Tschuikow). Aus einem internen Papier aus dem Juni 1943 geht hervor, dass bis dahin 9601 Auszeichnungen an Soldaten der 62. Armee für Verdienste bei der Schlacht um Stalingrad ausgehändigt wurden.<sup>168</sup> Alle ausgezeichneten Soldaten wurden in den Armeezeitungen geehrt. Manche Ausgaben des *Roten Sterns* bestanden grotenteils aus Spalten mit den Namen und Dienstgraden von vielen hundert frisch ausgezeichneten Soldaten und der Nennung ihrer jeweiligen Auszeichnung. Die Praxis unterschied sich nicht von der Ehrung von Stossarbeitern in den 1930er Jahren, deren Leistungen die sowjetischen Medien ebenfalls lautstark und mit ausdrücklicher Nennung jeder individuellen Tat feierten.

Als Teil ihrer Propagierung des Heldentums arbeiteten Militärkommandeure und politische Offiziere an der Angstkonditionierung, sprich der Erziehung zur soldatischen Furchtlosigkeit. Hauptmann Andrei Afanassjew von der 36. Schützendivision drückte die Aufgabe in knappen Worten aus: «Nach der ersten [Feuer-]Taufe beschloss ich, meine Männer zur Todesverachtung zu erziehen.»<sup>169</sup> Zwei Quellen der Angst kamen dabei immer



wieder zur Sprache: die Angst vor feindlichen Panzern und vor Luftangriffen; in der sowjetischen Diktion mit «Panzerangst» und «Fliegerkrankheit» benannt. Kommandeure versuchten den Soldaten mit Übungen beizubringen, wie sie sich tief in der Erde vor den sie überrollenden Panzern schützen konnten, und sie demonstrierten die Effektivität von Panzerbüchsen und anderen Abwehrwaffen.<sup>170</sup> In sowjetkommunistischer Manier predigten sie dabei auch, dass die Angst in den Bereich der animalischen Instinkte gehöre und durch bewusstes Denken und Handeln überwunden werden könne. Alexander Sikorski, Militärhydrograph in der 62. Armee, sprach von «unserem sowjetischen Soldaten, der gezeigt hat, dass die Angst von ihm gefallen ist und er furchtlos ist. Jeder Mensch kommt mit der Angst zur Welt. Die Angst ist eine Eigenschaft, die jedem Menschen innewohnt. Doch die Angst verschwindet beim Helden und bleibt beim Feigling.»<sup>171</sup>

Dieses durch und durch voluntaristische Menschenbild, das in Teilen schon in der vorrevolutionären russischen Militärerziehung zum Tragen kam,<sup>172</sup> war in den Stalingrader Gesprächen stets gegenwärtig. Wenn Soldaten Angst erwähnten, dann in der Regel nur als bedingte Angst, als einen Ausgangs- oder Zwischenzustand, den sie aktiv bekämpften und überwinden. Hauptmann Afanassjew, der davon sprach, wie er nach seinem ersten Kampfeinsatz im September 1941 seine Männer zur Furchtlosigkeit erzog, gestand die Panik ein, die ihn bei einem deutschen Grossangriff am 20. August 1942 erfasste: «In der Tat war es grausig. Ich gehe raus und schaue, mich beschleichen Zweifel, so gewaltig sind die Kräfte, mit denen die Deutschen über uns hergefallen sind. Man schaut durch den Feldstecher, durch das Scherenfernrohr, wundert sich und denkt: Diese Technik werden wir nie bezwingen, Ehrenwort. Das war meine Stimmung damals. Sowie ich durch das Scherenfernrohr schaue, packt mich Panik. Es ist keine Feigheit, sondern der Eindruck, dass wir all das, was da anrollt, einfach nicht vernichten können. Endlose schwarze Punkte. Vierhundert oder fünfhundert Panzer abwechselnd mit Fahrzeugen. Man kann nicht sagen, dass sie hintereinander herfuhrten. Sie hatten einfach eine Kolonne gebildet und rollten vorwärts.» Die hier beschriebene Szene ähnelte dem, was sich kommunistische Kämpfer unter einer «psychischen Attacke» vorstellten. Im weiteren Gespräch machte Afanassjew deutlich, dass er den psychischen Test bestand.

Der Infanterist Lew Ochitowitsch von der 308. Schützendivision beschrieb seinen ersten Kampf im offenen Feld gegen die Deutschen, die läh-

## 66 Einführung

mende Angst, die ihn während des deutschen Feuerangriffs auf den Boden zwang, und wie diese Lähmung von ihm wich, als ihm klar wurde, dass er aufstehen musste, um nicht einen sinnlosen Tod zu erleiden: «Ich begriff, dass wir sonst sinnlos sterben würden. Ich handelte nicht aus Kühnheit, die hatte ich in dem Moment gar nicht, und auch nicht aus Mut, sondern einfach nur, weil ich begriff, dass ich sterben würde, wenn ich nichts tue, und dass die einzige Chance, mich und die anderen zu retten, darin bestand, vorwärts zu stürmen.» Ochitowitsch erhob sich und war überrascht über die mobilisierende Wirkung des Schlachtrufs, der ihm unwillkürlich über die Lippen kam: «Ich sagte nur das, was alle anderen sagen würden: ‚Für die Heimat, für Stalin!‘»<sup>173</sup>

### Gute und schlechte Soldaten

Wer im Krieg die Angst nicht in den Griff bekam, erwies sich als «feige» und wurde häufig nicht mehr bloss belehrt, sondern strenger gezüchtigt. An der Stalingrader Front kamen schärfste Zwangsmittel zum Einsatz – allen voran die in dem Befehl Nr. 227 angedrohten Sanktionen gegen «Feiglinge» und «Verräter» in der kämpfenden Truppe. Dieser von Stalin persönlich ausgearbeitete Befehl, der dazu aufrief, «hartnäckig bis zum letzten Blutstropfen jede Position, jeden Meter sowjetischen Bodens zu verteidigen, sich an jedes Stück sowjetischer Erde zu klammern und es so lange wie möglich zu halten», wurde nach der kampflosen Aufgabe Rostows an die Deutschen am 28. Juli 1942 an alle Truppenteile verlesen.<sup>174</sup> Sperrabteilungen hinter der Front sollten gegebenenfalls mit gezogener Waffe Soldaten am Zurückweichen hindern. Wer ohne Befehl seinen Platz an der Front verliess, war umgehend zu erschiessen oder in eine Strafkompagnie zu verlegen. Doch auch diesen drakonischen Massnahmen wohnte ein starkes erzieherisches Element inne. Den in Strafkompagnien versetzten Soldaten sollte, wie der Befehl ausführte, die «Möglichkeit gegeben werden, mit Blut ihre Verbrechen gegen die Heimat zu sühnen», es wurde ihnen Hoffnung auf volle Rehabilitation und Reintegration in die reguläre Truppe gemacht.

Stalingrad war der erste grosse Kampfplatz, wo der Befehl zum Tragen kam. Die Stalingrader Gespräche thematisieren den als «Keinen Schritt zurück!» bekannten Stalinbefehl und seine Umsetzung in grosser Ausführ-

lichkeit. Dabei wird klar, wie unterschiedlich der Befehl ausgelegt und umgesetzt wurde. General Tschuikow griff zu härtesten Mitteln, um die Disziplin in seiner Armee wiederherzustellen. «Offen gesagt, die meisten Divisionskommandeure hatten keine Lust, hier zu sterben. Kaum erhöht sich der Druck, geht es schon los: Erlauben Sie, über die Wolga überzusetzen. Du schreist: ‚Ich sitze auch noch hier‘, und schickst ein Telegramm: ‚Wenn du auch nur einen Schritt machst, erschiesse ich dich.‘ [...] Wir ergriffen sofort die repressivsten Massnahmen den Feiglingen gegenüber. Am 14. [September] erschoss ich den Kommandeur und den Kommissar eines Regiments, kurze Zeit darauf erschoss ich zwei Brigadekommandeure und -kommissare. Alle waren verblüfft. Wir unterrichteten sofort alle Soldaten über die Vorfälle, insbesondere die Kommandeure.» Die Exekutionen, so Tschuikow weiter, zeigten sofortige Wirkung.<sup>175</sup>

Major Serow berichtete von Disziplinverstössen in seiner Truppe, die ihn zu ähnlich hartem Durchgreifen zwangen, vor allem nach dem massenhaften Ausfall von Kompaniechefs, die mit ihrem Beispiel die Soldaten in den Kampf anzuführen versuchten: «Es hat natürlich geknirscht. Ich muss bemerken, dass die Kommunisten, Kommandeure und Politarbeiter ein tollkühnes Volk sind, vielleicht sogar übertrieben tollkühn. Sie setzten sich Situationen aus, denen man sich nicht aussetzen durfte. Deswegen fielen in den ersten Tagen die Kommandeure und Politarbeiter aus, besonders in der Kompaniekette. [...] Der Feind marschiert vor, hinter uns die Wolga, kein Rückzugsort, aber man spürt nicht die Führung der Kompaniechefs und Politstellvertreter, weil es sie nicht mehr gibt, sie sind ausgefallen. Und manche von den am wenigsten Standhaften haben den Kopf verloren. [...] Sie suchen ein Erdloch, um darin auszuharren. Sie wissen, dass man nicht hocken bleiben darf, wenn es so heiss hergeht, und tun es trotzdem. Manche verstümmeln sich selbst, denken, so bewahre ich meine Ehre und schaffe es als Verwundeter ans linke Ufer. Solche Fälle gab es in der ersten Zeit. Diese Fälle entlarvten wir öffentlich und erschossen die Betreffenden vor angetretener Truppe. Dadurch nahmen diese Fälle drastisch ab. Es war die einzige Form von Fahnenflucht. Eine andere gab es nicht, die Wolga im Rücken liess niemanden fort.»

Wie viel Überwindung es kostete, den Befehl umzusetzen, der im äussersten Fall forderte, auf die eigenen Soldaten zu schiessen, schilderte Sergeant Michail Gurow (38. Schützenbrigade [mot]). Beim deutschen Sturmangriff auf Stalingrad verliessen einige Rotarmisten die sowjetischen

## 68 Einführung

Frontstellungen. «Wir erhielten den Befehl, niemanden durchzulassen, und jene, die nicht gehorchten, haben wir einfach ... [sic]. Wir hatten den Befehl des Genossen Stalin gelesen, ‚Unser Land ist gross, doch können wir nicht weiter zurückweichen, wir müssen unsere Stellung halten‘. So beschlossen wir, dass der Befehl ausgeführt werden musste. Wir haben niemanden durchgelassen, so schwer es auch fiel.»<sup>176</sup> Der Kommandeur der 36. Schützendivision, Oberst Michail Denissenko, fand eine salomonische Lösung, um dem Befehl nicht zu widersprechen, ihn aber auch nicht mit letzter Härte durchsetzen zu müssen. Beim deutschen Grossangriff am 14. September flüchteten zahlreiche Soldaten der 64. Armee von der Frontlinie und durchquerten «unordentlich und in grossen Massen» die Stellungen seiner Division. «Ich befahl, sie anzuhalten, keine unordentlichen Absetzbewegungen zuzulassen usw. Daraufhin bekam ich zu hören: Genosse Oberst, das sind doch unsere eigenen Leute, wie können wir auf die schiessen! Ich befahl, sie durchzulassen, die Verteidigungsstellung aber zu halten.»

Während in diesen Schilderungen die Truppe durch die Anwendung oder Androhung von Gewalt diszipliniert wird, betonen andere Gesprächsteilnehmer die aufklärende und erzieherische Wirkung des Stalinbefehls. Dank der klaren Worte des Befehls hätten die Soldaten «verstanden», dass die Rote Armee mehr Standfestigkeit brauchte, um effektiver kämpfen zu können. Brigadekommissar Wassiljew berichtete, dass seine politische Arbeit, «den Befehl in das Bewusstsein der Leute einzuimpfen», schon am ersten Kampftag Erfolg gezeitigt habe. Oberleutnant Nikolai Woronin von der Besatzung des Kanonenboots «Tschapajew» erzählte, wie die Politabteilung die offiziellen sowjetischen Frontmeldungen trotz ihres trüben Inhalts unter den Soldaten verbreitete, mit der Massgabe, «dass wir keinen Schritt zurückgehen und hier bleiben, auch wenn wir sterben müssen».<sup>177</sup> Divisionskommissar Kusma Gurow (62. Armee) gab zu Protokoll, dass nach der politischen Aufklärungsarbeit zum Stalinbefehl seine Soldaten «ihre Rolle als staatstragende Menschen verstanden hätten. Die Krieger blieben in ihren Stellungen, obwohl die Deutschen durch sie durchstiesSEN.»<sup>178</sup>

In der Erzählung von Leutnant Iwan Kusnezow, Kanonenboot-Kommandeur in der Wolga-Flottille, gingen strafende und aufklärend-erzieherische Momente Hand in Hand: «Wir merkten die Stimmung, natürlich gab es Momente, als beim gegnerischen Anflug die Soldaten – einige unter ih-

nen –, du siehst, sie sind wachsbleich. Ich verwies sie und sagte ganz direkt: Genossen, wir sind im Krieg, ich warne euch, wenn irgendjemand bei Gefahr von Bord geht und sich als Feigling erweist, werde ich ihn erschießen!» Kusnezow erzählte auch von einem Arzt namens Petrow, der bei Kampfhandlungen unter allerlei Vorwänden das am Ufer stehende Schiff verliess. «Da rief ich ihn noch einmal zu mir und sagte ihm, wenn sich das noch einmal wiederholt, dann sind Sie der Erste, der stirbt, und ich bat den Osobisten (den NKWD-Vertreter auf dem Kanonenboot), dass der mit ihm gesondert sprach.» Die mit Drohungen durchmischten Überzeugungsversuche zeitigten einen gewissen Erfolg: «Er hatte immer noch Angst, das konnte man fühlen, doch hat sich bei ihm ein psychologisches Moment gebildet, dass, wenn er jetzt ans Ufer geht, dann wird es ihm noch schlimmer ergehen. Nicht nur er wurde von der Feigheit errettet, sondern alle anderen Soldaten auch, die uns immer sagten, dass der Arzt wegläuft. Danach gab es keinen einzigen Vorfall mehr, wo irgendjemand bewusst das Schiff verliess oder mankierte [sic].»<sup>179</sup>

Immer wieder betonten Kommandeure und Politoffiziere, dass sie soldatische Disziplin nicht um ihrer selbst willen einforderten, sondern die Soldaten zu einer bewussten Disziplin zu erziehen versuchten. Ihre Auffassung von militärischer Ordnung spiegelt sich auch in den Worten, mit denen sie über den deutschen Gegner urteilten. Mehrere Nachrichtenoffiziere in Stalingrad erzählten von der ungemein starken Disziplin in der Wehrmacht, die eine besondere Bindung zwischen Soldaten und Kommandeuren bewirke. (Als Beispiel führte einer von ihnen an, dass beim sowjetischen Sturm auf Stalingrad in den letzten Januartagen 1943 keine deutsche Bunkerbesatzung sich ergab, solange sich noch Offiziere im Bunker befanden. Erst wenn diese entfernt wurden, gaben die Soldaten auf.<sup>180</sup>) Aus diesen anerkennenden Worten spricht das Eingeständnis, dass es mit der Disziplin in der Roten Armee nicht zum Besten stand.<sup>181</sup> Doch erwähnten die Nachrichtenoffiziere auch die «blinde» oder «mechanische» Qualität der Disziplin bei den Deutschen.<sup>182</sup> In ihren Augen nahm sich das als Kadavergehorsam aus, als ein Attribut der vorrevolutionären Zeit also, im Unterschied zu einer aus Einsicht geborenen Disziplin, die im kommunistischen Ideal der bewussten Selbstdisziplinierung gipfelte, so wie sie der kommunistische Neue Mensch vorlebte. Undenkbar in der Wehrmacht wäre der von Bataillonskommissar Moltschanow geschilderte Fall des Rotarmisten Kurwant-

## 70 Einführung

jew, der seinen eigenen Zugführer erschoss und dafür geehrt wurde: «Es war so, die Deutschen griffen an und der Zugführer hob die Hände hoch, als ein paar Deutsche auf ihn zuliefen. Kurwantjew sah das und mähte mit einer MG-Salve sowohl seinen Kommandeur wie auch die Deutschen nieder. Er übernahm das Kommando über den Zug, schlug den deutschen Durchbruchversuch in seinem Abschnitt zurück und hielt die Stellung. Wir haben ihn in die Partei aufgenommen ... und verbreiten sein Beispiel in Gesprächen und Vorträgen und in der Divisionszeitung.»

Der Nexus zwischen Disziplinierung und Erziehung in der Roten Armee prägte auch die Schilderungen von Strafkompagnien an der Stalingrader Front. Diese Einheiten, die an besonders verlustreichen Frontabschnitten eingesetzt wurden, setzten sich aus «Feiglingen», Deserteuren und Selbstverstümmelern zusammen, die von den Sperrabteilungen aufgegriffen worden waren. Auch kriegsgefangene Rotarmisten, die nach der sowjetischen Gegenoffensive befreit wurden, kamen zur Bewährung in die Strafkompagnien, ebenso wie ein grosses Kontingent von Gulag-Häftlingen. Unter all den Stalingrader Gesprächen befindet sich keines, das die Moskauer Historiker mit einem Angehörigen einer Strafeinheit geführt hat. Von den Strafkompagnien redeten auch andere Offiziere und Soldaten nicht gerne, das hört man auch aus den Worten eines Stabsoffiziers heraus, der berichtete, dass seine Gardedivision sich sträubte, als man sie mit ehemaligen Sträflingen (*schtrafniki*) auffrischen wollte.

Ihre Biographien seien «befleckt», schärfte ein Agitator in der Morgendämmerung vor dem Angriff den aus ehemaligen Kriegsgefangenen bestehenden Männern der Strafkompagnie in seinem Regiment ein, «aber ihr könnt an diesem einen Tag diesen Fleck von euch abstreifen und sogar einen Orden erwerben». Er erinnerte sie an die Worte Ilja Ehrenburgs, dass ‚das im Kampf vergossene Blut heilig ist. Jeder Tropfen ist ein kostbares Opfer auf dem Altar des Vaterlands‘. Wenn sich jemand vor seinem Volk schuldig gemacht hat, kann er sich im Kampf von dieser Schuld lösen. Ich sagte ihnen, dass sie ihre Schuld vor dem Volk abwaschen müssten. Einige von ihnen riefen ‚Hurra‘ und erklärten, ‚wir werden das beweisen!‘<sup>183</sup>

Auf fast jede Erwähnung der Strafkompagnien folgte der Hinweis, dass sich diese Männer im Kampf bewährt hätten: «Wir erhielten eine Verstärkung aus Männern, die wegen Selbstverstümmelung oder Zurückweichens ohne Befehl zu zehn Jahren verurteilt waren, sogar Kommandeure waren

darunter. Jetzt haben wir bei sechzig von denen das Urteil aufgehoben, weil sie sich beispielhaft im Kampf verhalten haben. Ein Unterleutnant zum Beispiel, er hat persönlich dreizehn Fritzen umgebracht, jetzt ist er zum Leiter des Pionierdiensts im Regiment ernannt worden. Er war wegen Schlampelei verurteilt worden, war auf eine Sprengmine getreten» (Oberstleutnant Alexei Kolesnik, 204. Schützendivision).<sup>184</sup> «Unser Regiment bestand ungefähr zu einem Viertel aus Leuten, die eine Vorstrafe hatten. Bei allen von ihnen, mit Ausnahme von ganz wenigen, wurde das Urteil nach ihrem mutigen Verhalten im Kampf aufgehoben. Wir betrachteten das als eines von verschiedenen Mitteln, um die Leute zu hervorragender Arbeit zu stimulieren» (Bataillonskommissar Alexander Stepanow).<sup>185</sup> Der Agitator, der seinen Männern vor Beginn der Schlacht Ehrenburgs Bild vom auf dem Altar des Vaterlands vergossenen Blut eingeschärft hatte, erzählte: «Als wir am Ende des Tages unsere Verluste zählten, war Wassiljew zurückgeblieben, auch einer von den Kriegsgefangenen. Dieser Wassiljew hat nicht nur seinen Fleck weggewischt, er kämpfte bis zum letzten Augenblick. [...] Abends kam er zu mir und sagte: Gerade hat mir der Bataillonskommandeur erzählt, dass ich für einen Orden nominiert bin» (Oberleutnant Ajsenberg).<sup>186</sup>

Die enormen Verluste der Strafkompagnien bei ihren Fronteinsätzen geraten bei der Schilderung ihrer Heldentaten zur Nebensache, sofern man sie überhaupt für erwähnenswert hielt.<sup>187</sup> Leutnant Alexei Simin (38. motorisierte Schützenbrigade) spielte auf den Blutzoll an, als er sagte, wie nach einem Gefecht «in Übereinstimmung mit dem Befehl Nr. 227 der schändliche Fleck von den *Überresten* der Sträflinge weggewischt wurde». <sup>188</sup> Deutlicher drückte sich Brigadekommissar Wassiljew aus: «In Gurjews Division gibt es *schtrafniki*. Das heisst, die meisten sind im Kampf umgekommen, es gibt Verletzte. [...] Sechs sind übriggeblieben, von denen wir jetzt das Urteil aufheben, ... sie haben sich gut geschlagen und sind heldenhaft gestorben.»

Nirgends ist das Leitmotiv der «Umerziehung» (*perekowka*, wörtlich «Umschmiedung», typisch für den sowjetischen Stafvollzug der frühen 1930er Jahre) so präsent wie in den Beschreibungen jener Soldaten, die direkt aus dem Gulag an die Front kamen.<sup>189</sup> Bataillonskommissar Stepanow erinnerte sich gut an die 90 Sträflinge, die ihm bei der Formierung des Regiments zugeteilt wurden: «zerrissene, verlauste, hungrige Leute», deren Anblick ihm zunächst richtiggehend Angst machte. «Das waren echte

## 72 Einführung

Gangster, wie es in deren Gefängnissprache heisst.» Wie würde er die festgefügte Lagergemeinschaft aufbrechen und die Männer «erziehen» können? Stepanow beschrieb das Ergebnis seiner Bemühungen anhand der Lebenswege einiger Sträflinge: «Schafranow ist jetzt Kommunist und ins Regiment aufgenommen worden, er hat Auszeichnungen und ist einer der besten Kommandeure im Regiment. Gajworonski desertierte, als das Regiment aufgestellt wurde, [er] wurde bei Stalingrad geschnappt und erschossen. Von den neunzig Mann, die als Verurteilte zu uns ins Regiment kamen, haben sich nur zwei nicht verbessert und wurden erschossen. Alle anderen sind umerzogen worden zu ehrbaren, guten Soldaten.»<sup>190</sup>

Manche der an die Front versetzten Sträflinge erwarben sich die Bewunderung ihrer Kommandeure, weil sie besonders verbissen gegen die Deutschen kämpften. «Der Rotarmist Tschuwachin – im Zivilberuf Taschendieb. Als er an die Stalingrader Front kam, wurde am zweiten Tag sein Freund, der Genosse Iwanow umgebracht. Er gelobte: für meinen Freund werde ich nicht weniger als 35 Fritzen umlegen. Und innerhalb kurzer Zeit hatte er 33 oder 32 Fritzen umgelegt. Danach wurde er verwundet» (Major Andrei Krugljakow, 45. Schützendivision).<sup>191</sup> «Die Jungs gehen bis zum Letzten, vor denen kann man sich nicht retten», so Major Soldatow über die seiner 38. Schützenbrigade zugeteilten Sträflinge. «Kaum kamen sie an die Front, schon sprangen sie in einen [deutschen] Unterstand, schnappten sich einen Deutschen und schleppten ihn zum Verhör hier rüber.»

Misstrauisch beobachtete das sowjetische Kommando in Stalingrad auch das Verhalten von Soldaten nichtslawischer Herkunft in der Roten Armee. Den nichtrussischen und insbesondere den nichtslawischen Rekruten unterstellte man nationalistische Bestrebungen.<sup>192</sup> Umgekehrt überlegte die Politische Hauptverwaltung auch, wie diese unsicheren Kantonisten politisch für das Sowjetregime gewonnen werden konnten. Ein auf Oktober 1942 datierter Bericht an Hauptverwaltungschef Schtscherbakow gab eine Aufstellung aller bei Stalingrad kämpfenden nichtrussischen Soldaten: 15 688 Ukrainer, 1'787 Belorussen, 2'146 Usbeken, 3'152 Kasachen,<sup>193</sup> 187 Turkmenen, 181 Kirgisen, 2'047 Juden, 3'354 Tataren. Weil es vor Ort an einer poligraphischen Ausrüstung fehlte, schlug der Verfasser des Berichts vor, Zeitungen für die Soldaten nichtrussischer Herkunft zentral in Moskau herstellen zu lassen.

Ohne das Problem direkt beim Namen zu nennen, verwies der Bericht auf die erheblichen Verständigungsprobleme innerhalb der ethnisch häufig



gemischten Divisionen.<sup>194</sup> Viele der nichtrussischen Soldaten verstanden die Kommandos ihrer zumeist russischen Vorgesetzten nicht, und so mussten Kampfhandlungen mitunter durch Gesten abgestimmt werden. Die 62. Armee suchte des Problems Herr zu werden, indem sie die gebildetsten nichtrussischen Soldaten für den Komsomol und die Partei warb und sie zu Kommandeuren ausbildete. Soldaten städtischer Herkunft, die sowohl ihre Heimatsprache wie auch Russisch gut beherrschten, wurden als Übersetzer und Ausbilder verwendet. Leutnant Nikolai Karpow von der 38. Schützenbrigade (mot) erzählte vom Sturm des Platzes der Gefallenen in der Nacht zum 31. Januar 1943: «Bei Angriffen waren die Komsomolzen die Vorhut. Unter uns waren viele Angehörige nationaler Minderheiten, und diese Minderheitenangehörigen waren schwer zu mobilisieren. Dieser Iwanow, selbst ein Tschuwasche, versteht aber gut Usbekisch, Russisch und Tschuwaschisch. Wir gingen zum Angriff über, bis zum Gebäude blieben noch 20 Meter, begaben uns in Deckung, der Deutsche nahm uns unter schweres Feuer. Iwanow schrie zu mir herüber: Genosse Obersergeant, wie ist es, gehen wir? Sofort stand ich auf und schrie: Vorwärts, für die Heimat! Und er rief es den Minderheitenangehörigen zu: Wir nahmen dieses Gebäude im Sturm. Wir kamen am 27. Januar her, kämpften bis zum 31. Januar – vier Tage.»<sup>195</sup>

Einige der interviewten Kommandeure bescheinigten den nichtrussischen Soldaten – in Übereinstimmung mit der gültigen offiziellen Sprachregelung – einen guten Kampfgeist (z.B.: «Es gab Situationen, in denen die Usbeken nicht weniger Standhaftigkeit zeigten als die Russen, Ukrainer und andere», Oberst Matwei Smoljanow). Doch verriet allein schon ihre Darstellungsweise, dass von den Nichtrussen nicht viel zu erwarten war: «Die Leute bei uns waren nicht schlecht. Tatsächlich gab es Leute nicht-russischer Nationalität, aber die Mehrheit waren Russen – Stammkräfte, kampferprobt», Hauptmann Iwan Bucharow, 38. Schützenbrigade). Andere Interviewpartner sagten unverblümt, dass die nichtrussischen Soldaten schlecht kämpften, verängstigt waren und mitunter drakonisch bestraft wurden: «Man hatte uns eine Auffüllung gegeben, diese Leute gingen nicht vorwärts – es waren Usbeken, die äusserst schlecht kämpfen. Aus dieser Gruppe wurden alle erschossen, die nicht vorwärtsgegangen waren.» General Rodimzew, von dem diese Einschätzung stammte, betonte im nächsten Satz den hervorragenden Kampfgeist der russischen und vor allem der aus Sibirien stammenden Soldaten in seiner Division. Oder Divisionskom-

## 74 Einführung

mandeur Stepan Gurjew: «Von den nationalen Minderheiten waren Usbeken, Kasachen dabei, die schlecht kämpften. Es gab welche, die standgehalten haben, die ausgezeichnet wurden, gute Leute, nur war das ein geringer Teil.»

Die «Nationalen», das war in der Sprechweise der russischen Kommandeure und Politoffiziere an der Stalingrader Front das, was vor dem Krieg die russische Bauernschaft für die sowjetischen Aktivisten der ersten Stunde gewesen waren – eine ungebildete, rückständige Masse, aus der sich nur mit Mühe einzelne gute Arbeiter formen liessen. Interessanterweise äusserte sich keiner der Stalingrader Kommandeure abfällig über russische Soldaten bäuerlicher Herkunft. Sie tauchten als Kategorie nirgendwo auf. Die Trennscheide verlief nicht mehr, wie noch zu Zeiten des Bürgerkriegs, zwischen Klassen, sondern zwischen Nationalitäten, und es schien allen selbstverständlich, dass die russischen Soldaten die kommunistischen Vorstellungen vom bewussten Kämpfen am besten verinnerlicht hatten und dass mehr Hass gegen die deutschen Eindringlinge sie leitete als jede andere sowjetische Volksgruppe.<sup>196</sup>

Politische und moralische Formen der Mobilisierung, die unablässige fortgesetzte Erziehung zu politisch bewusstem und soldatisch heldenhaftem Verhalten, spielten eine wichtige Rolle in den bei Stalingrad kämpfenden Einheiten der Roten Armee – so lässt sich in einem vorläufigen Fazit konstatieren. Die meisten der politischen Offiziere und Kommandeure, die den Moskauer Historikern Rede und Antwort standen, bestätigten, dass diese mobilisierenden Mittel in Stalingrad zu greifen begannen. Kritische Momente, in denen die Schlagkraft der Armee auf der Probe stand, gab es in der Frühphase der Schlacht, für die Zeit nach September 1942 werden sie weitgehend bestritten. («Vor Stalingrad haben wir noch einige Feiglinge aufgegriffen, in Stalingrad selbst kam das nicht mehr vor. In den Sperrbataillonen unserer Armee gab es keinen einzigen solchen Vorfall», Oberstleutnant Alexei Smirnow, 308. Schützendivision).<sup>197</sup> Zu jenem Zeitpunkt war der Mythos von der Entscheidungsschlacht an der Wolga bereits ausgeformt. Losungen wie «Es gibt für uns kein Land hinter der Wolga» verliehen dem Stalinbefehl Nr. 227 einen lokal greifbaren, plastischen Sinn. Im Verbund mit scharfen Strafandrohungen zeigten diese mobilisierenden Parolen Wirkung. Diese wurde befördert durch die nach dem 19. Novem-

ber einsetzende Serie von militärischen Erfolgen. Major Georgi Spizki von der Wolga-Flottille beschrieb, was viele andere Gesprächspartner bestätigten: «Ich diene übrigens schon seit sehr langem, das hier ist mein vierter Krieg. Doch so eine Begeisterung, mit der die Meetings auf den Booten durchgeführt werden, habe ich noch nie gesehen. Das war eine absolut aussergewöhnliche Begeisterung. Selbst die rückständigsten Leute, und von denen hatten wir einige, machten mit und veränderten sich.»<sup>198</sup>

Die Aussagen dieser Kommandeure decken sich mit den aus Geheimarchiven bekanntgewordenen Angaben über die Tätigkeit von Sperrabteilungen im Stalingrader Frontbereich. In Übereinstimmung mit dem Befehl Nr. 227 wurden ab Juli an der Stalingrader und der Don-Front 41 Sperrabteilungen gebildet. Bis Mitte Oktober hatten sie 51'758 fliehende Soldaten aufgehalten. 711 von ihnen wurden erschossen und 980 verhaftet. 1'274 Soldaten wurden in Strafkompagnien verschickt, 65 Offiziere kamen in Strafbataillone. 47'766 Soldaten, mehr als 92 Prozent der festgehaltenen Deserteure, wurden wieder in ihre Einheiten zurückgeschickt.<sup>199</sup> Ein interner Bericht vom 16. September 1942 vermerkte, dass die NKWD-Soldaten der Sperrabteilungen gemeinsam mit den übrigen Soldaten der 62. Armee an der Hauptkampflinie kämpften.<sup>200</sup> Im Februar 1943 berichtet der NKWD, dass in den sechs Armeen der Don-Front im Zeitraum von Oktober 1942 bis Januar 1943 203 «Feiglinge und Panikeure» festgenommen worden seien. Von ihnen seien 169 erschossen, der Rest in Strafkompagnien überführt worden. Der Bericht erwähnt nur «sporadische Beispiele von Massenflucht vom Kampffeld».<sup>201</sup>

## Formen des Kämpfens

Sosehr die mobilisierende Kraft der politischen Erziehung in der Roten Armee unterstrichen gehört, so uneinheitlich und widersprüchlich waren bisweilen die Initiativen verschiedener Instanzen der Armee. Man erkennt weniger einen geschlossenen Apparat als unterschiedliche Akzentsetzungen, die manchmal auf unterschiedliche individuelle Temperamente, in anderen Fällen auf Kompetenzstreitigkeiten zwischen Militärs und Politoffizieren zurückgehen. Stark auseinander gingen etwa die Meinungen verschiedener leitender Offiziere darüber, ob Soldaten zum Mutmachen vor einem Gefecht Wodka verabreicht werden sollte oder nicht. Ein Stalinerlass vom 22.

## 76 Einführung

August 1941 verordnete den täglichen Ausschank von 100 Gramm Wodka an jeden Rotarmisten. Nachdem die 100-Gramm-Regelung am 11. Mai 1942 zwischenzeitlich ausser Kraft gesetzt worden war, wurde sie am 12. November 1942 wiedereingeführt. Von Mai 1943 und bis zum Kriegsende regelten die Front- und Armeeleitungen selbständig die Zuteilung von Alkohol an ihre Truppen.<sup>202</sup> Die Erzählung von Oberstleutnant Wassili Lechtschinin (39. Garde-Schützendivision) spricht unverhohlen von der Ausgabe von Alkohol zum Zweck der Mobilisierung der Truppe. Sein mit Reserveeinheiten aufgefrischtes Regiment erhielt den Befehl, ein Werk im Stalingrader Fabrikbezirk zu erstürmen. «Wir machten uns mit den Reserveeinheiten bekannt, sprachen mit jedem einzelnen Soldaten und teilten sie in Stosstrupps ein, wobei wir unsere ‚Alten‘ unter ihnen verteilten. Dann machten wir für sie ein warmes Essen und gaben jedem 100 Gramm. ‚Und jetzt, Jungs, stürmt los!‘ Wie sie angreifen sollten, sagten wir ihnen nicht. Sie erstürmten das Werk.»<sup>203</sup> Andere Offiziere warnten vor den Gefahren des Rausches im Gefecht: «Einige behaupten, dass die 100 Gramm, die wir auf Befehl des Volkskommissars ausgaben, eine Notwendigkeit darstellen. Ich würde das Gegenteil behaupten. Je komplizierter die Lage war, desto weniger Wodka teilten wir aus. Wir Kommandeure und Mitglieder der Roten Flotte wollten einfach nicht trinken. Ein klarer Kopf kann eine Kampfhandlung viel besser lösen. [...] Es gibt einige wenige armselige Gestalten, die behaupten, dass all die übermenschlichen Handlungen, all die Heldentaten allein auf den Wein zurückzuführen sind – er hackt einfach auf den Gegner ein, und nichts macht ihm was aus. Das ist natürlich nicht repräsentativ für die allgemeine Meinung zu dieser Frage, sondern nur ein Einzelfall» (Major Spizki). Die Ermahnung zur Nüchternheit, die in einem im Frühjahr 1943 erstellten Bericht über die Feindaufklärung an der Stalingrader Front anklingt («[Die Feindaufklärung] kann ihre Aufgaben nur erfolgreich lösen, wenn ... der leitende Kommandeur und seine Soldaten mutig und findig sind und einen klaren, nüchternen Kopf haben»), lässt darauf schliessen, wie verbreitet der Alkoholkonsum unmittelbar vor dem Kampfeinsatz war.<sup>204</sup>

Auch über die Durchführung von Kampfeinsätzen gab es aufschlussreiche Differenzen. Die politischen Offiziere favorisierten das stolze, aufrechte Schreiten in den Kampf, weil sie glaubten, dass es aufgrund seiner heroischen Natur zum Nachahmen aufforderte. Regimentsagitator Ajsenberg (38. Schützendivision) beschrieb, wie bei den Vorbereitungen zum

Sturm einer gegnerischen Anhöhe der Bataillonskommandeur verwundet wurde und er selbst dessen Funktion übernahm. Er berief einen Rotarmisten mit dem Namen Poluchin zu sich und drückte ihm die Regimentsfahne in die Hand mit dem Auftrag, diese auf dem vom Gegner gehaltenen Wasserturm aufzupflanzen. Die am Wasserturm wehende Fahne sollte die restlichen Infanteristen zum Erstürmen der Anhöhe bewegen. «Als der Gegner sich unter Feuerschutz zurückzuziehen begann, erhob sich Poluchin zu voller Körpergröße und schritt mit der Fahne durch das Schlachtfeld. Die Infanterie wartete gar nicht ab, bis die Fahne eingepflanzt war, sondern stürzte sich in den Angriff. Unser Divisionskommandeur sah das Schauspiel und sagte, dass es ein unglaublich schönes Bild war, wie die Infanterie mit Hurrarufen der aufrecht gehaltenen Fahne folgte. Poluchin befestigte die Fahne am Wasserturm.» Wie viele Soldaten bei dieser Aktion ums Leben kamen, erwähnte Ajsenberg nicht.

Der Anblick seiner im gegnerischen Kugelhagel fallenden Soldaten be rauschte den Brigadekommissar Alexander Jegorow (38. Schützenbrigade [mot]) – er war begeistert vom Willen zur Selbstaufgabe seiner Männer. Vorher war ein sowjetischer Angriff steckengeblieben, weil die Infanterie nach der Artillerievorbereitung nicht aus ihren Gräben gestiegen war. Da erhielt Jegorows in Reserve stehende Brigade den Befehl zum Eingreifen: «Sobald der Gegner die Bewegung unserer [Menschen-]Ketten sah, eröffnete er ein Trommelfeuer. Was erfreulich war – mein Herz lachte bei dem Anblick –, war die Standhaftigkeit unserer Männer. Schrapnelle rissen richtige Löcher in die Kampfformation, riesige Blutstropfen waren auf dem Schnee – es hatte gerade Neuschnee gegeben –, und trotzdem legten sie sich nicht hin, schritten weiter.»<sup>205</sup>

In ähnlicher Manier kommentierte Wassili Grossman einen verlustreichen Kampfeinsatz der 308. Schützendivision im Stalingrader Fabrikbezirk, bei dem ein ganzes Regiment ausgelöscht wurde: «Eiserner Wind schlug ihnen ins Gesicht, sie gingen immer weiter vorwärts, und wieder ergriff abergläubische Angst den Feind: Rückten da Menschen zum Angriff vor, waren sie sterblich? [...] Ja, sie waren einfache Sterbliche, und kaum einer von ihnen hat überlebt, aber sie haben ihre Sache erledigt.»<sup>206</sup> Sowohl Grossman und Jegorow zeigten sich im Banne des sowjetischen Heldenkults, glaubten an das voluntaristische Wandlungspotential des sowjetischen Menschen. Diese stark sowjetisch gekennzeichneten Konzeptionen

## 78 Einführung

von Heldentum kennzeichneten die Kriegführung der Roten Armee – sei es beim aufrechten Gang in die Schlacht, beim Duell zwischen Sowjetsoldaten und deutschen Panzern oder beim Rammen des gegnerischen Flugzeugs in der Luft. Extrem kostspielig und mitverantwortlich für die ungeheuren Verluste in der Roten Armee, wirkten sie zugleich als kulturelle Norm mit hohem Antriebsfaktor. Der Kampfpilot Iwan Saprjagajew fasste dies im Gespräch mit Grossman zusammen: «Ich ziehe immer ins Gefecht, ich will keinen Unterschied machen, will die Deutschen zerschlagen, das eigene Leben opfernd. Das Rammen liegt im russischen Naturell, das ist die sowjetische Erziehung.»<sup>207</sup>

Major Sajontschkowski teilte diese heroische Disposition durchaus, doch verwies er auch auf deren «Schattenseiten»: «Die übertriebene und sinnlose Tapferkeit und das bisweilen unnötige Risiko. An der Front sieht man tagsüber Szenen wie diese: ‚Wanja, hast du eine Zigarette?‘ Und schon kommt er aus dem Graben heraus und rennt zum anderen rüber, um sich eine Zigarette zu holen. Oder dort, wo man kriechen muss, richtet sich der Mensch in voller Grösse auf und wird im nächsten Moment getötet.» Genau dieses von Sajontschkowski kritisierte demonstrative Heldengeba-



Angriff. Stalingrad 1943. Fotografin: Natalja Bode

ren erachtete General Tschuikow hingegen als unentbehrliche Stütze seiner Autorität als Kommandeur:

«Es gibt nicht den Helden, der sich vor nichts fürchtete. Niemand sieht oder weiss, was Tschuikow tut, wenn er allein ist, wenn es keine Zeugen gibt. Niemand weiss, wie sein Hirn im Kopf funktioniert. Aber dass einer von unseren Kommandeuren vor seine Untergebenen tritt und ihnen seinen schwachen Kleingeist zeigt, solche Leute gibt es, doch das sind Missgeburten. Wir sitzen im Unterstand, und um uns herum wirbeln Granatsplitter. Warum bleiben wir sitzen, und es hebt uns nicht hoch? Ich glaube nicht daran. Natürlich gibt es den Selbsterhaltungstrieb, doch der menschliche Stolz und der Stolz des Kommandeurs insbesondere, die sind im Gefecht von entscheidender Bedeutung.»

Ganz anders Armeegeneral Michail Schumilow (64. Armee), der wiederholt betonte, dass ein guter Kommandeur in erster Linie für seine Soldaten da zu sein hatte, sie schützen sollte. Ein erfolgreicher Angriff setzte bei Schumilow mit einer 55-minütigen Artillervorbereitung ein: «Dabei begannen wir mit einer fünfminütigen Artilleriefire auf die gegnerische Hauptkampflinie und richteten das Feuer dann für zehn Minuten auf die dahinter gelegenen Stellungen. Zeitgleich begann die Infanterie ein Trommelfeuer aus allen Waffen, sie richtete Attrappen auf und brüllte ‚Hurra!‘, um einen massenhaften Infanterieangriff zu imitieren. Damit wurde der Gegner in die Irre geleitet. Er schloss, dass wir bereits zum Angriff übergegangen waren, und kam aus seinen Unterständen und Gräben heraus. Genau dann richteten wir das Artilleriefire wieder auf die gegnerische Hauptkampflinie.»<sup>208</sup> Auch andere erfahrene Kommandeure erzählten, wie effektiv sie mit Täuschungsmitteln die Deutschen bekämpften. Der Kampfpilot Stepan Prutkow rechtfertigte diese verdeckte, unedle Form der Kampfführung mit der hinterhältigen Kampfmethode des deutschen Gegners: «So begannen wir die Deutschen zu hintergehen, spielten ein falsches Spiel mit ihnen. Man darf nicht mit offener Brust kämpfen, der Feind ist tückisch und schlau, mit ihm muss man spielen.»<sup>209</sup> Die verdeckten Manöver hatten freilich nicht die expressive Qualität oder mobilisierende Wirkung des aufrecht auf den Gegner zugehenden Soldatenhelden und fanden deshalb in den Rechenschaftsberichten der Politarbeiter oder den Zeitungsreportagen der sowjetischen Kriegsberichterstatter wenig Beachtung.

Schumilow erwähnte in seinem Gespräch auch, dass «jetzt [das Inter-

## 80 Einführung



General Schumilow (Mitte) und Mitglieder seines Militärrats (Serdjuk vorne, Abramow hinten), Stalingrad, Januar 1943

view fand am 4. Januar 1943 statt], wo die Armee mit Waffen und Geräten gut versorgt ist», die Fähigkeit, diese Gerätschaften zu bedienen, sehr wichtig sei, ebenso wie «militärische Kenntnisse» im Allgemeinen. Seine Worte lassen anklagen, dass die Stalingrader Front in den Monaten zuvor weit weniger gut mit Waffen und Geräten versorgt worden war (was andere Gesprächsteilnehmer bestätigten). Zum Teil war der sowjetische Heldenkult mit seinen Beschreibungen von einzelnen Soldaten oder kleinen Soldatengruppen, die sich deutschen Panzerkolonnen entgegenwarfen, sicher auch aus dieser Not geboren. Oberstleutnant Swirin schildert die verlustreichen Abwehrkämpfe nordwestlich von Stalingrad im September 1942: «Wir erzogen die Soldaten am Beispiel der mutigen Verteidiger von Sewastopol, die sich zu fünft unter die Panzer warfen, oder am heldenhaften Beispiel der 28 Panfilow-Männer, die eine ganze Panzerlawine zum Stoppen gebracht hatten.»<sup>210</sup> Viele der befragten Offiziere unterstrichen die wachsende Bedeutung von militärischem Fachwissen. General Schumilow ver-



wies als Beleg dafür auch auf «Front», das im Sommer 1942 uraufgeführte Theaterstück von Alexander Korneitschuk, welches den Konflikt zwischen lernunwilligen Veteranen der Bürgerkriegszeit und der kompetenten jüngeren Generation, den Absolventen der Militärakademien der dreissiger Jahre, auf die Bühne brachte.

Spürbar ist das Selbstbewusstsein der im Jahr 1943 interviewten Rotarmisten. Der Triumph bei Stalingrad über die bis dahin als unbezwingbar geltenden Deutschen signalisierte für sie einen Sieg militärischen Könnens, ihres eigenen Könnens. Aus diesem Blickwinkel heraus äusserten sich mehrere Offiziere kritisch über Vorgesetzte, die einen Kommandostil betrieben, der auf blanker Gewalt beruhte und jeglichen militärischen Sachverstand vermissen liess. Angedeutete Kritik an seinem Divisionschef betrieben, der auf blanker Gewalt beruhte und jeglichen militärischen Sachverstand vermissen liess. Angedeutete Kritik an seinem Divisionschef Wassili Glaskow übte Regimentskommandeur Alexander Gerassimov (S. 380); deutlichere Worte fanden die befragten Matrosen der Wolga-Kriegsflottille im Hinblick auf Divisionskommandeur Iwan Afonin (S. 257ff.). Besonders schwere Vorwürfe trafen General Wassili Gordow<sup>211</sup>, der im Juli und August 1942 das Kommando über die Stalingrader Front geführt hatte. Divisionskommandeur Stepan Gurjew (39. Garde-Division), der damals unter Gordows Kommando diente, bezeichnete ihn als den «Hauptschuldigen» der verlustreichen Kämpfe der 62. und der 64. Armee in den Donsteppen. «Die Geschichte wird ihm das nie verzeihen. [...] Gordow war ein ungemein talentloser Mensch.» Oberstleutnant Dubrowski pflichtete Gurjew bei: Das, was sich im August am Don zugetragen habe, könne man «ehrlich gesagt» nur als eine «Katastrophe» beschreiben. Auch er machte als Verantwortlichen General Gordow aus. General Tschuikow erzählte, wie er – Gordows Anweisung zuwiderhandelnd – seine 64. Armee durch einen raschen Rückzug vor der Vernichtung bewahrte, während die 62. Armee von den deutschen Panzern und Flugzeugen dezimiert wurde. «Das Frontkommando», resümierte Tschuikow, «schätzte die Stossrichtung nicht richtig ein, obwohl Gen. Stalin Gordow und alle anderen [über die Absichten der Deutschen] gewarnt hatte.» Freilich war Gordow schon im August 1942 seines Postens enthoben und degradiert worden, weshalb die 1943 interviewten Zeitzeugen sich schadlos über ihn äussern konnten. Stalin, der die Frontkommandeure immer wieder zu blutigsten Offensivhandlungen antrieb und ihnen bei ausbleibendem Erfolg mit schärfsten Strafen drohte, blieb von jeglicher Kritik ausgespart. Unklar ist, wie viel die Rotarmisten in Stalingrad von Stalins Führungsstil wussten oder ahnten.

## 82 Einführung

Trotz der stärkeren Gewichtung von militärischem Wissen und überlegter Führung in der Roten Armee blieben viele der seit dem Bürgerkrieg praktizierten Kommandoformen weiterhin erhalten. Stalin legte Wert auf Kommandeure vom Typ Gordows, die nicht zögerten, für spektakuläre Offensiven ganze Divisionen zu opfern. Der geschmähte Ex-Kommandeur von Stalingrad machte 1943 ein Comeback, er avancierte zum Generalobersten und nahm 1945 an der Erstürmung von Berlin und Prag teil. Im April 1945 wurde er als Held der Sowjetunion ausgezeichnet.<sup>212</sup>

### Menschen im Krieg

Viele Soldaten, in besonderem Masse Vertreter der nach 1917 geborenen Generation, die von Kindesbeinen an das sowjetische Erziehungssystem durchschritten hatten, machten sich die Begriffe und Werte des kommunistischen Menschenbilds mit seiner nach oben hin offenen Skala von Willenskraft und Selbstüberwindung zu eigen. Im Einklang mit diesem voluntaristischen Konzept trennten sie zwischen zwei Grunddispositionen im Krieg – einer heroischen und einer feigen – und erblickten dazwischen kaum Schattierungen. Das bolschewistische Primat des entfaltenen Bewusstseins äusserte sich auch im Umgang mit den psychischen Belastungen des Krieges. Armeegeneral Tschuikow ging in seinem 28 Seiten langen Interview mit nur einem einzigen Satz auf diese Sphäre ein – «Ich möchte, dass Sie eines verstehen, dass all dies [die monatelangen Abwehrschlachten der 62. Armee in der Stadt] einen Abdruck auf unsere Psyche hinterlassen hat» – und schwenkte dann unvermittelt zu einem anderen Thema über. Der Scharfschütze Wassili Saizew (284. Schützendivision) beschrieb sein Leiden in physiologischen Begriffen – eine in der sowjetischen Psychologie dieser Zeit verbreitete Tendenz – und betonte dabei zugleich seinen immer noch präsenten Willen, den Kampfauftrag zu erfüllen: «Wir kannten keine Erschöpfung. Jetzt, wenn ich durch die Stadt gehe, bin ich müde, aber während der Schlacht haben wir um 4-5 Uhr gefrühstückt und abends um neun oder zehn zu Abend gegessen. Den ganzen Tag über warst du hungrig und wurdest dabei nicht müde. Wir haben manchmal drei oder vier Tage nicht geschlafen und wollten das auch nicht. Womit man das erklären kann? [...] Jeder Soldat, und ich persönlich auch, wir haben nur daran ge-

dacht, wie wir unser Leben so teuer wie möglich verkaufen können, wie wir so viele Deutsche wie möglich totschiessen können. [...] Bei Stalingrad habe ich drei schwere Traumata (Kontusionen) erlitten. Jetzt ist mein Nervensystem zerrüttet, mich schüttelt es die ganze Zeit.»<sup>213</sup> Iwan Wassiljew führte das Beispiel eines anderen Scharfschützen namens Michail Mamekow an: «Er hat in kurzer Zeit schon 138 Fritzzen getötet. Wenn er heute noch keinen Fritz getötet hat, kann er nicht essen, so fertig ist er mit den Nerven. Er ist ein typischer Tatare, spricht schlecht Russisch, dabei lernt er aber ständig russische Vokabeln, sogar im Kampf.»

Die hier beschriebenen Formen der Selbstkonditionierung reichten weit in die Gesellschaft hinein. Dutzende von Rotarmisten verschiedenster Herkunft erzählen, wie sie versuchten, den an sie gestellten Ansprüchen gerecht zu werden, die «Heimat» oder das «sozialistische Vaterland» zu verteidigen, den «Selbsterhaltungsinstinkt» in Schach zu halten, ihre Todesangst zu meistern, den eigenen Tod im Krieg als eine sinnvolle Handlung oder gar als die Erfüllung ihres Lebens zu betrachten und ihren Hass gegen die Deutschen fortwährend zu schüren. Auch fern von der Front kamen diese Einstellungen zum Tragen, was besonders in Erzählungen der Soldaten über ihre Familien zum Ausdruck kommt. Oberstleutnant Moltschanow



Oberstleutnant Pjotr Moltschanow

war bei Kriegsausbruch wegen eines Magengeschwürs als Dozent an der Militärschule geblieben: «Ich habe eine Tochter, Nina, sie ist jetzt sieben. Sie fragte mich die ganze Zeit: Papa, warum bist du nicht an der Front? Alle kämpfen, nur du nicht. Das hat mich unglaublich stark beeinflusst, was soll ich dem Kind antworten? Dass ich krank bin? Zum Kranksein war einem einfach nicht zumute. Ich ging daraufhin zum Leiter der Kreispolitikverwaltung und äusserte meinen Wunsch, an die Front versetzt zu werden.»

Überaus bezeichnend ist, dass nirgendwo in den Interviews fatalistische, schicksalsergebene oder die Fortuna beschwörende Einstellungen auftauchen, galt doch der Fatalismus – durchaus positiv konnotiert – als eine Grundeinstellung des russischen Soldaten im Zarenreich, die ihm seine sprichwörtliche Zähigkeit und Leidensfähigkeit verlieh.

Die Prozesse der individuellen Aneignung von ideologischen Appellen lässt sich so präzise den Stalingrader Gesprächen entnehmen, weil diese aus der zeitlichen Nahperspektive, ja fast zeitgleich die Schlacht dokumentieren. Ebendarin liegt ihr besonderer Quellenwert begründet. Wie mit einer Sonde taucht der Leser in eine verschüttete Zeit und erfährt die Gedanken, Stimmen und Emotionen von sowjetischen Menschen im Krieg. In zeitgenössischen Dokumenten – seien es Briefe oder Tagebücher, Tagesbefehle, Zeitungsberichte oder Gesprächsprotokolle – wird die mobilisierende Energie der gegeneinander kriegführenden Regime spürbar, erkennt man, wie sie auf die Schlachtteilnehmer auf beiden Seiten der Front einwirkte. Die zur Formel gebündelte Erwartung «Der Führer haut uns raus» kennzeichnete die Haltung der bei Stalingrad eingekesselten deutschen Soldaten bis zuletzt. Auf sowjetischer Seite genoss Stalin ein ähnliches Ansehen. Als der sowjetische Führer im Februar 1943 eine Dankeserklärung an die sowjetischen Kämpfer von Stalingrad verkündete, veranlassten die Politoffiziere der 284. Schützendivision das Verfassen eines gemeinsamen Antwortbriefs ihrer Soldaten. Beim Unterzeichnen des Briefes war einer der Soldaten plötzlich verschwunden. «Er kam nach einer Zeit wieder und hielt eine deutsche Maschinenpistole in den Händen. Es stellte sich heraus, dass er losgezogen war und zwei Deutsche umgebracht hatte. Warum? ‚Mir ist es unangenehm, einen Brief an den Genossen Stalin zu unterschreiben, wenn ich noch keinen einzigen Deutschen umgebracht habe.‘ [...] Viele Genossen hatten buchstäblich Tränen in den Augen, als sie den Brief an Stalin unterschrieben» (Interview Major Nikolai Axjonow).<sup>214</sup>

Wie ideologische Apparate auf beiden Seiten der Front eine Nähe zur jeweiligen politischen Führung suggerierten und welche Energien diese politischen Mechanismen erzeugten – Hingabe an den eigenen Staat, Hass auf den Gegner –, das haben Untersuchungen zum deutsch-sowjetischen Krieg bislang aus zwei Gründen nicht hinreichend aufgezeigt. Zum einen gründen sie sich grossenteils auf Memoiren aus der Nachkriegszeit, in denen diese ideologischen Prägungen nicht mehr so plastisch aufleuchten oder von ihren Autoren schlichtweg geleugnet werden. Zum anderen liegt es am Glauben vieler Historiker, dass sie die Realität des Krieges allein im freien Sprechen über den Krieg finden. Viele Forscher misstrauen «offiziellen» Quellen, sie sehen sie als Ausfluss von Regimepropaganda und glauben, dass sie für die Ergründung der tatsächlichen Erfahrung von einzelnen Menschen wenig hergeben. Doch die von ihnen als abseits des Regimes konzipierte subjektive Realität zu dokumentieren ist nicht nur schwierig (Feldpostbriefe in der Roten Armee wurden einer totalen Zensur unterzogen), sondern womöglich auch fruchtlos. Natürlich ist davon auszugehen, dass Soldaten im vertraulichen Gespräch miteinander anders über den Krieg sprachen als mit den sie interviewenden Historikern aus Moskau.<sup>215</sup> Doch geht bei der Suche nach einer solcherart konzipierten Erfahrung die Einsicht in die Wucht der mobilisierenden Apparate von Partei und Staat im Krieg und ihre Konditionierung von individuellen Erfahrungshorizonten verloren. Die Politoffiziere an der Stalingrader Front versuchten nicht nur ihren Männern bis in die letzten Minuten vor einer Kampfhandlung klarzumachen, warum und wofür sie zu kämpfen hatten; kaum waren die Kampfhandlungen beendet, als dieselben Offiziere im erneuten Gespräch mit den Soldaten den Kampf resümierten und ihn dabei auch politisch deuteten. Fortwährend erzogen sie die Kämpfer zu spezifischen Sprechweisen über sich selbst, in der Erwartung, dass dieses Sprechen das soldatische Denken und Handeln im Krieg entscheidend beeinflussen würde. Als die Moskauer Historiker an die Front kamen, trafen sie auf Soldaten, die die Kategorien von Heldentum und Feigheit bereits verinnerlicht hatten und die politische und historische Bedeutung der Schlacht von Stalingrad genau zu benennen wussten.

## Historiker der Avantgarde

Die Historiker in Stalingrad dokumentierten nicht nur die Arbeit und die Wirkung des ideologischen Apparats, sie waren selbst ein Teil dieses Apparats. Als Sowjetbürger sahen sie sich selbstverständlich gefordert, auf den Sieg über Hitlerdeutschland hinzuarbeiten, und so begriffen sie ihr Projekt ganz wesentlich auch als einen Beitrag zur Erziehung und Mobilisierung der sowjetischen Gesellschaft im Krieg. Ähnlich wie die Literaten und Künstler, die sich als Kriegsberichterstatter und Fotografen freiwillig zum Dienst in die Rote Armee meldeten, wollten die Historiker sich nützlich machen und die Relevanz ihres Berufs gerade in Kriegszeiten unterstreichen. Sie taten dies, so scheint es, durch Rückgriff auf einen avantgardistischen Dokumentarstil, den russische Kritiker, Schriftsteller und Filmemacher nach der Revolution von 1917 entwickelt hatten, um für sich eine aktive Rolle bei der Errichtung der neuen Gesellschaft zu beanspruchen.<sup>216</sup> Das Sujet dieser Avantgarde-Künstler war die entstehende neue sowjetische Welt. Hier spielte sich in ihren Augen das entscheidende weltgeschichtliche Drama ab. Aus diesem Grund war es verfehlt und sinnlos, herkömmlichen Kunstformen wie dem Roman weiter anzuhängen, da dieser der Wirklichkeit den Rücken zukehrte und erfundene Lebenswelten beschwor. In der Sowjetzeit einen Roman wie *Krieg und Frieden* zu schreiben sei schlicht anachronistisch, erklärte der Kritiker Sergei Tretjakow. Der neue Roman der Gegenwart sei die sowjetische Zeitung, die Tag für Tag, Seite für Seite den fortschreitenden industriellen Aufbau im Lande gleichermaßen schildere wie befördere. Als revolutionäre Dokumentaristen – ob als Journalisten, Filmemacher oder Fotografen – hatten Künstler und Intellektuelle in der Revolution eine neue Daseinsberechtigung. Ihre Reportagen und Zeitzeugeninterviews bildeten die Wirklichkeit nicht nur ab; sie ordneten rohe Fakten zu sinnvollen Strukturen, filterten zugrunde liegende Logiken heraus. Der Dokumentarist war «operativ» tätig, griff organisierend in das «Leben des Materials» ein; er arbeitete als Ingenieur der neuen Welt.<sup>217</sup>

Schon Anfang der 1920er Jahre machten sich Historiker und Akteure der Kommunistischen Partei diese dokumentarische Ästhetik zu eigen. Die von ihnen entwickelten historischen Grossprojekte waren unmittelbare Vorläufer der «Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges». Den Anfang machte die 1920 gegründete «Historische Kommission

der Kommunistischen Partei» (*istpart*), die die Geschichte der Oktoberrevolution für künftige Generationen festhalten sollte. In Moskau, Petrograd und zahlreichen anderen russischen Städten wurden «Erinnerungsabende» abgehalten, auf denen historische Zeitzeugen im Beisein von Stenographen schilderten, wie sie den revolutionären Umbruch im Jahre 1917 erlebt hatten. Die Leiter der Kommission verstanden sich dabei lediglich als Mittler in einem System von örtlichen Geschichtswerkstätten, die in lokalen Parteibehörden, Kreisverwaltungen und Zeitungsredaktionen beheimatet waren; sie wollten so viele historische Zeitzeugen wie möglich zum Sprechen bringen. Im Akt des mündlichen Austauschs über den Gründungsmoment der sowjetischen Geschichte, so die Annahme, würde der erzählende Zeitzeuge sich als handelnder Akteur der Revolution verstehen. Die hierdurch entstehende Kraft würde ihn ebenso wie auch die Leser seines Protokolls beflügeln.<sup>218</sup> Gemessen an diesen hohen Erwartungen war der Publikationsertrag der Kommission mager. Die meisten Interviews erschienen für die Veröffentlichung ungeeignet, besonders auch, weil die Geschichte der Revolution ab Mitte der zwanziger Jahre zum Spielball im Kampf um Lenins Nachfolge geriet und Stalin nach seinem Aufstieg zur Macht in Form des *Kurzen Lehrgangs der Geschichte der Kommunistischen Partei* eine von Zeitzeugenberichten bereinigte Sicht der Ereignisse von 1917 verordnete. So verschwanden die meisten der von der ersten sowjetischen Historikerkommission gewonnenen Dokumente im Archiv.

Im Zuge des ersten Fünfjahresplans regte der Schriftsteller Maxim Gorki, ein bekennender revolutionärer Dokumentarist, 1931 ein historisch-literarisches Grossprojekt an. Jede grössere Fabrik in der Sowjetunion – insgesamt dachte er an über 300 – sollte ihre eigene Geschichte schreiben und alle Arbeiter der jeweiligen Fabrik sich nach Möglichkeit als Koautoren dieser Geschichte beteiligen. Begleitet und angeleitet wurde das gigantische Vorhaben durch einen Stab von fast einhundert vollzeitbeschäftigten Schriftstellern und Journalisten. Ihre Aufgabe war es, die beteiligten Arbeiter in der dokumentarischen Technik zu unterweisen und sie durch die Niederschrift ihrer Erinnerungen zu vermehrtem historischem Bewusstsein zu erziehen. Gorki hielt die Redakteure dazu an, in erster Linie die Erinnerungen von sogenannten Stossarbeitern – «Helden der Arbeit», die ihre Arbeitsnormen übererfüllten – zu sammeln. Gorki war ein Verfechter von Ideen Nietzsches, wenn auch im sozialistischen Geist. Er glaubte, dass je-

der Mensch als Held zur Welt kommt und seine heroische Essenz entfalten würde, wenn man ihn nur richtig unterstützte. Der Held hatte in seinen Augen eine wichtige pädagogische Bedeutung. Er war «ein MENSCH in Grossbuchstaben», der seinen Mitmenschen den Weg wies, ihnen zeigte, wie man mehr Mensch sein könnte, als man war. Mit ihrem Editions Vorhaben sollten die Schriftsteller die massenhafte Hervorbringung von sozialistischen Helden befördern. Die Autoren sollten aber auch aus der von ihnen geschilderten Handlung lernen und sich durch ihre gemeinsame Herausgeberarbeit im kollektivistischen Geist umschmieden.<sup>219</sup> Bis zum Kriegsausbruch 1941 erschienen zwanzig Bücher in der *Geschichte der Fabriken und Werke*. Unter ihnen war auch ein vielbeachteter Band über die *Menschen des Stalingrader Traktorenwerks* (1934). Er präsentiert eine Vielzahl von literarischen Skizzen und fotografischen Porträts von Fabrikarbeitern, eingerahmt von einem Grusswort Gorkis und einem Schlussessay des Literaten Leopold Awerbach. Die Komposition veranschaulichte die Mehrfachfunktion der literarischen Seeleningenieure als Beobachter, Schöpfer und Beteiligte des grossen Umgestaltungsprozesses.<sup>220</sup>

Unter Gorkis Schirmherrschaft kam es 1931 zur Eröffnung einer weiteren, in ihren Dimensionen noch viel grösseren historiographischen Baustelle: der Geschichte des russischen Bürgerkriegs. Ästhetisch und institutionell dem anderen Gorki-Projekt sehr ähnlich, verstand sich das Vorhaben nicht als eine Militärgeschichte im herkömmlichen Sinn, sondern als die Schilderung der heldenhaften Menschen, die im Bürgerkrieg gekämpft hatten. Es sollte massenhafte Zeitzeugenprotokolle von Arbeitern, Bauern und Soldaten mit wissenschaftlichen und künstlerischen Studien zusammenbringen und eine neue marxistische Geschichtsschreibung der Massen begründen, die herkömmliche Hierarchien aus den Angeln hob und alle beteiligten Akteure mobilisierte. Die Initiatoren planten die Herausgabe von fünfzehn erzählenden Bänden, ergänzt um Dokumentationen, Memoiren, Kunstbände und Fotoalben. Ein Grund, warum Gorki diese Projekte Anfang der 1930er Jahre anging, war seine Sorge, dass der millionenfache Zufluss von Bauern in die Industrie und in die Städte den Geist der proletarischen Revolution zerstören könnte. Umso wichtiger war es, diesen Geist in den Lebensgeschichten proletarischer Helden zu beschwören und deren Erzählungen zum Zwecke der politischen Bildung der «unfertigen» Arbeiter dörflichen Ursprungs zu nutzen.<sup>221</sup> Das Bürgerkriegsprojekt erlangte im Laufe der Jahre gigantische Ausmasse; bis in den Kaukasus, nach



Mittelasien und in den Fernen Osten hinein kam es zur Gründung von örtlichen Kommissionen. Dreitausend Zeitzeugenprotokolle waren bis 1933 fertiggestellt. In Moskau erstellte die Kommissionsleitung einen 100'000 Karteikarten umfassenden Katalog und eine Bibliographie mit mehr als zehntausend Titeln.<sup>222</sup>

Mit der verantwortlichen Redaktionsarbeit wurde der junge Historiker Isaak Minz betraut, ehemaliger Kommissar im Bürgerkrieg und künftiger Leiter der Historikerkommission im Zweiten Weltkrieg.<sup>223</sup> Die Arbeit an der *Geschichte des Bürgerkriegs* und der intensive Austausch mit Gorki waren für Minz zweifellos prägende Erfahrungen. Hier lernte er, ein historisches Grossprojekt mit einer Vielzahl von Mitarbeitern und Aussenstellen zu managen, hier meisterte er Techniken der Zeitzeugenbefragung und eignete sich auch Gorkis Vorstellung vom sozialistischen Helden an. Als Minz im Dezember 1941 die «Kommission zur Geschichte des Vaterländischen Krieges» einrichtete, tat er das in erster Linie mit den institutionellen und geistigen Ressourcen der *Geschichte des Bürgerkriegs*.<sup>224</sup>

Isaak Minz wurde 1896 als Sohn eines jüdischen Händlers im ukrainischen Bergbauggebiet von Jekaterinoslaw (heute Dnjepropetrowsk) geboren. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft wurde ihm das Studium an der Universität Charkow verwehrt. Er trat der revolutionären Bewegung bei, wurde im April 1917 Mitglied der bolschewistischen Partei und kämpfte seit Ausbruch des Bürgerkriegs im Frühjahr 1918 in der Roten Armee. Minz stieg schnell zum Kommissar auf und war in einer Kosakendivision für die politische Erziehung der Truppen zuständig. 1920 wurde er als leitender Kommissar in ein namhaftes Kosakenkorps berufen.<sup>225</sup> Es lässt sich nur mutmassen, welche Chuzpe es Minz ab verlangte, unter den für ihren Judenhass berüchtigten Kosaken zu bestehen.<sup>226</sup> Nach dem Bürgerkrieg absolvierte er ein Geschichtsstudium im «Institut für die Rote Professur» und rückte nach seiner Graduierung zum stellvertretenden Institutsdirektor auf. Er publizierte bereits in den 1920er Jahren zur Geschichte des Bürgerkriegs, habilitierte sich 1935 und wurde 1936 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften.<sup>227</sup> 1935 erschien der erste Grossband der *Geschichte des Bürgerkriegs*, wurde aber kurz nach seiner Auslieferung wieder zurückgezogen und makuliert, weil viele der Zeitzeugen und mehrere der Herausgeber zwischenzeitlich in die Mühlen der Stalin'schen Säube-

## 90 Einführung

rungen geraten waren. 1938 erschien der Band in der bereinigten Fassung, gefolgt 1942 vom zweiten Band.<sup>228</sup> In beiden Bänden ist von Gorkis Konzeption einer proletarischen Geschichte von unten nichts mehr zu erkennen. Stattdessen schildern sie die politischen Auseinandersetzungen im Revolutionsjahr 1917, glorifizieren Stalin und dämonisieren seine in den Schauprozessen von 1936 bis 1938 verurteilten Gegner. Im Vorfeld der Veröffentlichung des ersten Bands traf sich Stalin häufig mit Gorki, Minz und den anderen Redaktionsmitgliedern. Im Manuskript, so heisst es, habe er 700 Berichtigungen vorgenommen.<sup>229</sup> Spätestens mit seiner Arbeit an diesem Projekt musste Minz die politische Tragweite historischer Forschung im Sowjetstaat bewusst geworden sein. Seine Dokumentation porträtierte Stalin und dessen Mitstreiter Woroschilow als revolutionäre Heilsfiguren. Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt zum *Kurzen Lehrgang der Geschichte der Kommunistischen Partei*, der Stalin zum weltgeschichtlichen Vollstrecker erkor. Manche Forscher unterstellen Minz eine Beteiligung an der Herstellung des *Kurzen Lehrgangs*, doch gibt es dafür keine Quellenbelege.<sup>230</sup>

Aus der Rückschau im Jahr 1984<sup>231</sup> erinnerte sich Isaak Minz, wie er schon im Juli 1941, wenige Wochen nach Kriegsausbruch, auf die Idee



Isaak Minz, Ende der 1920er Jahre

kam, eine Dokumentation des «Grossen Vaterländischen Krieges» anzulegen. Sein Ausgangsgedanke war Napoleons Russlandfeldzug, der «Vaterländische Krieg» von 1812. Möglicherweise dachte er an den Krieg durch den Filter von *Krieg und Frieden*, Leo Tolstois Roman über das Jahr 1812, der in den Wochen nach dem Kriegsbeginn 1941 in Riesenaufgaben erschien und von vielen Sowjetbürgern auf der Suche nach geschichtlichen und moralischen Gewissheiten zurate gezogen wurde.<sup>232</sup>

«Wann nahm dieses Unternehmen seinen Anfang? Es war im Juli 41. Eine schwere Zeit. Unsere Armeen waren kämpfend gewichen. In dieser schwierigen Zeit schrieb ich einen Brief an das Zentralkomitee der Partei, in dem es hiess: Ich verstehe, dass wir heute schwere Bedingungen haben. Aber um wie viel reicher wären unsere Vorstellungen vom Vaterländischen Krieg 1812, wenn die Teilnehmer daran ihre Erinnerungen hinterlassen hätten. Heute dürfen wir keine Zeit verlieren. Die gegenwärtigen Ereignisse müssen festgehalten werden. Später wird die Menschheit fragen, wie all das geschehen ist. Ich schlage vor, eine Kommission zu bilden, die Material sammelt, auswertet, analysiert und eine Chronik des erhabenen Poems erstellt. Es verging eine Woche nach der anderen. Keine Antwort. Da wurde mir klar, dass die Geschichte jetzt kein Thema ist. Das stimmt, wenn es zwischen der Geschichte und dem heutigen Tag keine direkte Verbindung besteht. Aber diese direkte Verbindung gab es damals, und ich habe mich sehr aufgeregt. Habe mehrmals angerufen, dann die Hoffnung verloren.»<sup>233</sup>

Tatsächlich wurde am 27. August 1941 im Zentralkomitee – möglicherweise auf Minz' Initiative zurückgehend – die Schaffung einer historischen Chronik des «Grossen Vaterländischen Krieges» diskutiert, die Idee jedoch als unzweckmässig verworfen.<sup>234</sup> Der Zeitpunkt war in der Tat ungünstig – die Wehrmacht war tief ins sowjetische Landesinnere eingedrungen, deutsche Truppen hielten Smolensk umzingelt und waren nur noch 400 Kilometer von Moskau entfernt. Diese Gegebenheiten in eine sowjetische Erfolgsgeschichte zu drehen musste selbst historischen Optimisten, und das waren die Kommunisten allemal, schwerfallen. Die Lage verschlechterte sich in den darauffolgenden Wochen weiter. Am 8. Oktober meldete General Schukow Stalin, dass die letzte sowjetische Verteidigungslinie vor Moskau bröckelte. Am 15. Oktober ordnete Stalin die Evakuierung der Hauptstadt an. Das Blatt begann sich erst im November zu wenden, als die deut-

## 92 Einführung

schen Umfassungsangriffe um Moskau steckenblieben und frische sowjetische Truppen an die Moskauer Front gebracht wurden. Stalins Entscheidung, Moskau nicht zu verlassen, und seine öffentlichen Ansprachen zum Revolutionsfeiertag am 6. und 7. November taten für die Moral der sowjetischen Verteidiger ein Übriges. Am 5. Dezember startete die Rote Armee eine Gegenoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte.<sup>235</sup>

Am 25. November notierte Minz in seinem Tagebuch, Georgi Aleksandrow, der für Agitation und Propaganda zuständige ZK-Sekretär, habe die Schaffung einer Kommission angeordnet, die zum Zweck einer künftigen «Chronik des Vaterländischen Krieges» Dokumente und Materialien zur Verteidigung von Moskau sammeln solle. Minz solle einen Arbeitsstab bilden.<sup>236</sup> Zwei Wochen später, am 10. Dezember, wurde die «Kommission zur Schaffung einer Chronik der Verteidigung von Moskau» auf einer Sitzung der Moskauer Parteiverwaltung im Beisein des Moskauer Parteichefs Alexander Schtscherbakow offiziell gegründet.<sup>237</sup> Zum Vorsitzenden wurde der ZK-Funktionär Aleksandrow ernannt, Minz wurde sein Vize. Weiter vertreten waren der kommunistische Parteiphilosoph Pawel Judin<sup>238</sup>, Fjodor Kusnezow von der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee, Pjotr Pospjelow, der Chefredakteur der *Prawda*, sowie mehrere Vertreter der Moskauer Parteiverwaltung.<sup>239</sup> Minz erhielt den Auftrag, einen Stab von etwa zwanzig wissenschaftlichen Mitarbeitern bei der Akademie der Wissenschaften einzurichten, der Dokumente zur Geschichte des Kriegs sammeln und auf ihrer Grundlage eine tägliche Chronik des Kriegsgeschehens verfassen sollte. Die Kreisverwaltungen der Moskauer Parteiorganisation sollten der Kommission beim Sammeln von Materialien assistieren. Auch von der Einrichtung von Filialen in den grossen Fabriken war die Rede; von dort aus sollte die Arbeit der sowjetischen Kriegswirtschaft dokumentiert werden. Journalisten, Schriftsteller, Kriegszeichner und andere Künstler wurden beauftragt, die Kommission mit Rat und Tat zu unterstützen. Genannt wurde auch die Hauptverwaltung der Roten Armee; sie sollte die Kommission mit Dokumenten aus dem soldatischen Leben, Zeitungen, Broschüren und politischen Stimmungsberichten beliefern. In der Direktive zeichnete sich die bekannte Matrix von Gorkis dokumentarischen Grossprojekten ab. Minz bestätigte das mit einem knappen Tagebucheintrag am 11. Dezember: «Mit einem Wort, es wurde vorgeschlagen, die gesamte Erfahrung der Redaktion der *Geschichte des Bürgerkriegs* zu nutzen.»

Ohne die offizielle Gründung der Kommission abzuwarten, machte Minz sich auf die Suche nach Mitarbeitern. Am 30. November hielt er im überfüllten «Haus der Gelehrten» einen Vortrag vor 600 Forschern, in dem er die Ziele der Kommission umriss und seine Zuhörer zur Mitarbeit aufrief. «Man spürte», notierte er anschliessend in seinem Tagebuch, «dass die Versammelten etwas suchten und darauf warteten, zur Arbeit herangezogen zu werden, gesagt zu bekommen, was zu tun sei. Sie warteten auf Führung.»<sup>240</sup> Eine Woche später besuchte Minz die Front vor Moskau. In einer der Divisionen, die aus einem Aufgebot von Moskauer Kommunisten zusammengestellt war, traf er den Historiker Arkadi Sidorow<sup>241</sup> und drei weitere ehemalige Mitarbeiter seines Bürgerkriegs-Projekts. Am Tag darauf stiess Minz in einer anderen Division auf zwei weitere vormalige Mitarbeiter, die als einfache Rotarmisten dienten. Minz appellierte an die Armeeleitung, nicht etwa um seine Mitarbeiter vom Wehrdienst zu befreien, sondern damit sie auf verschiedene Divisionen verteilt würden. So könnte ihr Nutzen für die Kommission maximiert werden.<sup>242</sup> Innerhalb der nächsten Wochen hatte Minz einen kleinen Arbeitsstab versammelt, der sich bis zum Juli 1942, als die Forschungsstelle zur Geschichte des Bürgerkriegs aus der Evakuierung nach Moskau zurückkehrte, auf vierzig feste Mitarbeiter – Historiker, Literaturwissenschaftler, Bibliographen, Stenographinnen – erhöhte.<sup>243</sup>

In den ersten Monaten ihres Bestehens richtete sich das Hauptaugenmerk der Kommission auf die Geschichte der Verteidigung von Moskau. Mit der Errichtung von Filialen in anderen Städten begannen die Mitarbeiter auch Materialien von anderen Schlachtorten zu sammeln: Leningrad, Tula, Odessa, Sewastopol. Im Dezember 1942 kam Stalingrad hinzu. Für jede Stadt war die Veröffentlichung einer eigenen Chronik geplant. Darüber hinaus sah Minz zwei weitere Publikationsserien vor. Zum einen wollte er die Geschichten von Armeen und Divisionen der Roten Armee verfassen. Den Ausgangspunkt hierfür sollten Einheiten bilden, die aufgrund ihres besonderen Kampfeinsatzes den begehrten Garde-Titel erhalten hatten: «Man musste mit allen Mitteln erreichen, dass alle Garde-Einheiten und Divisionen ihre Kriegsgeschichte schwarz auf weiss besitzen. Das ist eine grosse, wichtige Aufgabe des heutigen Tages, da die Geschichte eines militärischen Verbandes und einer Truppe hervorragendes Material ist, um die Soldaten zu schulen und Erfahrungen, Kenntnisse und militärische Traditionen weiterzugeben. Diese Arbeit wird dazu beitragen, in Zukunft, nach dem

Sieg, die grosse Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges zu schreiben.»<sup>244</sup> Minz fasste diesen Entschluss bereits im März 1942, mehr als ein halbes Jahr bevor die sowjetische Führung die Traditionspflege in der Roten Armee auf ihre Fahnen zu schreiben begann. Den Gardisten kam eine ähnliche Funktion wie den Stossarbeitern in Gorkis *Geschichte der Fabriken* zu; sie sollten den übrigen Soldaten (analog bei Gorki, den noch halb bäuerlichen Arbeitern aus dem Dorf) zeigen, wie man zum Helden wurde. Noch deutlicher kam das Gorki'sche Heldenmodell in der zweiten von Minz verfolgten Publikationsserie zum Ausdruck. Ihm schwebte eine «Enzyklopädie von Helden der Sowjetunion» vor, eine Zusammenstellung von aus Interviews und anderen Dokumenten gewonnenen Kurzbiographien von jedem sowjetischen Soldaten, der mit dem Goldenen Stern ausgezeichnet worden war. Erneut ging es darum, mit Hilfe von dokumentarischer Arbeit soldatische Vorbilder aufzuzeigen und die Leser anzuspornen, diesen Helden nachzueifern.

Weitere Themenschwerpunkte der Kommission waren die Partisanenbewegung, die Kriegswirtschaft, der Kriegseinsatz von sowjetischen Frauen und den Angehörigen nichtrussischer Nationalitäten sowie die deutsche Besatzungsherrschaft und ihre Auswirkungen. Das letztgenannte Thema ging Minz unmittelbar nach der Gründung der historischen Kommission an. Als Mitglied einer aus Wissenschaftlern und Ingenieuren bestehenden Delegation reiste er am 26. Dezember 1941 nach Jasnaja Poljana, dem bei Tula gelegenen Landgut von Leo Tolstoi, das vorübergehend in die Hände der Deutschen gefallen war.<sup>245</sup> Die Delegation sollte eine Bestandsaufnahme der von den Besatzern angerichteten Zerstörungen im Museumskomplex vornehmen. In Jasnaja Poljana sprachen Minz und seine Mitarbeiter im Beisein einer Stenographin mit Mitarbeitern des Museums sowie mit Bauern eines benachbarten Kolchos, die die Deutschen aus nächster Nähe erlebt hatten. Die aus dieser Reise resultierende Publikation – von ihr wird noch die Rede sein – gab einen wichtigen Impuls für die Bildung der «Ausserordentlichen Staatlichen Kommission für die Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen der deutsch-faschistischen Aggressoren» im November 1942, deren gesammeltes Beweismaterial in die sowjetische Anklage beim Nürnberger Prozess einfloss.<sup>246</sup>

Minz handelte, was für die Kultur der Stalinzeit bemerkenswert war, weitgehend ohne offizielles Mandat. Schon kurz nach ihrer Gründung wid-

mete er die «Kommission zur Geschichte der Verteidigung von Moskau» de facto in eine «Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges» um. Unter diesem Namen warb er mit seinem erweiterten Projekt, doch gelang es ihm nicht, den Segen der Parteispitze – und damit verbunden die Aussicht auf Ressourcen und Autorität – zu erhalten.<sup>247</sup> Die Gorki'schen Projekte der 1930er Jahre waren wohlgehemmt durch ZK-Beschlüsse ins Leben gerufen worden und standen damit unter der Kuratel der Partei.<sup>248</sup> In seinem Tagebuch schimpfte Minz über die träge Bürokratie und die mangelnde Unterstützung vonseiten der Akademie der Wissenschaften.<sup>249</sup> Seine Klagen und der unsichere Status der Kommission machen aber auch deutlich, wie sehr Minz persönlich das Projekt steuerte und wie viel von der Initiative des nominell nur als Vizevorsitzenden fungierenden Historikers abhing. Nach Angaben eines seiner Mitarbeiter sei Minz im Kriegsverlauf zahllose Male an die Front gereist und habe vor Politoffizieren und Soldaten an die tausend Vorträge gehalten. Er habe die Anwesenden immer wieder mit seiner Energie und Unermüdlichkeit beeindruckt.<sup>250</sup>

Minz' Handschrift ist besonders im Quellenverständnis zu erkennen, mit dem die Kommission arbeitete. Immer wieder erinnerte er seine Mitarbeiter daran, unvoreingenommen an ihre Sammeltätigkeit heranzugehen und ihr Augenmerk auf Dokumente und Materialien zu richten, die in der Regel nicht im Archiv landeten: Armee- und Divisionszeitungen, Broschüren, Flugblätter, Materialien aus politischen Berichten, Fotografien, Zeichnungen, Filmspulen und daneben auch persönliche Zeugnisse – Briefe, Tagebücher, mündliche Erzählungen.<sup>251</sup> Sie sollten nicht nur Kampfhandlungen dokumentieren, sondern auch den Kriegseinsatz von Zivilisten würdigen. Minz schwebte eine *histoire totale* vor, die die Gesamtheit des Kriegs unter Beteiligung aller Menschen und in vielfältigen Medien zeigen sollte. Das erinnerte erneut an den dokumentaristischen Geist der Gorki'schen Grossprojekte.<sup>252</sup>

Im Zuge ihrer Arbeit rückte die Kommission die Interviews mit Zeitzeugen, die anfangs nur als eine unter vielen Quellenformen rangierten, zunehmend in den Mittelpunkt.<sup>253</sup> Das lag nicht zuletzt am Zuspruch, auf den die Interviews bei den Zeitzeugen stiessen. Soldaten und Partisanen drängten sich danach, befragt zu werden. Sie befanden, wie einer von ihnen es ausdrückte, dass «wir Aufmerksamkeit und unseren Platz in der Geschichte

verdient haben».<sup>254</sup> Wegen der Vielzahl der beteiligten Mitarbeiter und Institutionen liess Minz schriftliche Richtlinien für die Durchführung von Gesprächen mit militärischen Zeitzeugen verfassen: «Es ist unerlässlich, die Lebensgeschichten einzelner Kommandeure, Politarbeiter und Kämpfer aufzuschreiben. Über einzelne Kampfsituationen, ganze Lebensabschnitte, Treffen, Gedanken, Gefühle usw. zu berichten.» Die Richtlinien empfahlen, zunächst den Kommandeur und den Stabschef einer Einheit zu interviewen. Mit ihrem Turmblick böten sie den gesprächsführenden Historikern eine Orientierung, die ihnen bei der anschliessenden Befragung von einzelnen «besonders ausgezeichneten Helden, Kämpfern, Kommandeuren und Politarbeitern» zugutekommen würde. Jedes Gespräch solle mit dem Ziel «einer möglichst vollständigen und wahrheitsgemässen Beschreibung der Fakten und Ereignisse unter genauer Angabe von Daten und Orten» geführt werden. Jedes Interview müsse auch die «wesentlichen Daten über jeden Erzähler beinhalten: kurze Angaben zu Geburtsdatum und Geburtsort, Name, Vatersname, Heimatanschrift, Parteizugehörigkeit und den Beruf, der bis zum Krieg ausgeübt wurde. In besonderen Fällen (bei besonderem Interesse) wird die Biographie ausführlicher aufgeschrieben. Die betreffende Arbeit soll am besten mit Hilfe einer Stenographin durchgeführt werden und ist im Falle ihrer Abwesenheit handschriftlich aufzuschreiben. Wenn es die Situation zulässt, wird dem Erzähler die Mitschrift vorgelesen und vom ihm unterschrieben. Es muss angegeben werden, wer wann und wo diese Aufzeichnung gemacht hat.»

Der wiederkehrende zentrale Gedanke der Richtlinien war der «lebendige Mensch», «seine Gedanken, Gefühle, Erlebnisse, und in Verbindung damit seine Rolle und sein Platz im Kampf», die es herauszustellen gelte. Ein Passus in den Instruktionen unterstrich die Notwendigkeit: «Es ist unerlässlich, die Aufzeichnungen und Notizen der Genossen zu einem beliebigen ‚freien‘ Thema zu sammeln, das sich auf Teile der Geschichte bezieht (eine Kampfsituation, eine Erzählung über irgendein Treffen, über den Gegner, über Kampfgefährten usw.)» Wiederholt betonte Minz, wie wichtig es sei, die Soldaten zur freien Rede zu ermuntern und sie ausreden zu lassen: «Für die Wissenschaft sind die persönlichen Erlebnisse, Gedanken und Beobachtungen der Befragten sehr wertvoll, daher sollen sie all das erzählen, was sie für nötig halten.»<sup>255</sup> Neben der Dokumentation von Stimmen aus dem Krieg betonten die Richtlinien auch die Wichtigkeit des Andenkens an gefallene Soldaten: «Besondere Aufmerksamkeit ist dem An-



## Die Kommission in Stalingrad 97

denken an gefallene Helden zu widmen. Es solle besonders über die Gefallenen, ihre Kampfgefährten, Untergebenen, Kommandeure, die Zeugen ihrer Heldentaten und ihren Untergang berichtet werden, wobei ihr ruhmreiches Bild nach Möglichkeit zu bewahren ist.»<sup>256</sup> Die parteipolitische Arbeit, die für den Kommunisten Minz selbstverständlich in diese Dokumentation hineingehörte, sollte nicht, wie es häufig geschah, «losgelöst» vom Menschen oder von den Kampfhandlungen behandelt werden, sondern als ein integraler Teil des Gesamtgeschehens. Die Richtlinien endeten mit den folgenden drei Punkten:

«10. Schwierigkeiten und Mängel nicht vertuschen. Die Wirklichkeit nicht schönfärben. Sich an den Ausspruch des Genossen Stalin erinnern, dass ‚nur im schwierigen Kampf echte Kader geschmiedet werden.

11. Das alltägliche Leben der eigenen Einheit zeigen (das Leben, die Freizeit, die Verbindung zu den rückwärtigen Diensten, Briefwechsel, Freud und Leid).

12. In allen Darstellungen die historische Wahrheitstreue streng einhalten. Durch Kreuzverhör der Leute und Dokumente alle Ereignisse, Daten, Namen und Fakten genau prüfen.»<sup>257</sup>

## Die Kommission in Stalingrad

Mit diesen losen Richtlinien versehen, reisten vier Mitarbeiter der Kommission – die Historiker Esfira Genkina, Pjotr Belezki, Abram Belkin sowie die Stenographin Alexandra Schamschina – nach Stalingrad. Sie hielten sich knapp zwei Wochen in der umkämpften Stadt auf und führten dabei, so muss man aus der Vielzahl und dem Umfang der erzeugten Gesprächsprotokolle schliessen, ununterbrochen Interviews mit Teilnehmern und Augenzeugen der Schlacht. Am 9. Januar 1943, einen Tag vor Beginn der sowjetischen Schlussoffensive, reisten sie ab, um im Februar 1943 mit einem erweiterten Mitarbeiterstab für weitere drei Wochen zurückzukehren. Im Zeitraum Januar bis März 1943 erstellten sie 130 Interviewprotokolle mit Angehörigen von 13 Schützendivisionen, einer Flugdivision, einer motorisierten Brigade und eines Mechanisierten Korps. Sie sprachen mit Staboffizieren verschiedener Armeen, mit Vertretern der örtlichen Parteiverwaltung und mit Arbeitern und Ingenieuren zweier Stalingrader

Fabriken. Zu den ersten der von ihnen interviewten Personen gehörten die Armeekommandeure Wassili Tschuikow (62. Armee) und Michail Schumilow (64. Armee). Die Überzahl der interviewten Soldaten gehörten der höheren (12 Armee-Stabsoffiziere, 12 Divisionskommandeure, 25 Stabsoffiziere auf Divisions- oder Brigadeebene) und der mittleren Kommandoebene (33 Kommandeure und Offiziere auf der Ebene von Regimentern, Bataillonen und Batterien) an. Interviewt wurden auch 12 Sergeanten und einfache Soldaten.<sup>258</sup> Den Historikern in Stalingrad ging es nicht darum, so viele Zeitzeugen wie möglich zu erfassen; ihr Ziel war eine dichte Darstellung des Kampfgeschehens mit maximaler Tiefenwirkung. Daher konzentrierten sie sich auf die Angehörigen von drei Armeen (der 62., der 64. und der 57.), die seit den Rückzugskämpfen in den Donsteppen vom Sommer 1942 in benachbarten Positionen gekämpft hatten. Auch auf der Divisionsebene und ferner noch auf der Regimentsebene, in einigen Fällen auch innerhalb von Kompanien, führten die Historiker Interviews mit mehreren Angehörigen derselben Einheit, so dass sich die gesammelten Einzelgespräche zu einem multiperspektivischen Gesamtgeschehen zusammenfügten. Der Ereignisstrang – der Schlachtverlauf insgesamt, aber auch örtliche Gefechte und andere Geschehnisse – wiederholte sich in den Gesprächen, doch mit variierenden individuellen Perspektiven und Akzentsetzungen.<sup>259</sup>

Die ersten der von der Kommission angefertigten Gesprächsprotokolle enthielten neben den Stimmen der Soldaten auch die Fragen und Einwürfe der sie befragenden Historiker. Im weiteren Verlauf wurden diese jedoch aus den Protokollen getilgt, damit die Interviews den Charakter einer geschlossenen Erzählung annahmen.<sup>260</sup> Doch lassen sich die Fragen aufgrund des in vielen Interviews wiederkehrenden Erzählflusses rekonstruieren. Manchmal begannen die Zeitzeugen einen Gedanken auch mit einer Frage und wiederholten offensichtlich die an sie gerichteten Worte. Interviews mit prominenten Personen – namhaften Kommandeuren oder dekorierten Soldaten – begannen in der Regel mit der Aufforderung, die eigene Biographie zu erzählen, von der Kindheit über die Ausbildung, berufliche Etappen, den Weg in den Krieg und in die kommunistische Partei (die meisten Kommandeure waren langjährige Parteimitglieder; die in der Regel sehr viel jüngeren Soldaten traten frühestens im Krieg der Partei bei). Danach folgte eine detaillierte Schilderung der Aufgaben und der Rolle des Soldaten in der Schlacht von Stalingrad.

Die Historiker befragten sie nach dem «denkwürdigsten Erinnerungszeitraum» in ihrem Leben oder im Krieg (Oberst Nikolai Batjuk<sup>261</sup>, Oberstleutnant Kolesnik). Ihre Neugierde wurde manchmal enttäuscht: «Wie soll ich auf irgendwelche charakteristischen Details und Besonderheiten des Kampfes eingehen, wenn das Regiment über Tage hinweg ununterbrochen im Bombenhagel stand und gegnerischen Luftangriffen ausgesetzt war?» (Regimentskommandeur Genrich Fugenfirow). Sie wollten wissen, wann die Kämpfe um die Stadt am heftigsten waren und worin sich die Schlacht um Stalingrad von anderen Kampfhandlungen unterschied (Oberstleutnant Smirnow, Regimentskommandeur Fugenfirow). Viele Fragen bezogen sich auf die Vorbereitung für den Kampfeinsatz, den Verlauf von Kampfhandlungen und das Verhalten nach dem Kampf: «Wie haben wir die Soldaten auf den Kampf vorbereitet?» (Bataillonskommissar Stepanow), «Wie wurde die Angst vor Panzern beseitigt?» (Oberstleutnant Swirin), «Wie arbeiteten wir mit Scharfschützen?» (Hauptmann Olchowkin), «Welche Bedeutung hatte die Flussüberquerung?» (Hauptmann Semjon Rywkin), «Womit beschäftigte sich das Pionierbataillon während der Kampfhandlungen?» (Oberstleutnant Kolesnik), «Was taten wir nach den Angriffshandlungen?» (Oberst Smoljanow), «Was tun wir jetzt?» (Leutnant Ajsenberg). Fast jedes Interview fragte nach den Soldaten, die sich im Kampf ausgezeichnet hatten («Wer sich in diesen Kämpfen ausgezeichnet hat, daran erinnere ich mich nicht genau. Einige wurden getötet, einige verwundet.» Sergeant Karpuschin). Politische Offiziere wurden zu den Methoden und der Effektivität der politischen Arbeit in der Truppe befragt: «Wie führten wir die parteipolitische Arbeit durch?» (Divisionskommissar Lewykin), «Sie fragten nach dem Verhältnis der Kämpfer zu unseren Massnahmen. Wer kam zu uns in die Partei, und was waren es für Menschen?» (Oberst Smoljanow), «Wie verhielten sich die Kommunisten (im Kampf)?» (Divisions-Parteisekretär Alexander Koschkarjew). Gefragt wurde nach Stärken und Defiziten der Roten Armee in der Verteidigung und beim Angriff, welche Kommandeure eine «ungewöhnliche Standhaftigkeit» an den Tag legten (Divisionskommandeur Batjuk) und wo es mit der Disziplin, der Feindaufklärung oder der taktischen Abstimmung zwischen den Truppenteilen haperte. Zum Ende des Gesprächs kam häufig die Frage nach Beförderungen oder Auszeichnungen («Alles in allem habe ich elf Deutsche getötet und ein Maschinengewehr zerstört.» Rotarmist Alexei Pawlow).<sup>262</sup>

## 100 Einführung

Einige Soldaten zeigten sich in der Interviewsituation sehr mitteilksam, andere waren zurückhaltender. Teilweise lag das auch an sprachlichen Hürden: «Ich könnte vielleicht noch mehr erzählen, aber ich beherrsche die russische Sprache schlecht, und es ist mir auch unangenehm, etwas über mich zu sagen», so ein lettischer Soldat im Interview.<sup>263</sup> Bäuerliches Kolorit schmückte die Sprache von einigen Zeitzeugen, besonders bei einigen Kommandeuren, die freier sprachen. Die meisten Soldaten äusserten sich sachlich und knapp. Die kürzesten der stenographisch notierten und anschliessend getippten Interviewprotokolle umfassen zwei oder drei Seiten, in der Regel bewegen sie sich zwischen acht und fünfzehn Seiten, in manchen Fällen erreichen sie auch 20 oder sogar 30 Seiten. Einige der befragten Rotarmisten beschränkten sich auf die Zeit der Kämpfe um Stalingrad, andere erzählten ausschweifender von ihrer Herkunft und ihrem Weg in den Krieg. Diese Vielfalt war von den Historikern so gewollt, eben weil es galt, «den lebendigen Menschen» zu zeigen und die Mitteilungen der zahlreichen Zeitzeugen nicht über einen Kamm zu scheren.<sup>264</sup>

Die Stalingrader Arbeitsgruppe leistete gründliche Arbeit: Sie fertigte sehr viel mehr Interviews an als andere Delegationen der Historikerkommission, die andere Frontschauplätze bereisten. Bemerkenswert ist aber auch der Ertrag der von der Kommission insgesamt während der Kriegsjahre geleisteten Arbeit: mehr als 5'000 Interviewprotokolle mit Soldaten, Partisanen und Zivilisten, die weite Bereiche des Kriegs, das Geschehen an der Front ebenso wie im Hinterland und in den vom Gegner besetzten Gebieten abdeckten.<sup>265</sup>

In der militärgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Forschung steht dieses Massiv von Dokumenten einzigartig da. Das zeigt sich auch im Vergleich mit einem Oral-History-Projekt ähnlichen Zuschnitts, das während des Zweiten Weltkriegs in der Armee der Vereinigten Staaten erprobt wurde. Als offizieller Militärhistoriker der US Army entwickelte Oberstleutnant Samuel Marshall das «Interview nach dem Kampf» (*interview after combat*). Auf Kriegsschauplätzen im Pazifik und später auch in Frankreich und Deutschland führte Marshall, unterstützt von einem Mitarbeiterstab, jeweils wenige Stunden nach einer Kampfhandlung Gruppengespräche mit beteiligten Soldaten durch und befragte sie detailliert nach der Handlung aus ihrer Sicht und nach ihren Erfahrungen.<sup>266</sup> Insgesamt gab er an, 400 Kompanien mit einer Mannschaftsstärke von jeweils 125 Mann interviewt zu haben. Doch verstand sich Marshall nicht als dokumentierender

Historiker; vielmehr wollte er mit Hilfe der in den Gesprächen gewonnenen Einsichten die Kampfkraft in der Armee stärken. Die Interviews brachten ihn zu dem Schluss, dass die meisten Soldaten im Kampf – er sprach von 75 bis 85 Prozent – von so viel Angst befallen waren, dass sie keinen Gebrauch von ihrer Waffe machten.<sup>267</sup> Marshall empfahl, die Soldaten durch vermehrten Drill dazu zu bringen, ihre instinktive Angst vor dem Töten zu überwinden. Tatsächlich erreichte Marshall mit seinen einflussreichen Studien, dass das Feuertraining intensiviert wurde und der Waffeneinsatz von amerikanischen Soldaten in späteren Kriegen anstieg. Von Fachleuten handelte sich Marshall jedoch viel Kritik ein. Der Militärhistoriker Roger Spiller hält die Zahl der von Marshall angeführten Gesprächspartner für masslos übertrieben, und er glaubt, dass Marshall seine genauen Daten über die «Feuerquote» (*ratio of fire*) schlichtweg erfunden hat. Spiller und andere verweisen darauf, dass Marshall als Journalist ausgebildet worden war, bevor er in der Armee zum Historiker «befördert» wurde.<sup>268</sup> So liess er bei den «Interviews nach dem Kampf» keine stenographischen Protokolle anfertigen, sondern verfasste Gesprächsnotizen in journalistischer Manier, auf deren Grundlage er anschliessend die Kampfhandlung einer Kompanie oder eines Zugs beschrieb.

Diese Methoden kontrastieren mit der Sorgfalt, mit der die sowjetischen Berufshistoriker ihre Interviews mit Zeitzeugen stenographisch erfassten und archivierten. Der Vergleich zwischen Marshall und Minz offenbart nicht allein den Unterschied zwischen schlichtem Journalismus und wissenschaftlicher Akribie; er unterstreicht vor allem das enorme geschichtliche Pathos, das die sowjetischen Historiker in ihrer Arbeit befeuerte, er verweist auf ihr Vertrauen in die Gesetzmässigkeit historischer Prozesse und ihre Zuversicht, dass diese Gesetze die sowjetische Seite zum Sieg führen würden. Ins Bild passt hier auch, dass die Minz-Kommission die Gespräche mit den Soldaten in der ersten Person aufzeichnete. Ganz im Geist von Gorki wollten sie hierdurch bei den interviewten Soldaten ein Bewusstsein von sich selbst als Akteuren auf der weltgeschichtlichen Bühne erzeugen. Dieses subjektive Bewusstsein würde die Menschen über sich selbst hinauswachsen lassen und so den objektiven Gang der Geschichte weiter befördern.

### Die Protokolle

Gemessen am enormen Forschungsaufwand der Kommission überrascht, wie wenig sie publizierte. Bis zum heutigen Tage ist so gut wie keines der vielen tausend stenographisch protokollierten Gespräche veröffentlicht worden. Die wenigen Publikationen der Kommission, die noch während des Kriegs erschienen, dokumentierten das Geschehen überwiegend aus der Vogelschau und liessen die protokollierten menschlichen Stimmen im Krieg ungenutzt. Zum Teil lag der spärliche Publikationsertrag an Minz' eigener Überzeugung, dass, solange der Krieg anhielt, das Sammeln von Dokumenten und das Durchführen von Gesprächen mit Zeitzeugen absoluten Vorrang einnehmen sollte. Hinzu kam die Schwierigkeit, die dokumentierten Stimmen mit den heroischen Vorstellungen der Historiker vom Krieg auf eine Linie zu bringen. Aus demselben Grund hatten die früheren Gorki'schen Projekte einen vergleichsweise geringen Ertrag gefunden. Nur die wenigsten der interviewten Fabrikarbeiter sprachen in den ihnen zugeordneten Heldenkategorien. Ihre Erzählungen mussten entweder redaktionell bearbeitet werden oder verschwanden im Archiv. So auch bei der Minz-Kommission: In internen Diskussionen zeigten sich die Mitarbeiter uneinig, ob sie den gesamten Menschen mit allen seinen Schattierungen oder nur seine heldischen Taten in den Vordergrund rücken sollten. Die Frage war natürlich vorentschieden. Über das Publikationsformat bestimmten in letzter Instanz nicht die Mitarbeiter der Kommission, sondern die ideologischen Auguren der Kommunistischen Partei in Gestalt der mächtigen Zensurbehörde *Glawlit*.

Der Einfluss von *Glawlit* lässt sich am Beispiel des ersten grösseren Publikationsvorhabens der Minz-Kommission verfolgen, der Dokumentation zum Umgang der deutschen Besatzer mit Jasnaja Poljana, dem Landsitz Tolstois. Das von der sowjetischen Regierung in ein Tolstoi-Museum umgewidmete Landgut befand sich sechs Wochen lang, vom 30. Oktober bis zum 14. Dezember 1941, in deutschen Händen. Wie bereits erwähnt, reiste Minz als Teil einer Delegation der Akademie der Wissenschaften am 26. Dezember 1941 nach Jasnaja Poljana, um die von den Besatzern angerichteten Schäden zu begutachten. Er führte Gespräche mit den Mitarbeitern des Museums sowie mit Bauern eines benachbarten Kolchos. Der von der Delegation vorgelegte Bericht floss in die von Aussenminister Wjatscheslaw Molotow<sup>269</sup> veröffentlichte Stellungnahme der sowjetischen Regierung

vom 6. Januar 1942 ein, die eine erste Bilanz der deutschen «Gräueltaten» in den von ihnen besetzten Gebieten zog. Molotow erwähnte dabei auch das von den deutschen «Vandalen [...] verwüstete, geschändete und in Brand gesteckte» russische Kulturdenkmal von Jasnaja Poljana. Joseph Goebbels verwarf die von Molotow öffentlich vorgebrachten Anschuldigungen in Bausch und Bogen.<sup>270</sup> Alexandrow beauftragte Minz daraufhin, eine Antwort vorzubereiten. In diesem Zusammenhang schlug Minz vor, ein Buch mit Dokumenten über Jasnaja Poljana zu veröffentlichen. Stalin billigte die Idee.<sup>271</sup> Als Minz den druckfertigen Band der staatlichen Zensurbehörde vorlegte, schlug diese jedoch Alarm. Die zuständige Zensorin nahm besonderen Anstoss am Abdruck des Tagebuchs der Museumsmitarbeiterin Maria Schtschegoljewa, das einen grossen Teil des Bandes füllte. Auf die Worte Molotows von den brandschatzenden Vandalen verweisend, rügte die Zensorin, dass die Schändung von Jasnaja Poljana durch die Deutschen in Schtschegoljewas Tagebuch nicht angemessen zur Geltung komme. Der «ruhige» Tonfall der Autorin wirke «spiessierhaft», ihm fehle die für einen Sowjetbürger gebotene Empörung über die Untaten der Faschisten.<sup>272</sup> Im gleichen Atemzug kritisierte die Zensorin auch die Herausgeber des Bands für ihre «völlig unverantwortliche» Arbeit. «Sie machten sich nicht die Mühe, das Wichtige vom Unwichtigen aus Schtschegoljewas Tagebuch zu trennen, was im Endeffekt nicht eine Steigerung des Hasses auf die faschistischen Unterdrücker begünstigte, sondern umgekehrt diesen schwächt.»<sup>273</sup> Nach Auffassung der Zensorin waren die Redakteure politisch verpflichtet, ordnend in die Erzählungen ihrer Zeitzeugen einzugreifen, ideologisch «richtige» Einschätzungen zu betonen und «falsche» Beobachtungen zu unterdrücken. Der Band wurde zurückgewiesen. Als er in überarbeiteter Form erschien, war Schtschegoljewas Tagebuch nicht mehr enthalten.

Zur Schlacht von Stalingrad veröffentlichte die Kommission 1943 eine erzählende Darstellung über das «heldenhafte Stalingrad» von Esfira Genkina und das als eigenständige Broschüre verlegte Interview mit dem Scharfschützen Wassili Saizew.<sup>274</sup> Genkinas knappe Studie, die Stalingrad zur Entscheidungsschlacht des gesamten Weltkriegs erhebt, schildert, wie Hitlers Elitearmee am heldenhaften Geist der sowjetischen Verteidiger von Stalingrad zerbrach. Es war nicht etwa die politische Mobilisierung der Partei und ihre Erziehungsarbeit, die die Menschen antrieb und ihnen über-

haupt erst Konzepte von Heldentum und Feigheit beibrachte; auch auf Zwangsmassnahmen wie den Befehl Nr. 227 fehlt bei ihr jeder Hinweis. Stattdessen erscheinen die Verteidiger als eindimensionale aufrechte Helden mit tief verinnerlichten kommunistischen Überzeugungen, die, ohne mit der Wimper zu zucken, sich den übermächtigen Deutschen entgegenwerfen. Nur vereinzelt zitiert Genkina aus den von ihr selbst gewonnenen Stalingrad-Protokollen und immer nur im Bestreben, übermenschliche Leistungen exemplarischer Rotarmisten herauszustreichen. Das Büchlein beschwört die Einheit von den Rotarmisten und ihrem obersten Heerführer, und es endet mit einer Ode an Stalin: «Der Ruhm Stalingrads ist der Ruhm des Heerführers der Roten Armee, der Ruhm Stalins und des Sieges.»<sup>275</sup> Wie das Gespräch mit Saizew redigiert wurde, macht ein Textvergleich zwischen dem stenographischen Protokoll des Interviews und der veröffentlichten Version deutlich. Die sowjetischen Herausgeber tilgten aus dem Gespräch alle Äusserungen, die Saizew als weniger denn heldisch erscheinen liessen, und sie ordneten seine Erzählung so um, dass sie in einem Bekenntnis zur Kommunistischen Partei kulminierte.

Möglicherweise wurden diese ordnenden Eingriffe nicht von der Zensurbehörde *Glawlit* angeordnet, sondern von den Herausgebern selbst vorgenommen, erkennt man in ihrer Redaktionsarbeit doch die Handschrift des in Sowjetrussland blühenden revolutionären Dokumentarismus. Man darf nicht vergessen, dass Minz und seine Historikergruppe ihre Veröffentlichungen auch als Beiträge zum sowjetischen Sieg verstanden. Sie wollten «operativ» in das Rohmaterial der von ihnen gewonnenen Gespräche eingreifen und mit Hilfe von aufbereiteten Interviews den Lesern zum Zwecke ihrer Mobilisierung den Extrakt des sowjetischen Kampfgeists darreichen. Doch verstanden sich die Historiker zugleich auch als gewissenhafte Wissenschaftler. Sie gingen mit klaren und noch heute beeindruckenden Methoden der historischen Zeitzeugenbefragung ans Werk und bezeugten grossen Respekt für historische Dokumente. Das erkennt man an jedem einzelnen der hergestellten Interviews wie auch an der Gestalt des gewaltigen Archivs, das die Kommission während der vier Jahre ihres Bestehens anlegte und das beteiligte Historiker auch nach der Schliessung der Kommission weiterhin pflegten. Diesem wissenschaftlichen Ethos ist letztlich zu verdanken, dass die Rohfassungen der Stalingrader Interviewprotokolle erhalten geblieben sind und nun mit siebzigjährigem Verzug vorgestellt werden können.



## Quellenauswahl und editorische Prinzipien

Der Gesamtumfang der Protokolle, die die Historikerkommission um Isaak Minz von den Gesprächen mit den 215 Zeitzeugen der Schlacht von Stalingrad anfertigte, beträgt mehrere tausend schreibmaschinengetippte Seiten. Diese werden in der vorliegenden Edition auszugsweise gezeigt.<sup>276</sup> Die ausgewählten Gespräche und Gesprächspassagen sind dabei so angeordnet, dass sie zum einen das Schlachtgeschehen räumlich und als kollektive Erfahrung vieler beteiligter Akteure aufzeigen und zum anderen die individuelle Vielfalt der Zeitzeugen, ihrer jeweiligen Funktionen, Perspektiven und Ausdrucksformen akzentuieren.

Eine Besonderheit der von den Moskauer Historikern gewählten Interviewmethode bestand darin, dass sie zahlreiche Angehörige einer und derselben Einheit – einer Division, eines Regiments oder einer Fabrik – interviewten. So schufen sie eine Fülle von Gesprächsprotokollen, die in ihrer Gesamtheit ein lokales Geschehen umfassend und in grosser Detailschärfe ausleuchteten. Diese Dreidimensionalität erschliesst sich jedoch nicht, wenn man die einzelnen Interviews nacheinander liest. Daher wurde für dieses Buch eine Darstellungsmethode gewählt, die den gemeinsamen Erfahrungsraum von Zeitzeugen aus einer bestimmten Einheit sichtbar macht und Schnittstellen, Übereinstimmungen und Wider Sprüche zwischen den jeweiligen Interviews freilegt. Die Methode besteht in der Bündelung von individuellen Aussagen zu gemeinschaftlichen Gesprächssträngen, die chronologisch und räumlich angeordnet sind.

So wird etwa der Stalingrader Kriegszug der 308. Schützendivision aus der Perspektive zahlreicher Kommandeure und einfacher Soldaten als ein einheitliches Gesamtgeschehen gezeigt, zu dem jeder Beteiligte aus seiner jeweiligen Perspektive beiträgt. Während besonderer Kampfhandlungen wie den Kämpfen vom 18. September 1942, als die Division unter hohen Verlusten eine wichtige Höhe erkämpfte, verdichtet sich die Darstellung, weil jeder der befragten Zeitzeugen diesen intensiven Moment der Schlacht um Stalingrad erinnert.

Die Erzählungen von Vertretern der Stalingrader Stadtverwaltung, von Parteifunktionären, Ingenieuren, Militärs und einer Küchenangestellten schildern mit reichen Schattierungen das Schicksal der Stadt und ihrer Bevölkerung vom Juli 1942, als überstürzte Arbeiten zur Befestigung der

«Frontstadt» begannen, bis zum Frühjahr 1943, als die aus der Evakuierung zurückgekehrten Ingenieure den Wiederaufbau der zerstörten Betriebe planten. Der Gesprächsknoten offenbart interessante Spannungen zwischen Zivilfunktionären und Militärs, die jeweils die andere Seite für Mängel bei der Verteidigung der Stadt und der Evakuierung der Bevölkerung verantwortlich machten.

Obwohl die Zeitzeugen einzeln interviewt wurden und in manchen Fällen Interviews im Abstand von mehreren Monaten geführt wurden, erzeugt ihre Zusammenlegung aufgrund der Einheit von geschilderter Zeit, Ort und Handlung einen stimmigen Effekt. Die intensiviert dargestellten Ereignisse, Gedanken und Gefühle lesen sich nicht nur packend, sondern wirken auch plausibel, eben weil die wechselnden Gesprächspartner einander bestätigen und ergänzen. Eine Anregung zu dieser Art der Montage bot der Film *Rashomon* von Akira Kurosawa. Der Film ruft vier an einem Verbrechen beteiligte Figuren in den Zeugenstand. Jeder von ihnen rechtfertigt sich vor Gericht und liefert eine filmisch wiedergegebene Version des Geschehens, die der Darstellung der anderen Zeugen widerspricht. Der Film verwendet die Montagetechnik, um über die Unzuverlässigkeit subjektiver Aussagen zu reflektieren, die primär von persönlichen Interessen motiviert seien.<sup>277</sup> Im Gegensatz zu *Rashomon* fraprieren die Interviews der Stalinger Zeitzeugen jedoch durch ihre häufige Entsprechung bis ins Detail. Sie enthalten nicht nur die gleichen Vorstellungen von Heldentum, Angst und Selbstverwirklichung, sondern stimmen auch in der Wiedergabe von Kampfhandlungen und Verhaltensweisen im Krieg überein.

Diese Übereinstimmungen machen zum einen deutlich, dass sich die geschilderten Ereignisse tatsächlich zugetragen haben müssen und nicht von einem sowjetischen Propagandaapparat nachträglich erfunden worden sind. Zum anderen unterstreichen sie den Sinngehalt der in den Interviews wiederholt verwendeten Sprechformen. Es kann nach der Lektüre der Stalinger Protokolle nicht mehr behauptet werden, dass das öffentliche Sprechen von Rotarmisten sich nur in Klischeevorstellungen des sowjetischen Regimes bewegte, die mit der Realität des Krieges nichts zu tun hätten. Vielmehr sieht man eine von vielen Soldaten und Offizieren geteilte Sprache mit übereinstimmenden begrifflichen Mustern und Erfahrungshorizonten. Man erkennt auch, mit welchem Nachdruck politische Offiziere der Roten Armee im Krieg ihre Soldaten zu spezifisch sowjetischen Sprechweisen über sich selbst und den Gegner erzogen. Die in den Inter-

views dokumentierte Sprache war somit häufig zweierlei – eine Beschreibung der Kämpfe um Stalingrad und ein Beleg für die erfolgte ideologische Konditionierung des sprechenden Zeitzeugen.

Nach den Gruppengesprächen folgen neun Einzelinterviews, nach Möglichkeit in ganzer Länge vorgestellt, die das von der Historikerkommission gewonnene Quellenmaterial in seiner originalen Form zeigen.<sup>278</sup> Ausgewählt wurden Soldaten unterschiedlicher Ränge – vom Armeekommandeur bis zum einfachen Rotarmisten – und unterschiedlicher Ausdrucksgabe. Die Quellen sind auf einer militärischen Stufenleiter in absteigender Form angeordnet und beginnen mit den ausschweifenden und mit erkennbarem Selbstbewusstsein vorgetragenen Lebensläufen der Generäle Tschuikow und Rodimzew. Sie enthalten den minutiösen Report des Stabsoffiziers Axjonow ebenso wie die im Plauderton vorgebrachte Erzählung des Scharfschützen und «Helden der Sowjetunion» Saizew, der bereits zum Zeitpunkt des Gesprächs zur Legende geworden war, und den schlichten Bericht des einfachen Rotarmisten Alexander Parchomenko. Mit Frauen, die an der Stalingrader Front vorwiegend als Krankenschwestern, Wäscherinnen und Telefonistinnen Dienst taten, führten die Mitarbeiter der Historikerkommission nur wenige Gespräche. Stellvertretend für andere kommt die Sanitäterin Vera Gurowa zu Wort. Das Gespräch mit ihr folgt dem Interview mit General Rodimzew, in dessen Division Gurowa diente. An letzter Stelle steht der Bericht des in der Feindpropaganda tätigen Hauptmanns Sajontschkowski, der besonders interessante Einblicke in die sowjetische Wahrnehmung des deutschen Gegners bei Stalingrad gibt.

Im abschliessenden Teil schwenkt die Dokumentation zu den Deutschen über. Sie stellt die Protokolle von einigen der ersten Verhöre vor, die Hauptmann Sajontschkowski im Februar 1943 unter den gefangen genommenen deutschen Offizieren vornehmen liess. Im Anschluss daran zeigt sie ein deutsches Tagebuch aus dem Kessel. Beide Quellen entstammen dem Archiv der Historikerkommission.

Jedem Dokumentenabschnitt, jedem Gruppengespräch und jedem einzelnen Interview ist zum besseren Verständnis eine Einführung vorangestellt worden. Weitere Erläuterungen finden die Leser in den Anmerkungen am Ende des Bandes.

Das Schlusskapitel schildert das Schicksal der Historikerkommission um Isaak Minz nach dem Kriegsende und erläutert, warum die Dokumente bis heute unter Verschluss geblieben sind.

Die Protokolle werden mit allen ihnen eigenen stilistischen Besonderheiten wiedergegeben; korrigiert wurden allein offensichtliche Tippfehler. Runde Klammern in den Dokumententeilen stammen von den Mitarbeitern der Kommission; eckige Klammern hingegen verweisen auf Bemerkungen und Kürzungen der Herausgeber. Bei deutschen Namen in den Dokumenten ist zu beachten, dass sie – sofern sie nicht handschriftlich mit lateinischen Buchstaben im Protokoll vermerkt waren – aus dem Russischen zurückübersetzt wurden und nicht immer zuverlässig rekonstruiert werden konnten. So wird etwa der in kyrillischen Schrift als «Gejnz Chjunel» («Гейнц Хюнель») bezeichnete Soldat in der deutschen Übersetzung als «Heinz Hühnel» wiedergegeben (S. 500). Der Soldat mag aber auch «Heinz Hünel» geheissen haben.

Neben den Interviewprotokollen enthält der Band sowjetische Fotografien, Flugblätter und Plakate aus dem Umfeld der Schlacht von Stalingrad. Diese veranschaulichen das Schlachtgeschehen, aber sie leisten daneben noch mehr. Ebenso wie die Gespräche der Historiker mit den Rotarmisten das Kriegserlebnis beschrieben und dabei zugleich die Gesprächspartner ideologisch konditionierten, lassen sich viele dieser Bilddokumente zur Schlacht nicht bloss als Abbildungen lesen, sondern zugleich als visuelle Interventionen, als gezielte Versuche von Künstlerautoren, sich selbst und die Betrachter ihrer Kunst in den Krieg einzuschalten, sie für einen höheren Kriegseinsatz zu mobilisieren. Mit Einschränkungen gilt das sogar für die kleinformatigen soldatischen Porträts, die von anderen Rotarmisten oder Frontfotografen hergestellt wurden. Sie vermitteln ein Bild des sprechenden Zeitzeugen, aber sie sind auch sprechender Ausdruck soldatischen Stolzes, des Bewusstseins<sup>^</sup> im Volkskrieg den eigenen Part zu erfüllen.

## Der soldatische Chor



Soldaten der 308. Schützendivision.

## Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner

Der deutsche Angriff auf Stalingrad erfolgte mit dem erklärten Ziel der Auslöschung der Stadt und der Ausbeutung und Verschleppung der noch lebenden arbeitsfähigen Bewohner. Auf der Gegenseite befahl Stalin, die Stadt um jeden Preis zu halten, und er untersagte ausdrücklich ihre Evakuierung im Vorfeld des deutschen Angriffs. Wie sich die Stadt zur Verteidigung rüstete, bevor sie fast restlos zerstört wurde, und wie sich, um einen Gesprächsteilnehmer zu zitieren, der «Pulsschlag» von Stalingrad im Zuge der Schlacht veränderte, das veranschaulichen die hier zu einem einheitlichen Erzählstrang verknüpften Interviews, die die Historiker zwischen Januar 1943 und Januar 1944 mit Vertretern der Stadt- und Gebietsverwaltung, mit örtlichen Parteifunktionären, Werksleitern und Ingenieuren sowie mit einem Professor des Medizinischen Instituts führten.

Die Wehrmacht folgte in Stalingrad dem gleichen Schema, das den geplanten Angriffen auf Moskau und Leningrad im Herbst 1941 zugrunde lag. Vor der Besetzung einer sowjetischen Stadt war diese durch Luftangriffe und Artilleriebeschuss dem Erdboden gleichzumachen. Es galt, unter allen Umständen das Leben der deutschen Soldaten zu schützen, die in die vernichtete Stadt einrücken würden.<sup>1</sup> Dies erklärt, warum die gesamte Luftflotte 4 mit 780 Bombern und 490 Jagdfliegern über Stalingrad zum Einsatz kam und die Stadt vom 23. August bis zum 13. September fast unaufhörlich bombardierte.<sup>2</sup> Das Kommando hatte Generaloberst Wolfram von Richthofen, der als Stabschef der Legion Condor im Spanischen Bürgerkrieg beim Luftangriff auf Guernica eine in der Geschichte neue Form des Flächenbombardements eingeführt hatte.<sup>3</sup> Im April 1941 befahl er die Bombardierung von Belgrad, bei der einigen Schätzungen zufolge 17'000 Einwohner umkamen.<sup>4</sup> Auch für die Bombenangriffe auf Sewastopol im Sommer 1942 zeichnete er verantwortlich. Der Angriff auf Stalingrad war der gewaltigste deutsche Luftschlag an der gesamten Ostfront, er

markierte einen «Kulminationspunkt in Richthofens Karriere» (Beevor).<sup>5</sup>

Die ersten deutschen Bomber hatten Stalingrad bereits im Oktober 1941 attackiert; im Frühjahr 1942 folgten weitere vereinzelte Angriffe. Die Bombenabwürfe nahmen in der zweiten Julihälfte zu, seitdem gab es in der Stadt fast täglich Fliegeralarm.<sup>6</sup> Ab Anfang Juli bereiteten Gebietsfunktionäre eine umfassende Evakuierung des frontnahen Bereichs einschliesslich der Stadt vor. Im auf Panzerproduktion umgestellten Traktorenwerk, im Elektrostahlwerk «Roter Oktober» und in der Geschützfabrik «Barrikaden» waren Vertreter der kriegswirtschaftlichen Ministerien aus Moskau, die die Verlegung der Betriebe nach Osten planten. Mitte Juli liessen sich die Leiter des Stalingrader Wehrkreises, die besser als alle anderen Bewohner der Region über die militärische Lage informiert waren, zusammen mit ihren Familien ins Hinterland evakuieren. In Stalingrad blieben diese Bewegungen nicht unbemerkt, der NKWD registrierte Panik in der Bevölkerung. Es gingen Gerüchte um, dass die Deutschen vor der Stadt stünden.<sup>7</sup>

In der Nacht zum 20. Juli ging beim Gebiets-Parteisekretär Alexei Tschujanow ein Anruf aus dem Kreml ein. Stalin war am Apparat. Er ordnete die sofortige Rückkehr der Leiter des Wehrkreises an. Die entstandene Unruhe sei mit allen Mitteln zu bekämpfen. Stalingrad dürfe niemals dem Feind überlassen werden. Tschujanow gab diese Anweisung am nächsten Abend seinen Parteigenossen weiter. Die Kommunisten, verkündete er, trügen die Verantwortung für die Verteidigung der Stadt.<sup>8</sup> Stalins Anruf kam eine Woche vor dem Fall von Rostow und dem Erlass des Befehls Nr. 227. Der Befehl führte im Grunde nur die harte Linie weiter, die Stalin bei der Verteidigung von Stalingrad von Anfang an verfolgte. Alle arbeitsfähigen Stadteinwohner, die nicht ohnehin schon in der Kriegsproduktion arbeiteten, wurden zu Schanzungsarbeiten verpflichtet. Begleitet von einem Kontingent von Agitatoren – an einem Abschnitt betreuten 96 Politruks den Arbeitseinsatz von 4'000 Stadtbewohnern –, hoben sie auf drei vorgelagerten Ringen vor der Stadt Gräben aus. Verlassen durften die Stadt nur Menschen, die zu Kriegszwecken zu evakuieren waren: 50'000 verletzte Rotarmisten und das sie betreuende medizinische Personal sowie die Kinder aus allen städtischen Kinderheimen.<sup>9</sup> Mit einer Evakuierungsorder für alle nichtarbeitenden Frauen und deren Kinder sicherten sich die Funktionäre



der Gebiets- und Stadtverwaltung die Rettung ihrer eigenen Familien, denn nur in den Familien der sowjetischen Elite konnten es sich die Frauen leisten, nicht zu arbeiten. Arbeitende Frauen durften nur zusammen mit ihren Fabriken evakuiert werden; diese mussten bis auf weiteres in Betrieb bleiben. Bis Mitte August wurden knapp 8'000 Familien der städtischen Oberschicht weggebracht. Diese Vorkehrungen wurden öffentlich nicht bekanntgemacht, blieben der Stadtbevölkerung jedoch nicht verborgen. Anfragen irritierter Arbeiter brachten kommunistische Agitatoren in den Betrieben in Erklärungsnot, und es fiel ihnen schwer, die Menschen zum Durchhalten zu bewegen. In Stalingrad ging das normale Leben bis zum 22. August weiter mit Vorbereitungen für das neue Schuljahr, Kino- und Theatervorführungen vor ausverkauften Häusern und Versicherungen vonseiten der kommunistischen Herrscher, dass die Deutschen die Stadt unmöglich einnehmen würden.<sup>10</sup>

Wie viele Opfer der verheerende Luftangriff des 23. August und die täglichen Folgeangriffe bis zum 13. September forderten, ist umstritten. Die meisten Forscher gehen von 40'000 Toten aus; diese Zahl fand auch Eingang in die Nürnberger Prozessakten.<sup>11</sup> Den Historikern in Stalingrad gab Stadtkommandant Wladimir Demtschenko 1943 zu Protokoll, dass die 2'000 bezifferten Bombereinsätze in den Nachmittags- und Abendstunden des 23. August 10'000 Menschen das Leben gekostet hätten.<sup>12</sup> Vielen der bei den Angriffen verwundeten Menschen konnte nicht geholfen werden, da das meiste verfügbare medizinische Personal zum nördlichen Stadtrand geschickt worden war, wohin deutsche Panzereinheiten am gleichen Nachmittag durchgebrochen waren. Auch die 8. sowjetische Luftflotte, die im Sommer 1942 insgesamt sehr ineffektiv kämpfte, war überwiegend gegen die vordringenden deutschen Panzertruppen im Einsatz und nicht über der Stadt.<sup>13</sup>

In den späten Abendstunden des 23. August kam es in General Jerjomenkos Hauptquartier zu einem Treffen der Militärführung mit örtlichen Parteichefs und Vertretern des NKWD und der Wirtschaft. Anwesend war auch der Chef des sowjetischen Generalstabs, Alexander Wassiljewski. Auf der Tagesordnung stand die sofortige Evakuierung der Stalingrader Arbeiterschaft und die Verminung der Industrieanlagen. Nach Mitternacht rief Tschujanow Stalin an und unterrichtete ihn über die Überlegungen. Wie Jerjomenko später berichtete, untersagte Stalin nicht nur die Evakuierung, sondern auch jegliche weitere Erörterung dieser Frage mit der Begründung,



Brände in Stalingrad, August 1942. *Fotograf: E. Jewserichin*

dass solche Überlegungen nur defätistische Stimmungen befördern würden.<sup>14</sup>

Die Parteiführung verhängte am 25. August den Belagerungszustand und begann rücksichtslos gegen Plünderer in der brennenden Stadt vorzugehen. Auch die Agitationsarbeit wurde verstärkt. Das Gebietskomitee der Partei druckte in den letzten Augusttagen eine Million Flugblätter. Überall in der Stadt wurden auf Schildern oder Hauswänden Durchhaltelosungen angebracht: «Wir werden unsere Heimatstadt halten!» «Keinen Schritt zurück!»<sup>15</sup> Viele Menschen, die panisch der Stadt zu entkommen suchten, wurden an den vom NKWD kontrollierten Fährstellen aufgehalten. Vorrang bei der nun endlich einsetzenden Evakuierung hatten technische Spezialisten und Arbeiter, deren Betriebe niedergebrannt waren. Die Massenevakuierung der Bevölkerung wurde erst am 29. August eingeleitet, doch immer noch hatten Arbeiter Vorrang. In einigen Fällen mussten sie ihre Familienangehörigen wegen Platzmangels auf den Booten in Stalingrad zurücklassen.<sup>16</sup> Die Wolgafähren wurden fortwährend von den Deutschen beschossen. Am 27. August gerieten mehrere Passagierdampfer, die flüchtende Zivilisten von Stalingrad flussaufwärts nach Saratow bringen woll-

ten, die Schiffe «Michail Kalinin,» «Gedenken an die Pariser Kommune» und «Josef Stalin», unter deutschen Artilleriebeschuss. Die beiden ersten Dampfer überstanden den Beschuss, die «Josef Stalin» lief beschädigt auf Grund und wurde weiter beschossen. Von den 1'200 Passagieren konnten nur 186 gerettet werden.<sup>17</sup> Bis zum 14. September, dem Tag, als deutsche Truppen in das Stadttinnere eindringen und zur zentralen Fährstelle vorsties, wurden 315'000 Menschen evakuiert. Einer Schätzung zufolge befanden sich zu dem Zeitpunkt noch ebenso viele Menschen in der Stadt.<sup>18</sup> Nun setzten sich auch Tschujanow und die meisten anderen örtlichen Parteichefs sowie der Leiter des NKWD ab.

Die grossen Industrierwerke in der Stadt, der «Rote Oktober», die «Barrikaden»-Fabrik, das Traktorenwerk und das «Stalgres»-Elektrizitätswerk, hielten ihren Betrieb zum Teil noch sehr viel länger aufrecht. Das Elektrostahlwerk «Roter Oktober», das bis zum Sommer 1942 10 % der gesamten sowjetischen Stahlproduktion stellte und besonders die Flugzeug- und Panzerindustrie belieferte, daneben aber auch Raketenwerfer produzierte, stellte seine Tätigkeit nach der Verhängung des Belagerungszustands auf die Herstellung von MG-Nestern, Panzersperren und Schaufeln und die Reparatur von Panzern und Raketenwerfern um. Die Metallproduktion im Werk lief bis zum 2. Oktober, wenige Tage später wurde es geräumt.<sup>19</sup> Das Werksgelände war vom Oktober 1942 bis Anfang Januar 1943 schwer umkämpft und befand sich dabei überwiegend in deutscher Hand. Die Geschützfabrik «Barrikaden» produzierte seit Anfang des «Grossen Vaterländischen Krieges» Panzerabwehrkanonen und Minenwerfer in grosser Stückzahl. Der Direktor verliess das Werk am 25. September, die letzten Techniker gingen am 5. Oktober. Am Vortag hatten die Deutschen ihren Angriff auf das Werk begonnen (siehe Grossmans Erzählung «Hauptstossrichtung», S. 235ff.).<sup>20</sup>

Die riesige Stalingrader Traktorenfabrik mit 20'000 Beschäftigten hatte ihre Produktion schon Ende der dreissiger Jahre von Traktoren auf Panzer umgestellt und war nach Kriegsausbruch der grösste sowjetische Hersteller von T-34-Panzern. Mit dem Vorstoss der 16. Panzerdivision zur Wolga am 23. August rückte die Front in unmittelbare Nähe des Werksgebietes, doch wurden bis zum deutschen Angriff auf die Stadt am 13. September weiterhin Panzer produziert. Erst in den Tagen danach wurde das Gros der überlebenden Arbeiter aus dem Werk evakuiert. Die 62. Armee behielt ein klei-

nes Kontingent von Arbeitern zurück, das für die Panzerregimenter Reparaturarbeiten ausführte. Der deutsche Grossangriff vom 14. Oktober, den General Tschuikow im Gespräch ausführlich schildert, konzentrierte sich auf das Traktorenwerk. Von dort aus sollten die deutschen Divisionen nach Süden vorstossen und die letzten von den Sowjets gehaltenen Streifen am Wolgaufer einnehmen. In Kämpfen, die sowjetische wie deutsche Zeitzeugen als die schwersten Kämpfe der gesamten Schlacht von Stalingrad beschreiben, geriet das Werk bis zum 17. Oktober vollständig in deutsche Hand. Dabei verlor die 62. Armee 13'000 und die Wehrmacht 1'500 Soldaten. Erst am 2. Februar 1943 eroberte die Rote Armee das Werksgelände zurück.<sup>21</sup>

Das städtische Elektrizitätswerk «Stalgres» befand sich im südlichsten Stadtzipfel nahe Beketowka, mehrere Kilometer abseits der Frontlinie. In das relativ sichere Beketowka verlegte Tschujanow im Oktober den Sitz seiner Parteibehörde. Hier befand sich auch das Hauptquartier der 64. Armee. Nach dem Einrücken der Deutschen in die Stadt am 13. September kam das «Stalgres» in die Reichweite von Artilleriefeuer und Minenwerfern und wurde täglich beschossen, doch wurde der Betrieb nicht eingestellt. Erst ein deutscher Grossangriff am 5. November setzte das E-Werk ausser Betrieb. Am 12. Oktober notierte Tschujanow in seinem Tagebuch, dass der Chefindenieur Konstantin Subanow im Keller des Elektrizitätswerks unter anhaltendem Artilleriefeuer seine Hochzeit mit der Ärztin Maria Terentjewa begangen hatte.<sup>22</sup> Subanow ist einer der Zeitzeugen, mit dem die Historiker in Stalingrad sprachen. Wie er seine Bindungen zum Betrieb beschreibt und den elektrischen Puls des Werks mit dem Pulsschlag der Stadt assoziiert, erinnert an die futuristischen Strömungen des frühen 20. Jahrhunderts, die in der russischen Arbeiterschaft tiefe Wurzeln hatten.<sup>23</sup> Subanows Metapher könnte aber auch auf die bekannten Metronomschläge im Leningrader Radio während der Blockade verweisen. Die Toningenieure des Leningrader Radios führten das Metronom in den dreissiger Jahren als Klangteppich bei Sendepausen ein. Nach Kriegsbeginn verwendeten sie es als Frühwarnsystem: Das Metronom taktete schneller, wenn feindliche Flieger im Anflug waren. Im Laufe der Blockade musste die Radiostation ihren Betrieb einschränken. Die weiterhin übertragenen Pulsschläge des Metronoms suggerierten den Leningradern, dass ihre Stadt noch lebte.<sup>24</sup>

Die Interviews mit Subanow und den zwei Dutzend anderen Zeitzeugen beginnen mit Schilderungen des Auf- und Ausbaus der Industriestadt in den dreissiger Jahren und ihrer Umstellung auf die Kriegswirtschaft. Im Mittelpunkt stehen die Bemühungen zur Verteidigung der Stadt, ihre Zerstörung durch die verheerenden deutschen Bombenangriffe und das Drama um die Evakuierung der Zivilbevölkerung. Bemerkenswert ist, wie heftig General Tschuikow und Kommissar Wassiljew die Parteifunktionäre von Stalingrad für ihr Versagen bei der Verteidigung und Evakuierung der Stadt kritisierten. Die Kritik, die stellenweise nicht berechtigt war, weil die unterlassene Evakuierung auf Stalins ausdrückliches Verbot zurückging, sollte nicht als eine Kritik von Militärs an Kommunisten missverstanden werden. Die Trennlinie verlief vielmehr zwischen denen, die an der Front kämpften (einschliesslich Kommunisten wie Wassiljew), und jenen, die aus der Sicht der Kämpfenden ihre Schäfchen ins Trockene retteten.

Die frühesten der aufgezeichneten Gespräche (mit Tschuikow, Wassiljew und den Ingenieuren Schukow und Matewosjan) wurden am 8. Januar 1943 in der zerstörten Werksanlage des «Roten Oktober» durchgeführt. Parteifunktionäre fanden die Historiker erst bei ihrem zweiten Besuch in der Stadt im März 1943 vor. In das Gruppengespräch hineingewoben sind kursiv abgesetzte Passagen aus dem 1968 erstmals veröffentlichten Kriegstagebuch des örtlichen Parteichefs Alexej Tschujanow. Mit ihm wurde kein Interview geführt.

### Es sprechen:

#### Stadt- und Gebietsverwaltung

Pigaljaw, Dmitri Matwejewitsch – Vorsitzender des Exekutivkomitees des Sowjets der Arbeiterdeputierten für die Stadt Stalingrad (Stalingrad, 14. März 1943)<sup>25</sup>

Poljakow, Alexei Michailowitsch – stellvertretender Vorsitzender des Exekutivkomitees des Sowjets der Arbeiterdeputierten für das Gebiet Stalingrad (Stalingrad, 14. März 1943)<sup>26</sup>

Romanenko, Grigori Dmitrijewitsch – 1. Sekretär des Bezirks «Barrikaden» der Stadt Stalingrad (o.O., März 1943)<sup>27</sup>

Simenkow, Iwan Fjodorowitsch – Vorsitzender des Sowjets der Arbeiterdeputierten für das Gebiet Stalingrad (Stalingrad, 14. März 1943)<sup>28</sup>

### Parteifunktionäre

- Babkin, Sergej Dmitrijewitsch – 1. Sekretär des WKP(b)-Komitees des Kirow-Bezirks Stalingrad (Stalingrad, 13. März 1943)<sup>29</sup>
- Denissowa, Klawdija Stepanowna – Sekretärin des WKP(b)-Komitees des Jerman-Bezirks Stalingrad (Stalingrad, 1. März 1943)<sup>30</sup>
- Kaschinzew, Semjon Jefimowitsch – Sekretär des WKP(b)-Komitees des Bezirks «Roter Oktober» Stalingrad (Stalingrad, 14. März 1943)<sup>31</sup>
- Odinokow, Michail Afanassjewitsch – Sekretär des WKP(b)-Komitees des Woroschilow-Bezirks Stalingrad (Stalingrad, 24. Juni 1943)<sup>32</sup>
- Petruchin, Nikolai Romanowitsch – Leiter der Militärabteilung des Stalingrader WKP(b)-Gebietskomitees (Stalingrad, 12. März 1943)<sup>33</sup>
- Pixin, Iwan Alexejewitsch – Sekretär des Stalingrader WKP(b)-Stadtkomitees (Stalingrad, 13. März 1943)<sup>34</sup>
- Prochwatilow, Wassili Petrowitsch – Sekretär des Stalingrader WKP(b)-Gebietskomitees (Stalingrad, 13. März 1943)<sup>35</sup>
- Tschujanow, Alexej Semjonowitsch – 1. Sekretär des Stalingrader WKP(b)-Gebietskomitees, Vorsitzender des Städtischen Verteidigungskomitees (Auszüge aus seinem veröffentlichten Tagebuch)<sup>36</sup>
- Wodolagin, Michail Alexandrowitsch – Sekretär des Stalingrader WKP(b)-Gebietskomitees (o. O., 26. März 1943)<sup>37</sup>

### Spezialisten, Arbeiter, Bewohner

- Joffe, Esri Israilewitsch – kommissarischer Direktor des Medizinischen Instituts Stalingrad
- Matewosjan, Pawel Petrowitsch – Cheffingenieur der Fabrik «Roter Oktober»
- Schukow, Wenjamin Jakowlewitsch – Leiter des Werks Nr. 7 der Fabrik «Roter Oktober»
- Subanow, Konstantin Wassiljewitsch – Cheffingenieur im Energiekombinat Stalingrad (Stalgres) (o.O., 1. Februar 1944)<sup>38</sup>

### Militärs

- Burin, Ilja Fjodorowitsch – Aufklärer der 38. Schützenbrigade (mot), ehemaliger Schlosser der Fabrik «Barrikaden» (Stalingrad, 28. Februar 1943)<sup>39</sup>
- Burmakow, Iwan Dmitrijewitsch – Generalmajor, Kommandeur der 38. Schützenbrigade (mot) (Stalingrad, 28. Februar 1943)<sup>40</sup>

## Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner 119

Demtschenko, Wladimir Charitonowitsch – Major, Kommandant Stalingrads (Stalingrad, 14. März 1943)<sup>41</sup>

Gurow, Kusma Akimowitsch – Generalleutnant, Mitglied des Militärrats der 62. Armee (Stalingrad, 6. Januar 1943)<sup>42</sup>

Simin, Alexej Jakowlewitsch – Leutnant, Stabskommandant der 38. Schützenbrigade (mot), ehemaliger Arbeiter der Fabrik «Barrikaden» (Stalingrad, 28. Februar 1943)<sup>43</sup>

Tschuikow, Wassili Iwanowitsch – Generalleutnant, Oberbefehlshaber der 62. Armee (Stalingrad, 5. Januar 1943)<sup>44</sup>

Wassiljew, Iwan Wassiljewitsch – Brigadekommissar, Chef der Politabteilung der 62. Armee (Stalingrad, 9. Januar 1943)<sup>45</sup>

Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad): Stalingrad hatte 1930 etwa 25'000 Einwohner, bei Kriegsausbruch 400'000, mit den Evakuierten zusammen 550 bis 560'000. Besonders stürmisch wuchs die Stadt nach 1930. Als das Traktorenwerk gebaut wurde, wuchs die Bevölkerung sofort auf 70 bis 80'000. Wir hatten ein schönes Stadtzentrum. Zwei Bahnhöfe gab es – einen am Wolgaufer, einen im Zentrum. In der letzten Zeit wuchs die Stadt dank der Fabriken. Seit 1934, 1935 hat sich die Stadt sehr verschönert. Seither wurden gebaut: das Grosse Stalingrader Hotel (370 Zimmer) und das Intourist-Hotel am Platz der Gefallenen Kämpfer, das grandiose Kaufhaus, das 1938 oder 1939 eröffnet wurde, das erste und das zweite Haus der Sowjets, auch am Platz der Gefallenen Kämpfer gegenüber vom Intourist, das Gebäude des Gebiets-exekutivkomitees (das einen Anbau bekam), das Haus des Buches wurde errichtet, ebenso das imposante vier- oder fünfstöckige Gebäude der Holzwirtschaft neben dem Intourist. So wurde der Platz durch die neuen Bauten sehr verschönert. [...] Im Stadtzentrum befanden sich das grosse neue Gorki-Theater, das Theater der Musikkomödie, das Jugendtheater. Das waren Theater mit festen Schauspieler-Ensembles. Das prächtige Gebäude des Pionierpalasts, das Institut für Polygraphie. Sehr schön war der Sportpalast mit dem Ausgang zur Wolga hin. Allein im Jerman-Bezirk<sup>46</sup> gab es eine ganze Reihe kultureller Einrichtungen. [...] Unser; Medizinisches Institut war gross. Etwa anderthalbtausend Studenten | hatte es.

Joffe (Direktor Medizinisches Institut): Das Medizinische Institut Stalingrad wurde 1935 gegründet. Damals wurden 160 Personen ins erste Studienjahr auf-



Das Stalingrader Stadtzentrum im Sommer 1942. *Fotograf: E. Jewserichin*

genommen. Innerhalb kurzer Zeit kam ein junges, aber ausserordentlich tatkräftiges Kollektiv zusammen. Zum Umkreis des Instituts gehörten bei Kriegsausbruch 22 habilitierte Mediziner und mehr als zehn Dozenten und promovierte Mediziner. Das Institut war in einem dreistöckigen weiträumigen Neubau untergebracht, wo es drei grosse Hörsäle, zehn Lehrräume und eine Bibliothek mit Lesesaal und 30'000 Bänden gab, ausserdem ein anatomisches und ein pathologisches Museum sowie reich ausgestattete Labore. Wir hatten mehr als 300 Mikroskope, mehr als zehn Kymographen,<sup>47</sup> Röntgenapparate etc. Der erste Jahrgang, 150 ausgebildete Ärzte, verliess das Institut 1940. Der zweite Jahrgang von 300 Ärzten ging in den ersten Kriegstagen ab, und dann gab es bis zur Zerstörung der Stadt noch vier Jahrgänge.

Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres): Ich bin 1911 geboren. Bei Stalgres arbeite ich schon länger als fünf Jahre. Ich habe mein Studium 1934 abgeschlossen. Auf Ordschonikidses Zuteilung hin wurde ich nach Moskau geschickt, in ein Projektinstitut. Die drei Jahre in dem Institut waren eine ungute Phase in meinem Leben. Ich bin meiner Veranlagung nach kein Projektmensch, ich wollte die ganze Zeit ins Kraftwerk.



Und ich wurde hierher geschickt, nach Stalingrad. Hier habe ich alle Stadien durchlaufen: Seit Dezember 1937 war ich Ingenieur vom Dienst, also verantwortlicher Ingenieur des Kraftwerks, seit 1939 bin ich Chefingenieur des Kombinats. Als ich meinen Abschluss machte, war ich Elektroingenieur, jetzt bin ich eher Wärmetechniker oder Energieingenieur.

Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad): Was es an Kultureinrichtungen bei uns gab? In den Werksiedlungen waren Klubs und Kulturpaläste. In der Traktorenwerk-Siedlung gab es den Gorki-Klub, das Kino «Stossarbeiter» und eine Reihe kleinerer Klubs. Einige Schulen gab es, alle waren sie schön. Die Dserschinski-Schule, die Schule Nr. 3 war sehr gut, nicht gross, drei Stockwerke. Insgesamt gab es acht oder neun Schulen, neben den kleinen. In der «Barrikaden»-Siedlung gab es ein Haus der Kultur, in der Unteren Siedlung einen «Klub der Ingenieure und Techniker», zwar nicht gross, aber ein netter Klub, ein eigener Park dabei, ein Sommertheater hatten sie. In der Fabrik «Roter Oktober» war auch ein Klub, und ein gutes Haus der Technik gab es da.

Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres): Allgemein gesprochen sind Elektrizitätswerke ja das Zentrum der Industrie, ich würde sogar sagen, der Kultur einer Stadt. Davon, wie gut eine Stadt energetisch ausgestattet ist, wie gut sie elektrifiziert ist, wie sehr die Elektrifizierung in den Alltag, in die Kommunalwirtschaft eingedrungen ist, davon hängt ihre kulturelle Entwicklung ab, und auch wirtschaftlich ist sie entwickelter als Städte, die energetisch unzureichend ausgestattet sind. Das Kraftwerk ist für die Industrie etwa das, was das Herz für den Menschen ist. Hat das Herz einen bestimmten Pulsschlag, so besitzt das Kraftwerk ebenfalls einen. Dieser Puls misst sich in 50 Perioden pro Sekunde. Sobald der Puls auch nur einmal nicht schlägt, sobald er aussetzt, steht buchstäblich die ganze Tätigkeit der Stadt still – die Fabriken stehen still, es wird dunkel. Unter unseren Bedingungen, unter den Bedingungen der Gegenwart, ist das absolut ungewöhnlich. Die Theater, die Kinos zeigen nichts mehr. In Stalingrad war ein solches Herz das Stalingrader Bezirkskraftwerk.

Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad): Stalingrad ist eine Industriestadt, wo es etwa zehn Betriebe von Unionsbedeutung gab, wie das Traktorenwerk, Nr. 211 («Barrikaden»), «Roter Oktober», Nr. 264 und eine Reihe anderer. Während des Krieges wurden nicht nur diese Betriebe, son-

dern auch alle anderen auf die Produktion von Munition und militärischer Ausrüstung umgestellt.

Schukow (Werksleiter in der Fabrik «Roter Oktober»): Mit der Fabrik bin ich seit 1932 verwachsen. Hier bin ich gross geworden, habe als Fahrer begonnen, mich bis zum Werksleiter hochgearbeitet. Die Fabrik wuchs vor meinen Augen. [...] Die Fabrik arbeitete, ich arbeitete, und ich wuchs mit der Fabrik. Die Parteiorganisation hat mich grossgezogen. In der letzten Zeit hatten wir eine interessante Arbeit, die Produktion von BMs, «Katuscha»-Lafetten. [...] Die wichtigsten Materialien wurden bei uns mit Kraftwagen hertransportiert. Am ersten Kriegstag übergaben wir der Armee etwa 40 Fahrzeuge; von der militärischen Gebietsorganisation bekamen wir die Bewertung «Ausgezeichnet» für die abgelieferten Fahrzeuge, obwohl sie unter extrem schweren Bedingungen genutzt wurden.

Das Werkskollektiv, 60 Personen, ging mit grossem Eifer an die Herstellung der BMs heran. Später, als entschieden wurde, den Laster aus der Produktion zu nehmen, liess das Kollektiv quasi den Kopf hängen: Sind wir etwa unwürdig, ihn weiter zu produzieren? Es hatte gutgetan, am vaterländischen Krieg teilzunehmen.

Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres): Wenn es um die Zeit der Kampfhandlungen geht, so reichte die erste Etappe vom Kriegsbeginn bis zur Belagerung unserer Stadt. [...] Wir bemühten uns, in den Rhythmus zu kommen, in dem das ganze Land atmete, das die Schläge der faschistischen Horden abwehrte. Der Krieg veränderte unsere Technologie einschneidend. Als die Deutschen das Donbass besetzten, sassen wir ohne Kohle da. Wir mussten einen anderen Brennstoff einsetzen, Masut. Das bereitete uns kein Kopfzerbrechen. Ohne jede Stockung, das heisst, wir spürten den Übergang nicht einmal, vollzogen wir in kürzester Zeit den Übergang von Kohle zu Masut. Monteure wie Meister Sergej Wassiljewitsch Iwlew und Spezialisten wie Mudrenko, Leiter des Kesselhauses, ermöglichten es, dass die Stadt den Übergang gar nicht wahrnahm und unser Kraftwerk den Verbraucher ohne Störung und ohne Stockung mit Elektroenergie aus dem neuen Brennstoff versorgte.

Leutnant Simin (38. Schützenbrigade, ehemaliger Arbeiter der Fabrik «Barrikaden»): Die Fabriken arbeiteten mit voller Kraft, erprobten alle möglichen Geschütze auf Schiessplätzen oder hievten sie mit Hilfe von Kränen direkt auf die Dächer, fuhren Panzer ein. Damals fühlten die Leute in den Arbeitersiedlungen sich voller Schwung. Sie gruben Unterstände,

Bunker, gruben Wasserbecken. An den Leuten fiel nur der Schwung auf, sonst nichts.

Joffe (Direktor Medizinisches Institut): Das Institut beteiligte sich aktiv an den Verteidigungsmassnahmen der Stadt. Im Herbst 1941 und im Juli/August 1942 baute das Institut Verteidigungslinien. Hunderte von Studenten mit Professoren und Dozenten an der Spitze errichteten Befestigungen innerhalb und ausserhalb der Stadt.

Tschujanow (1. Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad): *12. Juli. [...] Es wird immer deutlicher, dass in Kürze Kampfhandlungen auf den Annäherungswegen nach Stalingrad stattfinden werden. [...]*

*19. Juli. Wie üblich sass ich bis zum Morgengrauen, das sich im Sommer früh ankündigt, im Gebietskomitee. Kurz vor drei Uhr nachts wird über die Hochfrequenzverbindung angerufen:*

*«Genosse Stalin will mit Ihnen sprechen.»*

*«Wollen Sie die Stadt an den Feind ausliefern?», fragte Stalin wütend. «Warum haben Sie den Militärbezirk nach Astrachan verlegt? Wer hat Ihnen das erlaubt? Antworten Sie!» [...]*

*J. W. Stalin fragte nach der Situation in der Stadt, erkundigte sich nach der Rüstungsproduktion der Fabriken und gab dann die Direktiven des ZK im Zusammenhang mit der verschärften militärischen Lage wieder. Abschliessend sagte er:*

*«Stalingrad wird nicht an den Feind ausgeliefert. Sagen Sie das allen weiter.»*

*Der Hörer ruht schon lange wieder auf der Gabel, doch ich bin noch immer unter dem Eindruck des Gesprächs. Nach Hause gehen mag ich nicht, es ist auch schon zu spät. Ich stehe am weit geöffneten Fenster, atme die Frische des anbrechenden Morgens und fühle einen riesigen Zustrom von Kraft, denn das Wichtigste ist klar: Die Stadt wird nicht an die Hitler Soldaten ausgeliefert.*

Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad): Noch vor dem Heranrücken des Feindes an die Stadt waren in jeder Fabrik Zerstörungsbataillone aus Freiwilligen gebildet worden. In die Zerstörungsbataillone traten die besten Fabrikleute ein, die besten Arbeiter, Kommunisten und Komsomolzen und die besten Parteilosen.

Der gesamte Militärunterricht ging nach der angestrengten Arbeit in der Produktion vor sich. Es muss gesagt werden, dass diese Fertigkeiten denn auch zur Kriegszeit brauchbar waren, als schwere Stunden für die Stadt anbrachen.

Tschujanow (1. Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad): *11. August. Am Morgen kam Iwan Fjodorowitsch Simenkow zu mir und fragte mich erregt:*

*«Sollen wir unsere Familien noch lange quälen?»*

*Ich begriff, was er meinte.*

*«Was schlägst du vor?»*

*«Gleich heute die Familien aller Leitungskräfte von Stadt und Gebiet in eine der Sowchosen ans andere Wolgaufer zu schicken. Oder ins Kumys-Sanatorium, das im Palassow-Rajon liegt.»*

*Das war keine leichte Frage. Viele Familien waren zwar schon evakuiert, aber die Abreise unserer Angehörigen kann dem Feind trotzdem einen Vorwand für feindliche Propaganda liefern. Doch es gab offenbar keinen anderen Ausweg. Schliesslich traf Waleri mit seinen anderthalb Jahren keine Schuld daran, dass sein Vater Sekretär des Gebietskomitees war. Und er begann schon nervös zu stottern. Ich stimmte Simenkows Vorschlag zu. Am Abend fuhren unsere Familien auf dem Schiff nach Srednjaja Achtuba und stiegen dann in Autos, die sie zum Palassow-Rajon brachten.*

Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks): Vom grössten Teil des Parteiaktivs waren die Familien schon vorab weggeschickt worden.

Simenkow (Sow jet vor sitzender, Gebiet Stalingrad): Einen Teil der Rajons und das Vieh haben wir ans linke Wolgaufer evakuiert, den ganzen Viehbestand der Kolchosen, mit Ausnahme vom Woroschillow- und Kotelnikow-Rajon – da haben wir es nicht geschafft, alles wegzubringen. Das übrige Vieh, aus allen 14 Rajons, die die Deutschen besetzt hatten, wurde über die Wolga geschafft, und zwar Pferde, Büffel, Schafe, Schweine. Vieh, das Arbeitern und Angestellten aus den Kolchosen zur persönlichen Verfügung überlassen worden war, wurde nicht evakuiert. Aus 38 Maschinen- und Traktorenstationen, die sich in den 14 von den Deutschen besetzten Rajons befinden, wurden alle Traktoren bis auf 750 evakuiert (insgesamt gab es 3'080 Traktoren). Die Traktoren wurden über die Wolga gebracht, ein Teil von ihnen kam in den Olchow-, den Molotow- und den Nischne-Dobriniski-Rajon.<sup>48</sup>

Es war zu Beginn der Getreideernte. Alle 14 Rajons wurden praktisch mitten während der Getreideernte besetzt, und das ganze Getreide blieb dort. Aus Kalatsch haben wir alles gedroschene Staatsgetreide herausgebracht. An der Bahnlinie Kalatsch-Nischni Tschir-Stalingrad ist das Getrei-

## Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner 125

de aus allen Sammelstellen abtransportiert worden, und nicht nur aus den Sammelstellen, sondern auch aus den Depots.

Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad): Der Feind hat uns überumpelt, und fast niemand war aus der Stadt evakuiert worden, erst recht keine Arbeiter.

Simenkow (Sowjetvorsitzender, Gebiet Stalingrad): Es wurden gleichzeitig vier Verteidigungslinien errichtet. Der Teil der Bevölkerung Stalingrads, der sich nicht für längere Zeit aus dem Haus entfernen konnte, da Kinder vorhanden waren, errichtete innerstädtische Linien. Das waren vor allem Frauen. Der übrige Teil der Bevölkerung, bis zu 28'000 Menschen, arbeitete am zweiten Ring, an der 3. und 4. Don-Linie. [...] Anfang August waren alle Verteidigungslinien in einer Ausdehnung von 1'500 Kilometer Länge fertiggestellt. In unserem ganzen Gebiet gab es Verteidigungslinien, bis nach Astrachan. Am Don, an der Wolga, am Fluss Medwediza, überall waren Linien. [...] Als ich in Moskau war, traf ich den Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Sowjets für das Gebiet Tula. Er erzählte mir, wie sie Linien errichtet haben: Sie transportierten unter-



Die Stalingrader Zivilbevölkerung beim Ausheben von Panzergräben, August 1942.  
Der einzige Mann rechts im Bild ist möglicherweise ein Agitator.

*Fotograf: L. I. Konow*

schiedliches Eisenmaterial an Ort und Stelle und häuften es dort auf, um die feindlichen Panzer an der Weiterfahrt zu hindern. Ich erzählte Gen. Tschujanow davon, dem Vorsitzenden des städtischen Verteidigungskomitees, und als wir begannen, städtische und andere Verteidigungslinien zu errichten, führten wir auch diese Massnahmen durch.

Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad): Auf die Initiative des Stadtpartei Komitees hin bauten wir noch die sogenannte innere städtische Linie direkt am Stadtrand. Diese Linie konnte das Hauptquartier nicht mehr genehmigen. Alle anderen waren nach strategischen Erwägungen errichtet worden.

Als gekämpft wurde, spielte diese Linie eine grosse Rolle. Bei der Zwischenlinie schafften es unsere Truppen noch nicht, sich festzusetzen, aber an der inneren hielten sie sich. Zum Bau dieser Linie zogen wir sämtlichen Arbeitsgesetzen zum Trotz alle Frauen hinzu, sogar die mit Kindern von zwei bis acht Jahren und Frauen über 50. Es wurde einfach die ganze Bevölkerung herangezogen, die fähig war, hinzugehen und zu arbeiten. Die übrige Bevölkerung war mobilisiert und zum Bau der äusseren Ringe abkommandiert worden.

Generalleutnant Tschuikow (Oberbefehlshaber 62. Armee): Vor Stalingrad wurden Befestigungen gebaut. Auf dem Plan sieht alles wunderbar aus, tatsächlich gegraben wurden zehn Prozent.

Generalleutnant Gurow (62. Armee): In der Stadt gab es keine Vorbereitungen auf den Kampf. Wir spürten das besonders stark, als wir unmittelbar in der Stadt kämpften und die Verteidigung der Stadt übernahmen.

Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad): Einige Kommandeure der Roten Armee reagierten empfindlich darauf, dass sie unsere Verteidigungslinien nicht kannten. Der Oberbefehlshaber der 64. Armee sprach mehrere Male davon. Wie erklärt sich das? Das erklärt sich so, dass diejenigen, die mit den Linien zu tun hatten, extrem konspirativ vorgingen. Generalleutnant Schumilow<sup>49</sup> sagte immer wieder: «Wenn ich gewusst hätte, dass es die Linie gab, hätte ich meine Truppen anders verteilt.»

Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad): In den letzten Tagen vor den Bombardierungen bauten wir Barrikaden in der Stadt. Vorher hatten wir keine Barrikaden. Verteidigungslinien hatten wir, aber Barrikaden nicht, weil wir nicht gedacht hatten, dass er an einem Tag vom Don hierherkommen würde.

Generalleutnant Tschuikow (Oberbefehlshaber 62. Armee): Die Barrika-

den waren so gebaut, dass sie zusammenkrachten, wenn man sie nur mit dem Kotflügel streifte.

Brigadekommissar Wassiljew (62. Armee): Wir konnten uns auf nichts stützen. Die Stadt hatte keinen Schutz. Sie hatten Panzersperren gebaut, die umfielen, wenn ein PKW sie streifte. Es gab keinerlei Befestigungen. Am Bahnhof hatten sie Vordächer aufgehäuft, die Deutschen benutzten sie, und wir mussten dagegen ankämpfen. Ausserdem warfen uns die Arbeiter vor, sie hätten so viel getan für die Militärs, Unterstände und Erd-Holz-Bunker und ständige Kampfanlagen gegraben, und wir hätten das alles aufgegeben.

Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads): Die Arbeit der Kommandantur wurde dadurch stark vermehrt, dass unsere militärischen Verbände sich so viel bewegten.<sup>50</sup> Einige Verbände mussten festgehalten werden. Im Verlauf von etwa zehn Tagen hielten wir Zehntausende fest. In den ersten zehn Augusttagen wurden 17360 Mann festgehalten. Nur innerhalb der Stadt. Ausserhalb wurden 85'000 Mann festgehalten, eine ganze Armee! Ich machte der Frontleitung Meldung. Sofort wurde eine Frontsammelstelle organisiert. Die Leute, Kommandeure und Mannschaften, wurden zur Sammelstelle geschickt. Von dort kamen sie gleich an die Front. Unsere Aufgabe bestand darin, zu verhindern, dass Leute die Wolga überquerten. Deshalb stellte die Kommandantur auf den wichtigsten Strassen Posten auf. Am Stadtrand standen Sperrtrupps. Fast jede Strasse wurde von Kontrollposten gesichert. Wir kontrollierten auch die Zivilbevölkerung, alle.

Tschujanow (1. Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad): *Die Nacht vom 22. auf den 23. August verbrachte ich im Gebietskomitee. Ich war spät vom Frontstab zurückgekommen, wartete auf einen Anruf vom ZK. [...] Ich trat aus dem Gebäude des Gebietskomitees und ging zur Wolga. Trotz der Nähe der Front verlief das Leben ganz normal. Hausmeister begossen wie immer Grünanlagen. Hausfrauen, schon gewöhnt an die häufigen Angriffe der faschistischen Luftwaffe, eilten in die Geschäfte und auf den Markt. Frauen hielten Kinder an der Hand. Ich betrachtete sie, und mein Herz krampfte sich zusammen. Was erwartete sie? Der Feind stand ja schon vor den Toren.*

Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad): Es war am 23. August gegen vier Uhr nachmittags. Ich war im Verteidigungskomitee der Stadt und wurde vom Rajonkomitee angerufen, der Feind wäre in Rynok

eingedrungen. Ich sagte: «Das ist Geschwätz.» «Es ist wahr. Goregljad,<sup>51</sup> der stellvertretende Volkskommissar für Panzerproduktion, war da, ruf ihn an.» Ich tat es. «Was ist los, Genosse Goregljad?» «Ich sehe mit eigenen Augen feindliche Panzer.» Tja, was sollte man tun? Wir gaben gleich den Zerstörungsbataillonen das Kommando.

Pigaljaw (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad): Als Stalingrad eine so grosse Gefahr drohte, gab es direkt vor der Stadt keine Truppenverbände. Auf der Höhe vom Traktorenwerk lagen Truppen 70-80 Kilometer von der Stadt entfernt. Im Grunde bestand die Gefahr, dass der Gegner in die Stadt, zum Bezirk Traktorenwerk und weitermarschierte – der Weg war offen. Aber es griffen Panzer an, und so leisteten unsere Flakverbände ziemlich starken Widerstand und schossen eine grosse Anzahl ab. Offenbar gewannen die Deutschen den Eindruck, dass sie, wenn sie schon auf den Annäherungswegen ständig beschossen wurden, beim Einmarsch in die Stadt selbst auf noch heftigeren Widerstand stossen würden. Und weil es Abend wurde, riskierten sie nicht, in die Stadt einzumarschieren. Wären sie abends gegangen, wären sie in die Stadt reingekommen. Vor der Stadt hatten wir Flakartillerie, hier hatten wir keine. Auf den Dächern standen Flaks, aber von Dächern feuerst du ja nicht auf Panzer in den Strassen. Sie kamen nicht in die Stadt, machten draussen halt und übernachteten dort. Sie waren bis nach Rynok gekommen und bis nach Spartakowka. Die Entfernung lässt sich nicht in Kilometern, sondern in Metern messen.

In dieser Nacht [vom 23. auf den 24. August] mobilisierten Verteidigungskomitee und Parteikomitee der Stadt alle nur möglichen Kräfte. Alle Zerstörungstrupps, alle Kräfte, die sich in den Arbeitersiedlungen fanden, wurden unter Waffen gestellt und als Stütze, als Streitkraft zur Verteidigung der Stadt aufgestellt. Es war unser Glück, dass wir in der Stadt über das Traktorenwerk verfügten, das zur Panzerfabrik und zur Artilleriesfabrik geworden war. Die Traktorenwerker legten sich ins Zeug und stellten in dieser Nacht 60 Panzer fertig. Sie nahmen alles, was nicht fertig war: Die einen standen auf der Hebebühne, warteten auf eine Reparatur, die anderen waren kurz vor der Abnahme. Es gab unterschiedliche Mannschaften. Ein Grossteil der Panzermannschaften bestand aus Arbeitern der Traktorenfabrik, die Probefahrten gemacht oder geprüft hatten und Ähnliches. [...] Auf diese Weise sorgten wir bis zum Morgen für eine gewisse Vertei-



digung der Stadt, denn Verteidigung im vollen Wortsinn konnte das nicht genannt werden.

**Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad):** Die Zerstörungsbataillone hielten ein weiteres Vordringen des Feindes bis zum Morgen des 24. August auf, und zu der Zeit waren bereits reguläre Verbände der Roten Armee angerückt. Später wurden die Zerstörungsbataillone grösstenteils in Einheiten der Roten Armee eingegliedert.

**Kaschinzew (Parteisekretär des Bezirks «Roter Oktober»):** In diesem Zerstörungsbataillon fiel die Kommunistin Olga Kowaljowa, die einzige Frau dort. Sie gehörte eigentlich nicht dazu, doch als das Zerstörungsbataillon zur vordersten Linie abmarschierte, verliess sie die Arbeit, die Fabrik, ging zum Bezirkskomitee der Partei und äusserte den Wunsch, mit dem Bataillon zur vordersten Linie zu gehen. Zuerst half sie dem Zerstörungsbataillon als Krankenschwester, dann, als da nur noch Tote lagen, trat sie mit dem Gewehr in der Hand ins vorderste Glied. Und dort fiel sie.

Olga Kowaljowa<sup>52</sup> war langjähriges Parteimitglied (seit 1925 oder 1926) und langjährige Arbeiterin in der Fabrik «Roter Oktober». Als sie in die Fabrik kam, arbeitete sie zunächst als Hilfsarbeiterin im Walzwerk. Sie kam irgendwann zwischen 1921 und 1923 in die Fabrik, genau weiss ich das nicht mehr, dann trat sie in die Partei ein und zeigte besonderen Eifer bei der gesellschaftlichen Tätigkeit und bei der Parteiarbeit. Sie wurde als Frauenorganisatorin oder als Polithelferin für Frauenfragen in eine Politab-



Olga Kowaljowa

teilung geschickt. Als sie von der Politabteilung in die Fabrik zurückkam, äusserte sie den Wunsch, die Qualifikation eines Stahlgiessers zu erwerben. Sie war die erste Stahlgiesserin in unserer Fabrik und, soweit ich weiss, die vierte in der SU. Drei gab es in Magnitogorsk<sup>53</sup>, sie war die vierte. In den letzten drei Jahren arbeitete sie unter ausserordentlich harten körperlichen Bedingungen als Stahlgiesserin, und sie arbeitete nicht schlecht.

Vor der Belagerung hatte man sie vorübergehend zur stellvertretenden Werksleiterin für Alltagsfragen ernannt, sie war Mitglied des Plenums des Städtischen Parteikomitees. Sie war eine sehr soziale Frau, hilfsbereit. Zu allem Übrigen hat sie noch ein Kind adoptiert, hat sich vorbildlich um ihren Adoptivsohn gekümmert. Sie hielt weder mit ihrer Zeit haus noch mit ihrer Kraft, alles gab sie der Arbeit und dem Parteileben.

**Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad):** Sie unterhielt sowohl das Kind als auch ihre Mutter, doch sie setzte sich darüber hinweg und ging los, um ihre Heimatstadt zu verteidigen. Olga Kowaljowa starb einen mutigen Tod im Kampf gegen den Feind. [...] Das Zerstörungsbataillon drängte den Feind nach Metschotka ab. Allerdings verlor es dabei viele Leute. Warum starb Olga Kowaljowa? Sie lag lange da, dann sagte sie: «Auf, Jungs, vorwärts.» Die, die weiter vorne waren, lagen auch. Das konnte sie aber nicht sehen. Sobald sie aufstand, wurde sie umgemäht.

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads):** Am 23. August erhielten wir die Mitteilung, dass der Gegner bis ans Traktorenwerk herangekommen war. Das war um 14 Uhr. [...] Ich schaute durchs Fernglas und beobachtete den Angriff der Deutschen. Den ersten Stoss bekamen die Werksarbeiter ab. [...] Der Gegner wurde aufgehalten, bis unsere Truppen mit Ausrüstung, Panzern und Gewehren übersetzten.

**Petruchin (Militärabteilung des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):** Am 23. August um sechs Uhr abends begann die anhaltende Bombardierung der Stadt, die mit besonderer Intensität bis zum 27. August 1942 andauerte.

**Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad):** Der erste Luftangriff war im Oktober 1941 im Kirow-Rajon, in Beketowka. Drei «Junkers» stiessen herab und warfen ein Dutzend Bomben ab. Die Bomben warfen sie über dem Bahnhof ab. Die Leute fühlten sich damals wie in Friedenszeiten, der Feind war ja weit. Am Bahnhof war eine grosse Menschenansammlung, deshalb hatten wir einige Dutzend Opfer. Das wa-

## Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner 131

ren die ersten Kriegstoten. Dann, im Winter, gab es bis auf Einzelanflüge keine Luftangriffe. Im April 1942 gab es einen ziemlich schweren Angriff. Etwa 50 Flugzeuge waren daran beteiligt. Wir hatten aber sehr wenige Opfer. Zu der Zeit war eine ziemlich starke Flugabwehr organisiert worden, neben unserer eigenen, lokalen. Es gab viele Fla-Lafetten, Flakartillerie war aufgestellt worden. Deshalb hat dieser Angriff keine grossen Zerstörungen verursacht, grosse Gebäude haben nicht gelitten. Ein paar Häuschen wurden zerstört, und einige Menschen haben wir verloren. Dann gab es bis zum Juli keine massierten Luftangriffe auf die Stadt, doch es gab einzelne kleinere Angriffe auf Krasnoarmejsk. Gewöhnlich spielte es sich so ab, dass selten Bomben fielen, wenn Alarm gegeben wurde. Meistens wurden Bomben geworfen, wenn kein Alarm gegeben wurde. Da Anflüge der feindlichen Luftwaffe häufig vorkamen, einigten wir uns darauf, beim Anflug einzelner Flugzeuge keinen Alarm zu geben, denn sonst würde die ganze Stadt in Unruhe gehalten, die Werke, Fabriken, welchen Schaden kann man da anrichten! Fabriken und Werke müssten stillstehen! Deshalb sagte man sich, wenn kein Alarm gegeben wird, hat man seine Ruhe. Sonderbar, aber so war das Leben.

So ging es im Wesentlichen bis zum 23. August, als die Belagerung der Stadt begann. Ein sonniger Tag, alles in bester Ordnung, die Stadt pulsiert vor Leben, die Fabriken laufen auf vollen Touren. Übrigens muss erwähnt werden, dass wir die Stadt nicht evakuiert hatten; obwohl die Front sich dem Don näherte und im Süden schon näher war als Abganerowo, wurde die Stadt nicht evakuiert. Und erst etwa zwei Wochen vor der unmittelbaren Belagerung der Stadt schickten wir einige zehntausend Frauen weg, die Kinder hatten und nicht in den Fabriken arbeiteten. Wer arbeitete, wurde nicht weggelassen, mit wenigen Ausnahmen. Die Stadt stand parat. Alle Betriebe und Behörden liefen auf vollen Touren.

Und dann der 23. August. Der 23. August war ein Sonntag. Weil Sonntag und Feiertage nicht eingehalten wurden, waren alle auf der Arbeit. Ein schöner Tag war das. Es fiel auf, dass der Gegner den ganzen Tag Punkte nordwestlich von Stalingrad bombardierte, angefangen mit Pantschin, dem Don, Ilowlja, dann die Ausweichstelle Konny, Gorodischtsche und erneut von oben herunter. Er bombardierte diese Punkte von morgens an. Wir massen dem keine besondere Bedeutung bei und achteten nicht weiter darauf.

## 132 Der soldatische Chor

Ich fuhr gegen zwölf Uhr mit meinem Stellvertreter Lebedew vor die Stadt, um zu schauen, wie die Umgehungswege gebaut wurden. [...] Drei Stunden vergingen, während wir fuhren. In der Zeit gab es Luftalarm. Die gegnerische Luftwaffe flog nah an die Stadt heran, bombardierte sie jedoch nicht. Sie begann, Orlowka<sup>54</sup> zu bombardieren, hinter dem Bezirk Traktorenwerk. Die Stimmung war so, dass man dachte, aha, wenn sie Alarm geben, wird nicht bombardiert.

Diese Stimmung übertrug sich auch auf uns. Wir beschlossen, trotz des Alarms nicht gleich zum Gefechtsstand zu gehen, sondern einmal zu schauen, was bei Alarm in der Stadt passiert. Wenn man im GS sitzt, sieht man nicht alles, man kann nur den Meldungen nach urteilen, aber so sehen wir mit eigenen Augen, was los ist. Ungefähr eine Stunde lang fuhren wir während des Alarms durch die Stadt. Dann fuhren wir zum GS. Ich nahm meinen Platz ein, den des Luftschutzchefs, mein Stellvertreter ebenfalls. Das sind lauter erprobte Leute dort. Wir nahmen unsere Plätze ein und saßen da. In der Stadt war es mehr oder weniger ruhig. Die Stadt wurde nicht bombardiert. Ich setzte mich mit den Luftschutzpunkten in Verbindung. Die Verbindung war nicht besonders gut. Ich beschloss, sie aufzusuchen. Der Alarm dauerte zwei Stunden. Es war schon gegen fünf Uhr abends, an diesem 23. August.

**Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks):** Das war ein Luftangriff, wie es noch nie einen gegeben hatte. Man hatte buchstäblich den Eindruck, der ganze Himmel wäre bedeckt mit Flugzeugen. Es schien, als gäbe es kein Fleckchen, wo keine Bombe fiel. Das Bombardement begann um fünf oder um sechs Uhr. Bei uns geriet zuerst die Fabrik Nr. 687 in Brand, die Vollreifenfabrik. Sie war gerade erst fertiggebaut worden und hatte noch nicht mit der Produktion begonnen. Am selben Abend geriet ein Teil der Häuser und Behörden in Brand, die Bauvereinigung brannte, das Eisenbahndepot, und zur Wolga hinüber brannten Gebäude. Ich sass am Telefon, weil mir nicht gestattet war, hinauszugehen. Ich durfte nicht einmal zum Luftschutz-GS gehen. Man sagte mir, ich solle die entstandenen Schäden im Stadtkomitee der Partei melden. Ich weiss das alles noch wie heute. Ein wenig Angst hatte ich ja. Es wurde durchgegeben: «Der Alarm besteht weiter. Der Alarm besteht weiter.» Der Alarm wurde nicht aufgehoben, also war weiter Alarm.

**Joffe (Direktor, Medizinisches Institut):** Die Evakuierung [des Medizinischen Instituts] war für den 23. August geplant. Es war ein freier Tag.



Bewohner der Stadt flüchten vor den Bombenangriffen, August 1942.

*Fotograf: E. Jewserichin*

Wir bereiteten uns zwei Tage lang vor. Am Abend sollte ein Dampfer kommen, und es war beschlossen, das jüngste Semester, die Bibliothek und den Lehrstuhl für Theorie zu evakuieren. Die Bücher der Erstsemester und die Ausrüstung des Lehrstuhls für Theorie waren verpackt. Es war ein schöner, sonniger Tag. Bis zum Abend luden wir alles in Fahrzeuge und fuhren damit ans Ufer. Um zwei Uhr begann ein intensives Bombardement, und der Alarm hörte nicht mehr auf. Um sieben sollte beladen werden, von sechs Uhr an warfen hundert Flugzeuge unaufhörlich Bomben. Die Leute liefen auseinander. Meine Familie war schon weggefahren, und ich kehrte gegen sechs hungrig ins Institut zurück und sah: Das Institut war leer, Fenster offen, Zwischenwände weg, Türen weg, das ganze Institut von Splittern übersät. Es hatte wohl einen schrecklichen Sog gegeben. Es war schrecklich. Ich blieb mit vier Komsomolzen, die Posten standen, allein im Institut. Der Professor vom Dienst, Zyganow, aus Odessa evakuiert, war sehr verstört, und ich liess ihn gehen. Sie bombardierten in Wellen: 20 Minuten bombardierten sie, dann flogen sie weg. Ich sass im Institut, bis ich gegen zehn Uhr vom Bezirkskomitee angerufen wurde, ich sollte Komsomolzen organisie-

ren, da zu dem Zeitpunkt nördlich der Traktorenfabrik Panzer luftgelandet waren. Das erfuhr ich von den Sekretären des Bezirkskomitees, die selbst mit angesehen hatten, wie Flugzeuge Panzer ausgeladen hatten.<sup>55</sup> Zu meiner Verfügung standen vier Studenten, die ich in die Stadt schickte, um Kommunisten und Komsomolzen zusammenzurufen. Wir hatten damals 15 davon. Wir brachten sie bis gegen zwei Uhr nachts zusammen. Einige konnten telefonisch erreicht werden, die Übrigen wurden zu Hause erreicht.

**Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks):** Ringsum brannte es, und er bombardierte gnadenlos. So machte er das: Flog an, bombardierte eine Strasse, danach kam der Nächste. Und so ohne Ende, ohne Ende, wie am Fließband, und dazu noch mit starken Sirenen. Die ganze Nacht wurde bombardiert, wir schleppten die Verwundeten ins Parteibüro, das unten im Haus war. Dabei hatten wir das Gefühl, dass wir sie besser nicht hierhin schleppen sollten. [...] Dann gab man uns ein Auto. Wir luden die Verwundeten ein und fuhren sie zur Fähre. All das taten wir mit der Hilfe der Parteimitglieder, die bei uns waren. Nachdem wir die Verwundeten auf die Fähre gebracht hatten, ging ich ins Bezirkskomitee. Ich war kaum angekommen, als eine Bombe in unser Bezirkskomitee fiel. [...] Das war sehr schlimm. [...] Die Welle trug mich durchs ganze Bezirkskomitee und warf mich an die Wand, ich wurde ganz mit weissem Kalk überschüttet, eine Wand wurde weggerissen. Zum Glück wurde niemand verletzt.

Als ich im Keller des Stadtkomitees ankam, ging das Gebäude der Staatsbank nebenan in Flammen auf. Das war ein Volltreffer. [...]

Die Staatsbank brannte, das Stadtkomitee der Partei brannte. Ich sah, dass alle Kommunisten zurückkamen. «Wo sollen wir hin? Überall sind Brände, überall brennt es.» In unserem Bezirk war ein Feuermeer, es wurde heiss. Durch die Strassen zu laufen war unmöglich, und im Stadtkomitee bleiben konnten wir auch nicht – eine Rauchwand, und die Wände vom Stadtkomitee brannten schon.

**Simenkow (Sowjetvorsitzender, Gebiet Stalingrad): Am 24. [August]** war morgens ein starkes Bombardement, die Arbeiter versammelten sich im Stadtgarten im Zentrum der Stadt. Wir führten Gespräche mit ihnen darüber, wie die Stadt verteidigt werden müsste. Der Garten war ein sehr günstiger Ort für die Bewaffnung. Er war eine Sammelstelle zur Bewaffnung von Arbeiterbataillonen. Das war am 24. und 25. August. Die Arbeiter kamen, erhielten Waffen, erhielten eine Aufgabe, man gab ihnen einen Un-

terleutnant, und sie gingen zur Verteidigung der Stadt in die vorderen Stellungen. Es kamen Arbeiter vom Traktorenwerk, von Nr. 221. Das hier war nicht die einzige Sammelstelle, hier kamen 400-600 Mann zusammen. Es herrschte eine Stimmung, das können Sie sich nicht vorstellen.

Ein Stahlgiesser, der 30 oder 40 Jahre im Werk gearbeitet hat, nimmt eine MPi, er kennt so etwas nicht, ihm wird erklärt, wie man mit der MPi umgeht. Wir brachten ihm bei, wie man das Magazin einsetzt, wie man auf Einzelfeuer umstellt usw. Am 23., 24. und 25. hatten wir ein extrem heftiges Bombardement der feindlichen Luftwaffe. Während dieses heftigen Bombardements kamen Leute her, die sich auf der Stelle bewaffneten und an die Front gingen. Wir übergaben die Arbeiterbataillone dem Frontstab.

**Kaschinzew (Parteisekretär des Bezirks «Roter Oktober»):** Das 1. Zerstörungsbataillon kehrte Ende August in einer Stärke von 22 Mann von der vordersten Linie zurück. [...] Warum gab es so grosse Verluste? Kommissar Sasykow, der am Leben blieb, erklärt das damit, dass unser Trupp und der Traktorenwerk-Trupp in den ersten Tagen bis zum Anrücken der regulären Truppenteile den Hauptschlag entgegennehmen mussten, und ausserdem mit der unzureichenden Bewaffnung des Zerstörungsbataillons. Das Zerstörungsbataillon war nur mit Gewehren bewaffnet.

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads):** Zu dieser Zeit hatten wir eine grosse Krise in der Bewaffnung. Nicht einmal Gewehre gab es. Ich klaubte buchstäblich überall und nirgends einzelne Gewehre zusammen, um diese Leute zu bewaffnen. [...] Wenn dort erbeutete Waffen anfielen, nahmen wir alles zur Bewaffnung des Trupps.

**Joffe (Direktor, Medizinisches Institut):** In den ersten beiden Tagen herrschte eine grosse Verwirrung in den Gebietsorganisationen, erst am 26. kam man dort wieder zur Besinnung. [...] Am 24. und 25. kamen keine Zeitungen heraus, es gab keinen Strom, kein Wasser, und als die Gebäude brannten, konnte die Feuerwehr nicht eingreifen, weil es kein Wasser gab. Am 25. sah ich nachts am bewaldeten Wolgaufer einen kolossale Rauchsäule – die Erdöltanks brannten.

**Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks):** Die Brände konnten nicht gelöscht werden, weil die Wasserleitung zerstört worden war. Die Deutschen hatten bei Metschotka das Schöpfwerk abgeschnitten, es funktionierte nicht; es gab kein Wasser. Man löschte aus eigener Kraft. Es waren Selbstschutz-Gruppen und selbständige Gruppen da, die nicht schlecht

arbeiteten. Nach einer halben Stunde waren die Brände gelöscht, dann flammten sie wieder auf, es war Zeitverschwendung gewesen. [...] Den Kommandoapparat hatte ich über die Wolga geschickt. Das hatte ich auf eigene Initiative getan, denn es hätte Opfer geben können. Von uns im Bezirkskomitee ist niemand umgekommen. Die Leute blieben am Leben, und jetzt stehen sie uns zur Verfügung. Drei Sekretäre des Bezirkskomitees und die Vorsitzende des Bezirks-Exekutivkomitees sind hiergeblieben. Zwei Sekretäre sind Frauen, die Vorsitzende ist auch eine Frau, der dritte Sekretär ist ein Mann. Wir wurden Frauenbezirk genannt. [...]

Im Verlauf von drei, vier Tagen wurde alles in die Ruinen verwandelt, die Sie jetzt sehen.

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads):** Beim ersten Bombardement wurden etwa 10'000 Personen getötet. In dieser Zahl sind auch Kriegsgefangene enthalten, die es hierher verschlagen hatte. Hunderte wurden in Kellern verschüttet. Ich weiss, dass in einigen Kellern zwei-, dreihundert Leute sassen. [...] Am ersten Tag wurden bis zum Abend 37 Flugzeuge<sup>56</sup> abgeschossen. Können Sie sich vorstellen, wie viele es insgesamt waren? Um die 20, 30 Flugzeuge griffen im Sturzflug jede Flak-Batterie an, um die Flak zu zerstören.

**Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad):** Meine Meinung als die eines Nichtmilitärs ist die, dass er [der Feind] die Bevölkerung demoralisieren wollte. Er wusste, dass wir niemanden evakuiert hatten. Überall sind Brände und Bomben, die Bevölkerung dreht nach so einem Schlag sofort durch, eine kolossale Panik entsteht, die Führung verliert den Kopf, und auf diese Weise kann man schnell die Stadt erobern, während die militärischen Kräfte nicht rechtzeitig eintreffen.

Weil wir aber die Verteidigungslinie angelegt hatten und er von Norden und Süden aus noch nicht durchgebrochen war, bekamen wir die Möglichkeit, uns zu organisieren.

In den drei Tagen, in denen die Stadtteile der Reihe nach bombardiert wurden, holten wir die Leute aus den Gräben, aus der Deckung und machten uns an den Wiederaufbau. Es wurde beschlossen, die Wasserleitung instandzusetzen, die Brotfabrik instand zu setzen, den Strom wieder zum Fliessen zu bringen und sogar die Strassenbahn instandzusetzen. Für die Stadt wurde eine Notstandskommission gegründet.

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads):** Während der Bombardierung wurde eine Kommission gegründet, um entscheidende Mass-



nahmen zur Wiederbelebung der städtischen Wirtschaft zu ergreifen. [...] Bomben hin, Bomben her, die Bevölkerung muss essen, die Wirtschaft muss irgendwie organisiert werden. Vorsitzender der Kommission war Tschujanow. Mitglieder waren Simenkow, Woronin und der Stadtkommandant, d.h. ich.

Wodolagin (Parteisekretär, Gebiet Stalingrad): Von den ersten Minuten des Bombardements an wurde die Hauptarterie unterbrochen, mit der unsere nördliche Industrie und die Industrie unserer Stadt gespeist wurde: Auf zahlreichen Abschnitten war die 110-Kilovolt-Leitung zerrissen. Die Stadt war ohne Licht, ohne Wasser, ohne Brot. Das Verteidigungskomitee stellte uns vor die Aufgabe, der Stadt um jeden Preis Wasser zu geben. Die Brände, die überall in der Stadt wüteten, brachten die Menschen zum Ersticken, manchmal war es sehr schwierig, zur Wolga zu gelangen, um wenigstens ein bisschen Wasser zu trinken. Und wir verstanden die Aufgabe. Sie war immens wichtig und technisch schwierig. Unter unaufhörlichem Feuer aus der Luft und später bei Artillerie- und Granatwerferfeuer stürzten unsere Leute los, um die Aufgabe zu bewältigen. Zu jeder Tages- und Nachtzeit, eigentlich rund um die Uhr, setzten die Leute die Leitung in stand. Es gab Fälle, wo ein gerade eben in stand gesetzter Abschnitt gleich wieder zerstört wurde, wo Leute vom Luftdruck runtergeschleudert wurden, aus zehn bis zwölf Meter Höhe, doch nach dem ersten Schock gingen die Leute wieder los, um die Leitung in stand zu setzen.

Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad): Als Wasserleitung, Brotfabrik, Mühle in stand gesetzt waren, begannen wir mit der Versorgung der Bevölkerung, eröffneten den Handel in Buden, organisierten in den Bezirken und im Zentrum zwei, drei Kantinen. In den Kantinen wurden Kinder mit Essen versorgt. Das Leben kam wieder etwas in Gang. Der Verkauf lief an, wir richteten in den Kellern Buden für den Verkauf von Lebensmitteln und Brot ein. Setzten uns noch ein weiteres Ziel – die Banjas in stand zu setzen, das Volk zu waschen. Die Leute sassen vom 23. bis zum 28. August in Bunkern, Kellern, Gräben – sie mussten sich waschen. Wir arbeiteten zweieinhalb Tage, bauten mehrere Banjas wieder auf, setzten sie in Betrieb. Am ersten Tag besuchten etwa zweitausend Leute eine einzige Banja. Einen Tag später setzten wir eine Funkleitstelle in Betrieb, sendeten Musik vom Band. Sie klang allerdings mitten in diesem Chaos, den Bränden, der Bombardierung wie ein Trauermarsch. Wir hörten uns das einen Tag an, dann beschlossen wir, keine Musik zu senden, son-



Stalingrader Kinder während eines Luftangriffs. Fotograf: *L. I. Konow*

dern nur die letzten Nachrichten durchzugeben. Als das Radio wieder sendete, wurden die Leute munterer. Wenn das Radio sendet, die Brotfabrik arbeitet und so weiter – dann lebt die Stadt. Die Bevölkerung fühlte sich munterer, sie spürte, es war noch nicht alles verloren. Deshalb wurden auch Radiosendungen ausgestrahlt, damit die Bevölkerung etwas zu hören bekam. [...]

Im Jerman-Bezirk, im Keller von Block Nr. 7, waren zwei Frauen vier, fünf Tage verschüttet. Niemand wusste von ihnen. Zufällige Passanten hörten Stöhnen, Schreie. Man grub sie aus, holte sie lebend heraus. Ich war auch dabei. Es stellte sich heraus, dass sie den Vorsitzenden des Exekutivkomitees gut kannten und ihm vor Freude einen stürmischen Kuss gaben. [...]

In einem Keller wurden Mutter und Tochter verschüttet. Die Mutter konnte man ausgraben, die Tochter war derart verschüttet, dass man sie nicht ausgraben konnte. Sie lebte, aber ihre Beine waren verschüttet, sie

konnte nicht aufstehen. Einige Ingenieure fuhren hin und sagten einstimmig, man könnte sie nicht ausgraben. Ich erfuhr einige Tage später davon. Dachte, man müsste sie doch irgendwie retten. Nahm einen Ingenieur mit, ging dorthin. Er sagte, dass er die Sache angeht. Sie wurde tatsächlich ausgegraben. Als sie ausgegraben war, sang sie ein Lied. Während man sie ausgrub, sagte die Mutter völlig ruhig zu ihrer Tochter: «Wenn man dich ausgräbt, nimm ein paar Sachen mit.»

**Petruchin (Militärabteilung des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):** Einige behielten die Nerven nicht. Wie sehr die Menschen sich auch ermannten, sich zusammenrissen, sie hielten es nicht aus. Hier ist Gewöhnung trotz allem eine relative Sache.

Wenn man früher zur Fabrik fuhr, war das kein grosses Ereignis, weil man oft dort war, aber wenn man jetzt hinkommt, ist es ein grosses Ereignis. Die Leute begrüssen dich, als hätten sie dich ein Jahr lang nicht gesehen. Als ich zum «Roten Oktober» kam, direkt auf den Hof fuhr, da haben die Leutchen mich vielleicht begrüsst! Man brachte einen stattlichen Mann zu mir. Bewaffnete Arbeiter brachten ihn zu mir.

«Was ist los, Genossen?»

«Also, Gen. Petruchin. Der Feind bombardiert die Stadt. Wir verlieren unsere Stadt, verlieren die Fabrik, und er, der Hundesohn, er nutzt das aus, er plündert.»

«Was ist los?»

«Er hat im Autowerk gearbeitet. Da gibt es eine Einkleidung, Arbeitskleidung kriegt man. Schauen Sie, wie viele Arbeitsjacken der angezogen hat.»

Tatsächlich, er hatte sechs Arbeitsjacken an, ausserdem trug er 115 Päckchen Tee unter dem Hemd, und er hatte sich etwa acht Meter Riemen aus dem Leder umgeschnallt, aus dem Schleifteller gemacht werden. Ein Arbeiter fragte:

«Warum hast du das genommen, das ist doch Staatseigentum.»

«Das ist meine Sache.»

«Wer hat dir das gegeben?»

«Der Sowieso.»

«Hast du's ihm gegeben?»

«Nein.»

«Er ist ein Dieb, ein Marodeur.»

«Was machen wir mit ihm? Schicken wir ihn an die Front?»

## 140 Der soldatische Chor

«So einen darf man nicht an die Front schicken. Der führt einen auch da hinters Licht. Der muss erschossen werden!»

Ich fragte, ob man ihn nicht vielleicht doch an die Front schicken sollte.

«Nein, der muss erschossen werden.»

Versammelt waren hier: der Sekretär des Bezirkskomitees, der NKWD-Leiter, der Partorg, ich; zu dem Zeitpunkt war auch der stellvertretende Volkskommissar da.

Tja, die Arbeiter traten alle an. Man nahm ihm alles weg. Er trug Stiefel, gute Chromlederstiefel. Man wollte sie ihm ausziehen. Doch die Arbeiter riefen: «Lasst ihn! Lasst ihn in Ruhe – er soll in seinen eigenen ins Jenseits gehen.»

Sie traten in drei Schritt Abstand vor ihm an. Auf Verlangen der Arbeiter wurde er erschossen. [...] Sie hatten offen erklärt: «Er ist versorgt, ist ein guter Vulkanisiermeister, keine Kinder, seine Frau arbeitet in der Fabrik Nr. 221. Was fehlt ihm? Man kann ihm nicht trauen. An die Front darf man ihn nicht schicken.»

**Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad):** Der Woroschilow-Bezirk brennt, der Jerman-Bezirk, der Dserschinski-Bezirk brennt, es brennt buchstäblich überall. Am zweiten, dritten Tag des Bombardements gab es erste Fälle von Plünderungen. Man schleppte Mehl weg, brach Keller auf. Es mussten diesbezüglich Sondermassnahmen ergriffen werden. In einigen Bezirken erschoss man Plünderer an Ort und Stelle. Mehrere Personen wurden erschossen. Danach legte sich das mehr oder weniger, doch stattdessen traten Fälle von illegaler Plünderung auf. Dann wurden extreme Massnahmen ergriffen, und mit dem Plündern wurde Schluss gemacht.

**Leutnant Simin (38. Schützenbrigade, ehemaliger Arbeiter der Fabrik «Barrikaden»):** Hauptsächlich wurden Fabriken bombardiert. Damals wurden in der Fabrik «Barrikaden» zwei Werke zerstört. In den übrigen Werken gab es keine Volltreffer, aber Fenster zersplitterten, Dächer wurden abgedeckt. Durch einen Volltreffer wurde die Werksschule der Fabrik «Barrikaden» in Schutt und Asche gelegt. Im Traktorenwerk wurden am 23. und 24. August drei Werkshallen zerstört. Nach diesem Bombardement nahmen die Leute Reissaus. An der Spitze stand dabei die Fabrikleitung. Die Werksleiter beluden ihre Autos und fuhren zum Ausgang, aber als das Bombardement dann nach einiger Zeit aufhörte, wurden sie von NKWD-Kräften zur Umkehr gezwungen, und die Fabriken begannen wieder zu arbeiten.

**Odinokow (Parteisekretär des Woroschilow-Bezirks):** Ein Schandfleck in der Arbeit der Bezirks-Parteioorganisationen waren Fälle, wo einzelne Betriebsdirektoren und Sekretäre von Parteioorganisationen während des massiven Bombardements die Nerven verloren, Angst bekamen und panisch aus Bezirk und Stadt flohen, wobei sie nachlässigerweise ihre Betriebe zurückliessen und so nicht der Heimat, sondern dem Feind halfen. Zu diesen Direktoren und Parteisekretären gehören Alexej Iwanowitsch Brilewski, Direktor der Stalingrader Konservenfabrik, Parteisekretär Sewrjugin, Moskaljow, kommissarischer Direktor der Konditoreiwarenfabrik, Martynow, Direktor der Fabrik Nr. 490, Maximow, Sekretär des Parteibüros, Mesenzew, Direktor der Brotfabrik Nr. 5, die alle ohne Zustimmung des Bezirkskomitees der Partei wegfuhren. Feige Verhalten hat sich Samarin, Direktor des Bezirkslebensmittelhandels, der ebendiesen Lebensmittelhandel schmähdlich im Stich liess, sich am linken Wolgaufer in einen Viehhirten verwandelte und in eine dem Bezirkskomitee unbekannt Richtung verschwand.

**Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks):** Fabriken gingen zugrunde, Menschen flohen. Ein paar Betriebe konnten einiges fortbringen, aber viele konnten nichts retten, weil der Angriff so plötzlich kam. Die «Krupskaja-Textilfabrik 8. März» brannte am 23. ab. Diese Textilfabrik brannte zweimal. Als sie zum ersten Mal in Brand geriet, wurde sie gelöscht. Als sie zum zweiten Mal in Brand geriet, brannte sie komplett nieder. Rohmaterial und Ausrüstung konnten herausgeholt werden. Es stand noch eine Halle, wo an einer Transmissionsanlage gearbeitet worden war. Dort blieben wohl etwa 75 Nähmaschinen zurück. Als das Rohmaterial weggebracht war, kamen weder Direktor noch Parteisekretär wieder zurück. Sie liessen die Halle im Stich, die Halle brannte später ab, die Transmissionsanlage war dringeblichen, die Nähmaschinen nahmen wohl die Deutschen mit. Fabrikdirektor und Parteisekretär wurden dafür als Deserteure und Feiglinge aus der Partei ausgeschlossen.

**Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad):** Vom 23. August, d.h. vom Beginn des Bombardements an, schritten wir zur Evakuierung der Bevölkerung. Die Evakuierung verlief organisiert. In erster Linie wurden die Familien der Arbeiter und die Arbeiter selbst evakuiert. Es wurde ein Fährverkehr über die Wolga organisiert. [...]

Die Umstände der Evakuierung waren extrem hart, es war schwierig, über die Wolga zu evakuieren, denn unsere kleinen Dampfer wurden bom-

bardiert, und viele Menschen kamen um. Als wir Transporte auf der Eisenbahnlinie Saratow losgeschickt haben, wurden viele zerbombt. Besonders heftig bombardiert wurde der Zug mit Arbeitern der Fabrik «Roter Oktober» in Leninsk, dann auf dem Weg nach Elton und Pallassowka ...

Die Evakuierung der Bevölkerung verlief unter extrem schweren Bedingungen, vor allem weil der einzige Transportweg die Wolga war, alles musste über die Wolga gebracht werden. Über die Wolga musste die Armee unaufhörlich mit Munition und Verpflegung versorgt und gleichzeitig die Bevölkerung evakuiert werden. Hunderttausende mussten evakuiert werden, hauptsächlich Frauen und Kinder. Ungefähr 60 bis 70 Prozent waren Frauen, Kinder, alte Leute. Es gab Verwundete, die die Evakuierung erschwerten.

Joffe (Direktor, Medizinisches Institut): Übergesetzt wurde die ganze Zeit mit Booten und zweimotorigen Armeefähren. Die ersten zwei, drei Tage setzte die Bevölkerung unorganisiert über. Vom 27. an verlief das Übersetzen glatt. Am Ufer verbrannte der ganze Besitz des Instituts, der für die Evakuierung bestimmt war, und das Institutsgebäude brannte am 25. August ab. Wir konnten nichts retten. Ein einziges Import-Mikroskop schleppte Professor Kolossow eigenhändig nach Saratow. Wir gingen zu Fuss in Richtung Tscheboxar, wo unsere Sammelstelle eingerichtet war. In Saratow trafen wir uns alle wieder.

**Poljakow (Stellv. Vorsitzender des Sowjetkomitees, Gebiet Stalingrad):** Nicht weit vom Cholsunow-Denkmal<sup>57</sup> arbeiteten noch zwei Fähren. Eine besonders grosse Anzahl Menschen wurde von der Fähre beim zentralen städtischen Wasserwerk transportiert, die ebenfalls pausenlos bombardiert wurde. Ausser den städtischen Fähren gab es hier sehr bewegliche Doppelboote, starke, schnelle Motorboote, die die Wolga aneinandergekoppelt in acht bis zehn Minuten überquerten. Sie nahmen ungefähr zehn bis zwölf Kraftfahrzeuge auf, und in den Zwischenräumen standen noch 200 bis 250 Personen. Zwei Boote wurden miteinander verbunden, dazwischen kamen Planken. Auf den Planken standen die Fahrzeuge.

Es gab sehr schwere Tage, wie zum Beispiel den 27., 28., 29. August, als wir 30 bis 40'000 Personen täglich über die Wolga brachten. Es waren etwa tausend Ruderboote bereitgestellt worden, doch der Einsatz der Ruderboote wurde nicht gut organisiert. Am rechten Wolgaufer nahm man sie sehr gerne, doch sobald sie am linken Ufer angekommen waren, war es problematisch, sie zurückzukriegen. [...]

Ich war Tag und Nacht dort [...]. Die Anwesenheit von Leitungspersonal flösste den Menschen am Wolgaufer eine gewisse Ruhe ein [...]. Mir standen ein Zug Milizionäre und die gesamte Binnenschiffermiliz zur Verfügung, die die entsprechende Ordnung garantierte und der Bevölkerung die nötige Unterstützung gab. Ich war bis zum 5. September dort. Danach war ich in Krasnaja Sloboda. Im Tagesverlauf musste ich zwar immer wieder auf die rechte Seite, insbesondere zum zentralen Gefechtsstand im Stadtgarten, doch einen Grossteil der Zeit verbrachte ich schon auf der linken Seite, weil sich dort eine kolossale Menschenmenge angesammelt hatte, die weiter evakuiert werden musste.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Als wir zum linken Ufer kamen, gab es eine interessante Szene. Da hatte sich ein Volk am Ufer angesammelt! So viele Kinder, Frauen! Männer verabschiedeten sich von ihren Familien, Berge von Zeug. Wir setzten in der Nacht über. Jeder wollte so schnell wie möglich auf die andere Seite, hatte Eile. Wir schufen Ordnung. Alle waren bestrebt, die Leute so schnell wie möglich loszuschicken. Wir packten fünf Frauen mit Kindern ein, setzten über. Dann musste die Insel überquert werden, anderthalb Kilometer. Ich habe selbst zwei Kinder getragen. Alle gingen zu Fuss, die Soldaten trugen Sachen, trugen Kinder, um zu helfen. Du guckst hin, siehst eine Frau, eine Menge Sachen und zwei, drei kleine Kinder. Guckst hin, und es schnürt dir die Kehle zu. Am Ufer massenhaft Menschen, massenhaft Kinder. Ich hielt es nicht aus, schickte am Morgen zehn Fahrzeuge. Ordnete an, in erster Linie Kinder zum Fluss zu bringen. Die Kleinen stehen da herum, und du denkst an dich, deine Kinder sind in Sibirien. Da ist es nicht schlimm, aber hier ertragen sie solche Qualen.

**Brigadekommissar Wassiljew (62. Armee):** Als wir die Wolga überquerten, das war die sogenannte Evakuierung, schon für diese Evakuierung müsste man ihnen den Kopf abreißen. Ein schrecklicher Anblick, besonders die Kinder. Die werden im Steppensand abgesetzt, nicht einmal Wasser ist da, und natürlich keinerlei organisierte Verpflegung. Was konnte ein Arbeiter schon mitnehmen, wenn ringsum alles explodiert, wenn Minen explodieren, von oben fallen Bomben, und die Kinder werden im Boot weggebracht. Auf der Insel hat man oft fürchterliche Szenen gesehen. Wenn wenigstens ein einziger Vertreter der Staatsmacht da gewesen wäre, um sie zu empfangen, es gab verdammt nochmal genug Autos, die einen mitgenommen hätten!

Das wäre alles machbar gewesen, aber sobald die ihre Erlaubnis hatten, waren sie buchstäblich eine Stunde später nicht mehr zu sehen, und in dieser Lage mussten wir uns mit der lokalen Bevölkerung herumschlagen. [...]

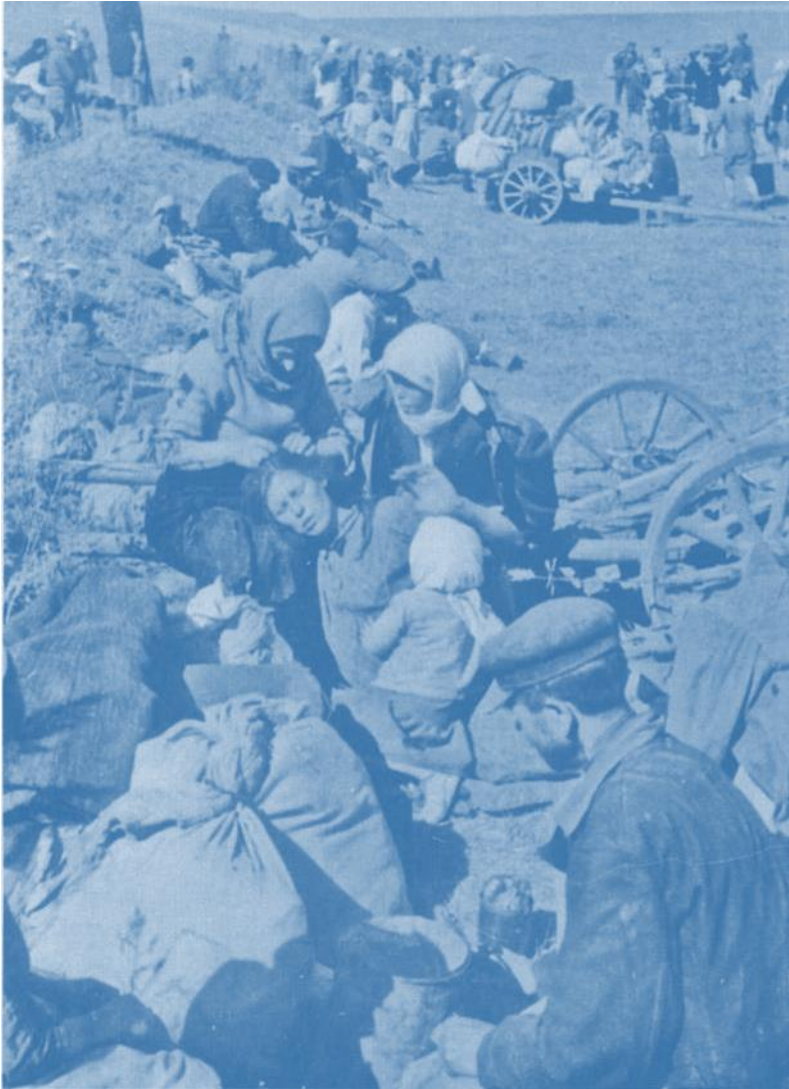
Ich als Kommunist kann das Elend der Kinder nicht mit ansehen. Sie laufen herum und suchen nach Brot. Ich telegraphierte Tschujanow: «Schickt Vertreter der Sowjetorgane, um die Sache in Ordnung zu bringen. Sind wir etwa nicht in der Lage, die Kinder zu ernähren?» Wir gaben ihnen ordentlich zu essen. Die Familie eines Rotarmisten: Der Mann an der Front, die Mutter tot, sie hinterlässt einen Säugling, ein vierjähriges und ein achtjähriges Kind, ein alter Mann liegt krank da. Wie kann man so eine Familie im Stich lassen?

Wodolagin (Parteisekretär Gebiet Stalingrad): In der Stadt tauchten Kinder auf, die ihre Eltern verloren hatten, Kinder unterschiedlicher Altersstufen, vom Säugling bis zum Jugendlichen. Es wurde beschlossen, dass der Komsomol es übernehmen sollte, diese Kinder ausfindig zu machen und ans andere Wolgaufer zu bringen. Sehr aktiv war hier die Komsomolsekretärin des Jerman-Bezirks, Gen. Bykowa. Die Komsomolzen gingen Höfe, Wohnungen, Gräben und Keller ab, um Kinder zu suchen, die ihre Eltern verloren hatten. Diese nicht betreuten Kinder brachten wir in den Kellerbunker des Stadttheaters. Dann liessen wir sie um drei, vier Uhr nachts oder zu einer anderen passenden Zeit ans andere Wolgaufer transportieren. Gleichzeitig wurde Verpflegung herübergebracht, sie wurden mit allem Notwendigen ausgestattet.

**Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres):** Erst am 13. September, als die Deutschen auf der Höhe von Kuporosnoje<sup>58</sup> zur Wolga durchbrachen, zerriss die Verbindung zwischen Stalingrads Herz und seinem Hirn. Die Arterie war beschädigt. Wir standen vor der Aufgabe, den südlichen Teil der Stadt mit Strom zu versorgen, vor allem die Industrie und die Wohngebiete im Kirow-Bezirk. [...] Die Deutschen, die sich in den Hügeln bei Jelschanka und Kuporosnoe festgesetzt hatten und offenbar Kenntnis von der Arbeit unseres Kraftwerks hatten, nahmen uns unter erbitterten Artilleriebeschuss. Zuerst schossen sie sich ein, dann konzentrierten die Deutschen das Feuer in direktem Beschuss mit extremer Wucht auf uns.

**Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks):** Am 14. September war Sitzung des Büros des Bezirkskomitees. Die Sitzung wurde im Deckungsgraben abgehalten. Man zog das Fazit zum Barrikadenbau und zur





Flüchtlinge aus Stalingrad. September 1942

Evakuierung der Jugendlichen. Als die Versammlung zu Ende war, war es irgendwie ganz still. An der Sitzung hatten der Milizchef, der Stabschef vom Luftschutz und der Direktor der Fabrik «Rote Wache» teilgenommen. Es wurde Protokoll geführt, ganz formlos in ein Heft geschrieben, das ist alles erhalten geblieben. Der Stabschef sagte: «Ich gehe mal nachschauen, was da so alarmierend ist.» Am Tag vorher, am 13., hatte er [der Feind] uns heftig bombardiert, wie besessen. [...] Als der Stabschef losging, um zu erfahren, warum so eine unheimliche, unheilverkündende Stille herrschte, ging plötzlich Miliz in schwarzen Anzügen an uns vorbei. MPis, hinten Taschen umgehängt und alle gleich angezogen. Sie gingen vorbei. Wir dachten, das wäre unsere Miliz, und sagten: «Geht die Miliz noch vor uns zum Haus der Spezialisten?» Das waren, wie sich herausstellte, deutsche MPi-Schützen gewesen, die vorbeigingen und sich im Haus der Spezialisten einnisteten, und wir sassen hier, 50 Meter entfernt. Es war gegen drei Uhr. Der Stabschef kam und sagte: «Ich schlage vor, unverzüglich wegzufahren, denn auf der Perwomajskaja stehen deutsche Panzer.» Im Dserschinski-Bezirk kamen deutsche Panzer unter der Brücke hergefahren, und die MPi-Schützen waren schon im Haus der Spezialisten.

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads): Am 14. September** sickerten deutsche MPi-Schützen in die Stadt ein und besetzten das Haus des NKWD. Ich bekam zu dem Zeitpunkt vom Garnisonschef die Mitteilung, dass Gruppen von MPi-Schützen vom zentralen Flughafen aus über den südlichen Hang des Mamajew-Hügels einsickerten. Er befahl mir, das zu prüfen. Ich nahm drei Mann und brach zur Erkundung auf. Beschloss, zum «Roten Oktober» in die Kommandantur zu gehen, zehn Mann mitzunehmen und zu erkunden, ob es sich so verhielt oder nicht, denn es gab unterschiedliche Gerüchte. [...] Ich ging am Wolgaufer entlang und dachte, ich gehe in den «Roten Oktober» und hole mir Leute. Wir kamen zur Nordwerft, da stellte sich heraus, dass die Deutschen die Fähre beschiessen. Wir lieferten uns etwa zwei Stunden ein Feuergefecht mit ihnen. Ich holte mir meine Leute. An der Fähre stauten sich etwa 100 Fahrzeuge – man konnte nicht übersetzen, weil mit MGs und MPis gefeuert wurde. Ich nahm etwa 15 Mann zum Haus der Spezialisten mit. Ein Schusswechsel begann – sie von dort, wir von hier. Ein Unter-Politruk wurde verwundet. Ich sah, dass es keinen Sinn hatte. Ging mit meinen Leuten zum GS an der Zariza zurück. Wir kamen zum Chalsunow-Platz. Auf dem Platz stand Flak, direkt am

Ufer. Sie wurde von fünf feindlichen Flugzeugen im Sturzflug angegriffen. 15 Meter vom Wolgaufer entfernt stand eine Kanone. Fünf Flugzeuge griffen die Kanone im Sturzflug direkt an. Die Kanone feuerte. Wir sahen, wie die Bomben fielen. Zwei meiner Männer legten sich ins Wasser, ich plumpste in den Graben. Eine Bombe fiel etwa zehn Meter von mir entfernt. Ich wurde hochgeworfen, hingeschleudert, offenbar auch verletzt. Ich musste später sieben Tage liegen. Ich stand auf, fiel wieder hin. Hatte das Gefühl, als wäre etwas gerissen. Meine beiden Kameraden packten mich und brachten mich zum GS. Da fing das Bombardement wieder an. Es stellte sich heraus, dass eine Bombe in die Rückwand des Kommandantur-Gebäudes gefallen war und es in Brand gesetzt hatte. Es war eine Brandbombe. Ich sah, wie die Bombe dorthin fiel, und dachte, tja, die hat wohl alle totgeschlagen. Stand auf. Sah, dass das Gebäude brannte.

**Tschujanow (1. Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):**

13. September.<sup>59</sup> [...] Der GS des Verteidigungskomitees befindet sich wenige Meter von der Frontlinie entfernt. Die Telefon- und Telegraphenverbindung mit dem nördlichen und dem südlichen Teil der Stadt ist unterbrochen. Die Faschisten sind an einigen Stellen bis an die Wolga gelangt und haben die Stadt in separate, selbständige Verteidigungsabschnitte zerschlagen. Es wurde der Entschluss gefasst, ans linke Wolgaufer zu ziehen. Mit der Organisation des Übersetzens wurde Iwan Wassiljewitsch Sidorow beauftragt, der Sekretär des Gebietskomitees für Verkehr. [...] Spät nachts näherten sich von Krasnaja Sloboda aus zwei Gleitboote dem GS, und wir begannen überzusetzen. Mit der letzten Fuhre waren die Gen. Woronin, Simenkow, ich und meine Helfer unterwegs. Bis zur Mitte der Wolga war es relativ ruhig. Kaum waren wir in der Strommitte, als Raketen über uns hingen. MGs ratterten los.

Wir duckten uns zum Bootsrand. Der Bootsführer wollte den Motor drosseln, doch in der Eile übertrieb er und würgte den Motor ab. Wir wurden von der Strömung geradewegs zum Chalsunow-Denkmal getrieben, wo die Deutschen mit den MGs feuerten. [...] Sidorow liess das Steuer los und ging zum Bootsführer.

«Mensch», seufzte er schwer. «Was hast du angestellt, siehst du, wohin die Reise geht?»

«Zu den Faschisten zu Besuch», scherzte Simenkow bitter.

Es war aber nicht zum Lachen. Das Boot wurde ins MG-Feuer getrieben.

*Es blieb nur ein Ausweg – ins Wasser zu springen. In diesem kritischen Moment sprang der Motor wieder an. Iwan Wassiljewitsch lief zum Steuer, riss es herum und lenkte das Boot in Richtung Krasnaja Sloboda.*

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads): Bis zum 14. September** existierte diese Kommission [die Städtische Notstandskommission]. Vom 14. September an zogen Gebiets- und Exekutivkomitee ans andere Wolgaufer, die Kommandantur blieb hier. Alle Bezirks- und Stadtorgane zogen ans andere Ufer. [...] Nachdem das Gebäude der Kommandantur in der Kommunistischen Strasse zerbombt worden war, arbeitete und empfing die Kommandantur an verschiedenen Orten. Einige Tage waren wir im Krankenhaus, dann zogen wir in die Oktober-Strasse, dann waren wir an der Zariza, ab dem 18. September sassen wir mit Generalmajor Rodimzew im GS. Dort blieben wir bis zum 25. September. Am 25. September gingen wir mit der 62. Armee in den Bezirk «Barrikaden». Vom Barrikaden-Bezirk zogen wir in den Bezirk «Roter Oktober», wobei wir permanent dem Oberbefehlshaber der 62. Armee zur Verfügung standen. Wir gruben da Unterstände und befanden uns die ganze Zeit dort. [...]

Man muss sagen, dass ich der Einzige war, der einen Stadtplan hatte, er war aus Pausleinwand. Das Kommando des Frontstabs befahl uns, ihnen zu zeigen, wo sich welche Strassen befanden, denn unsere Stadt hat so ihre Tücken. Wir schickten dann Leute dorthin. Zum Beispiel kommt um ein Uhr nachts irgendeine Unterabteilung zu uns, ihr muss man die Strasse oder die Richtung zeigen. [...] Da unsere Stadt von Schluchten durchzogen ist, sind die Strassen und Wege nicht so einfach zu finden.

**Generalleutnant Tschuikow (Oberbefehlshaber der 62. Armee):** Der Militärrat der Armee, der Oberbefehlshaber der Armee – sie verteidigten Stalingrad, sassen auf dem Mamajew-Hügel. Wenn uns MPi-Schützen einkreisten, hechteten wir ans Wolgaufer. Es gab Momente, da sassen wir 150 Meter von der vordersten Linie des Gegners entfernt. Waren lokale Parteiorganisationen vor Ort? [...] Nehmen wir den Sekretär des Gebietskomitees, Gen. Tschujanow, der hier Vorsitzender des Verteidigungskomitees heisst – wissen Sie, wann ich den zum ersten Mal persönlich gesehen habe? Am 5. Februar 1943 auf der Kundgebung. Gen. Pixin, Sekretär des Stadtkomitees, habe ich, wenn ich mich nicht irre, Ende Januar oder Mitte Januar 1943 zum ersten Mal gesehen. Vorher hatte ich keinen von denen gesehen.

[...] Der Kommandant von Stalingrad tauchte an unserem Ufer auf, als sich die Lage mehr oder weniger beruhigt hatte.

«Wie können wir Ihnen helfen?»

«Wer sind Sie denn?»

«Der Stadtkommandant.»

«Wo sitzen Sie?»

«Am anderen Wolgaufer – Leninsk, Achtuba, Krasnaja Sloboda, da sind sie ...»

Ich glaube, wenn es hier eine entsprechende Leitung gegeben hätte, wäre die Lage eine andere gewesen.

Eine Armee besteht aus Menschen, und eine bolschewistische Leitung befindet sich dort, wo in schweren Stunden höchste Gefahr droht.

[...] Der Gegner war schon in Stalingrad eingedrungen. Im Stalingrader Traktorenwerk lagen viele hundert Tonnen Treibstoff. Treibstoff über die Wolga zu schaffen war sehr schwierig, war mit kolossalen Gefahren verbunden. Ich sagte: Den Treibstoff holen! Traf den Direktor des Traktorenwerks, der mir erklärte, nach dem Erlass des Rats der Volkskommissare dürfte nichts aus der Fabrik entnommen werden. Ich befahl bewaffneten Soldaten, den Treibstoff zu holen. Sie trafen auf eine bewaffnete Wache, die ihre MGs auf unsere Soldaten richtete. Was sollte ich machen? Ich piff auf das Ganze und liess es bleiben. Den Treibstoff bekam der Gegner.

**Leutnant Simin (38. Schützenbrigade, ehemaliger Arbeiter der Fabrik «Barrikaden»):** Als wir kamen, um die Fabrik «Barrikaden» zu verteidigen, als wir Verteidigungsstellungen in der Oberen Siedlung der Fabrik bezogen, hatte ich die Gelegenheit, zum Werkkomitee der Fabrik und zum Bezirkskomitee zu gehen. Im Werkkomitee war niemand, nur Skorikow, im Bezirkskomitee der Partei war Kotow, Sekretär des Bezirkskomitees. Der Bezirkssowjet war nicht da, er war schon am anderen Wolgaufer. Die Fabrikdirektion war nicht da. Der Fabrikdirektor kam am 25. September zurück. Das heisst, er wurde hergebracht, und ihm wurde mitgeteilt, er solle sitzen bleiben und sich nicht vom Fleck rühren, bis ihm etwas anderes gesagt würde.

In der Fabrik wurden Montagearbeiten durchgeführt. Das Montagewerk war nicht beschädigt mit Ausnahme des Glasdachs, das zersplittert war, und hier wurde die Montage durchgeführt. Als man die Werksleiter und Brigadiere zurückgeholt hatte, zwang man sie, diese Arbeit zu organisieren. Die

## 150 Der soldatische Chor

Montage von Fertigteilen und Geräten ging organisiert vonstatten. Später wurden auch Reparaturen vorgenommen. Das Traktorenwerk war ebenfalls gesprengt worden, doch dann wurden dort die Montage von Einzelteilen und die Reparatur von Panzern organisiert, die vom Schlachtfeld zurückkamen.

**Brigadekommissar Wassiljew (62. Armee):** Hier hätte man das Parteiaktiv zurücklassen sollen, damit jede Wohnung, jedes Haus das Feuer erwidert hätte, dann wären die Deutschen nicht nach Stalingrad hineingekommen. Sie sind uns ja auf den Fersen gefolgt. Wir hatten keine Unterstützung. Die Stadt setzte sich nicht zur Wehr. [...] Ich werfe nur die Frage auf, wenn man von 400'000 Arbeitern 100'000 aufgestellt hätte – das wäre doch schon eine Armee gewesen! Und es waren Waffen da, um sie auszurüsten. Man hätte sie auf der Höhe aufgestellt, und wenn uns so eine Abwehr unterstützt hätte, wären die Deutschen nie nach Stalingrad hineingekommen, wir hätten sie auf den Zugängen so gezaust, wie wir es dann in der Stadt gemacht haben. Wir hätten jetzt eine leichtere Aufgabe zu erledigen, wenn wir dortgeblieben wären, aber in der Stadt ist das selbst mit unserem Können schwer und kompliziert und verursacht viel Blutvergiessen. Der Fall ist klar – die Stadt wurde aufgegeben, nicht verteidigt.

**Matewosjan (Chefingenieur der Fabrik «Roter Oktober»):** Am 14. September waren wir bei General Tschuikow und dem Mitglied des Militärrats Gurow. Sie forderten mit Nachdruck, die Leute wegzubringen, und motivierten das so, dass Menschen umkommen würden – die schiessen, wir schiessen. Von dem Zeitpunkt an begannen wir mit dem Abtransport.

**Burin (Aufklärer der 38. Schützenbrigade, ehern. Schlosser in der Fabrik «Barrikaden»):** Die Arbeiter wurden ans andere Wolgaufer evakuiert. Dann wurde der Befehl gegeben, wir sollten mit den Werkbänken nach Leninsk fahren. Man nahm uns alle mit. Wir setzten nach Leninsk über. In Leninsk hiess es, wir würden nach Nowosibirsk evakuiert. Einige von uns kamen zu spät und wurden nicht mehr weggelassen. Später gab es den Befehl: Wer hinter den anderen Arbeitern zurückbleibt, wird nach den Evakuierungsverzeichnissen erfasst und in den Kombat<sup>60</sup> geschickt. Wir wurden erfasst und hingeschickt.

Wir wurden in Soljanka aufgestellt. Ich war der Einzige aus meinem Werk. Dann traf ich einen Kameraden aus derselben Fabrik, nur aus Werk 16, Nesnamow heisst er. Wir waren die ganze Zeit zusammen und sind es bis auf den heutigen Tag. [...] Zuerst waren wir das Fabrik-Reserve-Schüt-

zenregiment. Dort wurden wir ausgebildet. Als die Ausbildung beendet war, wurden wir gefragt, wohin wir wollten. Ich ging zu den MPi-Schützen, dann wurde ich von den MPi-Schützen zu den Aufklärern verlegt.

**Major Demtschenko (Kommandant Stalingrads):** In der letzten Zeit haben wir die Leute zwangsweise weggeschafft. Einige waren der Meinung: Ich lebe hier schon 20 Jahre, warum soll ich Weggehen. Die Stadt wird bis zum Letzten verteidigt, die Stadt wird nicht ausgeliefert. Sicher, es gab auch vereinzelt welche, die auf die Deutschen warteten. [...] [Von der Bevölkerung aus den Fabrikbezirken] evakuierten wir vom 23. September bis zum 15. Oktober 149'000 Familien. Allerdings wurde dafür auch die Miliz mobilisiert. Wir gingen durch alle Gräben, durch alle Bunker, brachten die Leute fort und transportierten sie ans linke Ufer. Nur wenige Einwohner blieben in der Stadt zurück, die meisten im Dserschinski- und im Woroschilow-Bezirk, die ganz plötzlich besetzt worden waren. In den anderen Bezirken waren nur vereinzelt Leute zurückgeblieben. Gebrechliche, Alte und Kranke. Auf dem Territorium, das die 62. Armee hielt, blieben sie auch bis zum Ende. Allerdings waren ziemlich viele Kinder da. Die Mütter waren getötet worden, die Kinder blieben zurück. Einige Kinder wurden in Unterständen gefunden.

Da gab es folgenden Fall. Die Deutschen wurden aus einem Unterstand vertrieben, das Feuernest dort wurde liquidiert, aber wir gingen an dem Tag nicht in den Unterstand. Am nächsten Tag gingen wir gegen Abend rein. Da war ein Mädchen von sieben oder acht Jahren, das zwischen den Leichen lag. Sobald wir reinkamen, schrie es: «Holt mich raus, mir ist so kalt mit denen.» Ihre Mutter war tot. Generalmajor Sokolow, Kommandeur der 39. Division,<sup>61</sup> nahm das Mädchen zu sich.

**Matewosjan (Chefingenieur der Fabrik «Roter Oktober»):** Dreimal haben wir das Werk vermint und dann wieder entmint. Wir hatten eine direkte Verbindung zum Armeestab und zum Stab der Division, die uns verteidigte. [...] Als wir das letzte Mal zu General Tschuikow gingen, sagte er, dass es aus Moskau keine Anweisungen gebe und dass wir wohl kaum sprengen würden. Wir würden bis zum letzten Mann kämpfen. [...] Wir entminten wieder. Danach haben wir noch einmal vermint, weil das aus unserer persönlichen Sicht das Richtige war; in Befehlsform hat uns ja niemand was gesagt. [...] Dann hiess es aus Moskau, wir sollten wieder entminen,

## 152 Der soldatische Chor

anscheinend gab es einen Befehl von Berija<sup>62</sup>. [...] Wir<sup>63</sup> waren am 4. Oktober die Letzten, die das Werk verliessen.

**Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres):** Seine höchste Intensität erreichte das Artilleriefeuer am 23. September, als etwa 400 Granaten auf unser Objekt abgefeuert wurden. Ein heisser Tag war das und eine schwere Zeit für das Arbeitspersonal; besonders unheilvoll erwies er sich für unsere Aggregate.

Zunächst mit Einzelschüssen, dann mit Salven (die die Militärs normalerweise Artillerieschlag nennen) wurde unser Kraftwerk vollkommen ausser Betrieb gesetzt. [...] Geschosse, die das Kraftwerk trafen, brachten neben ihren Splintern die Zerstörung von Gebäudeteilen und Aggregaten mit sich, und die ganze Masse, Splitter, Konstruktionselemente, Glas, Holz, Ziegel, Metall, das alles stürzte den Menschen, die sich an ihrem Arbeitsplatz aufhielten, auf den Kopf. Besonders schwer war es im Kesselhaus. [...] Es genügt, wenn ich sage, dass dem Wasserprüfer Dubonossow an diesem Tag ein Geschoss vor die Füsse fiel, das nicht explodiert war. Er wusste nicht, dass das ein Geschoss mit verlangsamter Wirkung war, er riskierte sein Leben, doch er verliess seinen Arbeitsplatz nicht. Ich habe seine Gemütsbewegung selbst beobachtet. Er beruhigte sich erst, als das Geschoss vorsichtig von seinem Arbeitsplatz entfernt und anschliessend weggebracht worden war.

Das Kraftwerk wurde also abgeschaltet. Wir mussten entscheiden, was zu tun war. Die Deutschen hatten sich sehr gut eingeschossen, das Feuer war exakt. Unter diesen Bedingungen war die Arbeit für das Personal gefährlich. [...] Ich rief die Leiter der Abteilungen zusammen, um mich mit ihnen über das weitere Vorgehen zu beraten. Im Scherz nannten wir die Besprechung später Beratung in Fili.<sup>64</sup> Die Frage lautete, was werden sollte. Wenn man abschaltete, hiess das, dass die Fabriken in der Nähe keine Panzer reparieren, keine Geschosse produzieren konnten, es hiess, dass der ganze Bezirk ohne Wasser war, es hiess, dass die Armee kein Brot hatte. Wenn man das Kraftwerk laufen liess, war das eine direkte Gefahr für das Personal und die komplette Leitung. Es ist typisch, dass keiner der Abteilungsleiter das Wort «nein» aussprach. Alle fällten sehr bescheiden und leise, unter der unaufhörlichen Begleitmusik der Artillerie, das Urteil: Das Kraftwerk muss laufen. Das Kraftwerk lief am selben Tag, am 23. September, wieder an.

Die anbrechende Dunkelheit schränkte das Artilleriefeuer anfangs ein



wenig ein und stoppte es später ganz. Offenbar orientierten die Deutschen den Beschuss an Rauch und Dampf, die vom Kraftwerk ausgingen. Das Artilleriefeuer hörte bis zum 10. November nicht auf. Doch die Lektion des 23. September brachte unsere Leitung auf Gebietsebene dazu, das Kraftwerk nur noch nachts laufen zu lassen.

**Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad):** Es gab einen Vorfall, der hatte schon Ähnlichkeit mit einem Witz. Es wurde unglaublich geschossen. Semljanski, Direktor von Stalgres, schrieb dem Oberbefehlshaber der Armee eine Forderung und kleidete sie in folgende Worte: «Ich bitte darum, unverzüglich die feindliche Artillerie zu vernichten, da sie Stalgres an der Arbeit hindert. Im Nichterfüllungsfall werde ich mich an die höheren Instanzen wenden.» Schumilow erwähnte kürzlich, dass er, als er diese Forderung erhielt, dem Chef der Artillerie schrieb: «Genosse Soudso, unverzüglich die Artillerie vernichten, damit das Kraftwerk wieder arbeiten kann.»

**Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres):** Bei starken Artillerieschlägen war es oft schwer für das Personal, das nach unseren Anweisungen an Plätze ging, wo weniger Gefahr bestand, von fallenden Bauteilen und explodierenden Granaten verletzt zu werden. Interessant war, dass man etwas Aussergewöhnliches sehen oder besser hören konnte, wenn man in dieser Situation zur Schaltwarte ging: Vor dem Hintergrund der Artilleriemusik hörte man klassische Musikwerke, Gen. Karotschanski sass da und spielte auf dem Grammophon Schallplatten ab.

Babkin (1. Parteisekretär des Kirow-Bezirks): In der ersten Zeit rannten die Leute in die Gräben, wenn die Flugzeuge kamen und über die Siedlung flogen, sie versteckten sich; später haben sie sich daran gewöhnt. Eine Gruppe Flugzeuge kommt, die Leute können schon sagen, wo sie bombardieren werden. In Staraja Beketowka waren um die 30, 40 Katjuschas, sie schossen, und gleich fing die Windmühle an, sich zu drehen.

Als wir im Oktober in der Kolchose waren, sahen wir zu, wie die Katjuschas schossen. Eine Messerschmidt tauchte auf, machte eine Acht in der Luft und flog weg. Ich sagte, dass in zehn Minuten deutsche Flugzeuge dorthin kommen würden. 15 Minuten vergingen, und es tauchten deutsche Flugzeuge auf, fingen an zu bombardieren. Wir standen 250 Meter in der entsprechenden Richtung, sahen, dass sich von einem Flugzeug acht Bomben lösten, dann bombardierten die anderen, sie warfen die Bomben ab und

## 154 Der soldatische Chor

flogen davon. Wir hörten Schreie, Stöhnen. Sahen, dass wieder Flugzeuge auf uns zu kamen, und gingen hinter dem Haus in Deckung. Zwei Bomben fielen in drei Metern, eine in fünf Metern Entfernung. Der Fahrer und ich bekamen einen Splitterhagel ab. Wir sahen, wie eine dritte Gruppe ankam. Und so bombardierten sie den ganzen Tag, doch die Leute verhielten sich bereits sehr gelassen, ohne Panik.

Am selben Ort feuerte auch eine Fernkampfarillerie; die Kinder standen auf Skiern und Schlitten da und warteten auf den Schuss, der Luftdruck der Detonation schob sie an, und sie sausten auf Skiern oder Schlitten den Hügel runter.

Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres): 4. November 1942. Nach der Nachtschicht und dem üblichen Herunterfahren des Kraftwerks legte sich das gesamte Personal schlafen (es war übrigens von den ersten Tagen der Belagerung an kaserniert worden). Die Leute hatten sich bereits so sehr an diese Lebensweise gewöhnt, dass der Artilleriebeschuss sie nicht daran hinderte, sich normal ausgezogen zu Bett zu legen. Und nun, um 8.30 Uhr am Morgen des 4. November, breiteten plötzlich faschistische Aasgeier ihre Flügel über dem Kraftwerk aus. 49 Ju-87 oder Musikanten, wie wir sie nannten, warfen systematisch Bomben ab, um unser Kraftwerk zu zerstören. Jedes dieser 49 griff mehrmals im Sturzflug an. Besonders unangenehm war das Heulen der Sirenen. Ich glaube nicht daran, dass man sich, sagen wir, an Artilleriebeschuss, an Bombardements gewöhnen kann, ich finde keine Wahrheit in dieser Aussage. Jedes Bombardement und jeder Artilleriebeschuss ist meiner Meinung nach für alle Menschen nur schwer und unter Qualen zu ertragen, und es kann lediglich darum gehen, wie sehr man sich beherrscht, wie sehr man seine Gefühle verbirgt. Also ich habe noch nie Schlimmeres erlebt, als ich in diesen Minuten erlebt habe. Ich habe schon oft gehört, dass die Rotarmisten weniger die Bomben fürchten als die Sirene des Bombers im Sturzflug. Nun habe ich mich davon überzeugt, dass das die reine Wahrheit ist. Tatsächlich, die Sirene bringt die Menschen ausser Fassung. Tja, Sie können sich also vorstellen, was sich damals im Kraftwerk abspielte. Leute sprangen halbnackt aus den Betten, rannten in den Bunker, einige rannten zu den Aggregaten, um das Regime «Bereitschaft» für ein schweres Bombardement einzustellen.

Das Bombardement dauerte nicht lange, 20 bis 25 Minuten, doch für uns schien das eine Ewigkeit zu sein. Als die Flugzeuge abflogen, mussten wir einsehen, dass die Resultate dieses Bombardements ausserordentlich stark

waren. Während wir bis zu dem Tag kein einziges ernsthaftes Opfer zu beklagen hatten, waren es an dem Tag mehr als zwanzig. Sehr viele Aggregate waren beschädigt. Und das Kraftwerk war, nutzungstechnisch betrachtet, für lange Zeit praktisch funktionsuntüchtig.

Iljin kam, der Sekretär des Gebietskomitees der Partei. Vom Gebietskomitee der Partei wurde dann die endgültige Evakuierung ans linke Wolgauer beschossen, um die übrig gebliebene Handvoll Wagemutiger am Leben zu erhalten.

**Petruchin (Militärabteilung des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):** Über Partisanen. [...] Sobald die Deutschen unser Territorium angriffen, wurden bei uns 34 Partisanen-Aufklärungsabteilungen geschaffen, in einer Stärke von 839 Mann. Damals wurden mehr als 60 Lebensmittelbasen für die Versorgung der Partisanentrupps mit Nahrung angelegt. Ausserdem wurde Bekleidung und Ausrüstung zugeteilt, in den Basen wurden auch Waffen und Munition hinterlegt. Die meisten Kämpfer der Partisanentrupps wurden in Einheiten der Zerstörungsbataillone vorbereitet sowie in Einheiten, die vom Gebietsowjet der OSOAWIACHIM<sup>65</sup> gegründet worden waren, in sogenannten Schulungsgruppen, einen Teil bildeten wir auch in Spezialschulen aus. [...]

Die Partisanentrupps befanden sich ausschliesslich in offenem Steppengelände, es gab keine ordentliche Deckung, es gab kein Wasser – deshalb waren unsere Partisanentrupps in der Regel klein, bestanden aus sieben, zehn, höchstens 15 Mann. Die faschistischen Horden führten in unseren besetzten Rajons (im Gebiet waren insgesamt 14 Rajons besetzt) scharfe Kontrollen und brutale Aktionen gegen die Zivilbevölkerung durch, was ebenfalls grosse Schwierigkeiten für die praktische Tätigkeit der Trupps darstellte. [...]

In den ersten Septembertagen 1942 kam eine Gruppe Partisanen zu Uljana Wassiljewna Sotschkowa im Weiler Kamyschi und bat um Wasser. In dem Moment, als Bürgerin Sotschkowa das Wasser holen ging, näherten sich zwei deutsche Patrouillen der Partisanengruppe. Die Partisanen liquidierten sie und flohen. Am nächsten Tag nahmen die Deutschen die 60jährige Sotschkowa und ihre 30jährige Tochter fest und durchkämmten dann das Gelände, das sich an den Weiler Kamyschi anschliesst; sie fingen fünf Rotarmisten, die sich zufällig in der Gegend aufhielten, weil sie irgendwo eingekesselt gewesen und ausgebrochen waren. Die Deutschen riefen die

männliche Bevölkerung des Dorfes zusammen und zwangen sie, ein Grab zu schaufeln, dann stellten sie die Rotarmisten und die zwei festgenommenen Frauen am Rand des Grabes auf und erschossen sie in Gegenwart der gesamten männlichen Bevölkerung. Danach warnte der deutsche Offizier Männer und Frauen, so würde es allen ergehen, und für jeden getöteten deutschen Soldaten würden 100 Einwohner erschossen werden. [...]

Im Weiler Awerino im Rajon Kalatschejew wurden 17 Personen verhaftet, Kinder im Alter von 8 bis 15 Jahren. Die Kinder wurden auf die Strasse gebracht und öffentlich ausgepeitscht. Sieben Tage lang gab man ihnen weder Wasser noch irgendeine Nahrung. Am 7. November richteten die Faschisten unter den schutzlosen Kindern ein grässliches Blutbad an: Sie erschossen zehn von ihnen und warfen die Leichen in die Silagegrube der Kolchose. Die Jungen wurden angeblich erschossen, weil einem Offizier eine Schachtel Zigaretten abhandengekommen und der Verdacht auf einen der Jungen gefallen war.

Im Dorf Plodowitoe wurde auf die Denunziation der Frau des ehemaligen Kolchosebrigadiers hin, der aus der Partei ausgeschlossen und 1938 wegen antisowjetischer Propaganda zu fünf Jahren verurteilt worden war, das Mitglied der WKP(b) Natalja Nikolajewna Ignatjewa von den deutschen Okkupanten verhaftet und erschossen. Ihre Leiche wurde eine Woche lang nicht weggebracht.

**Joffe (Direktor, Medizinisches Institut): Bereits im Dezember 1942,** als Stalingrad noch in der Gewalt der Okkupanten war, wurden Massnahmen zur Rückkehr der Kerngruppe Stalingrader Professoren ergriffen. Ende Januar begannen die Professoren des Stalingrader Medizinischen Instituts anzureisen, und am 25. Februar waren schon vier Personen eingetroffen.

**Schukow (Werksleiter in der Fabrik «Roter Oktober»): Die** Fabrik ist vor meinen Augen gewachsen, und es ist schwer, jetzt diese Zerstörungen zu sehen [das Gespräch fand am 8.1.1943 auf dem Fabrikgelände statt]. Das ist genau so, wie wenn man von zu Hause weggeht, Vater und Mutter sind am Leben, und nach einiger Zeit kommt man zurück und findet sie tot vor – so ein Eindruck ist das. [...] Jetzt sehe ich Ruinen und sonst nichts. Hier ist es nicht nur unmöglich zu fahren, hier kann man nicht einmal mehr hergehen. Das will einem nicht in den Kopf. Jetzt ist eine Gruppe aus meinem Werk, 22 Leute, für die Arbeit hier abgestellt. Sie warten darauf, unverzüglich zur Fabrik zu fahren und sich daran zu beteiligen, sie wieder in Ordnung zu bringen.



Generalmajor Gurjew übergibt das von seiner Division befreite Gebiet der Fabrik «Roter Oktober» dem Fabrikdirektor Matewosjan. Januar 1943. *Fotograf: G. B. Kapustjanski*

**Tschujanow (1. Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):**

*4. Februar. Heute ist das Fest des Sieges an den Wolgaufem. Der strenge und hoheitsvolle Platz der Gefallenen Kämpfer ist in roten Fahnenstoff gehüllt. [...] Zwölf Uhr Mittag. Auf der improvisierten Tribüne sind Mitglieder des Militärrats von Front und Armee erschienen, darunter W. I. Tschukow, M. S. Schumilow, A. I. Rodimzew, Leiter von Gebiets- und Stadtorganisationen. [...] In meiner Rede im Auftrag des Gebietskomitees der Partei, des Gebietssowjets der Arbeiterdeputierten und des Städtischen Verteidigungskomitees sagte ich: «Im Kampfe gegen den verhassten Feind, die deutsch-faschistischen Eroberer, wurde unsere Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Heute schwören wir unserer Heimat, der Partei und der Regierung, dass wir unsere geliebte Stadt wieder er stehen lassen.» [...] Ich verabschiede mich von den Kampfgenossen. Ihr Weg führt sie nach Westen, ich bleibe in der Stadt. Ich bin wieder zutiefst zivil geworden. Die Front hat sich Hunderte Kilometer weiterbewegt. Die Armee zieht ab. Es ist schwer, sich von Kameraden zu verabschieden, mit denen man so viel gemeinsam durchlebt hat.*

**Prochwatilow (Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):** Am 4. Februar fand eine allgemeine Kundgebung statt.<sup>66</sup> Ebenso fanden Kundgebungen im Gebiet Stalingrad statt. Nach der Mitteilung von Sowinformbüro über die Liquidierung der umzingelten Gruppierung bekamen Gen. Tschujanow und ich sehr viele Glückwunschtelegramme aus dem Rajon, danach kamen sie aus der ganzen Sowjetunion. Vor kurzem bekam ich ein Telegramm, ein gewisser Pletnjow schreibt, nennt seine Einheit und gratuliert zum Sieg. Die Stalingrader zeigen Anteilnahme. Und nicht nur die Stalingrader, das ganz Land nahm Anteil. Ich bekam viele derartige Telegramme.

Pixin (Sekretär des Parteikomitees, Stadt Stalingrad): Sobald die Liquidierung der deutschen Gruppierung in Stalingrad abgeschlossen war, wurden alle Kräfte zur Leichenräumung mobilisiert. In jedem Bezirk gab es einige tausend Leichen.

**Poljakow (Stellv. Vorsitzender des Sowjetkomitees, Gebiet Stalingrad):** Jetzt ist die Hauptaufgabe, so schnell wie möglich die Strassen zu räumen. Wir räumen schon einen Monat lang und werden einfach nicht fertig. Dabei kann man nicht sagen, dass wir schlecht arbeiten. Tausende beteiligen sich an dieser Arbeit.



Säuberung der Wolga-Uferstrasse. *Fotograf: L. I. Konow*

Eine grosse Unterstützung erweisen uns die Arbeiter der Kolchosen Sredne-Achtubinsk und Pralejsk. Beide haben je 50 Lastfuhrwerke geschickt, Kolchose-Arbeiter auf Kamelen, auf Büffeln. Mehrere zehntausend Leichen sind durch die Bemühungen unserer Kolchose-Arbeiter und -Arbeiterinnen bereits weggeschafft worden.

**Prochwatilow (Sekretär des Parteikomitees, Gebiet Stalingrad):** Die Kolchose-Arbeiter versuchten jedem Rajon zu helfen, der von den Deutschen besetzt gewesen war. Ich war in Kotelnikowo,<sup>67</sup> kam am dritten Tag nach seiner Befreiung an, in dem Rajon liegt die Kolchose Poperetschenski. In dieser Kolchose behielten die Arbeiter fast das gesamte vergesellschaftete Vieh, versteckten es die ganze Zeit in den Schluchten und gaben es den Deutschen nicht. Die Kolchose-Arbeiter aus diesem Weiler verbargen das Getreide in Gruben, und als die Rote Armee kam, berichteten sie davon. Jetzt ist die Kolchose mit Saatgut für die ganze Aussaat 1943 versorgt. In der Kolchose behielten sie zwölf Traktoren. Und wie? Als die Deutschen den Kotelnikow-Kessel geschlossen hatten und die Traktoren nicht weggefahren werden konnten, nahmen die Traktoristen wichtige Teile aus den Traktoren, und die Traktoren waren unbrauchbar; als die Deutschen abzogen, brachten die Traktoristen die Teile wieder, und die Traktoren konnten innerhalb von zehn Tagen wieder einsatzfähig gemacht werden. Die Traktoren sind jetzt einsatzfähig, alle Teile sind noch vorhanden. Der Maschinenpark, der in der Kolchose war, wird gut arbeiten. Übrigens leben hier Kosaken. Die Deutschen liebäugelten mit den Kosaken, aber es kam nichts dabei heraus. Die Kolchose-Arbeiter erzählten davon. [...]

Als ich im Rajon Perelas war, fuhr ich zum Weiler Lipowski und unterhielt mich mit den Kolchose-Arbeitern, die dort geblieben waren. Sie erzählten mir von allen Gräueltaten der Deutschen und Rumänen, die dort gewesen waren. Im Weiler waren nur ein paar Kühe geblieben, die übrigen hatten die Deutschen weggeholt, und in der Kolchose gab es etwa 179, 180 Höfe – ein grosses Dorf ist das. Besonders empört war die Siedlung über die Kriegsgefangenenlager. Im Weiler Lipowski ist ein kleiner Fluss, am Flussufer gab es eine Schweinezucht. Alle Höfe der Kolchose wurden niedergerannt – die Rinderzucht, die Schafzucht, bloss die Schweinezucht blieb übrig, ihr Hof wurde mit Stacheldraht umgeben, und dort befanden sich Kriegsgefangene. Sie bekamen Roggenspreu zu essen. Am Tag vor meiner Ankunft hatte man schon viele von ihnen beerdigt. Dort waren 23

Kommandeure mit erfrorenen Füßen gewesen, die Deutschen hatten sie nicht mitgenommen, sondern im Schweinestall mit Stroh umwickelt und angezündet. Wir trafen sechs Rotarmisten an, die in einer kleinen Hütte sassen, fünf Mann waren in einer Erdhütte im Hof. Die Bevölkerung half ihnen, und als der Sekretär des Rajonkomitees kam, wurden sie ins Lazarett gebracht, die meisten mit Erfrierungen, ausgezehrt, sie hatten nichts zu essen bekommen.

**Romanenko (1. Sekretär des Bezirks «Barrikaden»):** Von den vielen tausend, die vor dem 23. August im Bezirk gelebt hatten, trafen wir nur 130 Personen an – ausgemergelt, aufgebläht vor Hunger, mit Erfrierungen. Viele dieser Menschen erklärten, wenn die Unseren in den nächsten zwei, drei Wochen nicht gekommen wären, wären sie verhungert oder erfroren oder an den Misshandlungen der Deutschen gestorben.

**Burin (Aufklärer der 38. Schützenbrigade, ehern. Schlosser in der Fabrik «Barrikaden»):** Meine Familie war in Stalingrad geblieben. Einen Vater habe ich nicht mehr, meine Mutter ist umgekommen. Als wir hier ankamen, ging ich zu mir nach Hause und erhielt die Nachricht, dass meine Mutter am 8. September umgekommen war. Sie war in der Küche und kochte, es war vier Uhr morgens, eine Bombe fiel. Das Haus brannte nieder, meine Mutter wurde getötet.

**Denissowa (Parteisekretärin des Jerman-Bezirks):** Im Bezirk leben jetzt 62 Personen. Ein Teil der Bevölkerung wurde von den Deutschen deportiert, ein Teil blieb hier. Geblieben ist die Bevölkerung, die sich den Deutschen angenähert hat, die für sie gearbeitet hat. Diesen Leuten wurde erlaubt, hier zu leben. Es war eine verbotene Zone. Zur Zeit gehen wir die Häuserblocks ab. Dreimal haben wir eine Zählung der Bevölkerung durchgeführt, wir versuchen festzustellen, was mit wem ist. Wenn nötig, machen wir über den Betreffenden Meldung an die zuständigen Organe.<sup>68</sup>

**Joffe (Direktor, Medizinisches Institut):** Die Bevölkerung, die es nicht geschafft hatte, sich zu verstecken, wurde von den Deutschen nach Westen getrieben. Es blieben nur die zurück, die rechtzeitig in ihre Löcher gekrochen waren. Die Bevölkerung, die für die Deutschen gearbeitet hatte, war sofort zu erkennen – das sind Menschen, die das Gefühl für die eigene Würde verloren haben. Ich begegne in meiner Sprechstunde stets einer grossen Anzahl Menschen und erkenne diese unsowjetischen Leute sofort, am Blick, daran, dass sie nicht mutig, nachdrücklich, geradeheraus reden





Volksküche in Stalingrad, März 1943. *Fotograf: Georgi Selma*

können, vielleicht weil sie solche Angst hatten oder weil sie so zermürbt sind. Das wird sich nicht schnell geben, und in der ersten Zeit werden sich diese Leute psychologisch von anderen unterscheiden.

**Subanow (Chefingenieur im Energiekombinat Stalgres):** Nachdem ich ans linke Ufer evakuiert worden war, rief man mich nach Moskau, und dort sollte ich bleiben. Scheinbar war das ein Vorschlag, dem man nur zustimmen konnte – eine Arbeit in Moskau, eine Wohnung gaben sie mir. Einem gewissen Typ Mensch hätte das gefallen, aber ich zog es vor abzulehnen, indem ich mich davon leiten liess, dass man mich hier mehr braucht als in Moskau. Ich kann das Kraftwerk in dieser schweren Zeit nicht im Stich lassen. Wenn es mich in guten Zeiten durch seine Arbeit grossgezogen hat, muss ich ihm helfen, ihm alles geben, wenn es eine schwere Zeit erlebt. Ich bin hier vom einfachen Ingenieur zum Chefingenieur geworden. Und mein Gewissen diktiert mir jetzt die Aufgabe, das Werk wiederaufzubauen, damit es von neuem die Leistung erbringt, die es vor dem Krieg erbracht hat.

**Joffe (Direktor, Medizinisches Institut.** Das Interview wurde am 1. Februar 1944 durchgeführt): Unser grösstes Problem ist der Wohnraum. Die Studenten schlafen nach wie vor zu zweit in einem Bett.

## 162 Der soldatische Chor

Wir haben zwar viel Bettzeug, viele Betten und Matratzen, aber keinen Platz, um die Betten aufzustellen. [...]

In Stalingrad ist ein grosser Zustrom von Menschen zu verzeichnen. Schon jetzt haben wir 250'000 Einwohner, und jeden Monat treffen bis zu 10'000 Personen ein, worüber die «Stalingrader Prawda» in der Rubrik «Die Wiedererrichtung Stalingrads» schreibt. Dieser Zustrom von Einwohnern schafft grosse Probleme bezüglich ihrer Unterbringung, Ernährung, der Beschulung der Kinder und der Behandlung von Kranken, denn der Wiederaufbau der Stadt hält im Hinblick auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse nicht mit dem Bevölkerungswachstum Schritt. In den Schulen wird von acht Uhr bis nachts um zwölf in Schichten unterrichtet, wobei die unteren Klassen nur jeden zweiten Tag Unterricht haben.

Doch man muss auch sagen, dass der Zustrom der Menschen ein Symbol für die Wiedererrichtung der Stadt ist. Viele leben noch unter den unterschiedlichsten Bedingungen: In Kellern, Schützengräben, Unterständen, in einem Raum leben Dutzende von Menschen. Und dennoch kommen die Menschen hierher, allen Hindernissen zum Trotz. Der Wegzug aus der Stadt ist sehr geringfügig, vorwiegend sind es Nichtstalingrader. Die Men-



Zurückgekehrte Stadtbewohner wohnen in den verlassenen Unterständen der 62. Armee, Stalingrad 1943. *Fotograf: Georgi Selma*

## Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner 163



Telefonistinnen der Roten Armee bei der Arbeit. Stalingrad, Dezember 1942.

*Fotograf: Georgi Selma*

schen kommen her, um für den Wiederaufbau Stalingrads zu kämpfen. [...] Die Stimmung unter den Stalingradern ist lebhaft – wir wollen ganz normal leben und arbeiten. Die Siege der Roten Armee flößen uns Kraft ein wie ein Elixier.

**Pigaljow (Vorsitzender des Sowjetkomitees, Stadt Stalingrad):** Die Telefonistin sass bei den Feuerwehrleuten. Das Vermittlungspult dort war nicht geschützt. Es stand im ersten Stock. Wenn eine Bombe fiel, gab es keine Rettung. Der GS war aus Beton. Manchmal wurde man wie in einem Boot geschaukelt, wenn man da sass. Die armen Telefonistinnen hockten am Pult. Sie konnten nicht weg, sie mussten verbinden. Man rief an und hörte, wie ihre Stimme zitterte.

«Verbinden Sie mich mit Soundso!»

«Jawohl.»

Die Stimme zittert, aber die Verbindung wird hergestellt. Dann hört man durch den Hörer, dass sie weint, doch sie verlässt ihren Posten nicht, der Befehl lautet anders, sie bleibt sitzen. Das schien damals ganz normal. Wenn man jetzt, in ruhiger Situation, an diese Umstände zurückdenkt, stellen sie sich anders dar, aber damals sagte man sogar: «Was hast du uns für einen Sauertopf dahin gesetzt, die sitzt da und heult!» Wenn man sich jetzt

## **164 Der soldatische Chor**

die Situation vorstellt, wird einem richtig unheimlich. Es donnert überall, du sitzt im Beton, und sogar hier ist dir mulmig. Was muss sich erst bei ihr da oben tun, wenn sie im ersten Stock am Fenster sitzt! Sie ist immerhin eine Frau, kein Soldat mit starken Nerven. Eine normale Frau, eine normale Telefonistin, was kann man schon von der verlangen!

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Die Küchenarbeiterin Agrafena Posdnjakowa

Das Gespräch mit der Küchenarbeiterin Agrafena Posdnjakowa wird nach dem Gruppengespräch mit den übrigen Funktionären und Einwohnern von Stalingrad gesondert vorgestellt, weil sie als einzige dieser befragten Zeitzeugen nicht evakuiert worden war und die deutsche Besatzungsherrschaft unmittelbar erfuhr. Dieses Schicksal teilte Posdnjakowa mit schätzungsweise 150'000 bis 200'000 anderen Einwohnern Stalingrads.<sup>69</sup> Einigen war die rechtzeitige Evakuierung verweigert worden, die meisten jedoch konnten wegen kranker Familienangehöriger nicht weg, oder sie wollten nicht als Flüchtlinge in den nahenden Winter gehen. Kaum einer hatte eine genaue Vorstellung vom Besatzungsregime der Deutschen; wenn überhaupt, dann hielt man die sowjetische Propaganda von den Gräueltaten der Faschisten für übertrieben.<sup>70</sup>

Die Zerstörung der Stadt schritt nach dem Flächenbombardement der letzten Augusttage weiter voran. Die Luftwaffe flog weitere Bombenangriffe, sowjetische Artillerie beschoss die umkämpften Bezirke vom linken Ufer aus. Die überlebenden Bewohner, zumeist alte Menschen, Frauen und Kinder, suchten Schutz in Kellern, Verschlagen, Erdlöchern und Wasserrohren.<sup>71</sup> Viele kamen während des Häuserkampfes durch den wahllosen Gebrauch von Handgranaten ums Leben. Empört berichtete die sowjetische Presse von Angriffen der Deutschen im Industrieviertel, bei denen Wehrmachtssoldaten Gruppen von Zivilisten als menschliche Schutzschilde vor sich hertrieben.<sup>72</sup>

In den besetzten Stadtbezirken und im Umland errichteten die Deutschen eine Militärverwaltung. Der zum Kommandanten von Stalingrad benannte Major Speidel erläuterte nach seiner Gefangennahme durch die Rote Armee im Februar 1943 die Ziele der deutschen Besatzungsherrschaft: «die vollständige Vernichtung des Partei- und Sowjetaktivs, die Vernichtung aller

Juden» und ferner die Erfassung der Bevölkerung zum Zwecke ihrer Ausbeutung und der verstärkten Sicherheit der Besatzungsarmee.<sup>73</sup>

In der Stalingrader Region lebten nur wenige Juden. Dennoch verzeichneten sowjetische Protokolle 855 Morde an Juden, viele von ihnen wahrscheinlich Flüchtlinge aus der Ukraine, die mitunter auf sadistische Weise umgebracht wurden.<sup>74</sup> Zahlen über die in der Stadt umgebrachten Juden, die von der Feldgendarmerie und den sie unterstützenden ukrainischen Hilfspolizisten aufgespürt wurden, fehlen. Wie Major Speidel zu Protokoll gab, wurden Juden und Kommunisten in Stalingrad sofort erschossen, weil man nicht wusste, wo sie verwahrt werden sollten.<sup>75</sup> Dass die Mordziffern nicht höher ausfielen, war der letztlich doch noch rechtzeitigen Evakuierung der meisten Kommunisten und jüdischen Flüchtlinge aus Stalingrad zu verdanken.

Die Besatzer forderten die Bewohner der Stadt dazu auf, sich bei den Ortskommandanturen zu melden. Wer keine Meldebescheinigung vorlegen konnte, dem drohte Lager oder Erschiessung. Männer im wehrfähigen Alter wurden prophylaktisch in Kriegsgefangenenlager gesteckt.<sup>76</sup> Ein dem Oberquartiermeister der 6. Armee unterstellter Sonderstab leitete den Abtransport der Einwohner, die im Hinblick auf ihre wirtschaftliche Ausbeutung taxiert wurden. Schon um den 1. Oktober mussten täglich 8'000 bis 10'000 Einwohner, nachdem sie sich, deutschen Aufrufen folgend, an Sammelpunkten gemeldet hatten, einen 100 Kilometer langen Fussmarsch nach Kalatsch, dem nächsten Eisenbahnpunkt, antreten. Wasser und Verpflegung wurden nicht gestellt. Bei frostigen Temperaturen mussten sie im Freien übernachten. Von Kalatsch und Tschir wurden sie per Bahn in das Auffanglager Forschat 300 Kilometer westlich von Stalingrad gebracht und dort von verschiedenen Behörden gemustert.<sup>77</sup> Ein Wehrmachtssoldat beschrieb in einem Feldpostbrief vom 20. November die Schlange von Flüchtlingen, die bei 20 Grad Kälte Richtung Kalatsch zog: «Auf beiden Seiten des Weges liegen erfrorene Frauen und Kinder. Sie liegen auch in den Gräben und Schützengräben, in denen nachts die Flüchtlinge Schutz suchen. Ihre einzige Nahrung sind die toten Pferde. Jedes Pferd ist bis auf die Knochen abgenagt.»<sup>78</sup>

Als die Rote Armee ihre Gegenoffensive startete, befanden sich in den von den Deutschen besetzten Stadtteilen nur noch bis zu 15'000 Einwohner.<sup>79</sup> In den folgenden Wochen verschlimmerte sich ihre Lage rapide. Schon seit dem Einfall der deutschen Soldaten im September gehörte der Diebstahl von Schmuck und Haushaltsgegenständen zur Tagesordnung. Ab

## Die Küchenarbeiterin Agrafena Posdnjakowa 167

Dezember durchsuchten Soldatentrupps die Hütten und Verschläge der Bewohner nach versteckten Essensvorräten und warmen Kleidungsstücken. Gewaltsame Übergriffe vonseiten der frierenden, hungrigen und gereizten Besatzer nahmen zu. Im offenen Feld stationierte Einheiten schickten Kommandos zur Holzbeschaffung in die Stadt, die ohne Rücksicht auf die Bewohner deren Behausungen demontierten. Offiziere und Soldaten der sich in die Stadt zurückziehenden 6. Armee quartierten sich in die noch intakten Wohnhäuser ein und setzten die Bewohner auf die Strasse. Deutsche Offiziere nahmen ihren rumänischen Verbündeten die Quartiere ab; diese vergingen sich an der Zivilbevölkerung.<sup>80</sup>

Zum 1. Januar 1943 verfügte der Oberinspekteur der 71. Infanterie-Division für den Raum «Stalingrad-Süd» die Registrierung aller verbliebenen Bewohner. Für eine Meldebescheinigung mussten bei der Kommandantur 2 kg Getreide entrichtet werden. Im Zuge des Verfahrens wurden 2'500 Bewohner registriert und 4 Tonnen Getreide eingebracht. In einigen Fällen wurden Bewohner, die mit ihren geringen Vorräten erschienen, vor der Kommandantur von marodierenden Soldaten ausgeraubt. Da nur für einen kleinen Teil der vermuteten Restbevölkerung Meldescheine ausgestellt worden waren, ordnete der Inspekteur zum 10. Januar eine erneute Registrierung mit einer Zwangsabgabe von 2 kg Weizen oder 3 kg Roggen an. Dieser neuerlichen Vorladung kamen 300 Bewohner nach.<sup>81</sup>

Im Interview mit den Historikern schildert Agrafena Posdnjakowa diese Pflichtabgabe bei der Kommandantur neben anderen Erfahrungen und Eindrücken von der Besatzungsherrschaft. Ihr Mann und zwei ihrer Kinder kamen während der Schlacht um Stalingrad ums Leben. Wie sie und ihre restlichen vier Kinder die beinahe sechs Monate andauernden Kämpfe und Entbehrungen überlebten, ist erstaunlich. Es konnten keine schriftlichen Dokumente oder Fotografien gefunden werden, die weiteren Aufschluss über diese Köchin und ihre Familie geben. Vermutlich unterschieden sie sich nicht von den überlebenden Gestalten in der Ruinenstadt, deren Anblick eine städtische Angestellte beschreibt, die im Februar 1943 in ihr zerstörtes Viertel zurückkehrte: «Wir gingen durch unseren befreiten Bezirk, über Trampelpfade, die durch die Minenfelder führten, und trafen auf Menschen, die das menschliche Gedächtnis verloren hatten und ihre eigene Stimme fürchteten. Du siehst einen Menschen – er hat die Gestalt eines Jungen, aber seine Schläfen sind ganz weiss.»<sup>82</sup>



Uliza mira (Friedensstrasse), Stalingrad 1943. *Fotograf: L. I. Konow*

### **Kommission zur Geschichte des Vaterländischen Krieges. Stalingrad, 14. März 1943.**

Agrafena Petrowna Posdnjakowa, Arbeiterin im Stadtkomitee der Partei

Im Stadtkomitee der Partei habe ich in der ersten Zeit als Putzfrau gearbeitet, dann in der Küche. Seit etwa fünf Jahren arbeite ich dort. Mein Mann war Arbeiter. Sechs Kinder. Die Grosse hat auch beim Stadtkomitee gearbeitet, in der Bücherei. Sie war Komsomolzin. Mein Mann war Schuhmacher, hat in der Schuhfabrik gearbeitet, dann in der Invalidenwerkstatt. Ich habe meinen Mann und zwei Kinder bei den Kämpfen in Stalingrad verloren.

«Er» fing am 23. August an zu bombardieren, am Abend natürlich. Wir waren alle auf der Arbeit gewesen. Der Tag verlief gut, alles war wie üblich, abends kamen wir nach Hause, hatten uns noch nicht hingesetzt, um auszuruhen, da kam «er» zu Besuch.

Ich hätte wegfahren können, aber zu der Zeit waren alle meine Kinder krank. Deshalb blieben wir hier. Solange unsere Leute noch da waren, war es nicht schlimm, obwohl bombardiert wurde – Brot bekamen wir, wenn Bomben fielen, gingen wir in den Keller. Manchmal sassen wir Tag und Nacht im Keller. Es gab Augenblicke, da wurde es etwas still, wir liefen



raus, schnappten uns irgendwas und zurück, oder wir buken Brot oder bekamen welches, und zurück in den Keller. Zum Wasserholen gingen wir an die Bahnlinie. Wir gingen auch, wenn Kugeln fielen. Wasserholen war schwierig. Es gab sehr viele Fälle, wo einer Wasser holen ging und nicht zurückkam. Das Wasser nahmen wir aus den Zisternen, oft war Masut drin.

Wir wohnten in der Solnetschnaja, der Sonnenstrasse, in einem zweistöckigen kleinen Häuschen. Wir sassen im Keller dieses kleinen Hauses. Am 14. September wurde unser Keller von den Deutschen eingenommen. Am 17. September brannte es bei uns. Das ganze Viertel brannte ab. Wir wurden aus dem Keller geworfen. Ich sass mit meiner Familie im Hof, in den Gräben, aber unser Häuschen war ganz.

Gegen elf Uhr brach wieder ein Feuer aus, ein ganz gewaltiges – furchtbar war das. Wir sassen beim Abendbrot. Einer von uns schnappte sich Sachen, der andere die Kinder, wir wollten raus. Die Deutschen machten die Tür zu und riefen: «Schlafen, Russki, schlafen!» Wir mussten durchs Fenster klettern und die Kinder durchs Fenster werfen. Wir mussten alles zurücklassen. Vom Haus blieben nur die Mauern stehen. Innerhalb dieser Mauern verbrachten wir die Nacht. Am Morgen kamen die Deutschen und erklärten, dass wir auch da rausmüssten. Wir gingen in unseren Graben zurück. Wir räumten ein bisschen auf, richteten uns ein und sassen da. Dort sassen wir bis zum 26. September. Am 27. war eine sehr starke Kanonade. Mein Mann und mein Mädchen wurden getötet, und wir wurden verschüttet. Der Junge [sie zeigt auf ihn] wurde verletzt. Wir wurden ausgegraben und kletterten heraus. Gingen in den Keller zu den Eltern des Mädchens, das heute hierher zu mir kam. In dem Keller wohnten wir bis zum 12. Oktober, am 12. Oktober verjagten die Deutschen uns endgültig von diesem Territorium, wir mussten ganz weg aus dem ganzen Zentrum, an den Stadtrand. Einige gingen mit Taschen behängt los, aber mein Junge war verwundet, die Kinder klein, meine Beine waren auch verletzt. Wir siedelten an den Stadtrand über, hinter das Sowjet-Krankenhaus, in den Dserschinski-Bezirk. Dort wohnen wir bis heute. Es kamen Deutsche und wollten uns auch aus dem Gebäude rauswerfen. Wir gingen zur Kommandantur und baten: Ich war krank, hatte die Kinder. Sie kamen, guckten, zuckten die Achseln: Wo sollen die hin, die kommen sowieso um.

Wir wurden sehr schlimm behandelt, geschlagen, es wurde auf uns geschossen.

Im Getreidesilo war noch viel Getreide.<sup>83</sup> Die Deutschen transportierten

## 170 Der soldatische Chor

es aus dem Silo ab. Regelrechte Riesen-Kolonnen fuhren da. Die Fuhrleute waren russische Kriegsgefangene. Wenn man einen Fuhrmann fragte, brachte er einem einen Sack oder einen halben Sack Mehl. Für 200, 300 Rubel kauften wir ihn. Bei jedem russischen Gefangenen war ein Deutscher. Bei dem einen kauften wir, und der andere, der Deutsche, kam nach einer, anderthalb Stunden [und nahm es uns weg], weil er wusste, dass wir es gekauft hatten. Tja, sie haben uns also ganz heruntergebracht. Wir hatten kein Geld mehr und kein Brot. Solange unsere Leute hier waren, bis zum [...] September, bekamen wir Brot, Mehl, ein bisschen Weissbrot für die Kinder. In der Zeit haben wir uns irgendwie durchgeschlagen. Dann verlegten wir uns auf Pferdefleisch. Sie hatten kein Futter mehr für die Pferde, die Pferde fielen um. Man ging auf die Strasse, wo das Sowjet-Krankenhaus war, da waren schreckliche Baracken. Man ging zu den Baracken und bat einen russischen Kriegsgefangenen. [...] Es war ja zu sehen, dass das Pferd auf jeden Fall zusammenbrechen würde. Er erschoss es. Wir nahmen das Pferdefleisch und ernährten uns damit. Dann, als die Deutschen eingekesselt waren, assen sie selber Pferdefleisch. Uns liessen sie die Beine, den Kopf, die Innereien. Als es dem Ende zuing, gab es auch das nicht mehr. Sie holten sich alles selbst, uns liessen sie nur die Hufe und die Innereien. Wenn sie bei jemandem Pferdefleisch sahen, nahmen sie es gleich weg. Besonders als die Rumänen aus Kalatsch hergetrieben wurden, als unsere Leute Kalatsch eingenommen hatten, da dachten wir, die würden uns alle bei lebendigem Leib auffressen. So hungrig waren sie. Strenger Frost, und die trugen fast nichts am Leibe, es war schrecklich anzusehen. Tag und Nacht zogen diese Vogelscheuchen daher. Und geraubt haben sie – was ihnen in die Finger kam, nahmen sie mit.

Als sie Stalingrad einnahmen, waren sie satt. Sie brauchten Kleidung, gute Schuhe, Gold, Uhren, und später nahmen sie dann alles. In der deutschen Kommandantur verlangten sie zum Beispiel für ein Auto, das einen aus Stalingrad herausbrachte, eine goldene Uhr, gute Stiefel, Anzüge, einen Männermantel oder einen guten Teppich. So etwas hatten wir natürlich nicht. Also konnten wir nur zu Fuss gehen. Der Deutsche hat sich dann noch solche Stückchen geleistet: Die Sachen genommen, die Leute vor die Stadt gefahren, sie irgendwo rausgesetzt, sollten sie selber sehen, wie sie weiterkamen ...

Viele Einwohner sind in Stalingrad geblieben, Mädchen und junge Frauen, Jungen unter 14. Männer unter 55 oder 60 und Frauen unter 50

wurden nach Deutschland deportiert. Viele junge Frauen und Mädchen arbeiteten und wohnten bei ihnen. Gute Patriotinnen! Hier im Zentrum wurden die, die für sie arbeiteten, in der ersten Zeit nach Hause gelassen, aber in Begleitung eines Deutschen. In letzter Zeit war das verboten, sie wurden nicht mehr nach Hause gelassen. Man machte ihnen Ärmelstreifen, Papiere, damit die Gebäude nicht zerstört wurden, in denen sie wohnten. Die, die ihnen Wäsche wuschen, für sie putzten.

Als Unsere wieder einmarschierten, am 28. Januar, wurde unser Häuschen erneut von zwei Geschossen getroffen.

Ständig klopfen welche, bitten, dass man sie reinlässt, um sich aufzuwärmen. Wenn man sie reinlässt, wühlen sie in den Sachen, schleppen sie weg. In letzter Zeit war es so, dass sie selbst die Fladen wegnahmen, die man aus elenden, brandigen Weizenkörnern gebacken hatte. Man kocht den Kindern was, zum Beispiel Pferdefleischsuppe, oder man lässt etwas Pferdefleisch übrig, schneidet es in Stückchen statt Brot – selbst das haben sie mitgehen lassen. Wir liessen keinen mehr rein. Sonst lief es so ab: Zwei, drei kommen her. Einer steht mit dem Nagant<sup>84</sup> an der Tür. Die anderen sagen: Gib uns was, los, los. Ich hatte ja keinen Mann. Sagte zu ihnen: Sucht doch. Sie suchen, suchen, finden nichts; wenn sie was finden, nehmen sie's mit. Jeden Abend gab es so eine Geschichte. Eine Zeitlang liessen wir keinen rein, da fingen sie an zu schiessen.

Dann gab es einen Anschlag, dass wir Brot in die Kommandantur bringen sollten, zwei Kilo sollten wir abgeben. Wenn kein Brot da war, Fleisch, wenn kein Fleisch da war, Pferdefleisch oder Salz oder Seife oder Tabak. Das hatte ich alles nicht. Ich ging zur Kommandantur und sagte, ich hätte nichts. Das interessiert uns nicht, bring uns was. Wenn du das nicht tust, nehmen wir dir den Pass weg. Ich sagte, ich hätte auch keinen Pass. «Nehmt mich und die Kinder und macht mit uns, was ihr wollt. «

Die Mutter von dem Mädchen [bei der sie wohnten] hatte brandigen Roggen, die Mäuse hatten ihn verschmutzt. Ich habe ihn gelesen, gesiebt, in die Tasche geschüttet und gesagt: «Das ist alles, was ich habe.» «Gut, gib her, das geht auch.»

Als wir noch am Platz des Neunten Januar<sup>85</sup> wohnten, ging der Junge, der Gera, zur Schule. Dort gaben ihm zwei Rotarmisten Weizen. Wir wussten nicht, wohin damit, und vergruben ihn in einer Grube. Als wir aus der Wohnung rausgeworfen wurden, konnten wir ihn nicht mitnehmen. Dann

wurde ein Anschlag ausgehängt, dass man nicht mehr hinter die Bahnlinie gehen dürfe. Wer dort hinging, sollte mit dem Tod bestraft werden.

Vier Deutsche kamen zu uns, als Einquartierung. Sie wohnten ganze zwei Wochen bei uns. Und dann arbeitete Taitchkas Schwester in der Kommunisten-Strasse. Sie arbeitete dort bei Deutschen. Einmal kam sie mit ihrer Wache. Wir machten mit ihm ab, dass er mich dorthin begleitete, wo mein Weizen vergraben war. Es war so weit gekommen, dass die Kinder verhungerten. Er war einverstanden: «Bitte sehr.» Er sprach gut Russisch. Sie hatten damals Probleme, Brot zu beschaffen. Er sagte: «Wir machen halbe-halbe, Mutter.» Ich sagte: «Gut.» Er kam mich am nächsten Tag abholen. Wir gingen los. Kamen zur Brücke, wo der Feuerwachturm war. Dort stand Polizei, ihn liessen sie durch, mich nicht. Sie erklärten ihm, besorg einen Passierschein für sie oder geh fort. In dem Bezirk wurde die ganze Zeit geschossen. Er sagte: «Gehen wir, Mutter, einen Passierschein für dich holen.» Wir gingen zum Gefängnis. Dort hatten sie irgendeinen Militärstab. Er wurde nicht durchgelassen. Er sagte: «Gehen wir zur Kommandantur.» Wir gingen hin, ich mit ihm. Wir kamen zur Kommandantur, er erklärte die Sache. Dort sassen ihre Generäle, Offiziere. Sie riefen mich rein: «Hast du dort Getreide?» Ich sagte, da wäre etwas Getreide gewesen, aber vielleicht ist es jetzt schon weg. Sie gaben uns noch einen Deutschen mit, einen Gendarmen, wie es bei ihnen heisst. Mit dem Gendarmen liessen sie uns durch. Das heisst, die Patrouille schickten sie heim, der Gendarm ging mit mir. Wir gingen über die Brücke, durch die Kommunisten-Strasse und weiter. Dort wurde immer mehr geschossen. Er sagte zu mir: «Mutter, da ist die Front.» Ich sagte: «Gehen wir zurück.» Er drückte sich an der Wand entlang, ich ging mit dem Schlitten mitten auf der Strasse. Er sagte wieder: «Man darf nicht auf der Strasse laufen, da ist die Front.» Ich sagte: «Geh ruhig zurück, ich habe keine Angst.» Ich ging und scherte mich um nichts. Schaute zurück, er kam langsam nach. Wir kamen zur Schilow-Strasse. Dort war früher das Kriegskommissariat. Dort war eine Schnur über die Strasse gezogen, und eine Wache von ihnen stand da. Das hiess, über diese Strasse durfte man nicht gehen. Er erklärte ihm etwas auf Deutsch. «Mutter, dort darf man nicht hin, da ist die Front.»

Ich schaute hin, es war Schnee gefallen, und da waren nicht einmal Spuren, dort ging wirklich niemand. Ich sagte, ich hätte mein Ziel fast erreicht,



Zurückgekehrte Flüchtlinge sitzen auf der Asche ihres Hauses. Stalingrad, März 1943. *Fotograf: N. Sitnikow*

## 174 Der soldatische Chor

er solle dableiben, ich würde weitergehen. Alles ringsum war offen, alles war sichtbar. Das Schiessen fing an, ich ging trotzdem mit meinem Schlitten los. Dann sahen sie wahrscheinlich, dass da eine Frau ging, und hörten mit dem Schiessen auf. Unsere Leute hatten da geschossen. Ich kam zu meinem Merkzeichen, grub den Weizen aus. Dann habe ich dort, wo ich meinen Mann und das Mädchen beerdigt habe, das Grab in Ordnung gebracht. Ich war lange dort. Hatte gerade den Sack auf den Schlitten gelegt. Er kam angekrochen: «Zeig mir, wo es vergraben war! Vielleicht ist da noch mehr.» Ich sagte: «Bitte, geh und guck nach!» Er sah nach. Ich ging, und er kroch hinterher. Dann kamen wir auf die Kommunisten-Strasse heraus. Wir gingen bis zur Brücke, ich wollte in die andere Strasse abbiegen. Er sagte: «Nein, wir gehen zur Kommandantur, Getreide muss in der Kommandantur abgegeben werden.» Ich dachte, hab ich also das Getreide für die Kommandantur geholt? So kam es dann auch. Sie hatten da einen Anschlag auf Russisch hängen, dass man in der Kommandantur Bescheid sagen musste, wenn man von Gruben mit Getreide oder Kleidung wusste. Dann würde man eine oder zwei Wachsoldaten mitbekommen, hingehen, die Grube aufgraben und die Sachen und das Getreide halbe-halbe aufteilen. Von wegen halbe-halbe – kein einziges Körnchen habe ich bekommen. Das ganze Getreide haben sie mir weggenommen und mich nach Hause begleitet. Meine ganzen zwei Eimer Weizen waren weg.

Am 26., als unsere Truppen kurz davor waren, in die Stadt einzumarschieren, besetzten die Deutschen unser Häuschen, ihr Militärstab quartierte sich da ein. Uns setzten sie um vier Uhr nachts mit den Kindern und dem ganzen Kram auf die Strasse. Zwei Tage sassen wir in den Gräben, bis unsere Leute kamen.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 22, l. 66-71.*

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision

Die 308. Schützendivision war in der Schlacht um Stalingrad in den Monaten September und Oktober 1942 fast ununterbrochen im Einsatz. Sie kämpfte in zwei Schlüsselbereichen: zunächst auf den Kotluban-Höhen<sup>86</sup> vierzig Kilometer nordwestlich von Stalingrad und anschliessend in der Fabrik «Barrikaden» im städtischen Industriebezirk. Die Kämpfe brachten der Division, die mit 10'000 Soldaten aus Sibirien nach Stalingrad gebracht worden war, riesige Verluste bei. Als sie Anfang November 1942 zur Auffrischung in die Reserve abgezogen wurde, zählte sie nach offiziellen Angaben noch 1'727 Mann. Von ihnen waren nach Schätzung Tschuikows höchstens ein paar hundert noch kampffähig.<sup>87</sup> Die intensiven acht Wochen unaufhörlicher Kämpfe schildern die folgenden zu einem Gruppengespräch geschnürten Interviews mit Kommandeuren, Politoffizieren, einfachen Soldaten und Krankenschwestern der 308. Schützendivision.

Der Vorstoss der deutschen Panzertruppen am 23. August zur Wolga nördlich von Stalingrad kam für die sowjetische Seite völlig unerwartet. Er trieb einen Keil in die Verteidigungslinie der Südostfront und der Stalingrader Front. Die über den Don nachfolgenden Verbände der 6. Armee trieben versprengte Einheiten der sowjetischen 62. Armee vor sich her. Von Südwesten her näherte sich die 4. deutsche Panzerarmee der Stadt. Aus dem sich bildenden Beutel zwischen der 4. Panzerarmee und der 6. Armee strömten Reste der sowjetischen 64. Armee nach Osten. Als die Spitzen der beiden deutschen Armeen sich am 3. September bei Pitomnik, einem westlichen Vorort von Stalingrad, vereinigten, lag die Stadt weitgehend ungeschützt vor ihnen, da die sowjetischen Truppen noch dabei waren, sich neu zu formieren. Die Abwehrschlacht, die nach sowjetischer Sicht vor der befestigten Verteidigungslinie am Don ausgetragen werden sollte, stand nun unter ungleich schlechteren Ausgangsbedingungen an der Wolga bevor.

Stalin, der die Lage aus Moskau verfolgte, drängte zum unverzüglichen Handeln. Am 26. August entsandte er den soeben erst zum Stellvertreter der Oberbefehlshaber ernannten General Schukow nach Stalingrad. Schukow sollte zum 2. September einen Entlastungsangriff starten. Die 1. Gardarmee, unterstützt von der 24. und der 66. Armee sowie der 4. (sowjetischen) Panzerarmee, sollte von Norden her den «Nordriegel» der Wehrmacht, der vom Don ostwärts bis zur Wolga reichte, eindrücken und die deutschen Kräfte einschnüren. Im gleichen Zug sollte die Verbindung zur bedrängten 62. Armee in Stalingrad wiederhergestellt werden. Schukow bereitete die Operation vor, erhob aber Einspruch gegen den seiner Meinung nach überstürzten Zeitplan. Mehrere der für den Angriff benötigten Divisionen seien noch auf dem Anmarsch; ein koordinierter Angriff aller vorgesehenen Truppen könne frühestens am 6. September erfolgen. Am 3. September berichtete Frontkommandeur Jerjomenko Stalin von neuerlichen heftigen Luftangriffen auf die Stadt. Die Offensive der beiden deutschen Armeen, die sich soeben vereinigt hatten, schien unmittelbar bevorzustehen. In dringlichen Worten telegraphierte Stalin an Schukow: «Stalingrad kann heute oder morgen genommen werden, wenn die nördliche Gruppe nicht sofort Hilfe leistet. [...] Jede Verzögerung ist unzulässig und wäre ein Verbrechen.»<sup>88</sup> Schukow blieb nichts anderes übrig, als den Angriff der 1. Gardarmee für den kommenden Morgen anzusetzen. Die übrigen Verbände sollten tags darauf losschlagen.

Die sowjetischen Truppen, obwohl zahlenmässig dem Gegner deutlich überlegen, waren in mehrerer Hinsicht benachteiligt. Die baumlose Steppe war flach und bot den Angreifern keinen Schutz. Ohne ausreichende Panzer- und Luftunterstützung konnten sich die sowjetischen Schützendivisionen des gegnerischen Artilleriefeuers und der Luftangriffe kaum erwehren. Die deutschen Soldaten der 76. und 113. Infanteriedivision hatten sich in Balkas, den in der Region typischen tiefen Schluchten, eingegraben und waren schwer verwundbar. Als fatal erwies sich Jerjomenkos sture Haltung, nur bei Tageslicht kämpfen zu lassen.<sup>89</sup> Trotzdem drangen die sowjetischen Angriffswellen insgesamt vier Kilometer in die insgesamt acht Kilometer tiefe deutsche Riegelstellung vor. Am 8. September griff auch die 308. Schützendivision in die Kämpfe ein. Sie war aus der Reservestellung zur Ortschaft Kotluban im zentralen Abschnitt der Offensive gebracht worden und erhielt dort den Auftrag, eine strategische Höhe zu erobern.



## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 177

Spätestens am 10. September war es Schukow klar, dass der angestrebte Durchbruch nicht gelingen würde. An dem Tag telefonierte er mit Stalin und verlangte zusätzliche Truppen und mehr Zeit, um einen «konzentrierteren Stoss» der Stalingrader Armeen durchzuführen. Stalin berief ihn nach Moskau, um das weitere Vorgehen zu koordinieren.<sup>90</sup> Am 12. September berieten Schukow und Stabschef Wassiljewski im Beisein Stalins, wie die Rote Armee der drohenden Katastrophe bei Stalingrad entgehen könne. Schukow verlangte mehr Truppen: mindestens eine zusätzliche Armee, Panzer, eine Luftarmee. Er äusserte auch Überlegungen zu einer grossflächigen Gegenoffensive. Bei diesem Treffen reifte der Plan zur Umzingelung der Deutschen.<sup>91</sup> Die Kotluban-Offensive ging unterdessen in der gewohnten Manier bis zum 15. September weiter. Dabei wurden bis zu einem Drittel der 250'000 beteiligten Soldaten verwundet oder getötet. Am 18. September begann eine zweite Offensive mit grösserem Truppenaufgebot und einer neuen Aufstellung. Die 308. Schützendivision war nun Teil der 24. Armee, kämpfte aber am gleichen Ort. Allein während der intensiven Kämpfe vom 18. und 19. September fielen über 32'000 Soldaten der 24. Armee tot oder verletzt aus. Einen Erfolg konnte die Aktion verbuchen: Sie band mehrere deutsche Divisionen sowie auch Teile der Luftwaffe und minderte damit die Durchschlagskraft des seit dem 13. September laufenden deutschen Angriffs auf Stalingrad.<sup>92</sup>

Ende September wurde die abgekämpfte 308. Schützendivision nach Stalingrad abkommandiert. Sie legte unter Umgehung der Front eine Marschstrecke von 250 Kilometern zurück und wurde in den Nächten zum 1. und zum 2. Oktober schubweise über die Wolga in die brennende Stadt übergesetzt mit dem Auftrag, die Arbeitersiedlungen vor der Fabrik «Barrikaden» zurückzuerobern. Am 3. Oktober startete Paulus einen deutschen Grossangriff auf das gesamte Industrieviertel im Norden der Stadt. Der Vorstoss im Bereich der «Barrikaden» am 4. Oktober, durchgeführt von Soldaten der 24. Panzerdivision, dezimierte ein gesamtes Regiment der 308. Schützendivision. Am Abend liess Tschuikow die restlichen Soldaten der Division aus der Feuerlinie nehmen.<sup>93</sup> Stalin war unzufrieden. Am 5. Oktober wies er Kommandeur Jerjomenko mit heftigen Worten zurecht: Stalingrad werde fallen, wenn die an die Deutschen verlorengegangenen Stadtteile nicht zurückerobert würden. «Um das zu erreichen, ist es nötig, jedes Gebäude und jede Strasse in eine Festung zu verwandeln. Leider haben Sie

dies nicht erreicht und geben nach wie vor einen Häuserblock nach dem anderen an den Feind ab. Das zeugt von Ihrer schwachen Leistung.»<sup>94</sup>

Mitte Oktober erreichten die Kämpfe im Industriegebiet ihren Höhepunkt. Am 14. Oktober begann ein deutscher Grossangriff auf das Traktorenwerk in Norden mit dem Ziel, von dort aus in südlicher Richtung am Wolgaufer bis zum Stadtzentrum vorzustossen. Am 17. Oktober drangen deutsche Soldaten in die von der 308. Schützendivision verteidigte Fabrik «Barrikaden» ein. «Wir haben gestern», resümierte ein Stuka-Pilot die Kämpfe des 17. Oktobers in seinem Tagebuch, «den ganzen Tag weiter die brennenden Ruinenfelder des Schlachtfeldes Stalingrad umgepflügt. Mir ist es unverständlich, wie Menschen noch in dieser Hölle leben können, aber der Russe sitzt fest in den Trümmern, in Schluchten, Kellern und einem Chaos von verbogenen Stahlgerippen der Fabriken.»<sup>95</sup>

Nach zehntägigen Kämpfen, die Teilnehmer auf beiden Seiten der Front als die infernalischste Phase der Schlacht um Stalingrad bezeichneten, war die 62. Armee auf drei flache Brückenköpfe am rechten Wolgaufer zurückgedrängt – einen von der Gruppe Gorochow gehaltenen Beutel nördlich des Traktorenwerks, die zur Wolga gelegenen Teile der Fabrik «Barrikaden» (gehalten von Soldaten der 138., 308., 193. und 45. Schützendivision sowie der 39. Garde-Schützendivision) und einen Streifen, der vom Ostrand des Mamajew-Hügels bis zum Stadtzentrum von Stalingrad reichte (verteidigt von der 284. Schützendivision und der 13. Garde-Schützendivision).<sup>96</sup> Zusammengenommen waren das etwa 15'000 kampffähige Soldaten. Ihre Zahl ging bis Mitte November auf die Hälfte zurück.<sup>97</sup> Bis dahin waren die noch lebenden Soldaten der 308. Schützendivision verwundet abtransportiert worden, oder sie kämpften in der 138. Schützendivision weiter, die sich unter Kommando von Oberst Iwan Ljudnikow in Igelstellung am Wolgaufer hielt.<sup>98</sup> Am 17. November – zwei Tage vor Beginn der «Operation Uranus» – hatte Hitler die Hoffnung aufgegeben, Stalingrad vor Einbruch des Winters einzunehmen. Er appellierte an seine Stalingrader Kommandeure, aber «wenigstens bei der («Barrikaden»-)Geschützfabrik und beim Metallurgischen Werk («Roter Oktober») bis zur Wolga durchzustossen und diese Stadtteile zu nehmen».<sup>99</sup>

Vierundzwanzig der an den Kämpfen in Stalingrad beteiligten Soldaten der 308. Schützendivision, angefangen von Kommandeur Leonti Gurtjew

und Divisionskommissar Afanassi Swirin bis hin zu Pioniersoldaten, Telefonisten und Krankenschwestern, standen im April und Mai 1943 den Moskauer Historikern Rede und Antwort. Die Interviews vermitteln eine intensive Vorstellung vom Kämpfen, Töten und Sterben auf den Schlachtfeldern vor und in der Stadt. Sie machen dabei vor allem deutlich, wie die Division trotz ihrer stetigen Abnutzung weiterkämpfte. Zum Teil hatte es mit dem Selbstbewusstsein dieser Division von Sibirjaken und der besonderen Bindung zu tun, die die Soldaten zu ihrem Kommandeur verspürten. Zu grossen Teilen lag es auch an der politischen Arbeit in der Division, den Appellen der politischen Offiziere, die im Schlachtgetümmel wie ein moralischer und politischer Kompass wirkten. Die Politoffiziere warben mit Auszeichnungen und unsterblichem Ruhm. Immer wieder forderten sie Rotarmisten auf, zu zeigen, was in ihnen steckte, das heldische Potential in ihrem Innern zum Vorschein zu bringen. Wenn ein Soldat bei seiner heroischen Handlung ums Leben kam, wie im Fall der Krankenschwester Ljolja Nowikowa, von der Hauptmann Iwan Maxin erzählte, lebte sein Beispiel fort und spornte andere zum Hass gegen den Feind und zum Selbstopfer für die Heimat an.

Wie tief die Agitation in das Sprechen und Handeln von Rotarmisten reichte, das bezeugen viele der hier vorgestellten Interviews. Die Sanitätlerin Nina Kokorina versuchte sich nach den soldatischen Helden zu bilden, die in ihrer Komsomolgruppe als Vorbilder gepredigt wurden. Die Schützen Wassili Boltenko und Wassili Kalinin schienen die Botschaft verinnerlicht zu haben, dass der sowjetische Soldat dank seiner inneren Stärke das Duell von Mann gegen Technik, das den Kampf der Roten Armee gegen die Wehrmacht häufig kennzeichnete, für sich entscheiden könne. Die von ihnen beschriebenen Kampfhandlungen verdeutlichen auch die Wirkung der sowjetischen Militärausbildung, die Soldaten verhiess, dass sie aus alleiniger Anstrengung deutsche Flugzeuge oder Panzer abschiessen könnten. Das Vertrauen auf die gemeinsame Kraft der Rotarmisten kommt symbolisch prägnant in den Aussagen des Telefonisten Fjodor Skworzow zum Ausdruck, der beschreibt, wie eine unterbrochene Telefonleitung durch die Bildung einer Menschenkette wiederhergestellt werden kann.

Die datierten Interviews wurden am 30. April in Moskau durchgeführt, die meisten übrigen fanden zwischen dem 11. und 14. Mai in dem Dorf Laptjewo statt.

Es sprechen:

- Belugin, Wassili Georgijewitsch – Major, Kommissar des 347. Schützenregiments<sup>100</sup>
- Boltenko, Wassili Jakowlewitsch – Unterleutnant, Zugführer und allgemeiner Stellvertreter des Bataillonskommandeurs des 347. Regiments<sup>101</sup>
- Bryssin, Ilja Mironowitsch – Unterleutnant, Pionierzugführer des selbständigen Pionierbataillons der 308. Schützendivision<sup>102</sup>
- Dudnikow, Jefim Jefimowitsch – Rotarmist im Pionierzug des selbständigen Pionierbataillons der 308. Schützendivision<sup>103</sup>
- Fugenfirow, Genrich Aronowitsch – Kommandeur des 1011. Artillerieregiments<sup>104</sup>
- Gurtjew, Leonti Nikolajewitsch – Generalmajor, Kommandeur der 308. Schützendivision der 62. Armee<sup>105</sup>
- Ingor, Michail Lasarewitsch – Hauptmann, Instrukteur der Politabteilung des 347. Schützenregiments<sup>106</sup>
- Kalinin, Wassili Petrowitsch – Oberleutnant, Gehilfe des Stabschefs für Aufklärung des 347. Schützenregiments<sup>107</sup>
- Kokorina, Nina Michailowna – Obersergeant, Sanitäterin in der Sanitätskompanie, Gehilfin des Politstellvertreters der Sanitätskompanie des 347. Schützenregiments<sup>108</sup>
- Koschkarjew, Alexander Fjodorowitsch – Sekretär des Parteibüros des 339. Regiments<sup>109</sup>
- Kuschnarjow, Iwan Antonowitsch – Oberstleutnant, Kommandeur des 339. Regiments<sup>110</sup>
- Maxin, Iwan Wassiljewitsch – Hauptmann, Chef der Politabteilung der Division<sup>111</sup>
- Petrakow, Dmitri Andrianowitsch – Kommissar des 339. Schützenregiments<sup>112</sup>
- Rywkin, Semjon Solomonowitsch – Hauptmann, Kommandeur eines selbständigen Pionierbataillons<sup>113</sup>
- Skworzow, Fjodor Maximo witsch – Rotarmist, Telefonist der 308. Schützendivision<sup>114</sup>
- Smirnow, Alexej Stepanowitsch – Oberstleutnant, Chef der Politabteilung der Division<sup>115</sup>
- Sowtschinski, Wladimir Makarowitsch – Major, Politstellvertreter des Kommandeurs des 339. Schützenregiments<sup>116</sup>

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 181

Stepanow, Alexander Dmitrijewitsch – Bataillonskommissar des 1011. Artillerieregiments<sup>117</sup>

Stoilik, Anna Kiprijanowna – Militärarzthelferin, Sanitätszugführerin in der Sanitätskompanie der 308. Schützendivision<sup>118</sup>

Swirin, Afanassi Matwejewitsch – Oberstleutnant, Politstellvertreter des Kommandeurs der 308. Schützendivision der 62. Armee<sup>119</sup>

Trifonow, Alexander Pawlowitsch – Politruk des 1011. Artillerieregiments<sup>120</sup>

Tschamow, Andrei Sergejewitsch – Oberstleutnant, Kommandeur des 347. Schützenregiments<sup>121</sup>

Wlassow, Michail Petrowitsch – Oberleutnant, Kommissar des Artilleriebataillons des 351. Schützenregiments<sup>122</sup>

**Generalmajor Gurtjew:**<sup>123</sup> Die Division wurde hauptsächlich aus Sibirjaken zusammengestellt. [...] Die Division wurde im März, April und Mai (1942) aufgestellt. Im Mai konnten wir ins Lager ausrücken. Von dort aus führen wir in den ersten Junitagen ins Gebiet Saratow. Einige Zeit standen wir in Karamyschewka, in der Nähe der Station Tatischschewo, dort beendeten wir unsere Gefechtsausbildung.

Dort besuchten uns Vertreter aus dem nationalen Kreis und dem Volkskommissariat für Verteidigung. [...] Im Juli kam Gen. Woroschilow zu uns und blieb zwei volle Tage. Zusammen mit der 120. Division führten wir eine gemeinsame Übung durch. Gen. Woroschilow war mit unserer Division zufrieden, hielt eine Besprechung mit den Führungsoffizieren ab und gab Anweisung, welche Mängel man beachten müsse. Dann nahm er die Divisionskommandeure und die Stabschefs der Regimente beiseite, machte sich näher mit ihnen bekannt, sass mit ihnen etwa zwei Stunden in einem Klassenzimmer der Schule, unterhielt sich mit ihnen und fuhr dann ab. Nach einiger Zeit wurden wir an die Front geschickt.

**Obersergeant Kokorina:** 1941 habe ich die Schule absolviert. Ich wollte an die Swerdlowsker Gorki-Universität gehen, doch da brach der Krieg aus. Ich erhielt einen Brief von meiner Schwester, die freiwillig zur Armee gegangen war. Sie war an der Wolchow-Front. Jetzt weiss ich nicht, wo sie ist. Mein älterer Bruder ist auch an der Front, er wurde aus dem Osten verlegt. Mein Vater ist zu Hause, er arbeitet in der Fischfabrik von Gosrybtrest. Zu Hause geblieben sind meine Mutter, meine Grossmutter und mein kleiner Bruder. Alle in Tobolsk.



Sanitäterin Nina Kokorina

Nachdem ich den Brief von meiner Schwester erhalten hatte, ging ich heim und sagte, dass ich einen Schwesternlehrgang machen wollte. In den Kom-somol war ich 1939 in der Schule eingetreten. Im Oktober [1941] schloss ich die Schwesternausbildung ab. Am Ende des Lehrgangs wollten wir uns melden, wurden aber nicht genommen.

«Wenn ihr 19 Jahre alt geworden seid, dann kommt wieder.» Ich schrieb an Genosse Stalin. Man zeigte mir einen Brief mit der Resolution: unverzüglich an die Front schicken. Ausserdem arbeitete ich beim ROKK [Rus-sischen/Sowjetischen Roten Kreuz]. 60 Personen gingen zum Wehersatzamt, da sie erfahren hatten, dass ein Einteilungskommando kommen sollte, und stellten einen schriftlichen Antrag. 45 Mädchen wurden genommen, die meisten Sanitätshelferinnen. Wir kamen in diese Einheit.

Ich möchte auch noch erzählen, wie wir verabschiedet wurden. Dieser Augenblick hat sich mir stark eingeprägt. Gewöhnlich fliessen beim Abschied Tränen. Unsere Mütter hielten sich tapfer, ganz toll. Mama schreibt mir in einem Brief, dass die Frauen oft zu ihr kommen und fragen: Anna Wassiljewna, Sie haben zwei Töchter und einen Sohn an die Front ziehen lassen und sind trotzdem fröhlich? Sie antwortet ihnen dann: Ich habe sie ja nicht aufgezogen, damit sie zu Hause herumsitzen.<sup>124</sup>

**Major Belugin:** Ich bin 1897 geboren. Seit 1919 Parteimitglied. Das erste Mal trat ich 1916 in die Armee ein. Ich war neun Monate in der alten Armee bis 1917. Im Dezember 1916 wurde ich verhaftet wegen der Propagierung der Revolutionsmacht und Zersetzung der zaristischen Armee. Im Februar 1917 wurde ich freigelassen. Im September 1917 begann ich als Inspektor in der Gewerkschaft der Weissbrotverkäufer zu arbeiten. 1918 wurde ich ins Rogoschko-Semjonowski-Bataillon einberufen. Von August 1919 bis 1924 arbeitete ich in den Sonderabteilungen der Tscheka und der GPU.<sup>125</sup> Gleichzeitig begann ich zu studieren. 1931 schloss ich die Technische Hochschule ab und arbeitete als Leiter der Personalabteilung des Volkswirtschaftsrats, war dann Direktor des Instituts für Industrietransport des Volkskommissariats für Schwerindustrie. 1935 wurde ich durch einen Beschluss des ZK Direktor der Stalin-Industrieakademie. Danach wurde ich ins Narkomat<sup>126</sup> versetzt, wo ich bis Kriegsbeginn arbeitete. Am 22. Juni schied ich aus und meldete mich als Freiwilliger zur Armee.

Auf mein Gesuch beim Moskauer Parteikomitee und beim Bezirkskomitee hin bekam ich am 25. Juni die Erlaubnis, zu gehen, und ging zusammen mit meiner Tochter Maija als Freiwilliger zur Armee. Sie ist neunzehn Jahre alt. Sie kam zum Bahnhof, um mich zu verabschieden, und hatte einen Rucksack dabei, da sie beschlossen hatte, mit mir zu fahren. Trotz guten Zuredens verliess sie den Bahnhof nicht, sondern bat mich weiter beharrlich, sie mitzunehmen. Da kam ein Mitglied des Militärrats des sibirischen Militärbezirks auf uns zu, als er verstanden hatte, worum es ging, sagte er: «Soll sie nur fahren.» Ich fragte, ob ich sie mitnehmen könne. «Sie können nicht, Sie müssen.» So fuhren wir beide zusammen.

**Hauptmann Rywkin:** Das Bataillon wurde im März 1942 zusammengestellt. Am 25. März haben wir sein einjähriges Bestehen gefeiert. Ich kam zum Zeitpunkt seiner Aufstellung in das Bataillon. Die Männer waren im Wesentlichen Sibirjaken. Da kamen unerfahrene junge Leute, die noch nie gekämpft hatten. Wir haben sie sehr lange ausgebildet. Nach zweimonatiger Ausbildung fuhren wir mit ihnen an die Front, so dass wir insgesamt fünf Monate mit ihnen gearbeitet haben. Jedem Kämpfer konnte man nun jede militärische Aufgabe anvertrauen.

**Obersergeant Kokorina:** Generalmajor Gurtjew hat uns sehr gut ausgebildet. Fast täglich wurden 30 bis 60 km marschiert. An manchen Tagen wurde man nicht trocken, Regen, man war gerade eingeschlafen, sofort

## 184 Der soldatische Chor

Alarm. Auf den Alarm hin steht man auf und marschiert wieder. Die Mädchen hielten sich toll. Manchmal wurde drei Tage am Stück marschiert, ohne Ruhepause, und immer sangen wir Lieder. Bei der Rast wurde getanzt. Regimentskommandeur Michailow hat unsere Sanitätskompanie sehr gern gehabt.

**Oberstleutnant Swirin:** Der Divisionskommissar vor mir war entlassen worden. Generalleutnant Medwedew kam zu mir, liess mir 15 Minuten Zeit – das Flugzeug wartete auf dem Flugplatz –, und sagte, er beordere mich in die 308. Division, die ins Gefecht ziehe. Man stellte ein Fahrzeug bereit und fuhr mich zum Flugplatz. In Omsk kam ich auf dem Militärflugplatz an. Am 10. Juni trafen wir in Saratow ein. Mir stand die Aufgabe bevor, mich mit dem politischen Apparat vertraut zu machen. Nach etwa acht Tagen hielten wir eine Parteisitzung der Division ab zu Fragen der parteipolitischen Arbeit und der Parteioorganisation. Ich hielt einen Vortrag über den Stand der parteipolitischen Arbeit und stellte eine Reihe konkreter Aufgaben, was wie getan werden müsse, damit die Division in jeder Hinsicht vorbereitet sei. Alles baute auf der Arbeit der Parteioorganisation auf. Die erste Aufgabe betraf die tägliche Versorgung unserer Soldaten, die Arbeit der Versorgungsabteilung. Nach der Parteisitzung überprüften wir die Arbeit der Versorgungsabteilung, stellten eine Reihe von Mängeln fest und



Politstellvertreter des Divisionskommandeurs Oberstleutnant Afanassi Swirin



## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 185

schlugen einige Massnahmen zur Verbesserung vor. Die nächste Aufgabe betraf die sanitäre Situation des Soldaten, er sollte sich im Dampfbad waschen und saubere Wäsche erhalten. Die sanitäre Aufgabe wurde in der Division ordentlich erledigt. Und natürlich stand die Aufgabe an, die Division auf den Kampf vorzubereiten. Dieser Aufgabe wurde die breitgefächerte parteipolitische Arbeit zugrunde gelegt. Die Form dafür waren Versammlungen auf Kompanie- und Regimentsebene, wo ich sehr oft Vorträge halten und über verschiedene Fragen sprechen musste.

Während der Gefechtsausbildung ging es darum, die Panzer-Angst | und die Luftkrankheit<sup>127</sup> zu beseitigen. In der Praxis waren wir auf dieses Problem gestossen.

Wie beseitigt man die Panzer-Angst in der Praxis?

Wir hämmerten jedem Panzerabwehrsoldaten vor allem die Kraft, Stärke und Grausamkeit der Panzerabwehrwaffen ins Bewusstsein. Mit Platten, die wir von der Eisenbahn beschafft hatten, gaben wir jedem Soldaten die Möglichkeit, sie zu durchschliessen. Jeder Soldat überzeugte sich selbst davon, dass er einen Panzer treffen und die Panzerbüchse gut beherrschen kann. Was taten wir nicht alles in dieser Hinsicht – wir liessen Panzer über die Soldaten rollen, die in Verteidigungsgräben sassen, sie überzeugten sich davon, dass sie in dem schmalen Splittergraben sicher sassen, anschliessend kletterten sie heraus und warfen Granaten.

Ausserdem erzogen wir die Kämpfer am Beispiel der heldenhaften Sewastopoler, die sich zu fünft unter die Panzer geworfen hatten, und der Heldentaten von Panfilows Kämpfern – 28 Mann, die es geschafft hatten, solch eine Stahl-lawine aufzuhalten. [...]

Wir schulten die Männer in der Tradition unserer russischen Armee. Zitieren oft die Aussprüche unserer grossen Feldherren, die sagten, um ihre Frauen und Kinder zu schützen, müssten die Soldaten das Vaterland verteidigen, ohne die eigene Haut zu schonen, das Vaterland auf Biegen und Brechen verteidigen. Wir führten das heldenhafte Vorgehen von Iwan Sussanin als Beispiel an und eine Reihe weiterer Vorbilder aus der Geschichte des russischen Volkes. All das pflanzte dem Bewusstsein eines jeden Soldaten Siegesgewissheit ein. Auf dem Vormarsch per Eisenbahn hielt ich unterwegs mehrere Vorträge und bereitete die Soldaten auf die Aufgaben vor, die ihnen in den Kämpfen bevorstanden. Auch andere Parteiarbeiter sprachen. Während der Haltezeiten wur-

den Gespräche geführt und Vorträge gehalten. All das taten wir, um in voller politischer Kampfbereitschaft an der Front einzutreffen. [...]

Was die Bekämpfung der Luftkrankheit betraf, so wussten wir, dass wir an die Front fuhren und noch auf dem Marsch Kontakt mit Flugzeugen haben könnten. Deshalb hämmerten wir den Soldaten ein, dass man ein Flugzeug nicht nur mit einer Flakkanone abschiessen könne, sondern auch mit dem Gewehr, der Maschinenpistole und der Panzerbüchse. Wir brachten Beispiele aus der Presse, wie ein Flugzeug mit dem Gewehr abgeschossen wurde, und hämmerten den Soldaten die Notwendigkeit ein, sich von dieser Angst zu befreien.

Die dritte Frage, die behandelt wurde, war die Forderung, sehr gut zu schießen, das betraf vor allem die Komsomolzen. Während der Gefechtsausbildung hatten wir etwa dreitausend Komsomolzen bei uns. Sie bekamen die Aufgabe, dass ein Viertel von ihnen Scharfschützen werden müsste, die übrigen sollten nur «gut» und «sehr gut» schießen können. [...]

Vor dem Abmarsch an die Front führten wir eine umfangreiche parteipolitische Arbeit durch. Wir beriefen eine Versammlung des gesamten parteipolitischen Apparates ein und stellten uns die Aufgabe, an die Front zu kommen, ohne einen einzigen Soldaten und politischen Arbeiter in einem Untersuchungsverfahren abgezogen zu haben. Wir führten auch Versammlungen von Komsomolzenkompanien durch. Das Ergebnis dieser Arbeit war, dass wir ohne einen einzigen Deserteur an der Front ankamen. Es gab nur den einen Fall, dass ein Rotarmist aus unserer Stabskompanie sein Stutzgewehr aus Versehen hatte fallen lassen. Der Kommandeur der Stabsbatterie kam und meldete, der Rotarmist habe sein Gewehr drei Kilometer von hier verloren. Wir schickten ihn zurück, damit er seinen Karabiner suche, nach etwa fünf Stunden war er wieder bei uns, nass bis auf die Haut, aber mit dem Gewehr. So hatten wir keinen Schwund. Wir brachten zwölf-tausend Mann an die Front. In sieben Tagen.

Generalmajor Gurtjew: Die Ausladestation war Kumalga.<sup>128</sup> Ein Teil der Division wurde in Kumalga ausgeladen, die Regimenter des anderen Teils waren an verschiedenen Orten weiter südlich und nördlich ausgeladen und dann zusammengezogen worden. Wir kamen wohlbehalten an. Nur ein Truppentransport war unter Beschuss geraten, ein Zugführer wurde verwundet. Nachdem wir uns in Kumalga gesammelt hatten, marschierten wir bis zum Dorf Jeterewo. Von dort marschierten wir Richtung Kotluban und

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 187

Samochwalowka<sup>129</sup>. Wir marschierten mehrere Tage, ohne Zwischenfälle. Der Marsch war ziemlich schwer. Es war heiss, und da wir wenig Zeit hatten, wurden grosse Etappen zurückgelegt, die Transporte gerieten in Verzug. Wir marschierten ständig in Kolonnen. Teilten uns sofort auf und kamen wohlbehalten an. An einer Stelle verloren wir mehrere Männer und vier Pferde. [...]

Unsere Division erlitt in den ersten Tagen grosse Verluste. Wir verloren viele Männer durch die feindliche Luftwaffe. Es gab viele Splitterverwundungen. Wir verloren auch durch das starke Granatwerferfeuer des Gegners Soldaten. In wenigen Tage durchliefen mehr als fünftausend unserer Männer das Sanitätsbataillon. Den ganzen Tag über, vom Morgengrauen bis zum Abend, wurden wir 15- bis 20-mal aus der Luft angegriffen, bis zu 40 feindliche Flugzeuge waren im Einsatz, und die ganze Zeit befanden wir uns unter Granatwerferfeuer. Unsere Luftwaffe war klein. Sie wurde im Gefecht eingesetzt, erfüllte aber nur allgemeine Aufgaben. Die deutsche Luftwaffe dominierte.

Oberstleutnant Swirin: Im Raum Kotluban trafen wir am 1.-2. September ein. Unsere Division befand sich mehrere Tage in der Verfügungsgewalt des Hauptquartiers, dann wurden wir der 24. Armee eingegliedert. Da erhielten wir von der Armee den Befehl, der die Kampfhandlungen der Division im Raum Kotluban betraf. Der Befehl lautete, nachts anzugreifen. Vor dem Abmarsch führten wir wieder in allen Regimentern und Bataillonen Versammlungen durch, auf denen der Vertreter des ZK der WKP(b), Genosse Judin, und eine Reihe anderer Mitarbeiter sprachen, darunter auch ich.

Die Luftwaffe schwirrte unterdessen überall herum und erleuchtete den ganzen Umkreis. Als wir die Versammlungen durchführten, mussten wir sie häufig unterbrechen. Es war, als hätte der Gegner davon erfahren, er beleuchtete uns mit Raketen und bombardierte uns. Gen. Judin war aus Moskau zu uns gekommen und sofort in diesen Schlamassel geraten; man sagte uns, dass wir ihn beschützen sollten. Nach unseren Reden sprachen die Soldaten und gelobten, den Befehl auszuführen, Stalingrad zu befreien und sich mit den Stalingrader Truppen zu vereinen. Von der Versammlung wurde ein Brief an Genossen Stalin verabschiedet, in dem jedes Regiment schwor, dass die sibirischen Soldaten nach Erhalt des Kampfbefehls keine Kräfte schonen würden, um den Befehl auszuführen und den Feind zu zerschlagen.

Am nächsten Morgen, als die Division ins Gefecht zog, war die Stim-

mung bei allen gut, man spürte geradezu eine besondere Begeisterung.

Als wir den Befehl erhalten hatten, die Höhen 132, 154,2 und 143,8 anzugreifen, rückten die Regimenter 339 und 347 zum Angriff vor, unterstützt von den Artilleriedivisionen. Man hatte uns Panzer zur Unterstützung der Angriffshandlungen versprochen, gab sie uns aber nicht, und unsere Regimenter griffen diese Höhen am 8., 9., 10. und 11. ohne Panzer an. Diese Höhen waren von enormer Bedeutung, da man von ihnen aus ganz Stalingrad beobachten konnte – Genosse Stalin kennt diese Höhen,<sup>130</sup> und wir hatten uns die Aufgabe gestellt, sie um jeden Preis einzunehmen. Ausserdem eröffnete sich von diesen Höhen aus die Möglichkeit zum weiteren Vorrücken auf Gumrak und zur Vereinigung mit den Stalingradern.

Am 19. September waren diese Höhen eingenommen. Sie zu halten, war nicht leicht, wir konnten uns dort bis zum 27. halten.

**Kommissar Petrakow:** Am 4. September 1942 standen wir in der Ortschaft Lesnitschestwo im Gebiet Stalingrad. Es kam der Befehl, sich in Bewegung zu setzen und bis zur Station Kotluban zu gehen. Wir marschierten vom 5. bis 8. fast 300 km, am frühen Morgen des 9. September waren wir an der Station Kotluban. Da griff uns die Luftwaffe an. Es war ein massierter Luftangriff. Die Marschkolonne unseres Regiments hatte sich noch nicht entwickeln können und marschierte in ganzer Länge, als das Bombardement begann, wir wurden auch mit Granatwerfern und von der Artillerie beschossen. Von diesem Augenblick an trat das Regiment ins Gefecht ein. Es hatte keinerlei Aufklärung zuvor gegeben, das Gelände war vollkommen eben und frei, vor uns sah man nur die Höhen, auf denen sich der Feind verschanzt hatte und auf uns feuerte. Noch auf dem Marsch, unter Bomben und Beschuss, begannen sich unsere Leute einzugraben. Die Gefechtsordnungen wurden entwickelt, und der Angriff auf die Höhen 143,8 und 154,2 begann. Wir hatten grosse Verluste.

Gegen Abend kam das 2. Bataillon mit dem ersten Transportzug und drängte den Gegner zurück. Am ersten Tag fielen etwa 50 Prozent des Personals aus, und das Politpersonal der Kompanien fiel an diesem Tag fast völlig aus. Die Deutschen hatten bei den bewegungsunfähig geschossenen Panzern einen Scharfschützen und zwei Panzersoldaten zur Aufklärung des 2. Bataillons gelassen, doch als dieses Bataillon vorgerückt war, befanden sich die Deutschen in seinem Rücken. Wir konnten sehen, wie einer aus

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 189

dem Kommandeurkorps der Politleute auf die Deutschen zielte. Erst danach errieten die Deutschen, dass hinter ihnen geschossen wurde.

Gegen Abend geschah etwas Furchtbares. Die Männer stürzten sich in die Schlucht und unterschieden nicht mehr, was wo war. Insgesamt fielen in der Division bis zu tausend Mann aus. Die Mitarbeiter der Politabteilung mussten die ganze Nacht unter Beschuss arbeiten.

**Obersergeant Kokorina:** Als wir nach Stalingrad marschierten, legten wir 260 km in drei Tagen zurück. Diesen Marsch bewältigten wir gut. Die Mädchen waren immer bei den Soldaten. Man geht und überwindet Flüsse. Die Soldaten wuschen sich oft die Füße. Wir halfen ihnen. Dankbarkeit bekamen die Mädchen fast jeden Tag zu spüren.

Wir langten beim Bahnhof Kotluban an. Der erste Tag hat sich mir besonders eingepägt. Um fünf Uhr begannen wir die Offensive. Es gab hier zwei Höhen: 143,8 und 154,2. Vor uns waren schon mehrere Divisionen hier gewesen, aber keine von ihnen hatte diese Höhen einnehmen können. Es war der 10. September. Ungewohnt, das kannte man nicht. Man hatte keine Vorstellung, was Krieg ist. Die Deutschen schickten zu diesem Zeitpunkt die Flugzeuge, begannen unsere Positionen zu bombardieren. Wir umgingen eine der beiden Höhen und stiegen in die Senke hinunter. Hier gab es die ersten Verwundeten. Hier spürte man es sofort. Zuvor hatten wir irgendwie nicht gespürt, dass es wirklich ernst war, es war wie bei der Ausbildung. Der erste Verwundete war aus der Panzerabwehrkompanie. Ich rannte schnell zu ihm hin. Seine ganzen Eingeweide hingen heraus. Ich steckte ihm alles hinein und verband ihn. [...]

Ein deutscher MPi-Schütze, verkleidet als Rotarmist, hatte sich unter unsere Soldaten gemischt. Solange die Soldaten und Sanitäter marschierten, schoss er nicht, sowie der Kommandeur aufstand, feuerte er gleich.

Der Bataillonskommandeur Tarnjuk, Oberleutnant, befahl mir, loszugehen und die Verwundeten zu verbinden, ich sollte auch beobachten, woher die Schüsse kamen. Ich robbte rechts an der Stellung des 2. Bataillons vorbei und bemerkte, dass ein MPi-Schütze von dieser Seite aus auf uns schoss. Dann sah ich einen Rotarmisten rennen, und kurz darauf schoss ein MPi-Schütze von der linken Seite. Ich bestimmte ungefähr, von wo er schoss. Da war ein verwundeter Soldat aus dem 3. Zug. Ich schickte ihn Meldung

## 190 Der soldatische Chor

machen. Ich selbst blieb dort, um diesen MPI-Schützen und Rotarmisten zu beobachten. Während er unterwegs war, verschwand der MPI-Schütze plötzlich in einem Panzer, der uns etwa 500 m von der Senke entfernt den Weg versperrte. Dieser MPI-Schütze hatte den Kommandeur der 8. Kompanie ausser Gefecht gesetzt. Das Kommando übernahm Gantschenko, mein Zugführer. Die Hälfte unseres Zugs war dorthin marschiert, und hier wurde ein ganzer Streifen bestrichen, den wir nicht passieren konnten. Er gab seinen Soldaten den Befehl, diesen Panzer zu umrunden und den MPI-Schützen zu vernichten. Dieser Befehl war schnell ausgeführt.

Nach diesem Gefecht wurden fast alle Mädchen aus unserem Bataillon für eine Auszeichnung vorgeschlagen.

Ich möchte von Sonja Fatejewa erzählen, die in diesem Gefecht verwundet wurde. Sie stammte aus Tobolsk. War gross und kräftig. Als wir noch in Jasykowka zur Ausbildung waren, kam mal ein Kommandeur in den Unterricht, dem haute sie die Hand auf die Schulter, er schwankte und fiel um. Alle bei uns hatten grosse Hochachtung vor ihr. Ein tolles Mädchen, so freundlich. Wenn sie sah, dass irgendwer den Kopf hängen liess, machte sie ihm sofort Mut.

Von fünf Uhr abends an bombardierte der Deutsche unsere Senke. Ich beschloss, mich durch die Feuerlinie zu meinen Leuten durchzuschlagen. Schaffte es. Dort erfuhr ich, dass die Sanitäterin Gurina verwundet worden war. Der Deutsche hatte dort Granatwerfer eingesetzt und uns auch mit Flugzeugen und Granaten beschossen. Ich schlug mich fast bis zu den letzten Schützengräben durch. Sah dort eine Sanitäterin liegen. Kroch näher und sah – es war Sofja. Ihr Kopf war verbunden. Sie war also am Kopf verwundet, Steckschuss im Schädel. Unser Starschina hatte sie verbunden. Sie wurde von der vordersten Linie hierhergebracht. Ich weiss nicht, wie sie es durch diesen neutralen Streifen geschafft hatte.

Ich fragte sie: «Sofja, was ist los mit dir?» Sie: «Bin halt verwundet. Hab viel Blut verloren.» Ich: «Du musst in die Senke gebracht werden.» Sie antwortet – diese Worte haben sich mir eingepägt: «Ich weiss, dort ist das Leben, aber ich werde nicht hingehen.» Ich gab ihr keinen Befehl und hatte ja auch kein Recht, zu befehlen.

**Hauptmann Maxin:** Als Komsomolarbeiter und zuvor als Erzieher an der höheren Schule habe ich mich bemüht, einen echten Frontkomsomolarbeiter aus mir zu machen und am Beispiel der Komsomolzen, die sich als

Helden im Vaterländischen Krieg erwiesen haben – Arnold Meri<sup>131</sup>, Ilja Kusun<sup>132</sup>, Soja Kosmodemjanskaja<sup>133</sup> –, die besten Eigenschaften in den Männern zu entwickeln. Indem ich also meinen eigenen Charakter als Frontsoldat schulte, erzog ich zugleich die Komsomolzen am Vorbild dieser Helden in Gesprächen mit den Komsomolzen der kleineren Abteilungen und Organisationen sowie im Gespräch mit weiblichen Komsomolzen. [...]

In der Lage, in die wir im Raum Kotluban geraten waren, war es sehr schwer, im Komsomolbetrieb Ordnung herzustellen, die Führung wurde bei unseren Komsomolorganisationen nicht immer tätig. Gen. Scheiko war das Musterbeispiel für einen echten Komsomolorganisator. Er wusste an jedem Tag, wann wie viele Komsomolzen aus welchem Grund ausgefallen waren: wegen Verwundung, Tod, Krankheit usw. Jeden Abend zog das Büro das Fazit seiner Komsomolarbeit. Die Mitglieder des Komsomolbüros versammelten sich an einem festgesetzten Ort, meist nach einem heissen Gefecht, in einer relativ ruhigen Feuerpause, und zogen das Fazit des Kampftages: in welcher Komsomolorganisation heute wie viele Komsomolzen ausgefallen waren, wie viele gefechtstauglich geblieben waren und welche Heldentat welcher Komsomolze aus welcher Organisation vollbracht hatte. Die Heldentaten der Komsomolzen wurden auf dieser Sitzung des Büros zusammengefasst, dann wurde eine Richtlinie erarbeitet, wie diese Männer bekannt gemacht werden sollten, damit man den Helden des Tages schon morgen, schon heute in der Komsomolorganisation kannte. Die Mitglieder des Regimentsbüros begaben sich zu ihren kleineren Abteilungen, sogar zu den untersten Komsomolorganisationen und trugen alle auf der Versammlung behandelten Fragen und Schlussfolgerungen, also die Heroik der Komsomolzen, zu den Massen an die Front. Sie versammelten die Komsomolzen in kleinen Gruppen in den Schützengräben, an den Kampflinien, manchmal auch nachts, und berichteten vom Ergebnis der Versammlung, wobei sie auch die Heldentaten erwähnten, die Komsomolzen aus anderen Unterabteilungen vollbracht hatten. Am nächsten Tag wussten alle Komsomolzen, wer von ihnen der Held des Tages war.

Eine bemerkenswerte Komsomolversammlung, auf der die Helden des Tages – Männer und Frauen – publik gemacht wurden, war die Komsomolversammlung, die Gen. Scheiko, Sekretär des Komsomolbüros, persönlich in der Sanitätskompanie nach dem Tod der Heldin Ljolja Nowikowa durchführte, die postum mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet wurde.

## 192 Der soldatische Chor

Ljolja Nowikowa hatten alle gekannt. Zunächst hatte sie uns nicht das Vertrauen eingeflößt, das sie später an der Front rechtfertigte. Sie glich eher einer Ballerina. Während der Gefechtsausbildung ging sie in Stöckelschuhen. Sie war technische Zeichnerin, drängte aber die ganze Zeit an die Front, an die vorderste Linie. Viele glaubten, sie sei undiszipliniert und wolle nicht ihre Hauptarbeit leisten. Aber sie ersuchte ständig darum, im Bataillon als Sanitäterin dienen zu dürfen, um die Verwundeten im Kugelregen an der vordersten Linie zu bergen. Schliesslich liess man sie wegen dieser Undiszipliniertheit an die vorderste Front.

Am 11. September 1942 fand der für die angreifende Division heisseste Kampf statt, das 339. Regiment musste besonders hart kämpfen. In diesem heissen Gefecht zeigte Ljolja Nowikowa viele Stunden lang aussergewöhnlichen Heldenmut. Sie verband die Verwundeten, zerrte sie unter pausenlosem MG-Feuer und Granatwerfereinsatz des Feindes in Deckung, ohne Rücksicht darauf, welcher kleineren Abteilung oder Kompanie der Verwundete angehörte. An diesem Tag verbrauchte sie über 50 Päckchen Verbandsmaterial, für jeden Verwundeten eines, barg also 50 verwundete Soldaten und Kommandeure vom Schlachtfeld und verband sie. Am Abend kehrte sie vom Schlachtfeld zurück, ich war im Regiment, zuvor, während der Gefechtsausbildung, hatte ich folgendes Gespräch mit ihr geführt: «Ljolja, du bist eine gute Komsomolzin, gebildet, hast eine geradezu schauspielerische Begabung, Gedichte vorzutragen. Wenn du ein diszipliniertes Mädchen wärst, könntest du in die Partei aufgenommen werden. Wir haben dich für die Aufnahme empfohlen. Zeig, was du bist.» Sie antwortete, sie könne nicht in die Partei eintreten, weil sie sich noch nicht im Kampf bewiesen habe. «Ich weiss nicht, wie ich sein werde, wenn der Kampf am heissesten ist», sagte sie, «wenn ich mich an der Front gut verhalte und mich bewähre, dann trete ich in die Partei ein, aber vorher muss ich an die vorderste Linie gelangen.» So hat sie erreicht, was sie wollte.

Als sie aus diesem heissen Kampf zurückkam, die Ärmel hochgekrem-pelt, die Arme bis zum Ellbogen von Blut verkrustet, sie konnte sie nirgendwo waschen, weil wir sehr knapp an Wasser waren – nicht nur zum Waschen hatten wir manchmal keines, sondern auch nicht zum Trinken –, da kam sie bei Sonnenuntergang zu uns, und man sagte mir gleich, dass Ljolja Heldenmut im Gefecht gezeigt habe. Die Soldaten trugen sie fast auf Händen aus dem heissen Kampf. Als sie zu uns kam, waren ihre ersten



### Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 193

Worte: «Jetzt bitte ich darum, mich in die Partei aufzunehmen. Jetzt habe ich mich bewährt und zeigt, dass ich nie feige sein werde, wie heiss der Kampf auch immer sein mag.» Begeistert erzählte sie, wie die Geschosse und Kugeln an ihr vorbeigeschwirrt seien und die Soldaten ihr zugeschrien hätten: «Schwester, hilf!» Und wie sie die Verwundeten vom Schlachtfeld geborgen habe. Sie sprudelte ihre Eindrücke vom Frontleben nur so heraus und bat darum, sie als ordentliches Mitglied in die Partei aufzunehmen.

Am nächsten Tag wurde wieder heiss gekämpft. Der Bataillonskommandeur, dem Ljolja Nowikowa das Leben gerettet hatte, als sie ihn nachts unter feindlichem Trommelfeuer geborgen hatte, schenkte ihr eine Pistole. Sie hingte sie sich über die Schulter und ging den zweiten Tag in den heissen Kampf. Nach zwei Stunden streckten sie die Kugeln eines deutschen MPI-Schützen nieder – drei Kopfschüsse. Und Ljolja war tot.

Als nun Gen. Scheiko in die Komsomolorganisation der Kompanie kam, setzte er sogleich einen Punkt auf die Tagesordnung – Ljolja Nowikowas heldenhaften Einsatz. Ich muss sagen, diese Versammlung war beispielhaft, was die Erziehung der Komsomolzen betrifft. Gen. Scheiko betrat das Zimmer. Alle Komsomolzen standen auf. Er begrüßte sie und sagte: «Ich erkläre die Komsomolversammlung der Sanitätskompanie für eröffnet. Auf der Tagesordnung steht nur ein Punkt: der heldenhafte Einsatz der Komsomolzin Ljolja Nowikowa.» Er sorgte für Ordnung und ergriff das Wort, weil er von ihrer Heldentat wusste und davon berichten konnte. Als Erstes bat er alle, aufzustehen und Ljolja Nowikowas zu gedenken, die heldenhaft auf dem Schlachtfeld im Kampf gegen die deutschen Aggressoren gefallen sei. Alle standen auf, viele hatten Tränen in den Augen, alle bedauerten Ljolja. Sie war sehr fröhlich und lebhaft gewesen. Gen. Scheiko erzählte von ihrer Heldentat. Dann sprachen die Mädchen und schworen, sie würden die Deutschen genauso bekämpfen wie Ljolja. Nach dem Schwur stellte die Komsomolversammlung fest: Im Kampf für die sozialistische Heimat gegen die deutschen Okkupanten sollten sich alle Komsomolzen des Einsatzes von Ljolja Nowikowa als würdig erweisen. Es wurde der Beschluss gefasst, das Parteibüro um ihre Aufnahme in die Partei zu bitten. Sie möge sie in die kommunistische Partei der Bolschewiken als Mitglied der WKP(b) aufnehmen.

Ljolja Nowikowas Heldentat wurde sofort den Komsomolzen aller Regimentsorganisationen als Verdienst zugerechnet. In unseren Front-Zeitungen

und in der Divisionszeitung erschienen Artikel über Ljolja Nowikowa, darunter auch einer von mir. Dann beantragte der Komsomol die postume Auszeichnung Ljolja Nowikowas, und sie erhielt postum den Rotbannerorden. Ihrer Mutter schrieben wir einen warmherzigen Brief, bekamen aber keine Antwort, da sie aus Woronesch evakuiert worden war.

**Oberstleutnant Swirin:** In Kotluban kam es auf der Höhe 154,2 zur ersten Begegnung mit Panzern. Da rollten bis zu 40 Panzer an. Der Divisionskommandeur und ich waren am 17. September auf der Beobachtungsstelle. Da rollten die Panzer auf die Regimenter 351 und 347 zu. Ich liess zwei Instrukteure der politischen Abteilungen kommen und sagte ihnen, sie sollten in die Panzerabwehrabteilungen gehen und die Soldaten beim Kampf gegen die Panzer moralisch unterstützen, damit unsere Standhaftigkeit nicht gebrochen würde. Nach Erhalt der Order gingen sie fort und überzeugten alle davon, bis zum Letzten standzuhalten und die Panzer nicht durchzulassen. Als die Panzer kamen, wurde starkes Trommelfeuer der Panzerabwehr eröffnet. Das ganze Artillerieregiment stand in der Nähe der Höhe, etwa 12 Panzer wurden sofort ausser Gefecht gesetzt. Die übrigen drehten ab und fuhren zurück. Hier sah jeder Soldat mit eigenen Augen die brennenden Panzer und überzeugte sich davon, dass Panzer nicht so schrecklich sind, wenn man den Kampf gegen sie aufnimmt. Als die Soldaten im Splittergraben sassen, sagten wir ihnen, dass der Panzersoldat aus dem Sehschlitz nicht sieht, wenn ein Soldat im Schützengraben sitzt, und wenn er auf 5 m an ihn herangekommen ist, kann er ihn nicht mehr treffen. Danach gingen wir zum Angriff auf die Höhe.

**Major Belugin:** Das 347. Regiment befand sich in Reserve des Divisionskommandeurs im zweiten Truppentransport. In den fünf Monaten der langen, fruchtbaren Arbeit hatten der Regimentskommandeur und ich unser Regiment gut trainiert, mit der uns zugewiesenen Gefechtsordnung waren wir nicht einverstanden. Am 10. September traten wir mit einem fertigen Plan, wie die Aufträge der Division erfüllt werden könnten, beim Kommandeur ein und unterbreiteten ihm unseren Vorschlag. Unser Plan wurde angenommen, das 351. Regiment wurde abgezogen, und wir blieben in der Hauptrichtung stehen. Am 18. September, nach Erhalt des Auftrags zum Angriff, zur Attacke und Zerschlagung des Feindes auf Höhe 154,2, zur Einnahme dieser Höhe und zum weiteren Angriff auf die Gehöfte Browkin und «Neue Hoffnung», schritten wir zur Ausführung dieses Auftrags. [...]

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 195

Im Schutz der Nacht verschanzten wir uns, und trotz des furchtbaren Trommelfeuers des Feindes eroberten wir am Morgen des 18. September mit einem begeisterten Kampfeinsatz der Rotarmisten die Höhe 154,2.

Das erste und zweite Bataillon griffen in Erfüllung der weiteren Regimentsaufgaben die Gehöfte Browkin und «Neue Hoffnung» an, gegen 11 Uhr war Browkin eingenommen, und trotz grosser Verluste rückten wir weiter vor. Das dritte Bataillon erstieg die Höhe 154,2, um den Erfolg zu sichern, und organisierte eine Ringverteidigung der Höhe. Diese Höhe beherrschte das Gelände. Von hier aus konnte man es 8 bis 10 km weit überblicken. Seit 10 Uhr morgens hatte das MG- und Artilleriefeuer des Gegners keine Minute ausgesetzt, und die Flugzeugarmada hatte im Tiefflug in Gruppen von 10 bis 15 Maschinen bis zur Dunkelheit ununterbrochen bombardiert und eine gewaltige Masse tödliches Metall abgeworfen.

[...] Von der Beobachtungsstelle wurden über 20 feindliche Fahrzeuge gemeldet, die mit dem Absitzen der Infanterie begannen. Die gegnerische Infanterie sass vor unseren Augen ab und entwickelte Gefechtsordnungen. Der erste Gegenangriff des Feindes begann. Und hier zeigte sich die Absicht des Kommandeurs. Der Regimentskommandeur Barkowski warf das gesamte Feuer des dritten Bataillons aus seiner Reserve auf den Gegenangriff der feindlichen Kolonne. Die Granatwerferkompanie des Regiments feuerte, gedeckt von Hügel 154,2, bereits die letzten Granaten aus dem dritten Kampfsatz auf die feindliche Seite. Wassili Boltenko brachte seine 45-mm-Geschütze in Feuerstellung und setzte die Fahrzeuge des Gegners in Brand.

Obersergeant Boltenko: Der Kampf ging um eine Höhe, die von grosser Bedeutung war – um Höhe 154,2. Das 347. Regiment hatte den Auftrag, vom 17. auf 18. September um diese Höhe zu kämpfen. Die Lage war sehr ernst, dort waren grosse Kräfte des Gegners konzentriert. Ich war mit dem 1. Bataillon in diesen Kämpfen. Auf der rechten Flanke belegte uns der Feind mit starkem Feuer. Kaum hatte der Richtkanonier einen Schuss auf den Unterstand abgegeben, wurde der stellvertretende Kommandeur getötet. 200 m vor meinen Augen wurde auch der Batteriekommandeur getötet. Mich traf ein Geschoss auf den Helm. Nachdem unsere Infanterie die Höhe eingenommen hatte, rückten unsere Kanonen nicht ab. Ich liess die Kanonen von zwei Kasachen ziehen. Der Regimentskommandeur Barkowski befand sich ganz in der Nähe der Höhe, und hier rollten 8 deutsche Panzer



Obersergeant Wassili Boltenko, ausgezeichnet mit dem Orden des Vaterländischen Krieges Ersten Grades

zum Gegenangriff vor. Ich schoss zwei Panzer bewegungsunfähig, die übrigen wurden von Panzernahbekämpfern getroffen. Alle blieben bei uns. Ich schoss dreimal auf den einen Panzer, auf den anderen zweimal und stoppte sie sofort.

Major Belugin: Auf der linken Flanke rückte wieder Gefahr an: 30 feindliche Panzer rollten in Gefechtsordnungen langsam auf die Höhe 154,2 zu. Die feindliche Infanterie blieb im Verband mit den Panzern. Auf den Panzern MPi-Schützen. Der Regimentskommandeur entschied, alle auf der Höhe befindlichen Mittel einzusetzen. Mit der Waffe in der Hand befahl er uns, die Feuerstellungen der Granatwerferkompanie unserer benachbarten Division zu beziehen. Ich stellte an die 10 Panzerbüchsen-Bedienungen zusammen. Der Regimentskommandeur, Major Barkowski, wollte starkes Schweige-MG-Feuer<sup>134</sup> organisieren. Er sammelte alle Panzer-Maschinengewehre, überprüfte sie persönlich und wies die Ziele an, da wurde er tödlich getroffen. Er wollte uns noch etwas sagen, sprach den Satz aber nicht zu Ende. [...]

Die Panzer kamen näher. Ich rief dem Stabschef Igor Mirochin, dem Liebling des Regiments, zu: «Na, mein Lieber, übernimm du das Regiment. Weisst du noch, wie du mir in Tschernjomuschki einmal gesagt hast: ‚Ein, zwei Jährchen werde ich Stabsarbeit machen, dann könnt ihr mir das

Regiment anvertrauen. Jetzt sind nur zwei Monate vergangene» «Regiment ist übernommen.» Igor Mirochin kontrollierte die Feuerstellungen und eröffnete im Schützengraben neben mir mit der Panzerbüchse selbst das Feuer auf die Panzer.

Die feindlichen Stukas und im Tiefflug arbeitenden Flugzeuge attackierten die Höhe wie die Raben. Aber das war nicht das Wichtigste. Das Wichtigste war, den ersten Panzer zu stoppen. Alles andere würde seinen Gang gehen. Igor Mirochin war ein vortrefflicher Schütze. Er hatte als Erster in der Division eine Messerschmitt mit der Panzerbüchse abgeschossen. Und hier stoppte er mit dem ersten Schuss den rechts eingesetzten Panzer, und mit dem zweiten steckte er den mittleren in Brand. Schlecht, dass in der Munitionsversorgung die Patronen für die Panzerbüchsen noch nicht geschmiert werden. Man bekommt sie nur schwer aus dem Magazin der Panzerbüchse heraus. «Mit dem Spaten.» Igor Mirochin öffnete den Verschluss mit dem Klappspaten, schoss, und der dritte Panzer des Feindes ging in Flammen auf. 200 Meter. In 150 Metern änderte der Feind seine Gefechtsordnungen. Die Flügelpanzer rollten in die Hauptrichtung, rückten geradewegs von der Frontlinie vor. Igor Mirochin stoppte den vierten Panzer. «Nicht gut, fackle ihn ab!» Er tat es. Beim sechsten Schuss auf den fünften Panzer deckten sich die Schüsse: Der Schuss Mirochins und der aus der feindlichen Panzerkanone. Mirochin war tot. In den Kopf getroffen. Ein wunderbarer Mensch, ein tapferer Krieger, ein Kämpfer mit Nerven aus Stahl war in einem Augenblick geköpft worden. Das ganze Hirn spritzte auf mich.

Viereinhalb Stunden infernalischer Angriff! Viereinhalb Stunden übermenschliche Anspannung! Ich hatte das Kommando übernommen. Unsere 45-mm-Kanonen und der Panzerbüchsenzug desorganisierten den Feind endgültig. Die Panzeroffensive war abgeschlagen.

Es wurde dunkel. Ich rief die Kommandeure zusammen. Auf der Höhe war es still. Eine Handvoll MPi-Schützen, 10 Mann, 2 Panzerbüchsen, von 14 Maschinengewehren funktionierte nur noch eins. Ich beschloss, die Lage unverzüglich dem Divisionskommandeur zu melden. Ein Vertreter der 1. Gardearmee, ein Bataillonskommissar, dessen Namen ich nicht mehr weiss, begab sich als Verbindungsmann vom 347. Regiment zum Divisionskommandeur.

Rundum brennende Panzer, wie grosse Kerzen. Man musste den Verwundeten unverzüglich helfen. Den Divisionskommandeur unverzüglich um Hilfe bitten.

## 198 Der soldatische Chor

Mit der gleichen Anspannung ging das Gefecht auch am 19. weiter. Der Divisionskommandeur führte seine Reserve ins Gefecht. Das Panzerjägerbataillon und das Ausbildungsbataillon bezogen die Gefechtsordnungen. Die Chefs der Dienste, das Chemiewerk, der Pionierzug, die Pferdeführer der Artillerie, alle kämpften an vorderster Linie mit.

Am 19. kam der Divisionskommandeur, Oberst Gurtjew, in meinen Gefechtsstand. Zusammen mit dem Divisionskommissar, Oberstleutnant Swirin, leitete er unmittelbar das Gefecht. Das Vorsignal zur Attacke. Was war los? Es gab keine Anzeichen, dass der Kommandeur des Ausbildungsbataillons den Befehl verstanden hatte. Hatte er ihn rechtzeitig erhalten? Sofort die Verbindung herstellen! Keine Verbindung. Die Nachrichtenleute arbeiteten bis zur Erschöpfung, sie konnten die Leitung nicht reparieren und die Verbindung nicht wiederherstellen. Wieder und wieder wurde die Fernmeldeleitung vom Feindfeuer durchtrennt.

«Hast du einen zuverlässigen Mann, Belugin?», fragte Gurtjew. «In fünf Minuten beginnt die Attacke. In dieser Richtung», er zeigte nach Nordwesten, dort befanden sich die Gefechtsordnungen des Ausbildungsbataillons. «Einer muss das Ausbildungsbataillon finden und meinen Befehl überbringen.»

Ich rief Seligejew. Ein unermüdlicher Läufer, Spartak-Mitglied. Er war schon während der Gefechtsausbildung aufgefallen, als er hundert Kilometer in 24 Stunden marschierte, ohne zu ermüden. Er erhielt den Auftrag, um jeden Preis nicht nur den Befehl dem Kommandeur des Ausbildungsbataillons zu überbringen, sondern auch zurückzukommen und zu melden, dass dieser den Befehl ausgeführt habe.

Und so machte sich Seligejew in der Donsteppe wie ein Kosakenvorposten zu Fuss auf den Weg, um den Befehl des Divisionskommandeurs auszuführen. Bis heute verstehe ich nicht, wie er diese Entfernung von anderthalb Kilometern in so kurzer Zeit zurücklegen konnte, aber er machte dem Kommandeur rechtzeitig Meldung und zeigte ihm die schriftliche Bestätigung des Kommandeurs des Ausbildungsbataillons, dass dieser den Befehl erhalten habe und die Attacke rechtzeitig beginnen würde.

Die rote Leuchtkugel stieg in die Luft auf. Die Artillerie lenkte ihr Feuer in die Tiefe. Die Attacke begann. Die Sonderformationen blieben zurück. Sie wurden vorwärtsgestossen. Die Attacke verlief erfolgreich. Wir hatten uns die Höhen endgültig gesichert.

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 199

Am 19. September um 5 Uhr brachte mich meine Tochter Maija als Verwundeten ins Zelt eines Mannes, der bei der Attacke verwundet worden war. Sie teilte freudig mit, dass der Befehl erfüllt worden sei, und flüsterte mir noch zu: «Bald sind wir wieder gesund und wieder hier.»

Ich kam ins Lazarett [...]

**Obersergeant Kokorina:** Am 1... [sic] September bezogen wir die Verteidigungsstellungen. Wir bezogen sie nachts und waren offenbar nahe an die deutschen Stellungen herangekommen. Ich war dabei, Sina Reschetowa, Anja Schuwanowa und noch zwei Mädchen – Roschtschina und Archatowa, wir bewachten unsere Kommandeure. Bei Tagesanbruch hörten wir Schreie von der deutschen Seite: Halt! Es stellte sich heraus, dass wir auf drei Seiten eingeschlossen waren. Es gab nur einen kleinen Durchgang in unsere Senke, der von einem Panzer beschossen wurde und den deutsche MPi-Schützen besetzt hielten. In diesem halben Kessel konnte uns keinerlei Hilfe zugeführt werden. Wir waren noch 16 Mann, nicht mehr. Bis zum 18. September befanden wir uns hier. Zwei Tage erhielten wir weder Essen noch Wasser. Es gab sehr viele Verwundete. Wir konnten sie nicht herauschaffen. Wir verbanden sie. In Feldflaschen hatten wir eine eiserne Ration Wasser. Wir gaben ihnen dieses Wasser zu trinken, pflegten sie, gruben einen kleinen Schützengraben. Der Kreis wurde immer enger. Am 17. September baten wir um Verstärkung, bekamen aber keine. Der Regimentskommandeur befahl dem Bataillon, die Stellung zu halten. Das ganze Bataillon hielt die Stellung und wich nicht.

Wir hatten viel Arbeit mit den Soldaten. Es gab unter ihnen viele, die schwankten und nicht sicher waren, dass wir standhalten würden. Wir sprachen mit ihnen. Man klettert in den Schützengraben und erzählt ihnen von den Heldentaten der Soldaten und Kommandeure. Wir erzählten vom Rotarmisten Kossyich,<sup>135</sup> der mit fünf Komsomolzen den Angriff von 60 Deutschen abgeschlagen hatte. Das war bei uns im Bataillon gewesen. Er hatte die Deutschen auf 10 Meter herankommen lassen und sie dann mit Granaten beworfen. Da tackte ein MG an der Flanke. Er nahm sich seinen Soldaten Jefimow und robbte wie ein Kosakenvorposten zu dem Schützengraben, aus dem der Schuss gekommen war. Er robbte hin, warf mehrere Granaten hinein und schrie: «Bataillon, mir nach!» Sechs Mann (das Bataillon) folgten ihm. Er brachte zwei erbeutete MGs mit, einen Haufen Gewehre und 30 Gefangene. Jetzt hat man ihn zu einem Lehrgang für Oberleutnants ge-

## 200 Der soldatische Chor

schickt. Er wurde mit dem Rotsternorden ausgezeichnet. Solche und ähnliche Beispiele führten wir in den Gesprächen an.

Am 18. September erhielten wir den Befehl, in der Gruppe, die wir waren, zum Angriff vorzugehen und die Höhe 143,8 einzunehmen. Die moralische Verfassung unserer Soldaten war toll. Zwei Tage hatten sie standgehalten und den Ansturm der Deutschen abgewehrt – das hatte ihren Mut sehr gestärkt. Wir hatten keinen einzigen Verwundeten, nur am ersten Tag hatte es Verwundete gegeben. Am 17. September war es uns Mädchen gelungen, in die Senke vorzudringen, die Verwundeten zu bergen und wieder zurückzukehren. Wir arbeiteten die ganze Nacht.

Am 18. September gingen wir zum Angriff über.

**Kommissar Petrakow:** Der Kulminationspunkt unserer Handlungen bei der Einnahme der Höhen war der 18. September, bis zur Höhe lagen noch 10 km ebenes Gelände vor uns. Mehrmals griff ich mit der Kompanie an, wir hatten grosse Verluste. Am 18. September kam der Befehl, diese Höhe einzunehmen. [...] Wir hatten den Auftrag, um jeden Preis nachts in die Stellung des Bataillons zu gehen und unsere Arbeit im Hinblick darauf durchzuführen, dass um 5 Uhr die Artillerieschützen vorzubereiten beginnen würden, und noch vor Tagesanbruch würden wir dann angreifen. Wir krochen buchstäblich durch alle Schützengräben. Unsere Leute schossen nur mit Leuchtkugeln. Die Männer erhielten Verpflegung, man erklärte ihnen die Bedeutung dieser Höhen und versprach ihnen eine Auszeichnung: für einen gefangenen deutschen Soldaten den Rotsternorden, für einen Offizier den Rotbannerorden, und wer als Erster die Höhe erklimmen würde, erhielt den Leninorden. Viele Kämpfer sagten, einen Gefangenen, den man ausquetschen könnte, bekämen wir gleichwohl nicht zu sehen – sowie sie einen gefangen hätten, würden sie ihn fertigmachen. Uns wurden ein Artillerieregiment, zwei «Katjuscha»-Divisionen und unser Bataillon zugeteilt. Um 6 Uhr gingen wir zur Offensive und droschen auf die Deutschen ein.<sup>136</sup>

**Generalmajor Gurtjew:** Den Auftrag, den wir erhalten hatten, führten wir nicht vollständig aus, aber die Höhen hatten wir doch eingenommen.

Wir wurden zum Befehlshaber der Front beordert, die Gen. Malenkow<sup>137</sup> und Jerjomenko sprachen mit uns vor Beginn der Kampfhandlungen; nach der Besetzung der Höhen wurde unsere Division nicht besonders gerügt.



## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 201

Schwer zu sagen, warum wir den Auftrag nicht erfüllt hatten. Vielleicht, weil uns der Nachbar zur Linken nicht geholfen hatte, aber man muss die Gesamtlage an dem Frontabschnitt kennen, wir wurden also nicht gerügt, und dessen darf ich mich wohl rühmen, da manch anderer damals sein Fett abbekam. [...]

Es kam nie vor, dass die Sperrabteilung bei uns Arbeit fand. Es gab ein paar Fälle von Fahnenflucht und Selbstverstümmelung, aber sie waren bei uns kein Massenphänomen. [...] Die grosse Masse der Soldaten kämpfte sehr gut und tapfer, man kann sogar sagen, sie kämpften zu offen: kaum aufgestanden, waren sie nicht mehr zu halten. [...]

Interessanterweise waren wir es, die die Höhen der Kommission zu Protokoll gaben. Die Höhe 143,8 war von uns besetzt worden, aber unser Nachbar war der Meinung, er habe die Höhe eingenommen. Ich erstattete Generalmajor Moskalenko<sup>138</sup> Meldung, dass ich die Höhe 143,8 eingenommen hätte, aber er glaubte mir nicht. Ich musste zusätzlich einen Topographen schicken, der die Höhe der Kommission zu Protokoll gab.

Bei Höhe 154,2 gab es noch mehr Scherereien. Hier mischte sich unser Nachbar zur Linken ein und beanspruchte für sich die Einnahme dieser Höhe. Sein Ausbildungsbataillon hielt die Höhe auf den Hängen links von uns besetzt, die Höhe selbst nahmen unsere Truppen ein. Ihr Stabschef war Schulgin, mit dem ich früher gemeinsam gedient hatte, aber hier zerstritten wir uns beinahe wegen dieser Höhe. [...]

Am 26. und 27. September wurden wir abgezogen und nach Stalingrad geschickt. Wir marschierten drei Tage.

**Oberstleutnant Swirin:** Am 27. September erhielten wir den Befehl, unsere Division ins Hinterland in die Reserve zu führen. Am 28. erhielten wir den Befehl, nach Stalingrad zu marschieren und am 30. schon in Stalingrad zu sein. Wir schauten auf der Karte nach – 250 km. Aber der Befehl musste ausgeführt werden. Was wir uns gewünscht hatten, war eingetroffen – wir marschierten nach Stalingrad. Als die Leute erfuhren, dass wir unmittelbar nach Stalingrad marschieren und vom rechten an das linke Wolgaufer und wieder an das rechte übersetzen würden, nahmen sie diese Nachricht freudig auf.

Wir mussten eine Umgehung nehmen. Da erläuterten wir den Männern die Tradition der Verteidigung von Zarizyn. In Stalingrad machten wir die Verteidigung von Zarizyn zum Kern unserer politischen Arbeit und erklärten die Rolle

## 202 Der soldatische Chor

von Genossen Stalin und der Genossen Woroschilow und Parchomenko bei der Verteidigung von Zarizyn. Als uns auch noch Malenkow und Schukow besuchten, berichteten sie, dass Gen. Stalin gesagt habe, Stalingrad dürfe nicht übergeben werden, koste es, was es wolle. Lieber sterben, aber nicht aus Stalingrad weichen. Im Weiteren berichteten sie, warum: Hinter Stalingrad kommt die Steppe, dann kommen Kuibyschew und Moskau. All das gaben wir an die Soldaten weiter und warnten vor dem, was uns drohte, wenn wir Stalingrad übergeben würden. [...]

Vor dem Übergang ans rechte Wolgaufer fanden in jedem Regiment, Bataillon und in jeder Kompanie Versammlungen statt. Wir sagten: «Seht dort Stalingrad. Da stehen die Fabriken, da ist die Wolga, der breite russische Fluss, da sind die Häuser Stalingrads, der Stadt, wo der grosse Stalin gelebt hat. Wir haben uns am langen grauen Irtysch formiert, jetzt sind wir am breiten Ufer der russischen Wolga angekommen. Dort haben wir gelernt, und hier werden wir das Gelernte in die Tat umsetzen. Einst hat Gen. Stalin von diesem Ufer per Befehl alle Flösse und Boote verbannt, damit sie die Soldaten nicht verwirren und ihnen keine Angst einjagen. Deshalb werden auch wir, wenn wir ans rechte Wolgaufer übergesetzt sind, alle Boote zurückschicken, damit sie die Soldaten nicht verwirren, die nur vorwärtsgehen dürfen.»

So verliefen die Versammlungen immer auf hohem ideologischen und politischen Niveau, die Kämpfer legten den Schwur ab, Stalingrad bis zum Ende zu verteidigen.

**Generalmajor Gurtjew:** Bis wir die Leute übergesetzt hatten und ich den Armeestab aufgesucht hatte, tagte es bereits, und wir mussten den Raum unter deutscher Bombardierung beziehen. Es klappte nicht gut. Ein Teil unserer Leute ging am Ufer entlang, darunter ich und meine Kommandeure Stafjew und Smirnow sowie mein Adjutant, Chef der 1. Abteilung, und ein Teil nahm eine Umgehung vor. Es bereitete uns grosse Schwierigkeiten, heil an Ort und Stelle zu gelangen. Wir mussten etwa 3 km gehen. Der Feind entdeckte uns. Der schmale Uferstreifen, der uns bei unserer Ankunft in Stalingrad zur Verfügung stand, wurde vom Feind in ganzer Länge von den Höhen überblickt, die er besetzt hielt. Wir marschierten zwar in geöffneten Ordnungen, aber der Feind bemerkte und bombardierte uns, versperrte uns den Durchgang. Es gab dort eine Art Museumsgebäude, wo

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 203

sich deutsche MPI-Schützen eingenistet hatten und aus mehreren MGs ununterbrochen feuerten. Bis wir an Ort und Stelle waren, hatten wir zwei oder drei Dutzend Leute verloren.

Ich war den ganzen Tag damit beschäftigt, die Kampflinie festzulegen und das Gelände zu rekonoszieren. Mit mir übergesetzt waren das Pionierbataillon, das Nachrichtenbataillon, das MG-Bataillon und das 351. Regiment. Zwei meiner Regimenter waren noch am rechten [richtig linken] Ufer [...]. Das 351. Regiment bezog den Abschnitt der Fabrik «Silikat». Unsere Regimenter hatten eine Stärke von 300 bis 350 Mann. Der Feind konzentrierte das Artilleriefeuer gegen sie, bombardierte sie aus der Luft, sie kämpften jedoch bis zum Letzten. [...]

Ich führte das 351. Regiment persönlich zur Ausgangslinie, nachts, als wir uns noch schlecht im Gelände orientieren konnten. Man hatte uns allerdings im Armeestab Führer aus der Division gegeben, die dort stand. Zunächst kamen wir gut vorwärts und besetzten die ganze Silikatfabrik. Wir waren schon zu ihren westlichen Mauern gelangt. Dann mussten wir nach starkem Feindfeuer anhalten, der Gegner war zum Angriff übergegangen. Den ganzen Tag bestrich er uns mit seinem Trommelfeuer, wir hatten schon seit dem Morgen Verluste, und das Regiment war vom Marsch erschöpft. Es gab viele Verwundete im Regiment. Der Letzte, der in meinen Gefechtsstand im Laden «Gastronom» gerannt kam, war der Nachrichtenchef. Er war völlig verstört und meldete, dass alle im Regiment gefallen seien. Ich gab ihm einen meiner Kommandeure und schickte ihn mit einem Auftrag zu Markjelow zurück. Er kam nicht wieder. Dann bezog das 339. Regiment diese Stellung, auch hier wurde bei Tag und Nacht gegen die überlegenen Kräfte des Feindes gekämpft.

**Oberstleutnant Smirnow:** Am 5. Oktober wurde das 351. Regiment aufgegeben. [...] Am 4. Oktober hatten wir den Abschnitt um jeden Preis halten müssen. Wir hatten den Befehl erhalten, dass das Regiment nicht weichen dürfe. Um 11 Uhr abends fiel der Regimentskommandeur Markjelow aus. Nach seinem Ausfall übernahm Frolow das Kommando über das Regiment, der auch die Verteidigung hielt. Die Deutschen konnten das Regiment schliesslich umfassen und vollständig vernichten. Nur zwei Männer waren aus dem Kessel entkommen, offenbar waren sie getürmt, ich schickte sie zurück. Die Nachricht, wie dieses Regiment gekämpft hatte, brachte uns der Regimentskommandeur Frolow.



Der Leiter der Politabteilung der  
308. Schützendivision, Oberstleutnant  
Smimow

Oberstleutnant Swirin: Vom Regiment haben 11 Kämpfer überlebt. Als Letzter fiel Regimentskommissar Frolow, und der Regimentskommandeur wurde schwer verwundet. Die elf Kämpfer haben überlebt, weil sie als Boten in die Divisions- und Regimentsstäbe unterwegs waren. [...]

Es tat uns sehr leid um Oberstleutnant Michaljow, den Stabschef des 339. Regiments, der mit dem ganzen Stab umgekommen war. Er war ein vorzüglicher Kommandeur, kenntnisreich, streng und im Regiment beliebt. Die Sanitäterinnen sprechen von ihm wie von ihrem Vater. Mit ihm konnte man überall hingehen und jeden Befehl ausführen.

Am 6. Oktober bekam ich von Michaljow einen kurzen Brief, ich möge ihn mit dem Regimentskommissar Sandin versöhnen. Ich kannte Michaljow gut und begab mich sofort mit Warschawtschik, dem Leiter der politischen Abteilung, ins Regiment. Wir waren gerade 50 Meter weit gegangen, da kam uns ein Bote vom Divisionskommandeur entgegen mit dem Auftrag, wir sollten zu ihm kommen und einen Streit schlichten. Ich ging zum Divisionskommandeur und hielt mich mit ihm und zwei Majoren längere Zeit auf, um die Aufstellung unserer Truppen festzulegen. Ich hatte gerade die Schwelle überschritten, um ins Regiment zu gehen, da wurde mir gemeldet, dass der gesamte Stab des 339. Regiments von einem direkten Bombentreffer getötet worden sei. 17 Mann waren umgekommen, darunter ein Vertreter der Armee.



Oberstleutnant Michaljow

**Koschkarjew (Sekretär des Parteibüros im 339. Regiment):** Der Stab unseres Regiments richtete sich im Gebäude des Ladens «Gastronom» ein. Links von diesem Gebäude lag der Flugplatzgarten, wo unser Bataillon seine Stellung hatte. Die Sonderformationen befanden sich rechts von diesem Gebäude (die MPI-Schützenkompanie, die Panzerjägereinheit). Unsere Artillerie war noch auf dem Marsch. In diesem Gebäude befand sich der Divisionsstab, doch in der Nacht des 3. zogen dessen Leute ab, da es vonseiten der Deutschen den Versuch gab, dieses Gebäude zu beschliessen.

Am 4. begannen die Deutschen den Angriff auf unsere Gefechtseinheiten, die im Flugplatzgarten und im Gebäude selbst lagen, in dem auch der Regimentsstab und die Einheiten des Kommandantendienstes untergebracht waren. Gegen 11 Uhr ging der Sturm mit 15 Panzern und Infanterie los. [...] Das Gefecht am 4. Oktober dauerte den ganzen Tag. Unsere Einheiten wichen keinen Schritt zurück, und das Gebäude, gegen das die Deutschen anstürmten, blieb in unserer Hand. Hier zeigte Leutnant Schonin<sup>139</sup>, ein Komsomolze, ausserordentlichen Heldenmut. Er hatte einen Antrag zur Aufnahme in die Partei gestellt, aber wir konnten ihn nicht mehr aufnehmen – er fiel am 5. Oktober. Er hatte persönlich 3 Panzer bewegungsunfähig geschossen.

Bei Einbruch der Dunkelheit verliessen wir das Gebäude des «Gastronom», weil wir es für unzweckmässig hielten, dort zu bleiben. Ein Teil un-



Leutnant Boris Schonin

serer Soldaten und Kommandeure war ausgefallen, wir wussten, dass die Deutschen das Gebäude um jeden Preis einnehmen wollten, bekamen jedoch keine Verstärkung. Wir zogen in ein anderes Gebäude um, das 100-150 m niedriger lag, in die Werkspoliklinik, einen T-förmigen Bau. [...] Als die Kommandeure der Unterabteilungen zur Besprechung kamen, auf der die gegenseitige Unterstützung abgestimmt werden sollte, schlug eine Bombe in das Stabsquartier ein und tötete alle, die sich dort befanden: den Regimentskommandeur, den Kriegskommissar des Regiments, den Stabschef, zwei Gehilfen des Regimentskommandeurs, den stellvertretenden Leiter der politischen Abteilung, den Bataillonsoberkommissar, den Vertreter der Front, den Adjutanten und andere. Ich war zufällig nicht dort anwesend, da ich Dokumente vom anderen Wolgaufer holen musste. Von den Männern in diesem Gebäude haben ich, Schigalin<sup>140</sup> und Fugenfirow<sup>141</sup> überlebt. Schigalin übernahm das Kommando. Ich war noch nicht lange in dieser Truppe, kannte aber Schigalin und bat ihn, das Kommando zu übernehmen, wir stellten die Verbindung zu den Bataillonen und zum Divisionsstab wieder her. Ich blieb in diesem Gebäude, um die Bestattungsarbeiten zu organisieren.

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 207

**Major Belugin:** Am Abend des 19. Oktober erschien ich beim Divisionskommandeur und meldete, ich sei genesen und wolle wieder meine Pflichten erfüllen. Der warmherzige, freudige Empfang des Kommandeurs, die vertraute Begegnung mit Kommissar Swirin und allen Stabsmitarbeitern gab mir neuen Mut und neuen Glauben an unsere gerechte Sache, an unsere Standhaftigkeit.

Man informierte mich über unsere Lage. «Vieles ist hier nicht so wie bei Kotluban auf Höhe 154,2», teilte mir Oberst Gurtjew mit. «Und du weißt wohl, dass es bei uns um die Höhe 154,2 ein Gerangel gegeben hat. Alle behaupteten, nicht wir hätten sie eingenommen, und wir mussten eine ganze Armeekommission anfordern, um die Höhe an Ort und Stelle zu Protokoll zu geben. Schade, dass du nicht da warst.

Hier verhält es sich anders. Du siehst in 50 m die Wolga und den Feind 150 m vor uns. Und hier soll ich manövrieren. Auf diesen Streifen von 200 Metern geht jeden Tag ein scheusslicher Hagel nieder, Granaten, Minen, Kugeln ohne Zahl. Wir haben uns dran gewöhnt, aber du hast ruhig im Lazarett gelegen. Warte noch, geh noch nicht ins Regiment, bleib vorerst bei uns.» Alle Augenblicke redete mir mal Oberst Gurtjew, mal Bataillonskommissar Swirin zu, noch eine Weile bei ihnen zu bleiben. Ich blieb bis zur Nacht auf dem Gefechtsstand der Division zu Besuch. «Du könntest noch länger bleiben.» «Nein, ich gehe jetzt.» «Na, dann geh, dort ist ein neuer Kommandeur, Tschamow. Mach dich mit ihm bekannt. Einen schwierigen Abschnitt haben sie dort. Du weißt, dass es das 351. Regiment nicht mehr gibt. Die Reste wurden dem 347. und 339. Regiment zugeteilt. Auch die Kommandeure gibt es nicht mehr. Nach Barkowski starb Sawkin den Heldentod. Ein fabelhafter Kommandeur und unermüdlicher Kämpfer. Oberstleutnant Michaljow ist gefallen, der Kommandeur des 339. Regiments. Er starb auf dumme Weise, im Gebäude beim Einschlag einer zwei Tonnen schweren Bombe. Zusammen mit ihm hat man seine Stabsmitarbeiter begraben.

Schlag deinen Gefechtsstand nicht in einem Gebäude auf, sondern im freien Gelände, nur gut getarnt. Im Gebäude ist es gefährlicher. Benütze es als Stützpunkt. Lass zwischen den Gebäuden einen Verbindungsgang ausheben. Mach die Ausgänge vorne zum Feind hin, tiefe Splittergräben, und benütze sie. Man muss listig sein, öfter mal die Feuerstellungen wechseln.»

Mit diesem Geleitwort ging ich ins 347. Regiment zum neuen Kommandeur.

## 208 Der soldatische Chor

**Oberstleutnant Tschamow:** In Stalingrad bezog das Regiment im südlichen Teil des Flugplatzgartens, in der Petrosawodsker Strasse und im südlichen Trakt der Fabrik «Barrikaden» die Verteidigungsposition. Gegen unser Regiment operierte die 305. Infanteriedivision des Feindes, bestehend aus den Regimentern 276, 277 und 278. Am 17. Oktober begann der Gegner die Bombardierung unserer Truppen aus der Luft im Verbund mit massiertem Artillerie- und Granatwerferfeuer. Aus allen Daten ging hervor, dass der Feind den Verteidigungsabschnitt des Regiments angreifen würde.

Um 10 Uhr morgens brachen die feindlichen Panzer auf dem Abschnitt meines Nachbarn zur Linken, des 685. Infanterieregiments, auf der Buguruslanskaja-Strasse durch, sie rollten in einer Stärke von 20 Panzern mit MPI-Schützen zum Gefechtsstand meines Regiments.

Eine andere Panzergruppe brach um 11 Uhr am südlichen Rand des Flugplatzgartens und am nördlichen Trakt der Fabrik «Barrikaden» durch und kesselte unser Regiment ein.

Ich erhielt vom Divisionskommandeur die Anordnung, den Kampf im Kessel zu führen, nicht zu weichen. [...] In diesem Kampf zeichnete sich die Bedienungsmannschaft von Sergeant Boltenko aus des Kommandeurs



Kämpfe im Stalingrader Fabrikbezirk, Oktober 1942.

*Fotograf: G. Samsonow*



## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 209

der Panzerabwehrbatterie des Regiments, das 6 Panzer zerstörte. Sein Gerät war ausgefallen, und die Mannschaft setzte den Kampf aus dem Splittergraben mit Panzerabwehrgranaten und mit Brennstoff gefüllten Flaschen fort. Im Endergebnis dieses Kampfes hatte der Feind unser Regiment so durchgeschnitten, dass das 1. Bataillon vom 2. Bataillon abgetrennt war. Bis zu acht Panzern griffen den Gefechtsstand des Kommandeurs des 1. Bataillons an, der im Gebäude des Sormowsker Elektrizitätswerks untergebracht war. Kommissar war damals Salipuchin. Die deutschen Panzer zerstörten das Elektrizitätswerk. Sie schossen aus einer Distanz von 60-70 m auf die Türen und Fenster des Werks. Das Gebäude fing Feuer. Zum Sturm auf das Elektrizitätswerk ging Infanterie in Kompaniestärke vor. Im Gebäude befanden sich Salipuchin, zwei Sanitäterinnen und zwei Meldesoldaten. Zwischen 16 und 19 Uhr wehrten sie sieben deutsche Angriffe ab. Allein Hauptmann Salipuchin vernichtete 32 Faschisten mit Pistole, Granaten und MPi. Dieses Grüppchen kämpfte drei Stunden lang unter dem Kommissar in dem belagerten Elektrizitätswerk.

Alle wurden verwundet, auch Salipuchin selbst, aber sie verliessen den Gefechtsstand erst auf meinen Befehl. Salipuchin trug den verwundeten Bataillonskommandeur und den Stabschef vom Schlachtfeld. Die beiden Sanitäterinnen und ein Meldesoldat waren im Gebäude am Qualm erstickt. Um 18 Uhr rollten bis zu 13 feindliche Panzer auf meinen Gefechtsstand zu, wo sich der Regimentsstab befand. Aus 80-90 m Entfernung schossen sie in direktem Richten auf uns. Gleichzeitig feuerten die MPi-Schützen. Zu diesem Zeitpunkt kehrte der Gehilfe des Regimentsstabschefs für Aufklärung, Unterleutnant Wassili Kalinin, vom Erkundungsgang zurück. Er robbte zum Gefechtsstand, ergriff eine Panzerbüchse und nahm den Zweikampf mit den deutschen Panzern auf. Im Verlauf von 12-15 Minuten steckte er fünf deutsche Panzer in Brand und schoss sechs bewegungsunfähig. Dann scharte er eine Gruppe von sieben Mann um sich und begann den Gegenangriff auf die Landegruppe, die versuchte, in den Gefechtsstand einzudringen. Bei diesem Gegenangriff vernichteten er und seine MPi-Schützen über hundert Faschisten und rückten 150 m vor, wo sie sich verschanzten.

**Oberleutnant Kalinin:** Am 16. und 17. Oktober beschoss der Feind unsere Gefechtsordnungen und rückwärtigen Truppen sehr stark mit Granatwerfern, Maschinengewehren und Flugzeugen. Er bombte, dass die Erde

## 210 Der soldatische Chor

stöhnte. Am Morgen des 17. warf er ebenfalls Bomben und unternahm gegen 2 Uhr den Angriff. Ich befand mich zu dem Zeitpunkt im Unterstand am Telefon. Fragte, in welchem Zustand unsere Einheiten seien und wie sich der Feind verhalte. Mir wurde gesagt, dass der Feind sein Granatwerfer- und Maschinengewehrfeuer eingestellt habe. Ich übertrug die Punkte der Verlegung der feindlichen Feuermittel von der Arbeitskarte in das Heft, in dem die Feuermittel registriert wurden, steckte mir eine Zigarette an und vernahm plötzlich Motorenlärm. Ich stürzte raus und hörte Panzer vom Bahndamm herandröhnen. Rannte zur Beobachtungsstelle des Kommandeurs, die 300-400 m von uns entfernt war. Sah etwa 10 auseinandergesogene Panzer auf mich zukommen. Der Gegner hatte die Beobachtungsstelle zerstört, was mir noch nicht mitgeteilt worden war. Unten befanden sich die Panzernahbekämpfer der benachbarten Einheit. Ich stieg zu ihnen hinter und griff mir eine Panzerbüchse. Am Tag zuvor hatte es stark geregnet, und die Waffen waren wegen fahrlässiger Behandlung verrostet. Ich stellte die Waffe auf und visierte einen Panzer an: schoss – 100 m zu kurz. Da nahm ich ein grosses Visierkorn und traf den Panzer frontal. Die Funken stoben wie beim elektrischen Schweißen. Aber der Panzer fuhr weiter und drehte den Turm. Ich dachte, ich würde ihn vorher erwischen, zielte, doch unsere Schüsse fielen gleichzeitig. Meiner landete im Benzintank und sein Schuss ging in die Firstverzierung von unserem Haus.

Der Panzer flammte auf, und nach drei bis vier Minuten brannte er wie eine Streichholzsachtel. Da sah ich hinter demselben Haus einen zweiten hervorrollen, er versuchte, den ersten abzuschleppen. Kaum hatte er eine Idee gewendet, da hatte ich ihn auch schon getroffen, und der zweite Panzer fing Feuer. Nachdem ich zwei Panzer in Brand geschossen hatte, beschloss ich, die Position im Haus zu wechseln. Ich sah auch den nächsten Panzer wenden. Da wollte ich die Panzerbüchse nehmen und nachsehen, was auf unserem Gefechtsstand los war, sprang weg, da wurde aus dem Panzer geschossen, sie trafen meine Panzerbüchse und verbogen sie. Ich hatte nicht vor ihnen schießen können, es kam zu einer Verzögerung, weil die Waffe rostig war, nach jedem Schuss musste ich sie mit dem Fuss öffnen, was mich sehr störte und die Schussfolge verlangsamte. Als mich ein Schuss betäubt hatte, spürte ich einen scharfen Schmerz und verlor wohl kurze Zeit das Bewusstsein. Um mich herum eine Staubsäule und keine Sicht. Ich dachte, ich sollte die Position wechseln, sonst würde er mich hier fertigma-

chen. Vonseiten des Gefechtsstands schien keine Gefahr zu drohen. Ich hob die Waffe auf, der Melder sammelte die Patronen auf, und wir beide gingen hinaus. Unterwegs kam ich einem verwundeten Soldaten zu Hilfe und befahl dem Melder, ihn wegzubringen. Er trug ihn fort und kam zurück, brachte eine Flasche mit Brennstoff vom Gefechtsstand mit, die er in meinem Auftrag geholt hatte. Ich war kurzzeitig taub geworden und hörte schlecht, meine Hände waren blutig. Die Panzer fuhren langsam, ihnen folgte eine Gruppe MPI-Schützen. Als ich den ersten Schuss abfeuerte, rannten die Infanteristen in die Schlucht, die zum Friedhof führt. Der Melder zeigte mir, dass der Panzer den Bahndamm überquerte und ca. 100 Meter vom Gefechtsstand entfernt fuhr. Ich ergriff die Panzerbüchse und gab neun Schüsse auf die Frontplatte des Panzers ab, die Geschosse prallten aber nur ab. Beschloss dann, ihn auf der Seite zu beschliessen, und traf ihn richtig. Der Panzer stoppte, schoss aber weiter. Da schnappte ich eine Panzergranate und die Flasche mit dem Brennstoff, sagte dem Melder, wenn die Luke geöffnet würde, sollte er einen Feuerstoss auf sie abgeben. Ein Offizier öffnete die Luke, der Melder feuerte auf ihn. Ich robbte näher an den Panzer heran, warf die Flasche mit dem Brennstoff, dann die Granate auf den Panzer. Er fing Feuer [...]

Man zeigte mir, dass ein Panzer anrollte, aber die Panzerbüchse befand sich in einer Entfernung von etwa 200 Metern. Ich stürzte zu ihr hin. Dachte, der Panzer sei klein, ich würde schon rasch mit ihm fertig. Ich muss jedoch sagen, dass der Panzer auf einer Asphaltstrasse auf uns zurollte, er hatte die Verteidigung durchbrochen und kam zu uns in die rückwärtigen Einheiten. Er rollte heran und nahm unsere Gefechtsordnungen unter Beschuss, sammelte eigene Leute und brachte sie nach hinten. Da nahm ich 13 Mann. Es fiel uns schwer, die Grenze zwischen unserer Stellung und der deutschen zu erkennen, wir irrten uns oft, wo wer lag. Ich robbte mit der Panzerbüchse weg, zum nächsten Haus hin, wo sich eine Gleisgabelung befand, und stellte die Panzerbüchse auf. Gab zwei Schüsse ab, und der vierte Panzer fing Feuer. Ein Panzer war hinter der Schule, zu weit weg. Ich dachte, ich würde ihn nicht erreichen, probierte es aber. Mir waren die Patronen ausgegangen, und die Panzerbüchse nachladen konnte ich nicht, da ich nicht an ihr ausgebildet worden war. Es wurmte mich sehr, dass ich sie einfach nicht öffnen konnte. Dann drückte ich zufällig auf einen Knopf, der Deckel des Patronenkastens ging auf, und ich steckte Patronen hinein,

## 212 Der soldatische Chor

die Panzer standen an der Stelle, wo die anderen brannten, ein Panzer feuerte auf das Haus, in dem ich mich befand, ich horchte, wieder Panzerbüchsen schüsse auf den Panzer. Funken stoben, sonst nichts. Da robbte ich mit der Panzerbüchse über die Eisenbahnschienen, kletterte in die Schlucht hinunter und näherte mich auf 150 Meter ihrer vordersten Linie, etwa 100 m von dem Panzer entfernt. «Jetzt werde ich dich nicht so, sondern anders kriegen», dachte ich. Ich schoss einmal, schoss zweimal – nichts. Ich ging noch näher an ihn ran, schoss wieder, aber die Waffe durchschlug einfach nicht den Panzer. Ich gab 12 Schüsse ab, versuchte es auf allen Seiten – der Panzer brannte nicht. Da robbte ich mit der Waffe zurück, holte den Melder, damit der die Granate und die Flasche mit Brennstoff trug, und kehrte robbend auf den früheren Platz zu den Panzern zurück. Es waren noch 40 Meter. Die Berechnung musste stimmen. Ich robbte noch näher heran – bewarf die Frontplatte des Panzers. Er ging sofort in Flammen auf. Das nutzte ich, warf zwei Granaten und rannte mit dem Melder zu unserer eigenen vordersten Kampflinie.

**Rotarmist Skworzow:** Die ganze Zeit explodierten Bomben und Minen, die Nachrichtenverbindung wurde unterbrochen, wir hatten nicht genug Draht. Wir mussten die Leitung mit altem Draht flicken, die Verständlichkeit war schlecht, aber die Verbindung funktionierte immerhin. Als die Deutschen einmal zum Angriff vorgingen, funktionierte unsere Verbindung plötzlich nicht mehr. Ein MPi-Schütze war an unsere Leitung herangerobbt und hatte den Draht in Stücke geschnitten. Ich machte mich daran, die Leitung zu flicken, da begann der MPi-Schütze auf mich zu schießen. Ich haute mich neben der Eisenbahnlinie hin, blieb 15 Minuten liegen, und robbte dann, nachdem ich den Draht wieder verbunden hatte, zum Gefechtsstand ... Einmal prüfte ich mit einem feuchten Stöckchen, ob Strom fließt. Der Strom fließt sogar durch die Hand und durch die Zähne. Manchmal kam auch Stacheldraht zum Einsatz. Man kann Strom durch eine Kette von Menschen fließen lassen, die einander an den Händen halten.

**Obersergeant Kokorina:** Unsere Sanitätskompanie befand sich zuerst auf der Insel. Hier hatten die Mädchen sehr viel Arbeit. Auf der Insel musste man 800 Meter bis zu dieser Übergangsstelle gehen und dann zu Fuss auf unsere Seite kommen, weil wir die Verwundeten nur ans Ufer trugen. Hier wurden sie abgeholt, in Boote geladen und an Schleppseilen gezogen, auf Tragen wurden sie dann über den Sand zum Regimentsver-

bandplatz gebracht. [...] Man durfte kein Feuer machen, alles musste in der Dunkelheit geschehen. Die Tragesanitäterinnen trugen nur. Die Insel wurde ununterbrochen mit Granatwerfern beschossen, da der Feind wusste, dass sich hier unsere rückwärtigen Einheiten befanden und neue Auffülltruppen über diese Insel herüberkamen. [...]

Am 18. Oktober wurden wir zurückgedrängt. Wir mussten zusammen mit dem Gefechtsstand des Bataillons zurückweichen. Die Deutschen hatten den Gefechtsstand des Regiments abgeschnitten, und wir wussten nicht, wo unser Regiment nun stand. Wir gingen geradewegs in die Werkshalle der Fabrik «Barrikaden». Es war der Morgen des 19. Oktober. Blieben den ganzen Tag hier, weil wir keine Möglichkeit hatten, die Verwundeten überzusetzen. [...]

Am Abend stellte sich heraus, dass wir eingekesselt waren. Wir verbrachten die ganze Nacht und den Tag in der Fabrik «Barrikaden» und konnten nicht hinausgehen, denn wohin man auch gehen wollte, überall hatte der Feind seine schweren Maschinengewehre aufgestellt und warf ausserdem Granaten. Die Deutschen kamen auf 5 m an uns heran. Wir setzten die Granaten genauso ein wie die Kämpfer. Am Abend beschlossen wir, die Fabrik im Kampf zu verlassen. Die Aufklärung hatte gemeldet, dass die Deutschen in grosser Zahl waren, wir dagegen waren nur wenige. Da griffen wir zu einer List. Wir schlugen ein riesiges Loch in eine Wand der Werkshalle, kletterten alle hindurch und gelangten ohne Verluste aus dem Gebäude. Gingen ans Wolgaufer. [...] Am 21. Oktober wurde ich am Wolgaufer verwundet und ins Sanitätsbataillon gebracht. Sie schickten mich zuerst 80 km weit ins Lazarett, es gab jedoch das Gerücht, dass ein Teil von uns abrücken würde; ich hatte Angst, von meiner Einheit getrennt zu werden, flüchtete einfach aus dem Lazarett und kam zum Gefechtsstand. Noch in derselben Nacht wurde ich wieder weggebracht, da sie mich nicht behalten konnten, ich war zu schwer am Kopf verwundet.

**Rotarmist Skworzow:** Am 22. begann das 351. Regiment mit dem Rückzug. Der Regimentskommandeur schrieb dem Generalmajor eine Nachricht, dass sich das Regiment zurückziehen wolle. Diese Nachricht wurde zum Gefechtsstand gebracht, und dort gab mir Tarassow den Befehl, dem Generalmajor diese Nachricht zu überbringen. Ich ging, von allen Seiten feuerten Maschinengewehre und Granatwerfer. Alles wurde zertrümmert, Bauten stürzten ein. Ich robbte 300 Meter zum Generalmajor und

übergab ihm die Nachricht. Der Generalmajor erteilte keine Rückzugserlaubnis, die Soldaten wurden zunächst zurückgehalten, aber nach einer Weile musste man doch weichen, da es keinen anderen Ausweg gab.

**Major Sowtschinski:** Am 22. Oktober erhielten wir einen Aufruf vom Militärerrat der Stalingrader Front an alle Kommunisten und Verteidiger Stalingrads. Wir gingen daran, diesen Aufruf in den Einheiten durchzuarbeiten. Beriefen die Kommunisten zu einer regimentsübergreifenden Versammlung in die Werkshalle ein. Es kamen 7-8 Personen. Wir konnten diese Versammlung nicht beenden, da der Feind die Werkshallen angriff. Alle Kommunisten, darunter der eben erst erschienene Sekretär des Parteibüros, wurden entlassen; es wurde befohlen, dass sich in jeder Halle ein Kommunist aufhalten müsse und nicht vor dem entsprechenden Befehl gehen dürfe. Wir hielten die Werkshallen zwei volle Tage. Die eine Hälfte hatten wir, die andere die Deutschen. Nie zuvor hatten wir so viel Munition verbraucht wie in diesen Tagen. Wenn die Patronen nicht reichten, verbrauchten wir F-1-Handgranaten. Wir hatten viele Verwundete. Pro Bataillon blieben 3-4 Mann übrig.

**Militärarzthelferin Stoilik:** Am 26. (Oktober) standen wir unmittelbar am Ufer. Der Feind bestrich es mit starkem Granatwerferfeuer. Wir konnten nicht weg. Ein Soldat wurde verwundet. Ich lief zu ihm hin. Der Feind schoss jetzt mit laufendem Feuer. Ich hatte mich zum Unterstand hinuntergebeugt, sprang dann heraus. Neben mir hatte ein Granatwerferschütze sechs Verletzungen erlitten. Ich zog ihn aus und verband ihn, hatte aber nicht die Kraft, ihn wegzuschleifen. Da kam Robinowa zu mir gerannt, wir zogen ihn gemeinsam in den Unterstand. Er kam zu Bewusstsein und bat um Wasser. Um Wasser in der Wolga zu holen, hätte man über offenes Gelände laufen müssen, die Soldaten hatten keines mehr in ihren Feldflaschen. Ich rannte zur Wolga, holte Wasser, gab dem Verwundeten zu trinken und liess ihn im Unterstand. Am Abend schleppte ich ihn auf einer Zeltbahn etwa zwei Kilometer weit zur Sanitätskompanie. Wir hatten keine Tragen. Wir knoteten die Enden der Zeltbahn zusammen und trugen die Verwundeten auf den Schultern. Die Deutschen bestrichen die Schlucht derweil mit Granatwerfern und Maschinenpistolen. [...] Insgesamt habe ich in Stalingrad 97 Verwundete geborgen ... Für meine Arbeit wurde ich mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet.

**Oberstleutnant Tschamow:** Am 27. Oktober belegte uns der Feind mit massiertem Artillerie- und Granatwerferfeuer in Kombination mit Luftvor-

bereitung. Gewöhnlich begann diese Luftvorbereitung bei Tagesanbruch und endete nach allen unseren Daten um 18.30 Uhr und 18.45 Uhr. In dieser Zeit wurde gewöhnlich ein Angriff von deutscher Seite angesetzt. Um 12.30 Uhr teilte mir der Divisionskommandeur vom Gefechtsstand mit, es werde ein «Konzert» geben. Tatsächlich begann das Konzert um 12.40 Uhr, dauerte bis 13.20 Uhr, 40 Minuten lang. Es bestand in der Artillerievorbereitung. Unsere Artillerie, die auf der anderen Wolgaseite stand, begann intensiv zu feuern. Infolge dieses massierten und sehr sachkundig auf den Feind geleiteten Artilleriefeuers kam jeder Versuch eines weiteren Angriffs seitens der Deutschen zum Erliegen. Ihre Verbindung war unterbrochen, ihre Feuermittel waren niedergehalten worden, und im Verlauf von zwei Stunden nach der Artillerievorbereitung verstummte nicht nur das Feuer der Granatwerfer, sondern sogar das der Maschinenpistolen. Echte Stille trat ein.

**Major Belugin:** Der 27. Oktober war ein unvergesslicher Tag. Der Feind wütete vom frühen Morgen an. Mit pausenlosem Feuer von Artillerie, Granatwerfern, Maschinengewehren, Maschinenpistolen und Gewehren, mit einem Granathagel aus der Luft übte er eine derart heftige physische und moralische Attacke auf uns aus, dass er sogar den Kampfgeältesten aus dem inneren Gleichgewicht brachte. Die Soldaten sagten, es sei die Hölle. Ich erinnere mich an das Bild der Hölle in Dantes «Göttlicher Komödie». In jener Hölle konnte man jede Hochzeit feiern und sich zumindest einigermaßen wohl fühlen. Hier aber, wo alle Augenblicke Granatsplitter, Steine, Sand und Erde auf unsere tiefen Splittergräben niederprasselten, wo das Getöse der explodierenden Geschosse und Minen anscheinend schon die Trommelfelle hatte platzen lassen, wo ein sekundenlang aus dem Graben herausragender Spatenstiel sofort von einer Scharfschützenkugel durchschlagen wurde – versuchen Sie da mal, den Angriff des Gegners abzuschlagen.

Da kam nun der Kulminationspunkt. Alles war mit Erde vermischt. Unsere Feuernester waren zugeschüttet, die Splittergräben eingestürzt, der Gefechtsstand war zerstört. Wir hatten ihn buchstäblich erst zwei Minuten zuvor verlassen, und in diesem Augenblick glaubten wir, die auf uns einstürzende Lawine aus feindlicher Menschenkraft und Technik würde uns zermalmen. Aber nein. Stille – das ist der strengste Befehl. Sei bereit! Jetzt, in diesem Augenblick. Bring dich unverzüglich in Ordnung, mach dich gefechtsbereit, auch wenn du

du schon halbtot bist und nur noch eine Hand hast, zwing sie, auf den Feind zu schiessen. Bring den Ersten, der angreift, zum Stehen. Versuche, den Ersten aufzuhalten. Dein erster Schuss ermutigt die Kameraden.

Die Stille des bedingungslosen Befehls liess die Soldaten aus den verschütteten Splittergräben hochkommen, bereitete sie auf das entscheidende Gefecht vor. Alle haben den gleichen Gedanken: Die Sache ist entschieden. «Ich werde den Feind auf meinem Abschnitt nicht durchlassen, ich kann nicht zurück. Ich habe Genosse Stalin gesagt, dass am linken Wolgaufer kein Platz für mich ist. Ich habe eigenhändig den Brief an Genossen Stalin unterschrieben, dass ich keinen Schritt zurückweichen werde und alle meine Kräfte und mein ganzes Können dem Kampf für die Heimat widmen will.»<sup>142</sup> So dachten viele, als sie sich schweigend darauf vorbereiteten, den Angriff abzuwehren.

Und da ging es los. Die ersten Artilleriesalven donnerten. Woher? Weshalb? Man konnte es gar nicht glauben, dass diese gewaltige Salve von der linken Seite, vom linken Wolgaufer herüberdröhnte. Danach eine zweite und eine dritte Salve, die Kanonade begann.

Generalleutnant Tschuikow, der Befehlshaber der 62. Armee, hatte die ganze Bürde auf sich genommen, die vorbereitete Attacke des Gegners abzuschlagen. Eine kluge Entscheidung! Er lenkte das gesamte Artilleriefeuer der Armee in die gegnerische Hauptstossrichtung. Während 40 Minuten arbeiteten tausend Geschütze, und in dieser Zeitspanne triumphierten unsere Kämpfer – Vertreter des 347. Schützenregiments. Sie kamen aus ihren Splittergräben heraus, rissen die Augen auf und lächelten breit und freundlich. Allen war klar: Heute arbeitet die Artillerie für uns. In meiner Geschichte hatte ich das noch nicht erlebt, noch nie im Leben hatte ich Artilleriefeuer von so ungeheuerlicher Stärke gesehen und gehört, wie es der Befehlshaber der Armee jetzt auf den Feind lenkte. Alles ging in Flammen auf. Wolken von Rauch, Asche, Staub und Schutt hingen in der Lüft, wir feierten den Sieg des heutigen Tages, doch was passierte jetzt beim Feind? Bei ihm war alles kaputt, alle Gefechtsordnungen waren zerstört, die Führung war gestört, er würde heute keinen Angriff oder Gegenangriff mehr führen. Also lass das Essen holen, und koche Tee. Und während dieser Artilleriekanonade fassten die Soldaten Essen.

Der Artillerieüberfall war vorbei. Stille, Stille des Sieges. Bis zum Abend kein einziger Schuss. Kein einziger Fritz im Beobachtungssektor, kein einziges Flugzeug.



## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 217

Am 1. November, als das Regiment ans linke Wolgaufer verlegt wurde, machten unsere Soldaten nicht weniger schwere Erfahrungen und unruhige Stunden durch wie an diesem denkwürdigen Tag. Wir waren vom Schützenregiment abgelöst worden, und in unserem Abschnitt war der Feind zur Wolga vorgedrungen. Es erforderte viele Kräfte, Kampfmittel und Opfer, um die Lage wiederherzustellen.

Auch jetzt, wenn ich mich an die Verteidigung Stalingrads erinnere, möchte ich immer wieder sagen: «Gross ist Mütterchen Russland. Dein Volk ist unbeugsam, liebt dich und gibt für deine Schönheit alles, Mutter Heimat, sogar das eigene Leben, wenn es die Kriegssituation erfordert.»

**Generalmajor Gurtjew:** Am 1. November walzten die Deutschen alles nieder, man konnte nur mit Artilleriefeuer gegen sie ankämpfen. Die ganze Leitung der Artilleriebatterien erfolgte am rechten Ufer über Funk. Das Artillerieregiment gab störungsfrei Feuer und sicherte alle Divisionen. Mit seiner Arbeit sollte man meiner Ansicht nach zufrieden sein. Kaum eröffneten sie ein halbstündiges Trommelfeuer, verstummte in diesem Abschnitt alles andere. Die Deutschen wollten unbedingt in den Kampfraum der Fabrik «Barrikaden» durchbrechen. Besonders stark drängten sie gegen die kleinen Schluchten in Richtung Fabrik an, und schliesslich stiessen sie etwa am 9. oder 10. November dorthin vor, als wir schon weg waren. Sie hatten damit die 138. Division von der 95. Division abgeschnitten. Der Divisionskommandeur Ljudnikow, der auf zwei Seiten abgeschnitten war, befand sich in einer sehr schweren Lage, und erst nachdem das Eis stark genug war, wurde sie leichter.

**Oberstleutnant Swirin:** Die Tage am 28. und 29. (Oktober) sowie am 2. November waren für uns sehr schwer, weil wir nur noch sehr wenige Leute hatten. Wir wurden aus der Armee angerufen und gefragt: Wo befinden sich wie viele von euren Leuten in welchem Abstand? Wir erklärten, dass wir nur noch 17 Mann auf einem grossen Abstand hätten.

**Unterleutnant Bryssin:** Um 2 Uhr nachts (am 28. Oktober) erhielt ich von Unterleutnant Pawlow den Angriffsbefehl. Ich hatte zu dem Zeitpunkt nur noch 9 Mann. Ich konnte nicht über den Erdwall klettern. Pawlow ging vorwärts, und ich unterstützte ihn. Die Deutschen waren zahlenmässig überlegen, sie vernichteten fast die ganze Gruppe von Pawlow. Nur zwei waren noch am Leben: Kostjutschenko und Barannikow. Als mir mitgeteilt wurde, dass Unterleutnant

Pawlow gefallen war, nachdem er alle seine Männer verloren hatte, kamen Kostjutschenko und Barannikow zu mir in die Gruppe. Am 28. um 6 Uhr abends postierte ich Beobachter im ersten Stock eines Hauses: Dudnikow und Kajukow<sup>143</sup>. Sergeant Pawlow und ich bezogen in einem anderen Haus Stellung, meine Soldaten befanden sich in meiner Nähe. Bei Tagesanbruch sah ich die Deutschen auf einem Hügel stehen, sie schrien: «Russe, ergib dich, ab in die Wolga!» Ich war verstört, wusste nicht, was tun. Die Jungs aus den anderen Häusern rannten zu mir her. Dudnikow und Kajukow sassen im ersten Stock und konnten nicht runter, da die Treppe von einem Granatwerfer zerstört worden war. Ich sah, dass nur noch 7 Mann übrig waren, und entschied, ans Wolgaufer zu gehen, wo Schützengräben ausgehoben waren. Wir rannten dorthin. Die Deutschen besetzten das erste und zweite Haus, in denen wir gewesen waren. Wir bezogen Verteidigungsstellung 20 m von den Deutschen und 20 m vom Wasser entfernt. Ich sagte meinen Jungs nicht, dass zwei von uns noch im Haus sassen. Meine Jungs waren mutig, verloren nicht die Fassung. Sie hatten Panzergranaten. Um herauszukommen, warfen sie die Granaten auf die Deutschen. Es entstand ein Rauchvorhang, und in diesem Augenblick rannten sie weg und stiessen zu mir. Nach einer Weile erschienen auch Dudnikow und Kajukow. Sie hatten den Deutschen entkommen können. Wir empfingen sie voller Freude.

**Rotarmist Dudnikow:** Rotarmist Kajukow und ich waren immer beisammen. Wir hatten eine Zweiergruppe gebildet. Dort war Schlacke, die man sehr schwer aufgraben konnte, wir rollten grosse Feldsteine herbei und bauten eine Art Schutzschild, gruben davor den Boden auf, damit man im Knien schiessen konnte. An dem Tag, als Skripka getötet wurde, bemerkte ich einen deutschen Scharfschützen. Er hatte sich in einem Steinhaufen und in zerbombten Eisenbetontrümmern getarnt. In diesen Steinen wechselte er ständig die Feuerstellungen, doch weiter konnte er nicht weg. Ich hatte ein deutsches Gewehr, das eingeschossen war, ich schoss mehrmals auf ihn, immer erfolglos. Gegen Abend beschloss der Scharfschütze, seine Position ins Nachbarhaus zu verlegen. Ich hatte ihn ständig durchs Fernglas beobachtet. Jetzt traf ich ihn tödlich. Die Nacht verbrachten Kajukow und ich in einem Bombentrichter. Es stellte sich heraus, dass sich wenige Meter von uns entfernt Deutsche befanden. Als es dunkel wurde, rannten sie weg. Ich schoss. Tötete einen, Kajukow tötete den zweiten, der dritte entkam. Als es dunkel war, rannte ich zu ihnen hin:



Pioniere der 308. Schützendivision (von links) Bryssin, Dudnikow, Pawlow

Der eine war ein Offizier, der andere ein Soldat. Ich nahm ihnen eine Leuchtpistole ab, griff mir die Armeepistole und robbte in unseren Trichter zurück.

Nach einer Weile erhielten Kajukow und ich von Bryssin den Befehl, wann wir angreifen, zum Haus hinuntergehen und auf dem Erdwall Stellung beziehen sollten. Als aber die Deutschen angriffen, mussten wir in den ersten Stock des Hauses hinaufgehen. Dort feuerte ein Granatwerfer auf die Treppe und zerstörte sie. Ich weiss nicht, wie es kam, dass wir im Stich gelassen wurden. Wir hofften, unsere Kameraden wären unten, aber sie waren nicht dort. Wir hörten um uns herum die Deutschen schreien. Da warfen wir Granaten, aber die Mauer war uns im Weg. Wir beschlossen also, aus dem ersten Stock hinunterzuklettern, die Decke war zerbombt, die Metallstäbe waren zerborsten. Wir hängten an einen Stab zwei deutsche Zeltbahnen und kletterten einzeln hinunter. Schlichen ganz leise durch den Korridor. Ich witschte hinunter, wollte zu unseren Jungs laufen, da sah ich, wie die Deutschen in 5-6 m Entfernung etwas schleppten. Ich warf zwei Granaten auf sie und rannte ins Gebäude zurück. Jetzt brach bei ihnen Panik

aus. Kajukow war während dieses Zwischenfalls zu unseren Leuten geflüchtet, ich war nun allein in dem Gebäude. Rannte durch den Korridor, wollte durch eine andere Tür witschen – auch dort waren Deutsche. Ich sah, es waren so viele, dass ich nicht gegen sie ankam. Ich kroch um Steinhaufen herum, rannte hinaus und schlug mich zum zweiten Haus durch, von dort gelang es mir, zu Bryssin zu rennen. Es herrschte grosse Freude, als ich bei ihnen eintraf.

Ich berappelte mich ein wenig, erblickte ein Maschinengewehr und warf eine Granate darauf, vernichtete es mitsamt der Bedienung. Dann griffen wir an, Kostjutschenko wurde verwundet. Verwundet und vom Blutverlust geschwächt, schoss er weiter, während sein linker Arm nicht mehr funktionierte. Er warf Granaten und tötete bis zum letzten Augenblick Faschisten. Wurde mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet. Er hatte ausserordentliche Selbstbeherrschung und Opferwillen im Kampf gezeigt. Ich verband ihn. Er gab mir seine Maschinenpistole und drei F-1-Handgranaten. Dann wurde er ins Lazarett geschafft.

Ich hatte seine Granaten sehr rasch verbraucht, da sah ich Pawlow und Kajukow mit einem Sack Granaten zu mir herlaufen. Ich freute mich. Kajukow und ich waren Freunde, hatten einander im Gefecht vermisst. Ich schrie: «Schneller!» Zwischen dem Haus und dem Erdwall war Raum, der von einem deutschen MG-Schützen bestrichen wurde – sie mussten ihn durchqueren. Pawlow haute sich auf die Steine hin, Kajukow rannte, ihn trafen Splitter ins Rückgrat und in den Bauch. Ich robbte eilends zu ihm hin, reichte ihm die Hand und zog ihn ein Stück zu mir her. Dann kroch ich unter ihn, legte ihn mir auf den Rücken, stand in voller Grösse auf und trug ihn weg. Dreimal wurde er frisch verbunden, aber umsonst – er starb. [...]

Als Kajukow verwundet wurde, liess er seine Feldmütze fallen, ich gab ihm meine und setzte den Helm auf. Dann beschloss ich, umzukehren und seine Feldmütze zu suchen, da mir der Helm zu unbequem war. In dem Augenblick explodierte eine Mine, und ich war so betäubt, dass ich mehrere Tage schlecht hörte. Um uns herum detonierten Granaten, ein Getöse, aber Bryssin und ich hatten Hunger. Wir trieben Schwarzbrot auf. Damals wurden einige von unseren Jungs verwundet.

**Unterleutnant Bryssin:** Am 28. Oktober um 10 Uhr waren wir nur noch zu dritt: ich, Dudnikow und Gluschakow. Ich wurde zum Kompaniekommandeur des 2. Bataillons des 347. Regiments beordert.

Mein Bartwuchs war wild, ich trug einen grossen Schnauzbart. Er nannte mich Sergeant Schnauzbart: «Geh, Schnauzbart», sagte er, «und kundschafte aus, wo sich die Deutschen befinden und welche Feuernester sie haben.» Ich wollte ihm klarmachen, dass man tagsüber nicht auskundschaften darf – es ist hell, alles ist zu sehen –, aber ich hatte den Befehl. So ging ich mit meinen Leuten, mit Dudnikow und Gluschakow, auf Erkundung. Setzte mich mit dem 10. Regiment der 37. Division in Verbindung.

Man zeigte mir, wo sich die Deutschen befanden. Da kehrte ich um und wollte dem Kompaniechef Kusnezow melden, wie die Dinge standen. Was die Feuernester betraf, so wusste ich schon Bescheid, da ich, als ich im ersten Stock sass, gesehen hatte, wie sie die Maschinengewehre und Granatwerfer auf dem Treppenabsatz einrichteten. Leutnant Kusnezow, der Kompaniechef, trug mir auf, diese Feuernester zu zerstören. Ich berichtete Dudnikow und Gluschakow, welche neue Aufgabe uns bevorstand. Wir nahmen Granaten und Munition mit und gingen ins 10. Regiment der 37. Division. Dort fanden wir 6 Mann und einen mittleren Kommandeur. Ich berichtete ihm, dass ich auf dem Weg sei, die mir gestellte Aufgabe zu erfüllen, und bat ihn um Feuerschutz. Es war etwa 12 Uhr mittags. Wir sassen eine Weile zusammen und rauchten, sie gaben mir einen guten Rat. Da besprach ich mit meinen beiden Kameraden, wie wir vorgehen wollten, zog meinen Mantel aus und robbte vorwärts. Ich erklimmte einen kleinen Damm, wo die Eisenbahn verlief, und wo ein grosser Splittergraben in einen Bombentrichter unter der Erde gegraben war. Neben diesem Trichter standen zwei Maschinengewehre. Ich war bis auf 3 m an die Eisenbahngleise herangerobbt und wollte schon in den Trichter, da schaute ich in den Splittergraben und bemerkte dort Deutsche. Ich warf zuerst eine Handgranate, dann die zweite und robbte zum Graben. Beide Deutschen waren tot. Ich winkte Dudnikow und Gluschakow zu mir her. Wir nahmen den Deutschen die Tasche mit Fotos und Dokumenten ab und versteckten alles unter den Gleisen.

Dann überlegte ich, wie ich den Granatwerfer vernichten könnte, der ungefähr 40 m vom Trichter entfernt stand. Ich beschloss, erneut vorwärtszurobben. Dudnikow und Gluschakow befahl ich, in den Trichter zu klettern und mir Feuerschutz zu geben. Ich robbte los. Da waren aber deutsche Scharfschützen im Einsatz, ich war noch keine 10 m gerobbt, da traf ein Scharfschütze meinen Helm. Ich kehrte um. Dann robbte ich wieder los, robbte zwei Stunden umher. Dann warf ich die Granaten, Gluschakow hatte

## 222 Der soldatische Chor

unterdessen den Scharfschützen mit dem Gewehr erschossen. Ich zerstörte den Werfer mit Granaten und robbte zurück. Anschliessend kehrten wir zurück, nahmen die Leichen der Deutschen mit; ich befahl, sie dem Regimentsstab zu übergeben, und ging selbst zum Kompaniechef, um zu melden, dass sein Auftrag erfüllt sei. Ich bekam die Erlaubnis, im Unterstand auszuruhen, da ich vier volle Tage nicht geschlafen hatte. [...] Ich war noch nicht eingeschlafen, als wir von einem Regimentsingenieur in die Verteidigung geholt wurden, um den Regimentsstab zu schützen, da man nicht genügend Leute hatte. Wir gingen zum Stab und verteidigten ihn. [...] In drei Tagen, vom 26. bis 29. Oktober, hatte mein Zug 87 Hitlersoldaten sowie 4 Maschinengewehre und Granatwerfer vernichtet, einen Scharfschützen und einen Offizier getötet. Ich selbst hatte 25 Fritzen getötet. Von der Regierung wurde ich mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet.

Aus dem Sanitätsbataillon wurde ich ins Feldlazarett verlegt, wo ich nur zwei Tage lag, dann kehrte ich zu meiner Einheit zurück, wo mich mein Feldscher behandelte. Die Verwundung war leicht. Jetzt, wo eine neue Auffüllung gekommen ist, kommandiere ich den Zug. Kein schlechter Haufen. Ich bilde ihn nach der Erfahrung aus dem Vaterländischen Krieg aus.

Nach dem Gefecht am 29. Oktober wurde ich als Anwärter auf die Parteimitgliedschaft aufgenommen, jetzt bin ich Parteimitglied.

**Oberleutnant Kalinin:** In nur zwei Tagen habe ich sieben Panzer und ihre Bedienung vernichtet.

**Hauptmann Rywkin:** Unsere Leute, die am Leben geblieben sind – 30 Mann –, wurden alle ausgezeichnet. 8 Männer bekamen den Rotbannerorden, 3 den Rotsternorden und die übrigen Medaillen.

**Hauptmann Maxin:** Unsere sibirische Komsomolzin Soja Rokowanowa vollbrachte bei uns noch eine Heldentat. Soja Rokowanowa arbeitete im Zivilberuf in der Redaktion einer Kreiszeitung als Setzerin.<sup>144</sup> Zu uns in die Division kam sie als Freiwillige mit dem brennenden Wunsch, ganz vorne im Einsatz zu stehen, wie Ljolja Nowikowa. [...] In Stalingrad nun belegte die Sanitätskompanie, der sie angehörte, ein Haus an der Verteidigungslinie. Von der Einheit, in der sie sich befand, waren nur noch einzelne Grüppchen übrig, unter ihnen zwei Komsomolzen auf mittlerer Kommandeurebene. [...] Als die Deutschen mit überlegener Stärke das Haus stürmten, um es abzuriegeln, warfen Soja Rokowanowa und ein Kommandeur

### Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 223

ständig Granaten aus einem Fenster auf die Köpfe der Hitlersoldaten. Die Deutschen hauchten sich hin. Der Weg ins Haus war von Granaten versperrt, sie rollten vom Haus weg. Nach wenigen Minuten regneten Brandgranaten auf das Haus, und es begann zu brennen. Als Rauchwolken aus den Fenstern quollen, versuchten unsere Einheiten, die Absperrung der Deutschen zu durchbrechen, eine Schneise zu schlagen und unsere Leute herauszubringen, doch das glückte nicht. Als die Deutschen ganz nah an das Haus herangerückt waren, hörten unsere Kämpfer, wie sie denen, die noch im Haus waren, zuschrien: «Russe, ergib dich!» Unsere Kämpfer sahen, wie aus den Fenstern durch die Rauchwolken hindurch wieder Granaten auf die Köpfe der Hitlersoldaten geworfen wurden. Dann trat Schweigen ein. Die Deutschen schrien nur, aber auf ihr widerliches Geschrei kam niemand aus dem Haus.

Nachdem dieses Haus den Deutschen am dritten Tag wieder abgejagt worden war, fanden wir darin die verkohlten Leichen unserer Helden, darunter auch die von Soja Rokowanowa, die Patriotin unserer Heimat, die sich stets an Arnold Meris Worte erinnerte, dass Komsomolzen das Schlachtfeld nicht verlassen und dass sich Komsomolzen nicht gefangen nehmen lassen, sondern nur vom Schlachtfeld getragen werden. Diese Pflicht hatte Soja Rokowanowa erfüllt. Sie wusste, dass die Gefangenschaft bei den Faschisten schlimmer ist als der Tod, und wollte lieber verbrennen, als sich gefangen nehmen zu lassen.

**Oberstleutnant Swirin:** Über die Kampfhandlungen unserer Truppen an allen Fronten wussten die Soldaten aus den Heeresberichten des Sofinformbüros Bescheid, die wir ihnen jeden Tag zukommen liessen. Die Arbeit unserer rückwärtigen Dienste kannten die Soldaten auch. Zeitungen erhielten wir selten, aber wir hatten ein eigenes Radio, wir tippten die Berichte, vervielfältigten sie und verteilten sie an die Einheiten.

Jeder Sampolit, der politische Stellvertreter des Kommandeurs, hatte einen Plan für die tägliche politische Versorgung. Wenn morgen um ein bestimmtes Haus gekämpft werden sollte, schrieb der Sampolit einen Plan mit drei Punkten auf: 1.) die Vorbereitungsarbeit vor dem Gefecht, 2.) die Arbeit während des Gefechts und 3.) das Ergebnis des Gefechts und das Fazit daraus.

Wir verwendeten oft Pressestimmen aus England und Amerika über die Standhaftigkeit Stalingrads. Wir bemühten uns, diese Pressestimmen, koste

## 224 Der soldatische Chor

es, was es wolle, allen Kämpfern und Kommandeuren bekanntzumachen. Und alles, was in unserer Presse über Stalingrad stand, sollte jeder politische Mitarbeiter den Kämpfern bewusst machen. Der parteipolitische Apparat: die Genossen Sowtschinski, Belugin, Sidorow, Petrakow, die Mitarbeiter der politischen Abteilung: die Genossen Cheruwimow, Poljanski, Sawtschenko, Maxin, Ingor und andere befanden sich immer bei den Kämpfern im Schützengraben. Der gesamte parteipolitische Apparat wurde für seine Arbeit ausgezeichnet.

Wenn ich in eine kleinere Einheit kam, interessierte ich mich als Erstes für die Versorgung der Soldaten, war die Verpflegung ausreichend? In Stalingrad besaßen wir ein eigenes Dampfbad und reinigten uns dort. Ich weiss noch, wie der General und ich einmal ins Dampfbad gingen, da kam eine Heuschrecke geflogen und warf Bomben ab. Das Dampfbad hatten wir an einer Stelle gegraben, wo Fritzen verscharrt waren, es stank nach Leichen. Trotz dieses Gestanks und der Tatsache, dass Bomber angriffen, setzten wir unser Bad fort.

Der politische Apparat war nicht nur ein aktiver Propagandist, viele Mitarbeiter nahmen auch an den Gefechten teil und kämpften bei den Angriffen mit. Petrakow, zum Beispiel, kämpfte und griff an, Gen. Cheruwimow



Die *Komsomolskaja Prawda* berichtet über den «Helden von Stalingrad Boris Schonin», 15.11.1942



## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 225

nahm an einem Nahkampf teil, Major Sidorow, stellvertretender Kommissar in der politischen Sektion, schoss mit der Panzerbüchse zwei Panzerbewegungsunfähig und vernichtete viele Faschisten. Er und Kalinin wurden im gleichen Kampf verwundet. Ich kenne unter meinen Leuten keinen einzigen politischen Mitarbeiter, der nicht aktiv an den Kämpfen teilgenommen hätte. [...]

Die Parteikommission arbeitete vor Ort in den Schützengraben und nahm dort neue Mitglieder in die Partei auf. An der Front wurde von den Genossen nicht verlangt, über die Satzung und das Programm der Partei zu sprechen, sondern es genügte, das Vertrauen der Partei mit einer Heldentat zu rechtfertigen, um den Mitgliedsausweis zu erhalten.

Zum 25. Jahrestag der Roten Arbeiter- und Bauern-Armee verabschiedeten wir einen Brief an Genossen Stalin im Namen der Verteidiger von Stalingrad, den alle Kämpfer der 62. Armee unterschrieben. Als wir diesen Brief verabschiedeten, tobten heftige Kämpfe. An diesem Tag lichteten sich unsere Reihen stark. 300 Mann lagen verwundet am Ufer, die Boote reichten nicht, um sie überzusetzen, was unter der Bombardierung auch gefährlich war.

Einmal rief Tschamow an und sagte, er habe nur noch 17 aktive Kämpfer. Wir verlegten ein Pionierbataillon dorthin. Schlugen den Feind ab.

In Stalingrad lebten wir nach Tagen. Der Militärarrat schickte uns den Befehl, noch zwei Tage durchzuhalten, und wir hielten uns bis zum Letzten. Wir hatten keinen einzigen Kämpfer, der ans andere Ufer hätte übersetzen wollen. In der ganzen Zeit gab es nur 24 Fälle von Desertion. Ich erteilte dem Staatsanwalt der Division den Auftrag, diese Fälle zu verfolgen.

Im Gespräch mit einem Kämpfer fragte ich vor allem, ob er satt sei und Wodka bekomme, dann erst sprach ich mit ihm über Politik. Normalerweise sagte der Kämpfer, er bekomme alles, habe jedoch keinen Appetit – man könne den Kopf nicht ins Freie hinausrecken – es fielen immerzu Bomben.

Den Brief an Gen. Stalin verfertigten wir in vier Nächten, während deren wir von einem Schützengraben in den anderen gingen. Bei uns unterschrieb jeder Kämpfer diesen Brief. Ich weiss noch, es waren kalte Oktobertage, Regen und Wind. Wenn man in einen Schützengraben kam, deckte man ihn mit dem Uniformmantel ab, um den Wind abzuhalten, zündete die Kerze an und las die Stelle vor, wo die Kämpfer Gen. Stalin schwören. Und der Kämpfer unterschrieb den Brief.

**Hauptmann Ingor:** Die Kämpfer verstanden ihren Kommandeur beim ersten Wort, mit einem einzigen Blick; als sie den Brief unterschrieben, schrieb jeder nicht nur seinen Nachnamen, sondern setzte hinzu: «Lieber Genosse Stalin, ich bin Soldat Soundso, habe soundso viele Fritzen vernichtet, schwöre usw.»

**Oberstleutnant Swirin:** Wir haben den Brief der Verteidiger von Zarizyn sehr weit verbreitet.<sup>145</sup> Manche Genossen, die diesen Brief unterschrieben hatten und in Stalingrad geblieben waren, lebten noch.

Die Worte «stehen wie ein Stein, jenseits der Wolga haben wir kein Land» wirkten auf die Kämpfer besonders stark. Ein Kämpfer sagte mit so aufrichtiger Begeisterung zu mir: «Jenseits der Wolga haben wir kein Land», dass ich, als ich heimkam, dachte: Hat der Mann aber patriotische Gedanken, und diese Liebe zu dem Ort, wo er sitzt und wo Er war, Genosse Stalin!

Wir erzogen den Kämpfer folgendermassen: «Dort ist ein kleiner Erdhügel, der muss eingenommen werden, weil er zwar klein ist, aber dahinter kommt ein grosser Hügel, ein grosses Land, und dort sind Häuser und ganze Familien, und jeder kleine Hügel, der auf den ersten Blick keinen Wert für uns hat, ist für das Weitere wichtig.»

Es ist kein Zufall, dass in Stalingrad um jedes Fenster, jede Treppe gekämpft wurde. [...]

Unsere Sanitäterinnen haben sich von der besten Seite gezeigt. [...] Eine Frau ist als Sanitäter viel besser als ein Mann. Sie trägt die Verwundeten besser als er, verbindet besser und birgt die Waffe mitsamt dem Verwundeten. 40 Prozent unserer Mädchen wurden mit Orden und Medaillen ausgezeichnet. Insgesamt wurden in der Division 500 Mädchen ausgezeichnet.

Ein Mädchen, Stoilik, ehemalige Eisenbahnerin, verhielt sich so todesmutig und heldenhaft, wie man nur irgend kann. Sie war es, die die verwundeten Kommandeure aus dem Wasser fischte, nachdem das Boot zerstört worden war.

Diese Standhaftigkeit und selbstlose Arbeit war das Ergebnis der Erziehung und Ausbildung der Soldaten. [...]

Der Divisionskommandeur hatte viel für die Gefechtsausbildung der Division getan, arbeitete seiner Heimat treu ergeben und schonte weder Zeit noch Gesundheit. Ich muss sagen, dass wir in Stalingrad kein einziges Gläschen Wodka zusammen getrunken haben. Gurtjew ist ein Mensch von ausserordentlicher Fürsorge, Liebe und Hingabe seine Sache. Er verzichtet

### **Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 227 an**

seine Sache. Er verzichtet auf alles, leistet sich keinerlei Luxus und ist stets mit allen im Einvernehmen. Im Kampf verhielt er sich tapfer. In Stalingrad wurde unser Gefechtsstand mehrmals verschüttet, und wir mussten ihn freischaufeln. [...]

In Stalingrad fingen wir vier Spione, die wir im Verdacht hatten, dass sie Informationen Weitergaben, wo sich unsere Gefechtsstände befanden. Wir fingen einen Major, dessen Familie in Stalingrad geblieben war. Er wollte sie finden und geriet zu den Deutschen. Sie setzten ihn unter Druck, entweder er mache Angaben oder seine Frau werde getötet. Wir fingen einen zwölfjährigen Jungen. Ich sprach vier Stunden mit ihm, bis er gestand. Er wollte keinen einzigen Namen nennen. Ich vermute, der Stab des 339. Regiments kam seinetwegen ums Leben. Er berichtete, wie er die Positionen unserer Gefechtsstände und Stabsquartiere anhand der Leitungen bestimmt habe, die von ihnen wegführten, aufgrund der vielen Boten und der Frisierstuben in der Nähe der Gefechtsstände. Schliesslich beobachtete er zur Essenszeit, ob das Essen im Henkeltopf oder auf dem Teller gebracht wurde.

Wir verhörten eine Spionin, die regelmässig zu uns kam. Sie wollte lange nicht gestehen, aber dann erzählte sie, dass die Deutschen bei ihrer Ankunft zwei Mädchen als Geiseln genommen hätten; sie hätten ihr 500 sowjetische Rubel gegeben, damit sie zu uns käme, um Informationen zu gewinnen.

**Oberstleutnant Smirnow:** Die Aufnahme in die Partei führten wir auf dem Marsch durch, ohne ihn zu bremsen. [...] Im Oktober und November nahmen wir in Stalingrad gut 360 Personen auf. Gewöhnlich waren es Menschen, die Heldenmut bewiesen hatten. Wir hielten sie allen Abteilungen als Beispiel vor Augen. Zu diesem Zweck druckten wir ihr Porträt in unserer Druckerei und schickten es an die Frontlinie. So machten wir es zum Beispiel mit Kalinin. Männer, die sich ausgezeichnet hatten, wurden in der Armee sofort erkannt. Wir setzten 6-7 Flugblätter in Umlauf. Diese Arbeit wurde von einzeln arbeitenden Kommunisten erledigt, die bei uns geblieben waren. Es kam vor, dass frei stehende Häuser von allen Seiten belagert wurden, doch unter dem Einfluss der politischen Mitarbeiter hielten diese Häuser trotzdem stand. Der stellvertretende Kommandeur des 1. Bataillons, Gen. Salipuchin, hielt mit einer Gruppe von 16 Mann zwei Tage lang ein Haus bis zum letzten Augenblick gegen eine ganze deutsche Einheit, die 300-400 Mann stark war. Diese Gruppe aus dem 347. Regiment hatte ledig-

lich 4 Panzerbüchsen, ein leichtes und ein schweres Maschinengewehr. An vielen Stellen hatte man in Gruppen abziehen müssen, doch hier waren sie nicht zurückgewichen, obwohl die Deutschen auf kurze Distanz herangekommen waren und man schon den Motorenlärm hörte. [...]

In Stalingrad verlief die parteipolitische Arbeit etwas anders als bei Kotluban. Das politische Personal war dezimiert geworden; spielten in Kotluban noch die Kommunisten der untersten Organisationen die entscheidende Rolle, versammelten sie sich rasch und stellten die Aufgaben, so wurde diese Arbeit in Stalingrad auf andere Weise erledigt.

Hier bestand die entscheidende Rolle der Parteiorganisationen in den Kompanien darin, die zersplitterten Kräfte einer Parteiorganisation in einem Bataillon, das nur noch 15-17 Mann stark war, möglichst produktiv einzusetzen. Die Verbindung zwischen den Mitarbeitern der Politabteilungen und den einzelnen Kommunisten war sehr schwer herzustellen, da der Abstand zwischen uns und den Deutschen so gering war. Die Agitationsarbeit hatte ihre Besonderheiten. Der Apparat der Politabteilung stellte den Instruktoren die Aufgabe, die verwundbarsten Stellen mit unseren Mitarbeitern zu versorgen. Bei Attacken und Angriffen hielten sich unsere Mitarbeiter immer in diesen Truppen auf. [...]

Unser Funk arbeitete auf der anderen Seite der Wolga. Wir empfangen täglich Meldungen über die internationale Lage. Wir tippten die Heeresberichte des Informationsbüros und verteilten sie an die Truppen; dafür hatten wir eigene Klubarbeiter, darunter den Filmvorführer Subotschkin, Briefträger und Fotografen, die das Material des Informationsbüros in 15-20 Exemplaren druckten und in den Regimentern verbreiteten. Andere Literatur gab es nicht. Eine Zeit lang erhielten wir freilich Moskauer Zeitungen, zwei Tage nach ihrem Erscheinen. Nachdem jedoch die Luftpost eingestellt worden war, bekamen wir die Zeitungen erst 8-9 Tage später und verwendeten nur noch die Berichte des Informationsbüros.

Jeden Tag fielen Männer aus. Am Ende der Kämpfe waren von der ganzen Division noch etwa 300-400 Mann am rechten Wolgaufer übrig. Von den 780 Kommunisten hatten wir, als wir in Stalingrad ankamen, nur noch 300, und in Stalingrad selbst blieben nur ganz wenige von denen übrig, die hierhergekommen waren. [...] Der Stabschef Djatlenko wollte, obwohl er

## Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 229

verwundet war, trotzdem seinen Parteiausweis erhalten, er kam dann, noch hinkend, zu uns und arbeitete vortrefflich.

Der untergeordnete Kommandeur Fugenfirow war schwer verwundet. Die unterste Organisation hatte ihn schon in die Partei aufgenommen, aber das Büro hatte seine Mitgliedschaft noch nicht bestätigt. Als er im Sterben lag, erinnerte er an seinen Parteiausweis und wollte wissen, ob er in die Partei aufgenommen worden sei.

**Obersergeant Kokorina:** Ich wurde am 14. Oktober Anwärterin auf die Parteimitgliedschaft. Aufgenommen wurde ich während grausamer Kämpfe schon in Stalingrad, als wir die Skulpturenstrasse überquert hatten. Da nahmen mich der Kompaniechef Alexejew und die Schuwanowa aus dem Sanitätstruppendienst in die Partei auf. Am folgenden Tag sollten wir zum DPK – Divisionsparteikomitee – gehen. Am Abend des 15. Oktober wurde Schuwanowa getötet. Alexejew war schwerverwundet ans linke Wolgaufer gebracht worden. Nur ich war noch übrig. Trotzdem beschloss ich, zu dieser Festsitzung zu gehen. Ich ging zusammen mit dem stellvertretenden Kommandeur der politischen Sektion Pogrebnoi. Der Gefechtsstand befand sich in einem hohen, roten Gebäude, das mehr oder weniger intakt geblieben war. Als wir unterwegs waren, begann der Deutsche zu schießen und Bomben zu werfen. Trotzdem wollten wir, da man auf uns wartete, irgendwie hinkommen und unsere Parteidokumente in Empfang nehmen. Wir gingen durch Ruinen, über die Eisenbahnlinie. Um uns herum ein einziges Getöse, die MPi-Schützen feuern. Wir beide erreichten unseren Stab, aber aus der Division war niemand gekommen. Wir warteten eine Weile und kehrten dann zurück. Auf dem Rückweg konnte ich nicht mit ihm mithalten und verirrte mich leicht. Dort sah es damals so aus: Eine Strasse gehört uns, die andere nicht, ein Haus gehört uns, das andere nicht. Ich ging und bog in die falsche Strasse ein. Näherte mich einem Haus und hörte deutsches Palaver. Mir wurde mulmig, allerdings hatte man mir eine Pistole gegeben. Ich hielt mich rechts und gelangte aus deutscher Reichweite. Schaute auf, da stand jemand. Ich richtete mich halb auf, spähte genau hin, da stand eine Gestalt mit Maschinenpistole, also Pogrebnoi. Ich ging auf ihn zu, er schimpfte mich aus. Kaum waren wir am Gefechtsstand angekommen, stürzten die Kämpfer heraus und sagten: Der Stabschef unseres Bataillons ist verwundet. Dort waren unsere Mädchen, sie leisteten ihm Erste Hilfe. Er war am Kopf verletzt. Ich verband ihn neu, legte ihm einen Druckver-

## 230 Der soldatische Chor

band an. Den Kandidatenausweis erhielt ich am anderen Ufer in Bruni. Im Februar 1943 wurde ich als ordentliches Mitglied in die Partei aufgenommen und als örtlicher Parteiführer gewählt.

**Koschkarjew (Sekretär des Parteibüros im 339. Regiment):** Wie wurde die parteipolitische Arbeit in Stalingrad durchgeführt? [...] Hier hatte man etwas Neues eingeführt: Jeder Soldat musste ein eigenes Konto eröffnen, auf dem er individuell über die von ihm getöteten Soldaten Buch führte. Dieses persönliche Konto wurde zum wesentlichen Stimulus für den sozialistischen Wettbewerb, wer die meisten Deutschen tötete. Wir überprüften dann diese Konten, und wenn darin keine getöteten Fritzen waren, redeten wir den Genossen ins Gewissen.

**Bataillonskommissar Stepanow:** Die politische und erzieherische Seite zu Beginn der Regimentsformation: Wie ich mich erinnere, kamen 90 Verurteilte zu uns. Abgerissene, verlauste, hungrige Männer, echte «Urki», wie die Diebe im Lagerjargon heissen. Zuerst erschrak ich über diese Leute, dachte, wie soll ich die erziehen und verteilen? Ausserdem kamen diese Männer alle aus demselben Lager und waren durch ihre Lagerfreundschaft zusammengeschweisst. Ich weiss noch, als ich die Baracke kontrollieren ging, in der sie untergebracht waren, sah ich vier nackte Männer auf den oberen Pritschen sitzen und Karten spielen. Kaum war ich eingetreten, waren sie runter und hatten die Karten verschwinden lassen. Ich sagte: «Die Karten abgeben!» Sie gaben mir alte Karten, ich hatte aber nagelneue Karten bei ihnen gesehen. Diese gaben sie mir nicht. Als ich den Diensthabenden rügte, dass er das Kartenspiel zuliesst, antwortete er: «Ich weiss nicht, wie es gekommen ist, dass die besten Leute Karten spielen. Die sagten mir: ‚Wir spielen doch nur *Schafskopf*.‘ Von diesen vieren, die spielten, nenne ich zwei Namen: Schafranow und Gawronski. Der Weg dieser beiden Männer ist interessant.

Schafranow ist jetzt im Regiment Kommunist, ausgezeichnet, mittlerer Kommandeur und einer der besten Regimentskommandeure. Gawronski desertierte während der Formation aus dem Regiment, wurde bei Stalingrad aufgegriffen und erschossen.

Von den 90 verurteilten Männern, die zu uns ins Regiment gekommen waren, haben sich nur zwei nicht gebessert und sind erschossen worden. Alle Übrigen wurden zu ehrlichen, guten Kämpfern umerzogen. [...]

Bei Stalingrad leistete das politische Personal eine immense Arbeit, um die Leute, von denen ich gesprochen habe, von ihrer Vorstrafe zu befreien.

In unserem Regiment waren etwa 25 Prozent ehemalige Straftäter. Allen diesen Männern wurde mit Ausnahme weniger aufgrund ihres mutigen Einsatzes im Kampf die Vorstrafe erlassen. Wir betrachteten diese Massnahme als wirksames Instrument, um die Leute zu hervorragender Arbeit zu stimulieren. Dem führenden und politischen Personal des Regiments muss ebenfalls als Verdienst angerechnet werden, dass die Männer rechtzeitig und korrekt für Auszeichnungen der Regierung vorgeschlagen wurden. Ich muss sagen, dass jede positive Tat, die im Regiment vollbracht wurde, entweder auf Befehl des Regimentskommandeurs belohnt wurde, wenn es sich um gemeine Soldaten handelte, oder den entsprechenden Instanzen zur Verleihung einer Auszeichnung vorgeschlagen wurde. Insgesamt wurden 15 Prozent der Regimentsangehörigen ausgezeichnet oder für eine Auszeichnung vorgeschlagen. In absoluten Ziffern – 150 Personen.

Den Sekretär des Parteibüros, Hauptmann Trifonow, habe ich zweimal für die Auszeichnung mit dem Rotsternorden vorgeschlagen, doch bis jetzt haben wir diese Auszeichnung nicht erhalten. [...]

Ich möchte auch kurz die wirtschaftliche Arbeit erwähnen. Obwohl sich die Männer ständig unter der Einwirkung der Luftwaffe und Geschütze des Gegners befanden, war die Ordnung im Regiment gut: Die Männer waren rasiert, ihr Haar war geschnitten, sie trugen saubere Feldblusen und Hosen, wir hatten Dampfbäder eingerichtet, Feldküchen und sogar Nähstuben, wo die Soldaten ihre Feldblusen, Unterwäsche usw. flicken konnten. Es gab allerdings Momente, wo wir von Läusen beinahe aufgefressen wurden, aber wir vernichteten sie schnell.

Bei Stalingrad nahmen wir 120 Personen in die Partei auf. In dieser Beziehung spielte Hauptmann Trifonow eine ungewöhnlich grosse Rolle. Jeden Mann nahm er persönlich in die Partei auf und erledigte alle Formalitäten, und zwar auf dem Schlachtfeld.

**Oberstleutnant Tschamow:** Der Divisionskommandeur, Generalmajor Gurtjew, ist vor allem ein sehr bescheidener Mensch. Bescheidenheit ist seine hervorstechende Charaktereigenschaft. Auf den ersten Blick glaubt man sogar, er sei ein harmloser Mensch. Ein ganz einfacher, herzlicher, fürsorglicher Mann. Man kann zehn Gefechte gewinnen, aber wenn man nur einen Mann nicht richtig verpflegt, macht man sich bei ihm für immer Schande. Während der Kämpfe kam der Generalmajor am Tag zu mir in die «Todesschlucht», ohne Rücksicht auf die Gefahr, zusammen mit dem

## 232 Der soldatische Chor

Leiter der politischen Abteilung Smirnow. Sie verbrachten einen halben Tag bei mir und beobachteten, wie die Soldaten kämpften. Wir waren etwa 150 Meter von der Frontlinie entfernt. Alle Augenblicke erkundigten sie sich nach der Lage und danach, welche konkrete Schlussfolgerung wir in Bezug auf den Feind zogen und welche Massnahme wir treffen wollten. Der Divisionskommandeur gewährt den Regimentskommandeuren in ihrer praktischen Arbeit grosse Selbständigkeit und Initiative, ihre Meinung ist ihm immer wichtig.

Es gab da einen Fall: Ich sehe, dass ich dem Divisionskommandeur in keiner Weise helfen kann, ich kann ihm nichts geben, habe schon alles aufs Spiel gesetzt. Ich beschliesse, ihm nichts davon zu sagen. Alles sei in Ordnung, wie im Krieg eben: Sie schiessen, und ich schiesse. In der Tat aber hatte sich an meiner linken Flanke fast eine Einbruchsstelle gebildet. Dem Stabschef der Division habe ich telefonisch darüber Meldung gemacht, weiss jedoch, dass sie mir nicht helfen können, und beschliesse, alles zu tun, was in meiner Macht steht. Irgendwie hat Gurtjew unser Telefongespräch mitgehört und fragt mich sofort, was los sei. Helfen kann er mir nicht, er sagt: «Überlege, was man tun kann, aber du weisst, dass ich nichts habe, ich sitze allein da und kann dir nichts geben.»

Er ist in Massen streng, kultiviert streng, würde ich sagen. Er ist äusserst taktvoll in seinen Forderungen, und diese anspruchsvolle Strenge verbindet



Generalmajor Leonti Gurtjew



### Der Kriegszug von Gurtjews Schützendivision 233

sich eindrücklich mit scharfsichtiger Überzeugtheit. Damit verschafft er sich Achtung und Sympathie. Nie hebt er die Stimme.

Das Personal hat eine sehr gute Meinung vom Divisionskommandeur. Wohin er auch kommt, er geht als Erstes zur Feldküche und fragt, wie viel Lebensmittel da sind und was es zum Mittagessen geben wird. Die Rotarmisten sagen dann: «Heute gibt es was Gutes. Der Generalmajor ist hier.» In Wirklichkeit aber bleibt das Essen so, wie es gekocht worden ist. Er fragte unseren Koch, wie er die Suppe einfülle. Der antwortete: zwei Finger breit bis unter den Rand. «Finger sind doch verschieden. Es gibt dicke und dünne. Füll du zwei dünne Finger breit bis unter den Rand ein.»

Positiv ist, dass er die Leute kennt, und nicht nur das leitende Personal, sondern auch die gemeinen Soldaten. Er besitzt ein ausgezeichnetes Gedächtnis, merkt sich alle Nachnamen. Er hat es gern, wenn alles in Ordnung und nach den Vorschriften ist. In Bezug auf die Einhaltung der Vorschriften ist er ein sehr pedantischer Mensch.

Alle achten ihn wegen seiner Bescheidenheit und seines herzlichen Umgangs mit den Menschen in Verbindung mit anspruchsvoller Strenge und Kenntnis seines Metiers. Es gibt keine schlechte Meinung über ihn.

**Regimentskommandeur Fugenfirow:** Er ist ein aussergewöhnlicher Mensch. Unser General schreit nie, schimpft nie, aber allein wenn er seinen Ton ändert, heisst das, dass man sich anstrengen und seinen Befehl besser erfüllen muss. Die Befehle des Generals sind immer erfüllt worden. Nicht nur die Kommandeure mögen ihn, sondern auch die Soldaten, die ihn gut kennen, weil er ständig die Truppen besucht. Er verschafft sich genaue Kenntnis vom Alltag der Soldaten, geht nie an der Küche vorbei, ohne zu probieren, was der Soldat zu essen bekommt, die Soldaten lieben ihn. Ich fuhr mal mit ihm zusammen im Auto. Er sprach so liebevoll von einem Soldaten. Er rügte und beschimpfte ihn wie ein abgebrühter Haudegen und sagte dann: «Aus dem wird mal ein guter Soldat, ein toller Krieger.»

**Generalmajor Gurtjew:** Wir alle bewahrten vollständig die Ruhe, und in den schlimmsten Augenblicken, wenn wir glaubten, es gäbe keinen Ausweg mehr, nahmen wir unsere Maschinenpistolen und waren bereit, bis zum Letzten zu kämpfen. Keinem kam in den Sinn, zu flüchten. Wenn wir auf die Wolga schauten, dann in Erwartung von Verstärkung und Nachschub

## 234 Der soldatische Chor

an Munition. Jeder war sich seiner Pflicht bewusst. Von grosser Bedeutung war auch, dass der Armeechef in unserer Nähe war. Die Kämpfer gingen oft am Ufer entlang, ohne Deckung zu suchen, und die Mädchen hatten immer einen Scherz auf den Lippen. Rundrum Granatwerferfeuer, sie aber sassen da und ruhten sich aus – Verwundete zu tragen ist schwer. Angsthasen wurden nicht gemocht. [...] Eine Ärztin war wegen ihrer Nervosität sehr unbeliebt, aber sie war sehr fleissig und treu ergeben, sass die ganze Zeit auf dem Schlachtfeld und machte Verbände. Später schrieb sie mir einen Brief über ihre Eindrücke von der Versammlung und der Parade in Stalingrad, wo sie nach unserem Abzug geblieben war.

Oder nehmen Sie das Pionierbataillon. Es leistete seine eigentliche Arbeit und kämpfte ausserdem mit uns, bewies beim Übersetzen über die Wolga Heldenmut. Auf diesen Kippelbooten wie den unseren war es auch unter ruhigen Verhältnissen schwierig, nachts die Wolga zu überqueren, aber diese Pioniere brachten Verwundete, Munition und Verstärkung im pausenlosen Bombenhagel rüber. Wir benützten allerdings auch einen anderen Übergang, anfangs gab es eine Fussgängerbrücke über die Wolga, aber sie wurde bald zerstört, und die Bootsleute halfen uns mit ihrer selbstlosen Arbeit beträchtlich. Sie wurden ausgezeichnet, ihr heldenhafter Einsatz wurde anerkannt.

**Obersergeant Kokorina:** Nach dem Krieg werde ich wohl in der Armee bleiben und auf die Militärakademie gehen. Jetzt bin ich ein paar Tage hier, habe aber Sehnsucht nach meinen Lieben, wie geht es ihnen dort ohne mich? Vor dem Militärdienst wollte ich auf die Universität gehen, mich in die Fakultät für Geschichte und Philologie einschreiben. Ich bin sehr gern in Archiven, stehle mich hinein und stöbere dort herum.

**Oberstleutnant Swirin:** In unserer Division haben wir unsere sibirischen Traditionen. Gerade bereiten wir ein Buch vor: *Die Sibirjaken bei der Verteidigung Stalingrads*. [...] Auf der Basis unserer Kampferfahrung und der Traditionen der besten Männer bauen wir auch die ganze parteipolitische Arbeit auf.

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*

## Wassili Grossmans «Hauptstossrichtung»

Die Moskauer Historiker waren nicht die Ersten, die sich für die Soldaten der 308. Schützendivision interessierten. Bereits im November 1942 hatte Wassili Grossman mit Oberst Gurtjew und mehreren seiner Soldaten gesprochen. Diese Gespräche bildeten die Grundlage für seine im *Roten Stern* am 25. November 1942 veröffentlichte Erzählung vom 351. Regiment, das auf der «Hauptstossrichtung» (so der Name des Essays) der vordringenden Deutschen lag und am 4. Oktober vernichtet wurde. Wir drucken hier diesen Essay in der Fassung vom November 1942 ab.<sup>147</sup> Grossmans Reportage ist konkordant mit den von den Historikern gewonnenen Protokollen und zeigt, wie akribisch der Journalist und Schriftsteller historische Zeitzeugenaussagen in seine Veröffentlichungen einarbeitete. Zugleich macht der Essay auch Grossmans meisterhafte Kunst der literarischen Verdichtung deutlich.



Wassili Grossman,  
Aufnahme von 1945

Grossman beeindruckte der Verteidigungswillen der Soldaten, der die Division zusammenhielt, sie in «einen vollkommenen, hervorragend eingeregelten Organismus» verwandelte. In dieser Division war «Heldentum Alltag geworden, ... zur täglichen Gewohnheit geworden». Mit Sicherheit waren die Historiker mit Grossmans Essay vertraut, und womöglich veranlasste dieser sie, im April 1943 die überlebenden Soldaten der 308. Schützendivision ausfindig zu machen.

### Wassili Grossman: «Hauptstossrichtung»

In der Nacht bezogen die sibirischen Regimenter von Oberst Gurtjews Division die Verteidigungsstellungen. Der Anblick einer Fabrik ist immer schroff und streng, aber lässt sich auf der Welt ein schrofferes Bild finden als jenes, das die Männer der Division an diesem Oktobermorgen des Jahres 1942 erblickten? Dunkle Kolosse der Werksgebäude, von Nässe glänzende Schienen, hier und dort schon leicht korrodiert, aufgetürmte zerstörte Güterwaggons, Berge von Stahlrohren, Hügel von roter Schlacke und Kohle, unordentlich aufgeschüttet auf dem riesigen Fabrikhof, der so gross ist wie der Platz einer Stadt, mächtige Fabrikschlote, an vielen Stellen von deutschen Geschossen durchlöchert. Auf der asphaltierten Fläche dunkle Gruben, von Fliegerbomben ausgeschachtet, überall Stahlsplitter, zerrissen von der Gewalt der Explosion, wie dünne Stoffetzen. Die Division hatte den Auftrag, vor dieser Fabrik Stellung zu beziehen. Hinter ihr war die kalte, dunkle Wolga. Zwei Regimenter verteidigten die Fabrik. Einer der Gefechtsstände wurde in dem betonierten Kanal, der unter den Hauptgebäuden verlief, eingerichtet. Das dritte Regiment verteidigte den Raum der tiefen Schlucht, die sich durch die Werksiedlungen zur Wolga hinunterzog. «Todesschlucht» nannten ihn die Kämpfer und Kommandeure des Regiments. Ja, hinter ihnen war die eisige dunkle Wolga, hinter ihnen war Russlands Schicksal. Die Division hatte den Auftrag, bis zum Tod standzuhalten. Der vorige Weltkrieg hat Russland viele Opfer und viel Blut gekostet, aber im Ersten Weltkrieg war die finstere Gewalt des Feindes zwischen der westlichen und östlichen Front aufgeteilt. Im gegenwärtigen Krieg hat Russland die ganze Wucht des deutschen Einfalls getroffen. 1941 rückten die deutschen Regimenter von Meer zu Meer vor. Im laufenden Jahr 1942 konzentrierten die Deutschen die ganze Kraft ihres Vorstosses in südöstlicher Richtung. Was im vorigen Krieg auf zwei Fronten zwischen

den Grossmächten aufgeteilt war, traf Russland im vergangenen Jahr mit geballter Wucht – auf einer Frontlinie von dreitausend Kilometern Länge, und in diesem Sommer und Herbst sauste der schwere Hammer auf Stalingrad und den Kaukasus nieder. Doch nicht genug damit, hier, in Stalingrad, verschärften die Deutschen ihren offensiven Druck erneut. Sie stabilisierten ihre Anstrengungen in den südlichen und zentralen Teilen der Stadt. Ihre gesamte Feuerkraft von zahllosen Granatwerferbatterien, Tausenden von Geschützen und Fliegercorps richteten sie nun auf den nördlichen Teil der Stadt, auf die Fabrik im Zentrum des Industriegebiets. Die Deutschen nahmen an, dass die menschliche Rasse nicht imstande sei, diese Spannung auszuhalten, dass es auf Erden keine Herzen und keine Nerven gebe, die in der mörderischen Hölle des Feuers, des kreischenden Metalls, der bebenden Erde und der tollwütigen Luft nicht zerreißen würden. Hier war das gesamte teuflische Arsenal des deutschen Militarismus konzentriert – schwere Panzer und Flammenwerferpanzer, sechsrohrige Granatwerfer, Armadas von Sturzkampfbombern mit heulenden Sirenen, Splitter- und Sprengbomben. Hier wurden die MPi-Schützen mit Sprenggeschossen, die Artilleristen und Granatwerferschützen mit Thermitgeschossen ausgerüstet. Hier war die ganze deutsche Artillerie versammelt, von kleinkalibrigen Panzerbüchsen bis zu schweren weittragenden Kanonen. Hier war die Nacht hell von Bränden und Leuchtkugeln, hier war der Tag dunkel vom Qualm brennender Gebäude und von künstlichen Nebelwänden, die deutsche Tarnspezialisten erzeugt hatten. Hier war das Krachen so kompakt wie Erde, die kurzen Minuten der Stille aber erschienen schrecklicher und unheilvoller als das Getöse der Schlacht. Und wenn die Welt den Kopf neigt vor dem Heldenmut der russischen Armeen, wenn die russischen Armeen begeistert von den Verteidigern Stalingrads sprechen, dann sagen hier in Stalingrad Schumilows Kämpfer voller Hochachtung:

«Na, was sind wir schon? *Das* sind Männer: Die halten die Fabriken.»

Es ist ein schreckliches Wort für den Menschen im Krieg: Hauptstossrichtung. Es gibt kein schlimmeres im Krieg, und es ist natürlich kein Zufall, dass an einem trüben Herbstmorgen gerade die sibirische Division von Oberst Gurtjew die Verteidigungsstellung bei der Fabrik bezog. Die Sibirjaken sind ein stämmiger, ernster Volksschlag, an Kälte und Entbehrungen gewöhnt, schweigsam, mit Sinn für Ordnung und Disziplin, scharfzüngig.

## 238 Der soldatische Chor

Die Sibirjaken sind ein zuverlässiger, bodenständiger Volksschlag. Sie hackten finster schweigend die steinige Erde mit Pickeln auf, schlugen Schiessscharten in die Mauern der Werksgebäude und bauten Unterstände, Schützengräben und Gänge.

Oberst Gurtjew, ein hagerer fünfzigjähriger Mann, hatte 1914 nach dem zweiten Studienjahr das Petersburger Polytechnikum verlassen und war als Freiwilliger in den russisch-deutschen Krieg gezogen. Er kämpfte damals als Artillerist bei Warschau, Baranowitschi und Tschartorisk gegen die Deutschen.

Achtundzwanzig Jahre seines Lebens hatte der Oberst dem Militärwesen gewidmet, gekämpft und Kommandeure ausgebildet. Seine beiden Söhne zogen als Leutnants in den Krieg. Im fernen Omsk blieben seine Frau und seine studierende Tochter zurück. An diesem feierlichen und schrecklichen Tag dachte der Oberst an seine Leutnantssöhne, seine Frau, seine Tochter und an die zig jungen Kommandeure, die er ausgebildet hatte, er dachte an sein langes, arbeitsreiches, spartanisch bescheidenes Leben. Ja, es war die Stunde gekommen, da alle Prinzipien der militärischen Wissenschaft, Moral und Pflicht, die er seine Söhne, Studenten und Kollegen streng und stetig gelehrt hatte, auf den Prüfstand kamen. Beunruhigt musterte der Oberst die Gesichter der sibirischen Soldaten aus Omsk, Nowosibirsk, Krasnojarsk, Barnaul – all der Männer, mit denen er auf Geheiss des Schicksals die Schläge des Feindes abwehren sollte. Die Sibirjaken waren gut ausgebildet an die grosse Frontlinie gekommen. Die Division hatte eine umfangreiche Schulung durchlaufen, bevor sie an die Front marschierte. Oberst Gurtjew hatte die Kämpfer sorgfältig, klug und mit schonungsloser Kritik ausgebildet. Er wusste, dass die militärische Ausbildung, wie schwer sie auch war – die nächtlichen Sturmübungen, das Überrollen der in Splittergräben sitzenden Soldaten mit Panzern, die langen Märsche –, um ein Vielfaches leichter war als der Krieg. Er glaubte an die Standhaftigkeit und Kraft der sibirischen Regimenter. Er erprobte sie auf der langen Fahrt an die Front, auf der es nur ein ausserordentliches Vorkommnis gab: Ein Soldat hatte sein Gewehr aus dem fahrenden Zug fallen lassen, war abgesprungen und drei Kilometer zur nächsten Station gerannt, um den an die Front fahrenden Truppentransport einzuholen. Er erprobte die Regimenter in der Stalingrader Steppe auf ihre Standhaftigkeit, wo die im Kampf unerfahrenen Männer ruhig einen Überraschungsangriff von dreissig deutschen Panzern abwehrten. Er erprobte die Sibirjaken während des letzten Marsches

nach Stalingrad auf ihre Ausdauer, als die Männer die Entfernung von zweihundert Kilometern in zwei vollen Tagen zurücklegten. Und dennoch musterte der Oberst voller Besorgnis die Gesichter der Soldaten, die an der Hauptkampflinie angekommen waren, in der Hauptstossrichtung.

Gurtjew glaubte an seine Kommandeure. Der junge, keine Müdigkeit kennende Stabschef, Oberst Tarassow, konnte Tag und Nacht im von Explosionen erschütterten Unterstand über den Karten sitzen und das schwierige Gefecht planen. Seine Geradlinigkeit und schonungslose Urteilskraft, seine Gewohnheit, dem Leben in die Augen zu schauen und die Wahrheit des Krieges zu suchen, wie bitter sie auch sein mochte, gründeten sich auf einen eisernen Glauben. In diesem kleinen, sehnigen jungen Mann mit dem Gesicht, der Sprache und den Händen eines Bauern lebte die unbezwingbare Kraft des Geistes und Denkens. Swirin, der stellvertretende Divisionskommandeur in der politischen Abteilung, besass einen starken Willen, einen scharfen Verstand und asketische Bescheidenheit, er verstand es, ruhig zu bleiben und heiter zu lächeln, wo dem ruhigsten und lebensfrohesten Menschen das Lächeln vergangen wäre. Die Regimentskommandeure Markjelow, Michaljow und Tschamow waren der Stolz des Obersten, er glaubte an sie wie an sich selbst. Über Tschamows ruhige Tapferkeit, über Markjolows unbeugsamen Willen, über Michaljows hervorragende Charaktereigenschaften – er war der Liebling des Regiments, ein sanfter, äusserst sympathischer Mensch, der väterlich um seine Untergebenen besorgt war und keine Angst kannte – sprachen alle in der Division voll Liebe und Begeisterung. Und dennoch musterte der Oberst besorgt die Gesichter seiner Kommandeure, denn er wusste, was die Hauptstossrichtung bedeutete, was es hiess, die grosse Stalingrader Verteidigungslinie zu halten. «Werden sie es aushalten, werden sie standhalten?», dachte der Oberst.

Kaum hatte sich die Division in den steinigen Boden Stalingrads eingegraben, kaum war die Führung der Division in den tiefen Stollen eingezogen, der in den Sandsteinfelsen über der Wolga gehauen worden war, kaum waren die Fernmeldeleitungen gelegt und ratterten die Funksender, die die Gefechtsstände mit der Artillerie verbanden, die jenseits der Wolga ihre Feuerstellungen bezogen hatte, kaum war die tiefe Dunkelheit der Nacht von der Morgendämmerung abgelöst worden, da eröffneten die Deutschen das Feuer. Acht Stunden hintereinander griffen «Junkers Ju 87» die Ver-

teidigung der Division im Sturzflug an, acht Stunden ohne eine Minute Pause kamen Welle auf Welle die deutschen Flugzeuge angeflogen, acht Stunden heulten die Sirenen, pffiften die Bomben, erbebt die Erde, stürzten die Reste der Backsteinbauten ein, acht Stunden hing Rauch- und Staubschwaden in der Luft, jaulten todbringend die Splitter. Wer das Geheul der von einer Fliegerbombe erhitzten Luft gehört hat, wer die Anspannung des ungestümen zehnminütigen Angriffs der deutschen Luftwaffe erlebt hat, der weiss, was acht Stunden intensiver Bombardierung durch Sturzkampfbomber sind. Acht Stunden feuerten die Sibirjaken mit ihrem gesamten Gerät auf die deutschen Flugzeuge, und wahrscheinlich ergriff ein Gefühl von Verzweiflung die Deutschen, als aus dieser brennenden, von schwarzem Staub und Qualm eingehüllten Erde rund um die Fabrik hartnäckig Gewehrsalven krachten, MG-Garben tackten und Panzerbüchsen sich mit kurzen Stössen in das rhythmische Getöse der Flaks mischten. Die Deutschen hatten schwere Regimentsgranatwerfer und Artillerie eingesetzt. Das zermürbende Zischen der Minen und Heulen der Granaten stimmte in das Pfeifen der Sirenen und Krachen der explodierenden Fliegerbomben ein. Das dauerte bis zur Nacht. In traurigem, ernstem Schweigen beerdigten die Rotarmisten ihre gefallenen Kameraden. Es war der erste Tag – das Einzugsfest. Während der ganzen Nacht verstummten die deutschen Granatwerferbatterien nicht.

In dieser Nacht empfing Oberst Gurtjew auf seinem Gefechtsstand zwei alte Freunde, die er über zwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Die Männer, die sich jung und ledig voneinander getrennt hatten, trafen sich nun mit grauem Haar und faltiger Haut wieder. Zwei von ihnen befehligten Divisionen, der dritte eine Panzerbrigade. Sie umarmten sich, und alle um sie herum – ihre Stabschefs, Adjutanten und Majore der operativen Abteilung – sahen Tränen in den Augen der ergrauten Männer.

«Was für ein Schicksal, was für ein Schicksal!», sagten sie. Und in der Tat: Das Treffen der Jugendfreunde hatte etwas Erhabenes und Berührendes in dieser entsetzlichen Stunde, inmitten der lodernden Fabrikgebäude und Ruinen Stalingrads. Ja, sie waren den richtigen Weg gegangen, wenn sie sich nun bei der Erfüllung der hohen, schweren Pflicht aufs Neue begegneten.

Die ganze Nacht hindurch donnerte und krachte die deutsche Artillerie, und kaum war die Sonne über der von deutschem Eisen aufgepflügten Erde aufgegangen, tauchten vierzig Stukas auf, und wieder heulten die Sirenen,



und wieder stieg eine schwarze Staub- und Rauchwolke über der Fabrik auf und verdeckte die Erde, die Werksgebäude, die zerstörten Waggons, und sogar die hohen Fabrikschlote verschwanden im schwarzen Nebel. An diesem Morgen blieb Markjolows Regiment nicht in der Erde. Um dem entscheidenden Schlag der Deutschen zuvorzukommen, verliess es die Schutzräume, Bunker und Schützengräben, die Löcher in Beton und Stein, und ging zum Angriff über. Die Bataillone rückten über Schlackenberge und Trümmer vor, marschierten am Werkskontor aus Granit vorbei, passierten die Gleise und den Garten am Stadtrand. Tausende von grässlichen Bombentrichtern säumten ihren Weg, und über ihren Köpfen tobte die Hölle der deutschen Luftwaffe. Eiserner Wind schlug ihnen ins Gesicht, sie gingen immer weiter vorwärts, und wieder ergriff abergläubische Angst den Feind: Rückten da Menschen zum Angriff vor, waren sie sterblich?

Ja, sie waren sterblich. Markjolows Regiment marschierte einen Kilometer, bezog neue Stellungen, verschanzte sich dort. Nur hier weiss man, was ein Kilometer ist. Es sind tausend Meter, es sind hunderttausend Zentimeter. Nachts griffen die Deutschen das Regiment mit vielfach überlegener Stärke an. Bataillone der deutschen Infanterie zogen auf und schwere Panzer, die Maschinengewehre überhäufte die Stellungen des Regiments mit Eisen. Betrunkene Nahkämpfer drangen mit schlafwandlerischer Beharrlichkeit ein. Wie sich Markjolows Regiment schlug, davon erzählen die Leichen der gefallenen Soldaten, erzählen die Freunde, die hörten, wie in der Nacht und am nächsten Tag und wieder in der Nacht die russischen Maschinengewehre tackten, wie russische Granaten krachend explodierten. Die Saga dieses Kampfes erzählen die durcheinandergewürfelten und verbrannten deutschen Panzer und die langen Reihen der Kreuze mit deutschen Stahlhelmen, die in Zügen, Kompanien und Bataillonen angetreten sind.

Ja, sie waren einfache Sterbliche, und kaum einer von ihnen hat überlebt, aber sie haben ihre Sache erledigt.

Am dritten Tag schwirrten die deutschen Flugzeuge über der Division nicht mehr acht, sondern zwölf Stunden. Sie blieben nach Sonnenuntergang in der Luft, und aus dem hohen Dunkel des Nachthimmels erklangen die heulenden Sirenen der «Junkers», und wie schwere Hammerschläge hagelten Sprengbomben auf die rot lodernde, qualmende Erde. Vom Morgen-

## 242 Der soldatische Chor

grauen bis zur Abenddämmerung feuerten deutsche Kanonen und Granatwerfer auf die Division. Hundert Artillerieregimenter arbeiteten im Raum Stalingrad für die Deutschen. Manchmal veranstalteten sie Feuerüberfälle, nachts bestrichen sie die Kampfzone mit zermürbendem methodischen Feuer. Zusammen mit den Granatwerferbatterien.

Mehrmals am Tag verstummten die deutschen Kanonen und Granatwerfer plötzlich, liess der gewaltige Druck der Stukas mit einem Mal nach. Ungewohnte Stille trat ein. Dann schrien die Beobachter: «Achtung!», und die Gefechtssicherung griff zu den Flaschen mit Brennstoff, die Panzernahbekämpfer öffneten die Patronentaschen, die MPi-Schützen rieben ihre Maschinenpistolen mit der Handfläche ab, die Granatwerferschützen zogen die Kisten mit den Granaten näher zu sich her. Diese kurze, minutenlange Stille bedeutete keine Verschnaufpause. Sie ging der Attacke voraus.

Bald schon kündigte das hundertfache Klirren der Raupen, das tiefe Dröhnen der Motoren die heranrollenden Panzer an, und der Leutnant schrie:

«Achtung, Genossen! Von links sickern MPi-Schützen ein.»

Manchmal kamen die Deutschen dreissig, vierzig Meter nah heran, und die Sibirjaken sahen ihre schmutzigen Gesichter, zerrissenen Uniformmäntel, hörten die kehligen Rufe verballhornter russischer Wörter, Drohungen und Spottreden. Waren die Deutschen davongefahren, dann fielen die Stukas mit neuer Wucht über die Division her, brachen die Feuerwellen der Artillerie und Granatwerfer wieder über sie herein. Bei der Abwehr der deutschen Attacken erwarb sich unsere Artillerie grosse Verdienste. Der Kommandeur des Artillerieregiments, Fugenfirow, und die Kommandeure der Divisionen und Batterien befanden sich zusammen mit den Bataillonen und Kompanien der Division an der vordersten Linie. Über Funk waren sie mit den Feuerstellungen verbunden, und Dutzende von schweren weittragenden Geschützen am linken Ufer atmeten im Gleichklang mit der Infanterie, teilten mit ihr Besorgnis, Elend und Freude. Die Artillerie erledigte unzählige Dinge: Sie bedeckte die Stellungen der Infanterie mit einem Mantel aus Stahl, wie Pappe zerkräuselte sie die überschweren deutschen Panzer, mit denen die Panzernahbekämpfer nicht fertig wurden, wie ein Schwert hieb sie die an die Panzerung gepressten Nahkämpfer von den Fahrzeugen ab, sie bestrich bald die Fläche, bald geheime Konzentrationsstellen, sie sprengte Felsen und jagte deutsche Granatwerferbatterien in die

Luft. Nirgendwo spürte die Infanterie die Freundschaft und grosse Hilfe der Artillerie in diesem Krieg so stark wie in Stalingrad.

Im Lauf eines Monats unternahmen die Deutschen einhundertsiebzehn Angriffe auf die Regimenter der sibirischen Division.

Es gab einen furchtbaren Tag, als die deutschen Panzer im Verband mit der Infanterie dreiundzwanzigmal angriffen. Und diese dreiundzwanzig Angriffe wurden abgeschlagen. Während dieses Monats schwirrte die deutsche Luftwaffe jeden Tag, mit Ausnahme von drei Tagen, zehn bis zwölf Stunden über der Division. Und all das spielte sich an einer Front von anderthalb bis zwei Kilometern Länge ab. Mit diesem Getöse hätte man die Menschheit betäuben können, mit diesem Feuer und Metall hätte man einen Staat in Brand stecken und vernichten können. Die Deutschen glaubten, sie könnten die moralische Stärke der sibirischen Regimenter brechen. Sie glaubten, sie hätten das Widerstandsvermögen der menschlichen Herzen und Nerven überboten. Doch man staune: Die Menschen gaben nicht klein bei, wurden nicht verrückt, verloren nicht die Beherrschung ihrer Herzen und Nerven, sondern wurden stärker und ruhiger. Der schweigsame, bodenständige sibirische Volksschlag wurde noch schroffer, noch schweigsamer. Die Wangen der Rotarmisten fielen ein, ihre Augen blickten finster. Hier, in der Hauptstossrichtung der deutschen Streitkräfte, hörte man in den kurzen Verschnaufpausen weder ein Lied noch eine Ziehharmonika noch ein leichthin gesagtes fröhliches Wort. Hier ertrugen die Menschen eine übermenschliche Anspannung. Es gab Zeiten, da schiefen sie drei, vier Tage hintereinander nicht, und den Divisionskommandeur, den grauhaarigen Oberst Gurtjew, trafen die leise gesagten Worte eines Kämpfers schmerzlich:

«Wir haben alles, Genosse Oberst, Brot – neunhundert Gramm, und warmes Essen, das uns zweimal am Tag in Thermoskannen gebracht wird, aber man kann nichts essen.»

Gurtjew liebte und achtete seine Männer, und er wusste, wenn ein Soldat «nichts essen kann», dann geht es ihm richtig schlecht. Aber jetzt war Gurtjew ruhig. Er wusste: Es gibt keine Macht auf Erden, die die sibirischen Regimenter zum Weichen bringen könnte. Um diese grosse, harte Erfahrung waren die Soldaten und Kommandeure in den Kämpfen reicher geworden. Noch fester und vollkommener wurde die Verteidigung. Vor den Werksgebäuden war ein ganzes Geflecht von Pionierbauten entstanden – Unterstände, Gänge, Schützenstände; die pioniertechnische Verteidigung

war weit vorgeschoben worden, über die Werksgebäude hinaus. Die Männer hatten gelernt, schnell und reibungslos unterirdische Manöver durchzuführen, sich zu konzentrieren, zu zerstreuen, durch Gänge aus einem Werksgebäude in die Schützengräben zu gehen und wieder zurück, je nachdem, wohin die feindliche Luftwaffe ihre Schläge richtete, je nachdem, woher die Panzer und Infanteristen der angreifenden Deutschen auftauchten.

Mit der Erfahrung erstarkte auch die innere Härte der Männer. Die Division verwandelte sich in einen vollkommenen, hervorragend eingeregelt Organismus. Die Männer der Division selbst nahmen die psychischen Veränderungen nicht wahr, die sich in ihnen in dem einen Monat vollzogen hatten, den sie in der Hölle, an der vordersten Verteidigungslinie der grossen Stalingrader Front, verbracht hatten. Sie glaubten, sie wären noch dieselben, die sie immer gewesen waren: In einer freien, ruhigen Minute badeten sie in den unterirdischen Dampfbädern, man brachte ihnen warmes Essen in Thermoskannen, und Makarewitsch und Karnachow, die mit ihren wilden Bärten friedlichen Dorfpostboten glichen, beförderten unter Beschuss in ihren Ledertaschen Zeitungen und Briefe aus den fernen Omsker, Tjumensker, Tobolsker und Krasnojarsker Dörfern an die vorderste Linie. Sie erinnerten sich an ihren Beruf als Zimmermann, Schmied und Bauer. Sie nannten den sechsrohrigen deutschen Granatwerfer spöttisch «Durila» (Doofmann) und die Sturzkampfbomber «Fiedler» und «Musikanten». Sie glaubten, sie wären noch dieselben, und nur die Neuankömmlinge vom Wiesenufer betrachteten mit ehrfürchtigem Staunen diese Männer, die keine Angst mehr kannten und für die es die Wörter «Leben» und «Tod» nicht mehr gab. Nur der frische Blick konnte die ganze eiserne Kraft der Sibirjaken beurteilen, ihre Gleichgültigkeit dem Tod gegenüber und ihren ruhigen Willen, das schwere Los bis zuletzt zu ertragen, das sie mit der todbringenden Verteidigung auf sich genommen hatten.

Heldentum war Alltag geworden, Heldentum war nun der Stil der Division und ihrer Männer, Heldentum war zur täglichen Gewohnheit geworden. Heldentum allenthalben. Heldentum war die Arbeit der Köche, die im Feuerregen der Thermitgeschosse Kartoffeln schälten. Heldentum war die Arbeit der jungen Sanitäterinnen, der Schülerinnen aus Tobolsk: Tonja Jegorowa, Soja Kalganowa, Vera Kaljada, Ljolja Nowikowa und zahlreicher Freundinnen. Sie verbanden die Verwundeten im tobenden Kampf und ga-

ben ihnen Wasser. Ja, wenn man sie von aussen betrachtete, dann war jede Alltagsbewegung dieser Menschen Heldentum: wie Chamizki, der Führer des Nachrichtenzugs, friedlich auf einem Erdbuckel vor dem Unterstand sass und ein Buch las, während Dutzende deutscher Stukas mit Geheul auf die Erde niederstiessen, wie Batrakow, der Nachrichtenoffizier, seine Brille sorgfältig putzte, die Berichte in seine Feldtasche packte und sich auf den zwölf Kilometer langen Weg durch die «Todesschlucht» machte, mit einer Ruhe, als handelte es sich um einen gewöhnlichen Sonntagsspaziergang, wie der MPi-Schütze Kolossof, der nach einer Detonation im Unterstand bis zum Hals verschüttet in Erde und zerborstenen Brettern steckte, sein Gesicht dem stellvertretenden Kommandeur Swirin zuwandte und laut lachte, wie die Stenotypistin im Stab, die rotwangige dicke Sibirjakin Klawa Kopylowa, im Unterstand den Gefechtsbefehl zu tippen begann, verschüttet und ausgegraben wurde, im zweiten Unterstand weitertippte, wieder verschüttet und ausgegraben wurde und trotzdem den Befehl im dritten Unterstand zu Ende tippte und dem Divisionskommandeur zur Unterschrift brachte.

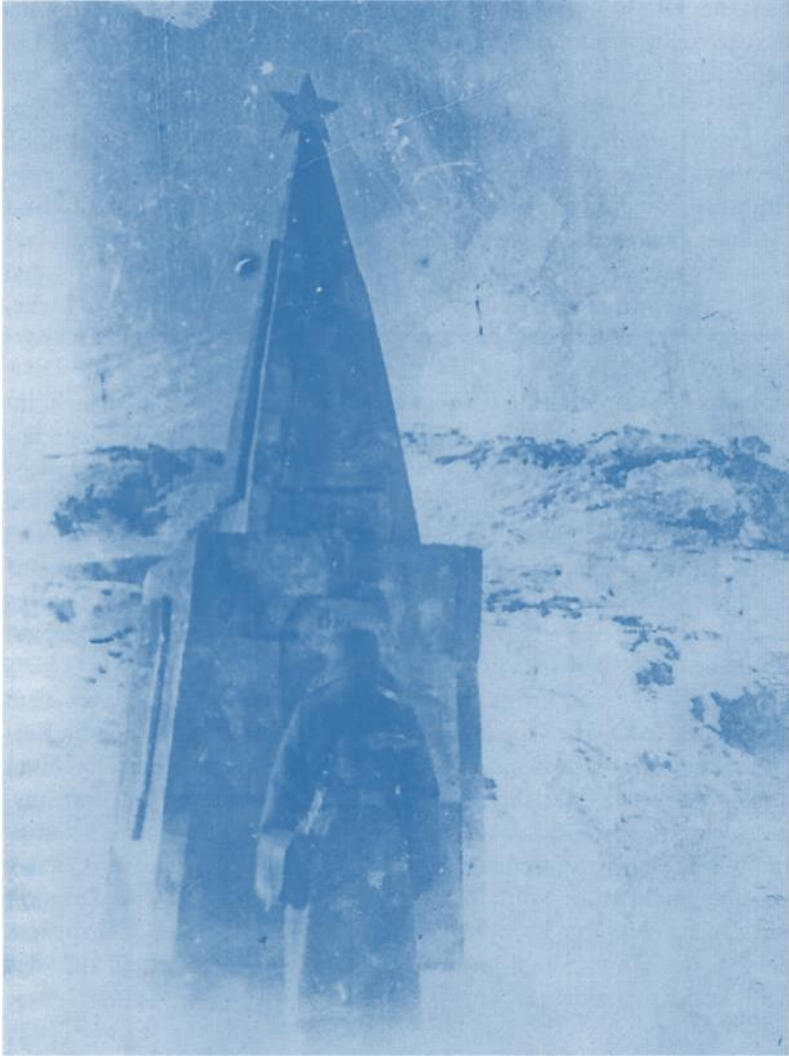
Diese Menschen waren es, die in der Hauptstossrichtung standen.

Am Ende der zweiten Dekade setzten die Deutschen zum entscheidenden Sturm auf die Fabrik an. Eine derartige Angriffsvorbereitung hatte die Welt noch nicht gesehen. Achtzig Stunden ohne Unterbrechung arbeiteten die Luftwaffe, die Granatwerfer und die Artillerie. Drei Tage und drei Nächte verwandelten sich in ein Chaos aus Qualm, Feuer und Geschützdonner. Dann war die Vorbereitung zu Ende, und gleich darauf um fünf Uhr morgens rückten schwere und mittlere Panzer zum Angriff vor, griffen Horden betrunkenen MPi-Schützen und deutsche Infanterieregimenter an. Den Deutschen gelang es, in die Fabrik einzudringen, ihre Panzer dröhnten vor den Mauern der Werksgebäude, sie hatten unsere Verteidigung durchbrochen und die Gefechtsstände der Division und der Regimenter von der vordersten Verteidigungslinie abgeschnitten. Es schien, als verliere die führungslose Division die Fähigkeit zum Widerstand, als würden die Gefechtsstände, vom unmittelbaren Schlag des Feindes getroffen, vernichtet werden, doch es geschah etwas Verblüffendes: Jeder Schützengraben, jeder Unterstand, jeder Feuerstand und die befestigten Ruinen der Häuser verwandelten sich in Festungen mit eigener Führung, eigener Nachrichtenverbindung. Sergeanten und einfache Soldaten wurden zu Kommandeuren, die

die Attacken geschickt und klug abwehrten. In dieser bitteren, schweren Stunde verwandelten die Kommandeure und Stabsangehörigen die Gefechtsstände in Schanzen und schlugen selbst wie einfache Soldaten die feindlichen Angriffe ab. Allein Tschamow schlug zehn Attacken ab. Der hünenhafte rothaarige Panzerkommandeur, der Tschamows Gefechtsstand verteidigte, sprang, nachdem er sämtliche Munition verschossen hatte, auf die Erde und bewarf die herankommenden MPI-Schützen mit Steinen. Der Regimentskommandeur schoss selbst mit dem Maschinengewehr. Der Liebling der Division, Regimentskommandeur Michaljow, starb bei einem Bombentreffer auf seinen Gefechtsstand. «Unser Vater ist gefallen», sagten die Rotarmisten. Major Kuschnarjow, der Michaljow ersetzte, verlegte den Gefechtsstand in eine Betonröhre unter den Werksgebäuden. Mehrere Stunden leitete Kuschnarjow das Gefecht am Eingang in diese Röhre, unterstützt von Stabschef Djatlenko und sechs weiteren Kommandeuren. Sie hatten einige Kisten mit Granaten, und mit diesen Granaten schlugen sie alle Attacken der deutschen MPI-Schützen ab.

Dieser in seiner Erbitterung nie gekannte Kampf dauerte ohne Unterbrechung mehrere Tage rund um die Uhr. Er ging nicht mehr um einzelne Häuser und Werksgebäude, er ging um jede einzelne Treppenstufe, um eine Ecke in einem engen Korridor, um eine einzelne Werkbank, um den Zwischenraum zwischen den Werkbänken, um ein Gasleitungsrohr. Kein einziger Mann der Division wich in diesem Kampf zurück. Und wenn die Deutschen einen Raum einnahmen, dann bedeutete dies, dass dort keine lebenden Rotarmisten mehr waren. Alle kämpften so wie der rothaarige hünenhafte Panzerkommandant, dessen Namen Tschamow nie erfuhr, wie der Pionier Kossitschenko, der den Stift mit den Zähnen aus der Granate zog, da seine linke Hand durchschossen war. Die Gefallenen hatten ihre Kraft gleichsam den Überlebenden vermacht, und es gab Minuten, da wurde eine Verteidigungsstellung von zehn aktiven Kämpfern erfolgreich gehalten, die ein ganzes Bataillon belegt hatte. Viele Male gingen die Werksgebäude von den Sibirjaken an die Deutschen über und wurden aufs Neue von den Sibirjaken erobert. In dieser Schlacht steigerten die Deutschen ihre Angriffe zu maximaler Spannung. Sie setzten ihre höchste Schlagkraft in der Hauptrichtung ein. Als hätten sie ein überschweres Gewicht gestemmt, überspannten sie irgendwelche inneren Federn, die ihre Durchschlagsramme in Gang gesetzt hatten.

Die Kurve des deutschen Ansturms fiel ab. Drei deutsche Divisionen,



Soldatisches Massengrab beim Werk «Roter Oktober», Stalingrad 1943

## 248 Der soldatische Chor

die 94., 305. und 389., kämpften gegen die Sibirjaken. Einhundertsiebzehn Infanterieattacken kosteten fünftausend deutsche Leben. Die Sibirjaken hielten diese übermenschliche Anspannung aus.

Unwillkürlich überlegt man, wie diese grosse Standfestigkeit geschmiedet worden ist. Hier zeigten sich der Volkscharakter, das hohe Bewusstsein der grossen Verantwortung, der grimmige sibirische Starrsinn, die ausgezeichnete militärische und politische Ausbildung und die strenge Disziplin. Aber ich möchte noch einen Charakterzug erwähnen, der in diesem grossen und tragischen Poem keine geringe Rolle gespielt hat – die erstaunlich reine Moral und die starke Liebe, die alle Menschen in der sibirischen Division verband. Der Geist spartanischer Bescheidenheit ist dem ganzen Führungspersonal der Division eigen. Er kommt in alltäglichen Kleinigkeiten zum Ausdruck, im Verzicht auf die gesetzlich festgesetzten hundert Gramm Wodka während der Stalingrader Kämpfe und in der vernünftigen Arbeitsbewältigung ohne grosse Worte. Die Liebe, die die Menschen in der Division verbindet, habe ich in der Trauer erkannt, mit der sie über gefallene Kameraden sprachen. Ich habe sie in den Worten des Rotarmisten aus Michaljows Regiment vernommen, der auf die Frage: «Wie geht es euch?» antwortete: «Ach, wie soil's uns gehen – wir haben keinen Vater mehr.»

Ich habe sie erkannt in der rührenden Begegnung zwischen dem grauhaarigen Oberst Gurtjew und der Bataillonssanitäterin Soja Kalganowa, als sie nach der zweiten Verwundung zurückkehrte. «Guten Tag, mein liebes Mädchen», sagte Gurtjew leise und ging mit ausgestreckten Armen auf das magere, geschorene Mädchen zu. So empfängt nur ein Vater seine eigene Tochter. Diese Liebe und dieser Glaube aneinander vollbrachten Wunder. Die sibirische Division wich nicht von ihrer Frontlinie und blickte kein einziges Mal zurück. Sie wusste: Hinter ihr war die Wolga, hinter ihr entschied sich das Schicksal Russlands.

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*



## Landung bei Latoschinka

Zum 1. Januar 1943 wurde Wassili Grossman, der seit September 1942 in Stalingrad als Korrespondent für die Armeezeitung *Roter Stern* gearbeitet hatte, nach Moskau abberufen. In seinem Tagebuch beschrieb er den Abschiedsschmerz, der ihn in der Neujahrsnacht plötzlich befiel. Während um ihn herum ausgelassen gefeiert wurde, gingen Grossmans Gedanken an ein vernichtetes Bataillon, von dem er annahm, dass niemand mehr seiner gedachte. «Ich erinnerte mich an diesem Tag des Ruhms an jenes Bataillon, das zu Gorochow übersetzte, um den Schlag [der Deutschen] auf sich abzulenken. Es ist bis zum letzten Mann vernichtet worden. Doch wer denkt am Tag des Ruhms an dieses Bataillon? Niemand gedenkt jener, die Ende Oktober in einer kalten Regennacht über den Fluss gesetzt wurden.»<sup>148</sup> Während seiner Dienstzeit in Stalingrad hatte Grossman mit Matrosen der Wolga-Kriegsflottille gesprochen; vermutlich erfuhr er durch sie von dem Schicksal des Bataillons, das er vergessen glaubte. Im Juni und Juli 1943 interviewten die Moskauer Historiker 46 Angehörige der Kriegsflottille.<sup>149</sup> Viele von ihnen kamen auf dasselbe Bataillon zu sprechen, das beim Versuch, ein von den Deutschen gehaltenes Dorf auf der rechten Flussseite nördlich von Stalingrad zu erstürmen, vernichtet wurde. Einige der hier zu Wort kommenden Matrosen setzten die Soldaten mit ihren Schiffen über, andere sahen hilflos vom linken Wolgaufer aus zu, wie eine Angriffswelle nach der anderen im gegnerischen Feuer zerbrach. Der Vorfall scheint die Männer, die in überwiegend nüchternem Ton erzählen, tief bewegt zu haben.

Die meisten der nach dem 2. Februar 1943 geführten Stalingrader Zeitzeugengespräche sind zum sowjetischen Sieg hin ausgerichtet. Hier hingegen steht eine fehlgeschlagene Operation im Mittelpunkt. Interessant ist, wie viele der Beteiligten dem Landungsversuch trotz seines Scheiterns einen Sinn abzugewinnen versuchten. Selbst Grossman tat das, indem er dem

## 250 Der soldatische Chor

Unternehmen eine Absicht zuschrieb, die es gar nicht gehabt hatte. Die Landung wurde auch auf deutscher Seite kommentiert. Die Zusammenlegung von sowjetischen und deutschen Perspektiven ergibt ein reich schattiertes Bild von einer örtlichen Kampfhandlung im grösseren Zusammenhang der Schlacht um Stalingrad.

Das Bataillon gehörte zur 300. Schützendivision, die in Baschkirien mit kasachischen und usbekischen Soldaten aufgefrischt worden war und seit Mitte Oktober auf ihren Kampfeinsatz wartete.<sup>150</sup> Am 27. Oktober befahl General Jerjomenko der Division, in der Nacht zum 30. Oktober ein verstärktes Bataillon über die Wolga zu setzen und das von der deutschen 16. Panzerdivision gehaltene Dorf Latoschinka<sup>151</sup> zu stürmen.<sup>152</sup> Von dort aus hatte es den Auftrag, nach Süden vorzustoßen und sich bei Rynok mit der von Oberst Gorochow kommandierten 124. Schützenbrigade zu vereinigen.<sup>153</sup> Gorochows Soldaten – etwa 1'200 Mann – waren seit der deutschen Eroberung des Traktorenwerks vom Rest der 62. Armee abgeschnitten und hielten eine Igelstellung mit dem Rücken zur Wolga.<sup>154</sup> Die Stärkung von Gorochows Position war ein Ziel der Operation und ein anderes das Ausnutzen des sich abschwächenden Angriffsdrucks der Deutschen, die seit dem 14. Oktober versucht hatten, die letzten sowjetischen Stellungen in Stalingrad zu vernichten. Die kühne Landungsoperation, wie Jerjomenko sie plante, drückte den offensiven Geist aus, der im Denken von sowjetischen Militärführern vorherrschte, nicht zuletzt auch auf Stalins entschiedenen Druck hin.<sup>155</sup>

«Das verstärkte Bataillon der 300. Schützendivision führte am 31. Oktober<sup>156</sup> ab vier Uhr den Kampf um die Besetzung des Bezirks Latoschinka», vermerkte der sowjetische Generalstabsbericht vom 1. November in knappen Worten. Am gleichen Tag meldete der Wehrmachtsbericht: «Der Versuch mehrerer sowjetischer Bataillone, nördlich von Stalingrad über die Wolga zu setzen, ist vollkommen gescheitert. Eine grosse Anzahl von Booten wurde versenkt, die Hauptkräfte der Russen wurden vernichtet oder gefangen genommen.»<sup>157</sup> Ebenfalls am 1. November telegraphierte der Militärtrat der Stalingrader Front an das sowjetische Oberkommando in Moskau, dass der Gegner starke Infanterie- und Panzerverbände nach Latoschinka gebracht habe und das in Soldaten und Ausrüstung unterlegene Bataillon bedränge. Zum Bataillonskommandeur gebe es keinen Kontakt mehr: Der Militärtrat habe daher beschlossen, das Bataillon im Schutze der Nacht ans linke Wolgaufer zurückzuführen. Es habe unter beträchtlichen Verlusten

seinen «Zweck erfüllt, bedeutende Feuer- und Panzerkräfte des Gegners auf sich zu lenken».<sup>158</sup>

Ein weiteres Mal tauchte Latoschinka im sowjetischen Generalstabsbericht vom 4. November auf – «Ein Bataillon der 300. SD hat sich kämpfend aus der Gegend um Latoschinka hinter die Eisenbahnlinie zurückgezogen und kämpft weiter in der Gegend der Anlegestelle von Niskowodnaja» – bevor es aus den Annalen der Roten Armee verschwand.<sup>159</sup>

Latoschinka war seit dem 23. August in deutscher Hand. Eine Kolonne der von General Hube kommandierten 16. Panzerdivision hatte in der Nacht zum 23. August den Don überquert und erreichte bis zum folgenden Nachmittag 70 Kilometer weiter östlich das Wolgaufer. Diese Aktion ermöglichte die Bildung des «Nordriegels», den die Soldaten von Gurtjews 308. Schützendivision im September zu durchbrechen versuchten. Eine deutsche Divisionsgeschichte beschreibt den Moment der Ankunft der deutschen Panzerfahrer am «überragenden Westufer» der Wolga: «Still und majestätisch floss der breite, schwarze Strom dahin und trug Schleppkähne flussabwärts, und drüben dehnte sich die asiatische Steppe ins unendliche, und Stolz und Freude und ein Staunen war auf den Gesichtern der Männer. [...] Die Männer gruben sich in den kleinen in Weinbergen versteckten Vororten Datschi und Lataschinka ein. Nach den wochenlangen Kämpfen in baumloser Steppe hofften sie nun auf Ruhetage in diesem saftigen Wundergarten mit Walnussbäumen, Eichen und Edelkastanien, Kartoffeln, Tomaten und Wein.» Sowjetische Gegenangriffe sorgten dafür, dass die Idylle nicht währte. In den Worten der Divisionschronik: «Schon nach wenigen Tagen gab es nur noch Trümmer im Norden Stalingrads und unerbittlichen Kampf.»<sup>160</sup>

Die Divisionsgeschichte schildert auch das sowjetische Landungsunternehmen Ende Oktober, wobei sie in Entgegensetzung zu russischen Quellen die zahlenmäßige Überlegenheit des sowjetischen Gegners hervorhebt:

«In der Nacht zum 31.10. machte der Russe einen neuen Versuch, auch in Lataschinka Fuss zu fassen. Schon am Abend des 30.10. waren die Männer der KG [Kampfgruppe] Strehlke durch Lärm und Bewegung auf der anderen Seite der Wolga aufmerksam geworden. Um Mitternacht näherten sich Kanonenboote und Schlepper. Pz.Zug Gerke eröffnete am Wolgabahnhof das Feuer. Drei Boote, die mit je 50 Russen besetzt wa-

## 252 Der soldatische Chor

ren, sanken, andere wurden beschädigt und drehten ab. Drei Booten gelang am Nordostrand und im Südteil von Lataschinka die Landung. Die Besatzungen setzten sich trotz MG- und Flakbeschuss am Ufer fest, drangen in Lataschinka ein und griffen an. Lt. Wippermann (Pz.Flak 16) und seine Flakbedienung hielten trotz überlegener Feindangriffe aus und brachten dem Gegner Verluste bei. 60 Russen wandten sich nach Süden zum Stoss in Richtung Rynok. Im Feuer der 2/Pi. 16 wurde die Gruppe bis auf kleine Teile vernichtet. Der Kommandeur des Unternehmens fiel. Die nördliche Feindgruppe kämpfte sich bis zum Kompaniegefechtsstand 3/Pi. 16 durch. Aber Oblt. Knoerzer mit seinem Kompanietrupp hielt. Während eines heftigen Feuerwechsels bereitete die Division einen planmässigen Gegenstoss zur Vernichtung des gelandeten Gegners vor. Der Russe schoss vom jenseitigen Ufer aus allen Rohren, als das Unternehmen anliefe. Aber es half nichts. Am Kompaniegefechtsstand hoben 56 Russen die Hände; bis 13.00 Uhr waren weitere 36 Gefangene eingebracht.

Inzwischen aber landete der Russe im Norden mit neuen Kräften und schweren Waffen. Mit Urräh griff er nach Süden an, wurde aber im Laufe des Tages mit Hilfe von neun Panzern an den Nordrand von Lataschinka zurückgedrängt.

Am nächsten Tage wurde der Rest der Eindringlinge vernichtet oder gefangen, Angriffe aus Rynok heraus abgewehrt. In der Nacht vom 2. und 3.11. konnten Landungsversuche mit mehreren grösseren Schiffen vereitelt werden. Eine neue Säuberung erfasste auch die letzten Widerstandsnester. Die tapfere Kampfgruppe unter der kundigen Führung von Major Strehlke, an Zahl dem Feind weit unterlegen, hatte die Lage gemeistert: 400 Mann des SR 1049 der 300. Division aus Baschkirien waren abgeschmiert worden. Lt. Gerke erhielt für die tapfere Abwehr seiner Männer das Ritterkreuz.»<sup>161</sup>

Legt man die sowjetischen und deutschen Berichte zusammen, wird deutlich, wie es zum Scheitern des Landungsmanövers kam. Anders als von Jerjomenko erwartet, kam der sowjetische Angriff nicht überraschend; mehrere gescheiterte Anlandungen in den Tagen und Wochen zuvor hatten dafür gesorgt, dass die Soldaten der 16. Panzerdivision auf der Hut waren. Hinzu kam die mangelnde Abstimmung unter den sowjetischen Truppen. Während das Bataillon am rechten Wolgaufer den Brückenkopf ausbaute, erhielt es keine Artillerie-Unterstützung vom linken Flussufer. Der Stabs-

chef der 66. Armee, der am 31. Oktober vom Oberkommando der Stalinger Front aufgefordert wurde, dem «Nachbarn zur Linken» (den gelandeten Soldaten der 300. Schützendivision) zur Hilfe zu kommen, fragte zurück, warum sein Stab nichts von der Landung gewusst habe. Erst zwei Tage zuvor habe die 66. Armee mit Unterstützung der Wolga-Flottille versucht, von Norden aus zu Oberst Gorochow vorzustossen.<sup>162</sup> Die hier vorgestellten Erzählungen der Seemänner offenbaren zudem das verheerende Vorgehen des Kommandeurs der 300. Schützendivision, Oberst Iwan Afonin, der unablässig mit Soldaten beladene Schiffe in das eingeschossene Panzer- und Artilleriefeuer der Deutschen schickte und seinen Offizieren für den Fall der Befehlsverweigerung mit der standrechtlichen Erschießung drohte. Afonin befürchtete wohl, andernfalls als «willensschwacher» und «feiger» Kommandeur selbst zur Verantwortung gezogen zu werden. Deutlich wird zugleich aber auch der Kampfgeist vieler der beteiligten Kommandeure, die Stalins Massgabe, keinen Schritt zurückzuweichen, verinnerlicht zu haben schienen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der kritische Blick der zumeist russischen Matrosen der Wolga-Kriegsflottille auf die schlecht kämpfenden nichtrussischen Soldaten der 300. Schützendivision.

Am 9. November verfasste General Jerjomenko einen Bericht für den Volkskommissar für Verteidigung (Stalin), in dem er das Scheitern mit der mangelnden Erfahrung der verantwortlichen Offiziere und des für die Operation zuständigen Divisionskommandeurs begründete. Jerjomenko listete die Verluste der Operation auf: Von 910 Soldaten und Kommandeuren seien 169 Mann übrig geblieben. Auch den Verlust der Ausrüstung bezifferte er im Detail. Jerjomenko stellte daneben aber auch den Nutzen des Landungsmanövers heraus: «Das Kommando hat den Auftrag erfüllt, Kräfte von Rynok abzuziehen. Der Feind war gezwungen, gegen unsere Landegruppe zu kämpfen und Panzer, Artillerie sowie Infanterie aus dem Raum Rynok und Spartakowka abzuziehen.»<sup>163</sup> In seinen Memoiren widmet Jerjomenko den Vorgängen bei Latoschinka einen knappen Absatz und wiederholt die Stalin gegenüber vorgebrachte Rechtfertigung.<sup>164</sup> General Tschuikow erwähnt die Episode nicht, ebenso wenig wie der führende sowjetische Geschichtsschreiber der Schlacht, Alexander Samsonow.

Isaak Kobyljanski, ehemaliger Artillerist in der 300. Schützendivision, schildert in seinen Memoiren den ersten Angriff auf Latoschinka, de er vom

## 254 Der soldatische Chor

linken Wolgaufer aus verfolgte. Aus dem Dorf drang Gefechtslärm über den Fluss, dann brach der Kontakt zum Bataillon ab. Erst am Abend übermittelte ein einzelner Soldat, der über den Fluss zurückgeschwommen war, den traurigen Ausgang des Unternehmens. Kobyljanski war für den zweiten Landungsversuch vorgesehen, doch fiel sein Boot durch einen deutschen Granateinschlag aus, was ihm wahrscheinlich das Leben rettete. «Das Schicksal des Bataillons von Latoschinka war tragisch», beschliesst er seinen Bericht. «Von den beinahe 900 Mann wurden fast alle gefangen genommen, getötet oder verwundet.»<sup>165</sup>

Am 23. November wurde im Zuge der sowjetischen Grossoffensive Latoschinka genommen. Zwei Tage später traf Hauptmann Pjotr Sajontschkowski in der zerstörten Ortschaft ein. Er hatte den Auftrag, in den befreiten Gebieten die Kriegsverbrechen der Deutschen aktenkundig zu machen. In den ehemaligen deutschen Stellungen stiess er auf Leichen von Rotarmisten, die vermutlich zu Verhörzwecken «bestialisch gefoltert» worden waren. (Seine Eindrücke in Latoschinka schildert Sajontschkowski ausführlich auf S.472.) Mehrere Monate später befragten Vertreter der «Ausserordentlichen Staatlichen Kommission für die Feststellung und Untersuchung der Gräueltaten der deutsch-faschistischen Eindringlinge» die überlebenden Einwohner von Latoschinka. Sie erfuhren dabei, dass die Soldaten der 16. Panzerdivision nach der Eroberung des idyllischen Dorfs «ein Liebesnest einrichteten und alle hübschen Mädchen in eine Erdhöhle verschleppten, wo sie mit Waffengewalt festgehalten wurden». Die jungen Frauen im Dorf seien ausnahmslos vergewaltigt worden.<sup>166</sup>

### Es sprechen:

Barbotko, Sergej Ignatjewitsch – Oberleutnant, Kommandeur des Panzerboots Nr. 41<sup>167</sup>

Kusnezow, Iwan Alexandrowitsch – Kapitänleutnant, Kommandeur des Kanonenboots «Ussyskin»<sup>168</sup>

Ljubimow, Juri Walerjewitsch – Oberleutnant, Navigationsoffizier des Panzerbootkommandos, Nachrichtensoffizier der Nördlichen Schiffsgruppe der Wolga-Kriegsflottille (WKF)<sup>169</sup>

Nebolsin, Jakow Wassiljewitsch – Oberleutnant, Flaggschiffartillerist der Fluss-Schnellboot-Brigade der WKF<sup>170</sup>



Ein mit Landungstruppen beladenes Panzerboot der Wolga-Kriegsflottille vor dem Kampfeinsatz. Stalingrad, Oktober 1942. *Fotograf: A. Soffin*

Oleinik, Pjotr Nikolajewitsch – Obermaat, Kommandeursgehilfe auf Panzerboot Nr. 13<sup>171</sup>

Reschetnjak, Iwan Kusmitsch – Obermaat, Nachrichtensoldat des Panzerboots Nr. 34<sup>172</sup>

Saginailo, Wassili Michailowitsch – Oberleutnant, Kommandeursgehilfe auf Kanonenboot «Tschapajew»<sup>173</sup>

Solodtschenko, Semjon Alexejewitsch – Obermaat, Kommandeur der Ruderabteilung des Panzerboots Nr. 11<sup>174</sup>

**Oberleutnant Ljubimow (Navigationsoffizier des Kommandos, Nachrichtenoffizier der WKF):** Die Operation Latoschinka wurde organisiert und geleitet vom WKF-Stabschef Kapitän 1. Ranges Fjodorow<sup>175</sup> und dem Kommandeur der 300. Schützendivision Oberst Afonin.<sup>176</sup> Die Landungstruppe bestand aus Kämpfern der 300. Schützendivision, die auf Panzerbooten unter verstärkter Artillerieunterstützung der Schiffe der Nordgruppe<sup>177</sup> an Land setzten. Das Ziel der Operation bestand darin, Latoschinka einzunehmen, sich mit Gorochows<sup>178</sup> angreifenden Truppen zu vereinen und damit die Lage der sowjetischen Truppen in dem betreffenden

Frontabschnitt zu verbessern. Der Operationsplan sah vor, zwei Panzerboote aus Achtuba wegzuschicken mit dem Auftrag, südlich von Latoschinka eine Gruppe von Kämpfern der 300. Schützendivision anzulanden. Zugleich sollten zwei Panzerboote vom Liegeplatz in der Schadrinski-Bucht auslaufen und am Nordrand von Latoschinka anlanden. Zur Unterstützung für den ersten Sturmtrupp während der Operationen war vorgesehen, beiden Landgruppen auf Schlepfern Verstärkung zuzuführen. Doch die Operation verlief ein wenig anders.

Wegen eines Motorschadens auf einem Panzerboot der Achtubaer Gruppe lief ein Boot in die Operation aus, das Männer an Bord hatte, die für beide Boote bestimmt waren (ca. 90 Mann). Als das Panzerboot aus Achtuba auslief, wurde es sofort vom Feind entdeckt und mit starkem MG- und Granatwerferfeuer beschossen; infolgedessen wurden ca. 20 Mann verwundet und einer getötet. Das Panzerboot war gezwungen, nach Achtuba zurückzukehren. Doch trotz seines Misserfolgs hatte es doch grossen Nutzen gebracht, nämlich das Feindfeuer auf sich abgelenkt und damit das unbemerkte Anlaufen und Anlanden der zweiten Landgruppe (vom Schadrinski-Liegeplatz) gesichert. Sie landeten vollkommen ruhig an und besetzten das Wolga-Ufer sowie den Bahnkörper vor Latoschinka. Dem ersten Sturmtrupp wurde Verstärkung zugeführt. Nach der Bergung der Verwundeten vom Panzerboot der Achtubaer Gruppe lief es erneut in die Operation aus und führte die Anlandung im Raum nördlich von Latoschinka durch. Es wurden insgesamt bis zu einem Bataillon Soldaten der 300. Schützendivision angelandet. Der Anlandung ging Katjuscha-F Feuer (M-13)<sup>179</sup> vom Panzerboot aus Achtuba voraus. Doch wegen der schlechten Führung (das Bataillon hatte seinen Kommandeur verloren) zersplitterten sich die angelandeten Soldaten in mehrere Kleingruppen und verloren die Verbindung zueinander. Als die Deutschen von der angelandeten Gruppe erfuhren, schickten sie gegen diese versprengten, führungslosen Grüppchen Panzer und überrollten sie. Die Landesoldaten leisteten dem Feind keinen organisierten Widerstand, von Angriffshandlungen ganz zu schweigen.

**Oberleutnant Nebolsin (Flaggschiffartillerist):** Ende Oktober traf die 300. Schützendivision am linken Wolga-Ufer ein, um die Verteidigungsstellung vom Dorf Ossadnaja Balka<sup>180</sup> bis Sredne-Pogromnoje<sup>181</sup> zu beziehen, und begann mit ihrer Artillerie die 124. Schützenbrigade zu unterstützen. Um die Lage der Brigadeteile zu verbessern, wurde in der Nacht vom 1. auf 2. November eine taktische Landgruppe in Latoschinka angelandet,



die drei Kompanien stark war: zwei Kompanien der 300. Division und eine Kompanie von Landesoldaten der Wolga-Kriegsflottille. Als die Gruppe anlandete, war die gesamte Führung tot. Sie waren zuerst an Bord eines Schnellboots gegangen, dieses Boot wurde versenkt, das gesamte Bataillonskommando kam ums Leben, die Führung vor Ort war nicht geregelt, das gesamte Personal dieser Landegruppe wurde gegen den Nordrand von Latoschinka gedrängt und konnte nicht zu Kampfhandlungen gelangen.

**Oberleutnant Barbotko (Kommandeur Panzerboot Nr. 41):** Am 30. oder 31. Oktober wurde eine Landegruppe im Raum Latoschinka und Winowka angelandet. Die Landeoperation war meiner Meinung nach schlecht ausgearbeitet. Es gab eine Lücke zwischen dem ersten und dem zweiten Sturmtrupp. Das Kommando der Landegruppe befand sich auf einer Fähre, die beim Anlaufen des Ufers unterging. Der Schlepper mit Artillerie und Auffüllung traf mit grosser Verspätung ein, was den Deutschen die Umgruppierung erlaubte. Oberst Afonin, | der Kommandeur der 300. Schützendivision, hatte grosssprecherisch erklärt, er habe 160 Kanonenrohre, die uns unterstützen würden, aber in Wirklichkeit gaben diese Kanonen während der Operation keinen einzigen Schuss ab. Nur die Panzerboote Nr. 41 und 14 feuerten je eine Raketensalve ab. Die Operation scheiterte. Die Deutschen führten Panzer und Artillerie heran – schossen aus kurzer Distanz auf die Landegruppe und die Boote.

**Oberleutnant Saginailo (Kommandeursgehilfe, Kanonenboot «Tschapajew»):**<sup>182</sup> Die Gruppe bestand aus Kämpfern der 300. Schützendivision (Oberst Afonin). Die Landegruppe auf dem Panzerboot wurde ohne Artillerievorbereitung ausgeschifft. Die Landung verlief erfolgreich. Anstatt jedoch den Angriff ununterbrochen zu unterstützen, wurde ein Geschosslimit verhängt. Die Landegruppe musste mit Granaten ohne Artillerieunterstützung kämpfen. Die Faschisten schickten 6 Panzer gegen die Landesoldaten und führten Artillerie heran, die im direkten Richten auf unsere Kämpfer schoss. Es gab keine Verbindung zu der angelandeten Gruppe. Wohin wir das Feuer lenken sollten, wussten wir nicht. Kapitän 3. Ranges Lyssenko<sup>183</sup> kam auf PB-23 nach Latoschinka, um die Operation zu sichern und die Verbindung zur Landegruppe herzustellen. Beim Anlaufen von Latoschinka traf ein Thermitgeschoss PB-23. Lyssenko wurde schwer verwundet und starb bald darauf.

Die Operation wurde geleitet von Kapitän 1. Ranges Fjodorow,<sup>184</sup> der sich

auf meiner Beobachtungsstelle befand. Er befahl, das Feuer auf den Nordteil von Latoschinka mit Zeitzündergrenaten zu eröffnen. Ich feuerte etwa 40 Granaten ab und stellte das Feuer ein.

**Obermaat Oleinik (Kommandeursgehilfe, Panzerboot Nr. 13):** Am 30. Oktober lagen wir den ganzen Tag in der Schadrinski-Bucht vor Anker. Gut getarnt. Nachts gingen bis zu 70 Mann mit Waffen und Munition an Bord (die Norm sind 19 Mann). Um halb eins fuhren wir fast unbemerkt zum Ufer des Feindes, befanden uns jedoch 200-300 Meter unterhalb der festgelegten Stelle, vor der «Nase» des Feindes. Kaum hatten wir begonnen, die Soldaten anzulanden, wurde Trommelfeuer auf uns eröffnet. Die Hauptfeuernester des Feindes waren jedoch auf den Höhen aufgestellt, und wir befanden uns im unbestrichenen Raum, deshalb schlugen die Geschosse achteraus ein. Doch von einem Ufervorsprung backbords feuerte eine Kanone direkt auf uns. Deutsche MPi-Schützen waren auf kurze Distanz herangerobbt und feuerten in der Dunkelheit.

Das Anlanden der Truppen, die vor allem aus Kasachen<sup>185</sup> bestanden, verlief sehr langsam, denn die Soldaten entpuppten sich als untrainiert und ängstlich. Man musste sie vom Boot herunterjagen. Die Munition wurde von Matrosen der Roten Flotte ausgeladen. Der Rotarmist Michailow warf fast alle Kisten ans Ufer. Sie wurden in wenigen Minuten ausgeladen.

Als wir ablegten, wurde mit allen Waffen auf uns geschossen: mit Granatwerfern, Maschinengewehren, Kanonen und Maschinenpistolen. So fuhren wir unter feindlichem Beschuss zurück und kamen wohlbehalten in der Schadrinski-Bucht an. Während wir uns tagsüber in der Schadrinski-Bucht aufhielten, waren wir gut getarnt. Die feindlichen Flugzeuge versuchten uns zu entdecken, aber ohne Erfolg.

Auf der Südseite war Panzerboot Nr. 23<sup>186</sup> (Leutnant Butko) im Einsatz, das MPi-Schützen an Bord hatte, doch es konnte sie nicht anlanden. Das Boot erhielt viele Treffer, es gab Verluste.

**Obermaat Solodtschenko (Kommandeur der Ruderabteilung, Panzerboot Nr. 11):** Am 29. Oktober liefen die Panzerboote Nr. 11 und 13 aus der Schadrinski-Bucht aus, auf Anordnung der 300. Schützendivision. Man hatte uns erklärt, dass wir eine Landegruppe in Bataillonsstärke in Latoschinka anlanden würden. Ausser den beiden Panzerbooten nahmen zwei Schlepper teil. Moros<sup>187</sup> leitete die Operation. Wir fuhren mit geringer Fahrt, da wir 80 Mann an Bord hatten. Als wir mit der Ausschiffung be-

gannen, wurde das Feuer auf uns eröffnet. Doch die Ausschiffung verlief rasch und war in 10 Minuten abgeschlossen. Wir legten rasch ab und erwiderten das Feuer. Als wir zurück waren, erhielten wir den Befehl für eine zweite Fahrt. Diesmal wurden wir mit starkem Feuer empfangen, das wir erwiderten. Bei der zweiten Ausschiffung wurden 9 Landesoldaten verwundet. Sie wurden wieder mitgenommen. Als wir zurück waren, erfuhren wir, dass vom Schlepper Soldaten angelandet wurden, aber die Waffen konnten sie nicht ausladen. Der zweite Schlepper, auf dem sich das Kommando befand, war zerstört worden, die Ausschiffung fand nicht statt. In der folgenden Nacht lief nur PB-13 in die Operation aus.

**Obermaat Oleinik (Kommandeursgehilfe, Panzerboot Nr. 13):** Am nächsten Tag nahmen wir die von PB-23 nicht angelandeten MPi-Schützen und einen Nachrichtenoffizier aus der 300. Schützendivision an Bord, der zwischen der Division und den ausgeschifften Landesoldaten eine Verbindung herstellen und Informationen über sie einholen sollte. Mitten in der Nacht, die Nacht war mondhell, wir verfluchten sie und fuhren ans rechte Ufer. Die Landesoldaten wussten selbst nicht, wohin die Fahrt ging, und fragten uns, aber wir wussten erst recht nichts, nur den Ort ihrer Ausschiffung. Es war das reinste Durcheinander. Als wir sie dann angelandet hatten und zurückfuhren, kam der Befehl «Landegruppe verlegen» (?!), dabei hatten wir sie schon längst verlegt. Als wir die MPi-Schützen anlandeten, standen sie etwa 2 Stunden im Feindfeuer, befanden sich aber im unbestrichenen Raum hinter der untergegangenen Fähre. Der Motor wurde nicht sofort gedrosselt, deshalb wurde das Feuer auf uns gelenkt, aber die Geschosse und Minen schlugen achteraus ein. Auf Befehl von L(eutnant) Waschtschenko wurde der Motor gedrosselt. Die Deutschen stellten den Beschuss bald ein, offensichtlich waren sie irregeführt worden. Wir schifften die Landungsgruppe aus, die Nachrichtenoffiziere erwarteten sie, luden selbst die Verwundeten aufs Boot. Wir nahmen 36 Verwundete an Bord. Unter ihnen war der verwundete Politruk aus der am Vorabend ausgeschifften Landegruppe; er berichtete, dass viele getötet worden seien, einige hätten sich schändlich ergeben.

Divisionskommissar Schurowko<sup>188</sup> und Matrose Larin gingen das Ufer ab und überprüften die Verwundeten, die aufs Schiff wollten. Sie entdeckten etliche Simulanten und Deserteure, die sich Arme oder Beine mit Binden umwickelt hatten, um den Anschein zu erwecken, sie seien verwundet. Einen Teil der Verwundeten nahmen wir selbst an Bord, ein Teil wurde

uns gebracht, mit Waffe und Unterschrift. Wir liessen den Motor an. Der Feind eröffnete wieder das Feuer auf uns. Mit voller Fahrt kehrten wir in die Schadrinski-Bucht zurück.

**Oberleutnant Ljubimow (Navigationsoffizier des Kommandos, Nachrichtenoffizier der WKF):** Der Hauptgrund für das Scheitern der Landungsoperation ist meiner Meinung das Fehlen einer klaren Führung. Kapitän 1. Ranges Fjodorow, der Organisator der Operation, war eine Weile bei uns, gab sozusagen eine «Richtlinie» vor und verschwand, tauchte nicht mehr auf. Offenbar hoffte er, dass schon alles gutgehen würde, nachdem er die Leitung dem Kommandeur der 300. Schützendivision<sup>189</sup> übertragen hatte. Dieser war für derartige Operationen nicht ausgebildet. Im Laufe der Operationen hatte er wiederholt die unsinnigsten Befehle erteilt und diese Befehle immer mit der Drohung der standrechtlichen Erschiessung untermauert. So befahl er zum Beispiel am 1. November, tagsüber ein Boot mit einem Nachrichtenoffizier zur Ausschiffungsstelle der Landegruppe zu schicken, als doch klar war, dass es nicht durchkäme, dass die Deutschen das Boot noch vor der Flussmitte abschiessen würden, und so kam es dann auch. Das Panzerboot Nr. 23, das er in den Raum der Ausschiffung der Landegruppe geschickt hatte, wurde in der Flussmitte abgeschossen, ohne das eigene Ufer erreicht zu haben, und sank.

**Obermaat Solodtschenko (Kommandeur der Ruderabteilung, Panzerboot Nr. 11):** Um 4 Uhr morgens bekamen wir den Befehl, zwei Nachrichtenoffiziere an Bord zu nehmen, um sie am rechten Ufer anzulanden, sowie die Lage im Raum Latoschinka zu klären. Als wir die Landungsstelle anliefen, wurden wir mit starkem Feuer empfangen. Sie schossen mit Maschinengewehren, Maschinenpistolen, Kanonen und Granatwerfern. Der Nachrichtenoffizier sagte: Hier besser nicht anlanden. Wir fuhren flussaufwärts. Hier wurden wir auch aus kurzer Distanz beschossen. Wir fuhren noch näher ans Ufer. Der Nachrichtenoffizier ging jedoch nicht von Bord. Wir unternahmen einen dritten Anlauf, aber der Nachrichtenoffizier weigerte sich, von Bord zu gehen.

Als wir seine abschlägige Antwort bekommen hatten, wendeten wir und fuhren zurück.

Während dieser Operation bekamen wir viele Einschüsse von Geschossen, Granaten und panzerbrechenden Geschossen. Als wir angekommen waren und die Lage meldeten, glaubte uns das Kommando der Schützendivision nicht und gab dem Nachrichtenoffizier die Schuld an allem. Da

lief PB-23 in der Schadrinski-Bucht ein. Sie wollten uns in die Operation schicken, aber es gab kein Benzin. Sie schickten PB-23. An Bord befand sich der stellvertretende Kommandeur Unterpolitruk Schurawkow. Als sie das Ufer anliefen, prasselte das Feuer nur so auf das Boot nieder. (Wir beobachteten es.)

Das Boot nahm volle Fahrt zurück, wobei es das Feuer erwiderte, und kehrte um. Doch bald sahen wir, dass es sich schräg legte, aber es erreichte angeschossen das linke Ufer und lief auf eine Sandbank auf. 6 Mann an Bord waren verwundet. Der Matrose Kasakow war getötet worden, der Kommandeur der Ruderabteilung Wassiljew erlag bald seinen Wunden, Unterpolitruk Schurawkow wurde verwundet und gewaltsam ins Lazarett gebracht, von wo er floh. (Das stand in der Presse.)

**Obermaat Oleinik (Kommandeursgehilfe, Panzerboot Nr. 13):** Am dritten Tag erhielten die Panzerboote Nr. 11 und 13 (Kommandeur von PB-11 war Leutnant Zeitlin,<sup>190</sup> heute Kommandeur einer Gruppe von 2 PB) den Befehl, die Landegruppe aufzunehmen. Als wir das rechte Ufer anliefen, rollten mindestens 13—15 Panzer dorthin. Alles dröhnte. Es war dunkel, wir mussten uns ans Ufer vortasten. Doch beim Anlaufen wurde so schweres Feuer auf uns eröffnet, dass wir nicht landen konnten. Der Kommandeur der Bootgruppe ordnete an, umzukehren. Wir hatten noch nicht gewendet, da lief unser PB-13 auf eine Sandbank auf, und hinter ihm PB-11. Wir saßen auf einer Sandinsel unter Wasser fest. Man durfte keine Minute zögern. Wir erhielten einen schweren Treffer auf den MG-Turm am Heck. Es war der erste Granateneinschuss auf dem Boot, zuvor hatten es schon viele Kugeln getroffen. Das Ruder wurde durch Granaten beschädigt. Die Entfernung zum Feind betrug 30 Meter. Panzerboot Nr. 11 war ebenfalls beschädigt. Aber niemand verlor den Kopf. Waschtschenko, der Kommandeur unseres Bootes, gab mir als Kommandeur der Ruderabteilung den Befehl, auf das Ersatzruder umzustellen. Aber das Ersatzruder versagte ebenfalls, weil der Umstellmechanismus nicht funktionierte. Von aussen schien es, als ob die Boote brennen würden. Die Kugeln prasselten auf sie nieder. Als ich dem Kommandeur meldete, dass das Ruder ausgefallen sei, hörte das Losa, der Kommandeur der Motorenschlosser, er gab «volle Fahrt zurück». Das Boot zitterte und riss sich mit einem Ruck von der Sandbank los. PB-11 war etwas früher von der Sandbank losgekommen.

**Obermaat Solodtschenko (Kommandeur der Ruderabteilung, Pan-**

**zerboot Nr. 11):** Als wir kamen und das Boot untersuchten, zeigte sich, dass es drei Granateneinschüsse und drei Treffer von einer Maschinenkanone erhalten hatte, Kugeleinschüsse gab es sehr viele.

PB-13 kehrte ebenfalls zurück und legte sich neben uns. Da kam ein Oberstleutnant aus der 300. Schützendivision zu uns und schrie: «Warum führen Sie den Befehl nicht aus?» Aber das Benzin war fast alle. Moros antwortete: «Ich kann nicht auslaufen.» Der Oberstleutnant mit der Mauser in der Hand schrie: «Ich erschiesse Sie.» Da gab Moros den Befehl zum Auslaufen. Die Boote fuhren los. Der Oberstleutnant ging mit der Mauser am Ufer entlang. Moros entschied, PB-11 in der Schadrinski-Bucht zu lassen und PB-13 nach Achtuba zu schicken.

**Oberleutnant Barbotko (Kommandeur Panzerboot Nr. 41):** Am Morgen des nächsten Tags ging PB-34 unter. Auf ihm starb den Tod der Tapferen der ruhmreiche, mutige Kommandeur der Nordgruppe Lyssenko. Folgende Umstände führten zum Untergang: Am nächsten Tag hatte Oberst Afonin erklärt, dass die Reste der Landegruppe Signale sendeten, man solle sie vom Ufer abholen. PB-34 und PB-381 liefen aus, um die Reste der Landegruppe an Bord zu nehmen. Lyssenko versuchte zu beweisen, dass dort keine Landegruppe sei und die Panzerboote umsonst hinführen. Da bezichtigte Afonin Lyssenko der Feigheit. Darauf bedacht, die Uniform des Marineoffiziers nicht zu besudeln, ging Lyssenko persönlich an Bord von PB-34, das einen direkten Granattreffer erhielt, wodurch das Ruderreep zerstört wurde. Das Boot verlor seine Steuerung, scherte aus und lief 100-120 Meter vom Feind entfernt auf eine Sandbank auf. Die Deutschen beschossen das Panzerboot aus kurzer Distanz mit Thermitgeschossen. Panzerboot Nr. 41, das die Bewegung der Boote sicherte, gab sechs Feuerstöße auf die Feuernester des Feindes ab, insgesamt 96 Granaten. Durch unser Feuer wurde der sechsrohrige Granatwerfer («Wanjuscha») und eine Reihe von Feuernestern zerstört. Aber die feindlichen Panzer erledigten das Panzerboot dennoch. Nach den Landeoperationen waren die Feuerpositionen der Panzerboote den Deutschen durch Rotarmisten bekannt, die sich in Gefangenschaft begeben hatten.

Am nächsten Tag flog die deutsche Luftwaffe einen Luftangriff auf die Positionen, wo sich die Panzerboote, Munition, Treibstoff und das Kanonenboot «Ussyskin» befanden. Ein Flugzeug griff im Sturzflug PB-41 an. Die Bombenserie detonierte in einer Entfernung von 15-20 Metern. Drei Mann fielen aus (der Funker und zwei Geschützführer). Das waren die Ver-

luste, die das Boot während der Kampfhandlungen bei Stalingrad erlitt. Ich muss bemerken, dass die deutschen Artilleristen sehr ungenau auf die Boote schossen, deshalb wurden sie nicht beschädigt. Der Beschuss mit Granatwerfern zeichnete sich durch höhere Genauigkeit aus. So geriet zum Beispiel PB-74 beim Anlaufen des Ufers in Brand, weil es von einer deutschen Granate getroffen worden war.

**Oberleutnant Ljubimow (Navigationsoffizier des Kommandos, Nachrichtenoffizier der WKF):** Einem kleinen Soldatentrupp gelang es, sich zu retten und zu Gorochow's Brigade durchzubrechen, die auch keine Angriffshandlungen unternommen hatte, um die Landesoldaten zu unterstützen. Versprengte Haufen der Landegruppe lieferten sich standhaft Gefechte mit dem Feind.

Der Kampf dauerte bis zum 1. und 2. November. Die Schiffe der Nordgruppe waren während der Landeoperation in voller Gefechtsbereitschaft, um die Landesoldaten mit Artilleriefeuer zu unterstützen, und warteten auf das Raketensignal. Doch das Signal kam nicht, und das Feuer wurde nachts nicht eröffnet. Als wir am Morgen den Anmarsch deutscher Verstärkung nach Latoschinka sahen, eröffneten wir das Feuer aus den «Katjuschas» auf den Panzerbooten und den Geschützen auf den Kanonenbooten. Artillerieunterstützung leistete auch die 300. Schützendivision, aber ebenfalls nicht nachts, sondern tags während der Verteidigungskämpfe der Landegruppen.

Die Truppen waren für die Landung nicht richtig ausgebildet (die Landesoldaten bestanden mehrheitlich aus Angehörigen nationaler Minderheiten, die schlecht mit ihren Waffen umgehen konnten und nicht die nötige Disziplin besaßen).

[...] Am 2. November erschien Kapitän 3. Ranges Zybalski,<sup>191</sup> der Stabschef der ersten Brigade, in der Nördlichen Schiffsgruppe und befahl, um 22 Uhr zwei Panzerboote in den Raum zu schicken, wo die Landegruppe abgesetzt worden war, um die dort verbliebenen Landesoldaten an Bord zu nehmen, da ihr weiterer Verbleib sinnlos war. Um 24 Uhr liefen zwei Panzerboote aus der Schadrinski-Bucht aus: PB-34 (Unterleutnant Glomasdin) und PB-387 (Leutnant Lukin). Auf dem Panzerboot Nr. 34 befanden sich der Kommandeur der Bootsdivision, Kapitän 3. Ranges Lyssenko, und der Kommandeur des Bootskommandos, Oberleutnant Moros. In der Flussmitte wurden die Panzerboote von den Scheinwerfern des Feindes entdeckt und unverzüglich beschossen. Die Deutschen konzentrierten ihre ganze

Feuerkraft auf die Boote: Es schossen nicht nur Kanonen, Maschinengewehre und Granatwerfer, sondern auch Panzer, das Feuer wurde im direkten Richten gelenkt. Auf den Panzerbooten befanden sich ausser den genannten Kommandeuren und ihren Besatzungen jeweils 5 Rotmatrosen mit automatischen Gewehren. Es gab keine Möglichkeit, das Feuer der Deutschen niederzuhalten. Obwohl die Boote durch Artilleriefeuer von den Schiffen der Nordgruppe und dem Artillerieregiment der 300. Schützendivision unterstützt wurden, konnte nicht der nötige Effekt erzielt werden, da ohne Feuerkorrektur und nur nach den Detonationsblitzen geschossen wurde.

Die Panzerboote konnten das Ufer nicht anlaufen, sie mussten 15 Meter vor dem Ufer abdrehen und zurückfahren. Auf dem Rückweg verlor Panzerboot Nr. 34 wegen des beschädigten Ruderreeps die Steuerung und lief auf eine Sandbank auf. Als das der Feind sah, verstärkte er das Feuer. Das Boot wurde im direkten Richten auf kurze Distanz zerschossen. Das zweite Panzerboot (Nr. 387) versuchte, das erste unter diesem Trommelfeuer von der Sandbank abzuschleppen, doch das klappte nicht. Das Boot sass fest. Durch das feindliche Trommelfeuer waren alle an Bord getötet oder verwundet. Kapitän 3. Ranges Lyssenko befahl schwerverwundet und blutend (beide Oberschenkel waren durchschossen), PB-387 solle nicht wegfahren, unterdessen verstärkte sich das Feindfeuer immer weiter. Der Kommandeur von PB-387 und ein Teil seiner Besatzung waren auf PB-34 und bemühten sich um die Rettung der Männer, die am Verbluten waren. Der Kommandeur des Kommandos, Moros, war durch ein Thermitgeschoss schwerverwundet und brannte bei lebendigem Leib im Thermit, auch der Kommandeur von PB-34 war schwerverwundet. Die Verwundeten verbluteten buchstäblich, niemand war da, der sie hätte verbinden und ihr Leiden lindern können. Zum Beispiel legte sich Oberleutnant Moros selbst einen Verband an und benützte dazu eine Telefonleitung, deren anderes Ende noch mit dem Telefonkreis verbunden war. Als sich der Kommandeur von PB-387 und ein Teil seiner Besatzung auf Boot 34 befanden, liess der andere Teil der Besatzung von Boot 387 den Motor an, legte ab und fuhr davon, ihren Kommandeur und ihre Kameraden überliessen sie dem Schicksal. Am 3. November etwa um 4 Uhr morgens befahl mir Zybalski, auf einem Halbgleiter zu den sterbenden Kameraden von PB-34 auszulaufen, die Verwundeten und Überlebenden an Bord zu nehmen und ans Ufer zu bringen. Auf dem Halbgleiter fuhren mit mir Oberpolitruk Lemesch-



ko<sup>192</sup> und Oberleutnant Pjoryschkin<sup>193</sup> (Kommandeur des 2. Panzerbootkommandos). Unter unvermindertem Feuer liefen wir das zerschossene Panzerboot an und entdeckten ein furchtbares Bild der Zerstörung und des Todes. Fast alle Männer auf dem Boot waren verwundet oder getötet, Blutlachen überall. Ein Teil der Männer stand durch die Explosionen der Thermitgeschosse in blauen Flammen und verbrannte bei lebendigem Leib. Lyssenko und Moros lebten noch, hatten jedoch viel Blut verloren. Wir trugen sie und die anderen Verwundeten auf den Halbgleiter und leisteten Erste Hilfe. Auf dem Halbgleiter, der für 6 Personen ausgelegt war, befanden sich nun 14 Personen, unter ununterbrochenem Feuer, alle Augenblicke auf der Sandbank aufsitzend, bewegten wir uns zum linken Ufer, nachdem wir den Zurückgebliebenen versprochen hatten, ihnen unverzüglich zu helfen, entweder indem wir selbst wiederkämen oder andere Wasserfahrzeuge schickten. Als ich die Verwundeten unter den feindlichen Feuerstößen vom Panzerboot auf den Halbgleiter herüberholte, wurde ich von drei Granatsplittern am linken Arm und am linken Bein verwundet.

Den auf PB-34 zurückgebliebenen Kameraden unverzüglich zu helfen glückte nicht. Erst in der folgenden Nacht fuhr ein Kutter mit drei Rotmatrosen an Bord zu dem Panzerboot. In den folgenden Nächten fuhr der Kutter noch ein paarmal hin, dadurch wurde der einzige Überlebende, der Funker Reschetnjak, gerettet, geheime Dokumente und die wertvollsten Geräte wurden geborgen und ans Ufer gebracht. [...]

Von PB-34 wurde nur ein heldenhafter Matrose gerettet, der Funker Reschetnjak. Er befand sich in der Funkkabine, und trotz des verheerenden Feindfeuers und der mehrmaligen Bombardierung am 3. November tagsüber aus der Luft verhielt er sich absolut heldenhaft. Er unterhielt die ganze Zeit die Funkverbindung zum Gefechtsstand, inmitten von Leichen und dem Bild der Zerstörung. Reschetnjak wurde für den Ehrentitel Held der Sowjetunion vorgeschlagen, erhielt jedoch den Lenin-Orden. Auch die Rotmatrosen Beljajew und Sajaz, die auf dem Kutter mehrmals zu dem zerstörten Panzerboot fuhren, wurden ausgezeichnet: Der Erste mit dem Rotsternorden und der Zweite mit der Tapferkeitsmedaille. Kapitän 3. Ranges Lyssenko wurde in den Erdbunker in der Schadrinski- Bucht gebracht, wo er offenbar wegen des hohen Blutverlustes nach einer Stunde starb. Moros starb zwei Wochen später im Lazarett.

**Oberleutnant Nebolsin (Flaggschiffartillerist): Beim Anlaufen des** Bootes aus der Schadrinski-Bucht lief Panzerboot Nr. 34 auf eine Sandbank auf und wurde aus Latoschinka von einer Schweigebatterie beschossen. Auf diesem Boot befanden sich der Kommandeur der Panzerbootdivision, Kapitänleutnant Lyssenko, und der Kommandeur des Bootskommandos, Oberleutnant Moros. Die gesamte Besatzung des Bootes, darunter der Divisionskommandeur und der Kommandeur des Bootskommandos, wurde verwundet, ein Teil wurde getötet, bis auf den Funker, Obermatrosen Reschetnjak. Als der Halbgleiter das Panzerboot ansteuerte, um dessen Besatzung an Bord zu nehmen, gab Kapitän Lyssenko, der von einem Thermitgeschoss schwer verwundet worden war, den Befehl, kein einziger Mann dürfe vom Boot übernommen werden, «wir werden bis zum Letzten kämpfen». Nachdem Kapitänleutnant Lyssenko das Bewusstsein verloren hatte, wurde er vom Panzerboot heruntergeholt und ins Sanitätsbataillon der 300. Division gebracht, aber angesichts seiner schweren Verwundung starb er nach sieben Stunden.

**Obermaat Reschetnjak (Nachrichtensoldat, Panzerboot Nr. 34):** Am 3. November 1942 wurde unserem Panzerboot befohlen, während der Ausschiffung der Landegruppe in Latoschinka die Aufklärung des Ufers zu übernehmen und die Handlungen der Landetruppen zu beobachten. An dieser Operation nahmen PB-34 und PB-379 teil. Auf PB-34 befanden sich der Kommandeur des Bootskommandos Moros und Kapitänleutnant Lyssenko. Am Ort der Aufklärung traf der Stabschef der 1. Raketenschnellbootbrigade, Kapitän 3. Ranges Zybulski, ein. Er hatte sein eigenes Funkgerät und seinen Funker. Mir wurde befohlen, ununterbrochen die Verbindung zu dieser Funkstelle zu halten, was ich im Verlauf der ganzen Operation tat.

Um 24.00 Uhr waren wir aus der Schadrinski-Bucht ausgelaufen und hatten Kurs auf das vom Feind besetzte Ufer genommen. Beim Anlaufen des Ufers eröffneten die Deutschen Artillerief Feuer. Das Boot wurde von Leutnant Glomosdin befehligt. Das war ein strenger Kommandeur, äusserst tapfer. Er war nie vor einem Auftrag zurückgewichen. Kein Artillerief Feuer konnte seine einmal getroffene Entscheidung ändern. Glomosdin entschied, an einer anderen Stelle zu landen. Während das Ufer angelaufen wurde, traf ein Thermitgeschoss den Kommandoturm, wo sich der Kommandeur des Bootskommandos und der Divisionskommandeur befanden. Dort waren auch der Rudermatrose Wolkow und der Signalmatrose Tro-

panow. Dieses Geschoss verwundete Kapitän 3. Ranges Lyssenko, Oberleutnant Moros und Leutnant Glomosdin. Die Steuerung fiel aus. Das Panzerboot, das seine Manövrierfähigkeit verloren hatte, lief auf eine Sandbank auf. Ich unterhielt ununterbrochen die Verbindung zu Zybulskis Funkstelle, aber als das Panzerboot auf die Sandbank aufgelaufen war, befahl mir der Kommandeur des Bootskommandos, dem Brigadekommandeur zu melden, dass das Boot aufgelaufen war, und gleichzeitig die Evakuierung der Verwundeten anzufordern. Der betreffende Funkspruch wurde dem Stabschef der Brigade übermittelt. Zugleich setzte ich an PB-379 (jetzt 44) einen Funkspruch mit folgendem Inhalt ab: «PB-34 anfordert Hilfe, von Sandbank entfernen und in die Schadrinski-Bucht schleppen.»

PB-379 erhielt den Funkspruch und machte sich daran, den Befehl auszuführen. Es nahm PB-34 ins Schlepptau, doch die Trosse riss, weil das Boot fest auf der Sandbank sass. Eine zweite Trosse wurde ausgebracht, die ebenfalls riss. PB-379 versuchte ein drittes Mal, das Boot flottzumachen, aber da kam es zu einem Maschinenschaden. Ich erhielt von Kapitän 3. Ranges Lyssenko den Befehl, dem Stabschef der Brigade einen Funkspruch zu senden, dass PB-379 einen Maschinenschaden habe. Auf diesen Funkspruch erhielten wir die Antwort, dass ein Halbgleiter ausgeschiedt worden sei, um die Verwundeten zu bergen. Nach der Behebung des Maschinenschadens steuerte PB-379 das Panzerboot 34 an und bot der Besatzung an, an Bord von PB-379 zu gehen. Diese beschloss jedoch, auf dem Schiff zu bleiben. Das Kommando über PB-34 übernahm Obermaat Muchin. [...]

Nachdem der Halbgleiter die Verwundeten übernommen hatte, fuhr er weg. Nach Behebung des Schadens fuhr auch Panzerboot 379 fort. Die Besatzung von PB-34 blieb auf ihrem Posten. Hier befanden sich noch zwei Rotarmisten und ein Sergeant aus einer Aufklärungsgruppe. Durch das nächste Geschoss wurden diese Rotarmisten und der Sergeant getötet.

Wir arbeiteten weiter, um das Panzerboot flottzumachen. Die Deutschen suchten unser Schiff mit dem Scheinwerfer. Es gelang ihnen, die Position von Letzterem zu ertasten. Hierauf eröffneten die Faschisten das Trommelfeuer. Die sowjetischen U-2-Flugzeuge, die gegen die feindlichen Scheinwerferanlagen vorgingen, beeinflussten die Zielgenauigkeit des deutschen Artilleriefeuers negativ.

Auf dem Panzerboot waren 10 Mann (von 13) am Leben. Wir stiegen

## 268 Der soldatische Chor

ins Wasser und versuchten noch einmal, das Boot von der Sandbank zu schieben, doch ohne Erfolg. Nach Krassawin übernahm Obermaat Gen. Muchin, der Sekretär der Komsomolorganisation des Bootskommandos, das Kommando über das Schiff. Er befahl allen, an Bord zu gehen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich die Verbindung zu Stabschef Zybulkin hergestellt, der befahl, die Verbindung zu den Panzerbooten 12 und 36 herzustellen. Sie sollten uns zu Hilfe kommen. Die Verbindung zu ihnen stellte ich her. Die genannten Panzerboote, die sich 12-15 Kilometer entfernt von uns befanden, liefen zu uns aus, wurden aber bei Tagesanbruch starkem Feindbeschuss unterzogen. Sie erhielten den Befehl, zurückzukehren. Muchin sammelte vor Tagesanbruch die ganze Mannschaft des Maschinenabschnitts und schlug vor, dass man bis zum Einbruch der Dunkelheit hierbleiben und im Schutz der Dunkelheit alles vorbereiten solle, um das Schiff wieder flottzumachen. Und mit Hilfe von anderen zur Basis zu fahren. Alle Matrosen billigten diese Entscheidung einstimmig.

Ich befand mich im Turm und hielt die Verbindung zu Zybulski, der uns in einem Funkspruch aufrief, nicht den Mut sinken zu lassen. Der genaue Wortlaut des Funkspruchs steht im Funkerwachtbuch, wo sich dieses befindet, weiss ich nicht.

Von Tagesanbruch an, etwa von 6 bis 13 Uhr, feuerte der Feind aus unbekanntem Gründen nicht (bis 10 Uhr war Nebel). Am 4. November um 12.30 Uhr begann seine Batterie mit dem Einschiessen auf unser Boot. Um 13.00 Uhr ging er zum Wirkungsschiessen über. Die deutsche Batterie bestand aus vier 76-mm-Kanonen. Unser Schiff bekam direkte Treffer. In einer Minute schlugen 2-3 Geschosse ein. Um 13.30 Uhr traf ein Geschoss den Maschinenabschnitt unterhalb der Wasserlinie. Das Boot erhielt ein grosses Leck, und das Fundament des rechten Motors wurde beschädigt.

Obermaat Muchin befahl, das Leck zu schliessen. Es war jedoch nicht möglich, das Leck zu schliessen, daraufhin ging die Besatzung in den Heck-MG-Turm. Im Turm befanden sich bis zu 8 Mann. Um

14.30 Uhr traf ein Geschoss den Turm und explodierte in seinem Inneren. Matrose Wolkow und Maat Swergunow wurden verwundet. Schwer verwundet wurde ein Maat, dessen Namen ich nicht mehr weiss, getötet wurden Matrose Wetrow und Maat Schewyrda. Im Turm war ein grosses Loch, durch das Wasser eindrang. Obermaat Muchin, Rudermatrose Wolkow so-

wie der Obermatrose und Motorenmeister beschlossen angesichts der aussichtslosen Lage, schwimmend an unser Ufer zu gelangen. Sie liefen ans Oberdeck, zogen die Rettungsringe an und machten sich bereit, über Bord zu springen. Die Funkerkabine hatte keine Einschüsse, deshalb forderte ich sie auf, zu mir zu kommen, aber sie nahmen bis auf den Steuermatrosen Wolkow, der an Deck blieb, meinen Vorschlag nicht an. Die übrigen sprangen über Bord. Eine deutsche «Messerschmitt», die über unser Boot flog und die Männer an Deck bemerkte, beschoss im Sturzflug mit dem MG die Schwimmer im Wasser und das Schiff. Wolkow wurde erneut verwundet. Auch er sprang über Bord. Das Flugzeug flog eine Kurve und beschoss wieder die Matrosen im Wasser. Ich sah meine Kameraden nie wieder. Sie kamen alle ums Leben.

Durch den Beschuss wurde die Innenbrücke zerstört und die Antennenanlage beschädigt. Das Boot hatte keine Verbindung mehr. Aber ich war fest entschlossen, bis zum letzten Atemzug an Bord zu bleiben. Der Feind setzte das intensive Artilleriefeuer bis 15.30 Uhr fort. Offenbar in der Annahme, dass das Panzerboot vernichtet sei, stellten die Deutschen das Feuer ein, doch als der Qualm verweht war und sie bemerkten, dass das Boot immer noch an derselben Stelle lag, schickte der Feind vier Flugzeuge, um unserem Schiff mit einem Bombenschlag ein Ende zu machen. Nach vier Anflügen warfen die deutschen Flugzeuge 12 Bomben ab und beschossen das Schiff aus dem Flugzeug und mit Kanonen. 6-7 Bomben trafen das Ziel. Eine Bombe explodierte über dem Wohndeck, eine andere an Steuerbord, gegenüber dem Treibstofftank, die dritte im Maschinenabschnitt, eine an Deck und eine in der Funkkabine. Doch es gab keine ernsthaften Schäden. Am meisten litten das Wohndeck, der Treibstofftank und die Kombüse. Um 17.30 Uhr hatte er 50 Geschosse abgefeuert, ohne Schäden zu verursachen, die Beschiessung war also ungenau.

Um 18 Uhr stellten die Deutschen das Feuer ein. Bei Einbruch der Dunkelheit ging ich an Deck. Ich stürzte zuallererst zur Maschine und fragte, wer noch am Leben sei. Auf meine Frage folgte keine Antwort. Im MG-Turm waren zwei Verwundete. Der schwerverwundete Swergunow und der Rotmatrose Komarow. Ich zog sie aus dem MG-Turm. Sie waren beide nass und zitterten vor Kälte. Nachdem ich sie in die Funkkabine geschleift hatte, wickelte ich sie in einen Schafspelz. Ich zerriss ein Bettlaken und verband ihre Wunden. Wir beratschlagten, was zu tun sei. Nachdem wir unsere Lage erörtert hatten, beschlossen

## 270 Der soldatische Chor

wir, auf die Hilfe der Panzerboote zu warten. Bis 21 Uhr befand ich mich an Deck und beobachtete die Wasseroberfläche in Erwartung der Deutschen. Unser Boot lag 200-250 Meter von dem Ufer entfernt, das die Deutschen besetzt hatten. Ich hatte drei Granaten, eine Maschinenpistole und eine Armeepistole. Dem Matrosen Komarow gab ich die Maschinenpistole und bat ihn, im Fall, dass die Deutschen auftauchten, das Feuer auf sie zu eröffnen.

Ausserdem musste ich den verwundeten Kameraden helfen, ihnen Wasser geben und sie verbinden. Gegen 21.00 Uhr fühlte sich Komarow schlechter. Nachdem ich jede Hoffnung auf Hilfe durch Panzerboote verloren hatte und merkte, dass es den Verwundeten immer schlechter ging, beschloss ich, schwimmend unser Ufer zu erreichen, um einen Kutter zu schnappen und die Kameraden zu holen. Komarow wies ich an, dass er, wenn die Deutschen kämen, das Feuer mit der Maschinenpistole eröffnen solle. Zugleich stattete ich alle mit Rettungsgürteln aus. Als ich mich bereitgemacht hatte, ans Ufer zu schwimmen, erblickte ich plötzlich in der Ferne einen schwarzen Fleck, der näher kam, ich informierte Komarow. Ich sagte ihm, mach dich bereit zur Berührung mit dem mutmasslichen Feind. Ich ging hinter dem MG-Turm in Deckung und machte die Granaten klar, die Maschinenpistole hielt ich in der Hand. Der schwarze Fleck entpuppte sich als Kutter. Wir hielten ihn für einen deutschen, wollten ihn auf 10 Meter heranfahren lassen und dann das Feuer eröffnen. Als der Kutter auf diese Distanz herangefahren war, rief ich ihn an – wer ist auf dem Kutter? Ich vernahm die bekannten Stimmen meiner Kameraden von den Panzerbooten 11 und 379. Danach brachten wir die Verwundeten von Bord, Maat Swergunow trugen wir auf den Kutter. Ich nahm das Funkgerät und alle geheimen Dokumente, und wir brachten die Verwundeten in die Schadrinski-Bucht ins Lazarett. In der Schadrinski-Bucht trafen wir den Kommandeur des anderen Kommandos, Oberleutnant Pjoryschkin, der befohlen hatte, den Kutter zu unserem Boot zu schicken. Auf einem anderen Kutter wurden die Verwundeten ins Lazarett gebracht. Kapitän 3. Ranges Zybulski machte ich Meldung über den Zustand des Panzerboots und die Schäden daran und sagte, es habe keinen Sinn, Panzerboot Nr. 34 flottzumachen, weil man sonst ein anderes Schiff verlieren könnte. Zybulski befahl, alles vom Boot zu holen, was möglich war. In dieser Nacht wurde eine Fahrt und in der nächsten Nacht wurden zwei Fahrten gemacht. Es gelang, einen Teil der Einzelteile und Apparate zu bergen und das Schiff vollkom-

men fahrtauglich zu machen. Von den Kanonen wurden die Verschlüsse beseitigt.

Für diese Operation wurde ich durch den Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 31. Mai 1943 mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet. Durch den Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 1. Juli 1943 mit der Medaille «Für die Verteidigung Stalingrads».

**Kapitänleutnant Kusnezow (Kommandeur Kanonenboot «Ussyskin»):** Ende Oktober wurde die Ausschiffung einer Landegruppe in Latoschinka durchgeführt. Viele aus dieser Landekompanie gerieten in Gefangenschaft – Angehörige nationaler Minderheiten, Kasachen und Usbeken. Offensichtlich war unsere Position verraten worden, weil sie Ende Oktober intensiv bombardiert und von Granatwerfern beschossen wurde. Ich verliess die Position nicht, aber die Geschützrohre mussten nach 2'300 Schüssen ausgetauscht werden, gefechtsklare waren hier nicht vorhanden, so musste ich die Position ändern, damit sich ein anderes Boot an meine Stelle legen konnte. Meine Position bezog das Kanonenboot «Tschapajew» und blieb dort genau 24 Stunden liegen. Dann wurde die Entscheidung getroffen, es wegzufahren, da es hier unmöglich weiter liegen konnte – sie bombardierten Tag und Nacht, es gab Tote und Verwundete.

**Oberleutnant Saginailo (Kommandeursgehilfe, Kanonenboot «Tschapajew»):** Ein Teil der Landesoldaten geriet in Gefangenschaft, von ihnen erfuhren die Deutschen die Position unserer Schiffe.

Am nächsten Morgen schickte der Feind neun Flugzeuge zur Vernichtung der Nördlichen Schiffsgruppe. Die Bomben fielen in der Nähe. Doch beim dritten Anflug wurde die Position von Kanonenboot «Tschapajew» aufgehoben, nur dies rettete es vor dem Untergang. [...]

Die Operation hätte Erfolg haben können, wenn sie vorbereitet gewesen wäre. Aber von ihrer Vorbereitung wusste nicht einmal Gorochow. Deshalb konnte er bei ihrer Durchführung nicht helfen. Die Artillerie der 300. Schützendivision unterstützte die ausgeschiffte Landegruppe nicht. Deshalb wurde sie in Latoschinka fast vollständig aufgerieben.

**Oberleutnant Ljubimow (Navigationsoffizier des Kommandos, Nachrichtenoffizier der WKF):** Man versuchte das Panzerboot Nr. 34 zu sprengen, doch die Sprengung gelang aus irgendeinem Grund nicht, und

## **272 Der soldatische Chor**

dann hat man es gelassen. Wozu sollte man es auch sprengen, es war ja nur eine entstellte und formlose Masse, die zu nichts zu gebrauchen war. Im Laufe des Winters wurde alles abmontiert, was nicht niet- und nagelfest war, und jetzt liegt der Rumpf noch immer am Ort des heldenhaften Untergangs als Zeugnis der schrecklichen und blutigen Ereignisse der grossen Stalingrader Schlacht.

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*



## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus

Nach Ablauf des von General Rokossowski unterbreiteten Kapitulationsangebots an das Oberkommando der 6. Armee (AOK 6) begann am 10. Januar 1943 die sowjetische Schlussoffensive gegen die eingeschlossenen Deutschen und ihre Verbündeten. Binnen zweier Wochen schrumpfte der deutsche «Kessel» auf das Stadtgebiet von Stalingrad zusammen. Am 26. Januar spaltete die Rote Armee den Gegner in einen Südkessel im Stadtzentrum und einen Nordkessel im Industriegebiet. Die sowjetische Militärführung vermutete das AOK 6 irgendwo im Stadtzentrum, war sich aber nicht im Klaren, ob Generaloberst Paulus sich noch in Stalingrad aufhielt oder bereits ausgeflogen worden war. Am 28. Januar drang die aus der Reserve geholte 38. Schützenbrigade (mot) gemeinsam mit der 29. und der 36. Schützendivision von Süden her in das Stadtzentrum von Stalingrad vor.<sup>194</sup> In der Nacht zum 31. Januar stiessen Angehörige dieser Brigade auf deutsche Parlamentäre, die sie in den Keller des Kaufhauses mitnahmen, wo sie zu ihrer Überraschung Paulus und seinen Stab vorfanden.

Der Kaufhauskeller diente in den letzten Januartagen der von Generalmajor Friedrich Roske kommandierten 71. ID [Infanteriedivision] als Befehlsstand.<sup>195</sup> Paulus und der Reststab des AOK 6 – 250 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften<sup>196</sup> – suchten hier in den letzten Januartagen Zuflucht, nachdem sie ihre vorherigen beiden Quartiere in Gumrak westlich der Stadt und in einer Balka am südwestlichen Stadtrand hatten aufgeben müssen.<sup>197</sup> Paulus, das bezeugten viele aus seinem Umkreis später, konnte sich nicht entschliessen, in Entgegensetzung zu Hitlers Durchhaltebefehl zu kapitulieren. Seinen Kommandeuren liess er am 29. Januar mitteilen, dass sie in ihren Befehlsabschnitten nach eigenem Ermessen handeln könnten.<sup>198</sup> Andererseits folgte Paulus auch nicht Hitlers Vorgabe, den «Heldentod» zu suchen. Hitler ernannte Paulus in der Nacht zum 31. Januar zum Generalfeldmarschall. Durch die Blume war das eine Aufforderung zum

## 274 Der soldatische Chor

Selbstmord; seit den napoleonischen Kriegen hatte sich kein preussisch-deutscher Feldmarschall in Gefangenschaft begeben. Paulus reagierte auf seine Beförderung weitgehend teilnahmslos. Die sowjetischen Offiziere im Kaufhauskeller fanden ihn in seinem Zimmer auf dem Bett liegend vor, während in Roskes Zimmer nebenan die Kapitulationsverhandlungen liefen. Roske und seinen Staboffizieren gegenüber hatte sich Paulus zuvor zu einer «Privatperson» erklärt und zu verstehen geben, dass er für die Waffenniederlegung nicht zuständig sei.

Am Abend des 29. Januars meldete Roske, dass die Verteidigung des Kaufhauses nur noch für kurze Zeit möglich sei. Armeestabschef General Arthur Schmidt erklärte, dass am 30. Januar, dem 10. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung, der Kampf nicht eingestellt werden dürfe. Trotzdem liefen an dem Tag mehrere Versuche deutscher Offiziere, mit dem Gegner Kontakt aufzunehmen, um eine Beendigung der Kämpfe herbeizuführen. Oberst Ludwig, Kommandeur des Artillerieregiments der 14. Panzerdivision, wurde in den Abendstunden von einem Bataillonskommandeur der 29. Schützendivision empfangen. Als Ludwig später dem Armeestabschef über seine eigenmächtige Handlung Meldung erstattete, erhielt er von Schmidt statt eines Verweises die Aufforderung, dafür zu sorgen, dass am kommenden Morgen sowjetische Parlamentäre auch zum AOK 6 kämen.<sup>199</sup>

Die Stalingrad-Protokolle zeigen erstmals, wie die sowjetische Seite die deutschen Bemühungen um eine Kampfeinstellung wahrnahm und auf sie einging. Sie bestätigen, dass am 30. und 31. Januar diverse Verhandlungen zwischen Vertretern verschiedener Einheiten liefen, und sie erklären so auch die Verwirrung, die sich ergab, als die Soldaten der 38. Schützenbrigade am Morgen des 31. Januar an dem Fleck erschienen, wo Oberst Ludwig in Absprache mit dem Kommando der 29. Schützendivision hochrangige sowjetische Parlamentäre erwartete. Beträchtlich war auch die Rivalität unter den sowjetischen Einheiten, die miteinander wetteiferten, den deutschen Feldmarschall aufzuspüren. Zu Wort kommen in den Interviews neben den stolzen Soldaten der 38. Schützenbrigade auch mehrere Vertreter der 36. Schützendivision, die bei der Jagd nach der wichtigsten Trophäe von Stalingrad den Kürzeren zogen.

Die Begegnung im Kaufhauskeller war für die meisten sowjetischen Beteiligten das erste Mal, dass sie deutsche Offiziere aus nächster Nähe sahen.

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 275

Plastisch zum Ausdruck kommen die Vorstellungen, die sich die Sowjets von den Deutschen im Krieg machten. Getreu dem marxistischen Klassenschema glaubten die meisten Rotarmisten, dass die deutschen Generäle und Offiziere ausnahmslos Adelige seien.<sup>200</sup> Nur wenige schienen zu wissen, dass der zumeist als «*General fon Pauljus*» titulierte OB bürgerlicher Herkunft war. Diesem Missverständnis erlag auch der Oberbefehlshaber der 64. Armee, Schumilow. Als man den deutschen Feldmarschall aus dem Kaufhaus zu Schumilows Befehlsstand nach Beketowka brachte, überprüfte Schumilow zunächst die Identität seines Gegenübers. Paulus übergab ihm sein Soldbuch, das Schumilow eingehend prüfte. «Dort stand geschrieben», erzählte Schumilow den Moskauer Historikern, «dass er in der deutschen Armee dient und von Paulus heisst – der Soldat der deutschen Armee von Paulus.»<sup>201</sup>

Den zumeist aus einfachen Verhältnissen stammenden sowjetischen Kommandeuren<sup>202</sup> imponierten die deutschen Offiziere mit ihrer Haltung und ihren vielen Orden. Einige äusserten sich anerkennend über die Disziplin in der Wehrmacht und über die grosse Autorität, die die deutschen Offiziere bei ihren Soldaten genossen. In der Roten Armee, das liess sich ihren Worten entnehmen, genossen Offiziere nicht das gleiche Ansehen. Divisionskommandeur Roske, dem ein sowjetischer Augenzeuge «arische blaue Augen bescheinigte», machte mit einer herrschaftlichen Geste besonderen Eindruck, als er die versammelten «Herren» einlud, sich aus seiner Zigarrenkiste zu bedienen, bevor die Kapitulationsverhandlungen einsetzten.<sup>203</sup> Historisch betrachteten die Russen die Deutschen als kulturell hochstehend. Um so entsetzter äusserten sich die sowjetischen Soldaten über den Dreck und den Gestank, den sie im Kaufhauskeller vorfanden. Die Verwahrlosung der Deutschen und das nationalsozialistische Rassenregime, das in den Schildern zum Ausdruck kam, die russischen Hilfswilligen den Zugang zu deutschen Toiletten untersagten, widersprach der russischsowjetischen Vorstellung von der deutschen Kultur.

Die deutsche Stalingradliteratur der Nachkriegszeit betont, wie kriegsmüde und nachgerade defätistisch viele Wehrmachtangehörige in den letzten Tagen und Stunden der Schlacht waren. Die Stalingrad-Protokolle vermitteln ein zum Teil ganz anderes Bild. Während zahlreiche Wehrmachtssoldaten bei ihrer Gefangennahme «Hitler kaputt» riefen, um nicht erschossen zu werden, war der bewaffnete Widerstand, auf den die sowjetischen Angreifer in der «Festung Stalingrad» stiessen, ausserordentlich

## 276 Der soldatische Chor

hoch. (Das bezeugt auch Major Axjonow im Interview, S. 399ff.) Ende Februar, teilte Major Anatoli Soldatow den Historikern aus Moskau mit, seien seine Soldaten in einem zerbombten Haus auf sechs Wehrmachtsoffiziere gestossen, die mit einem dreiwöchigen Vorrat von Butter und Konserven ausgestattet gewesen seien. Ein NKWD-Bericht vermerkte, dass am 5. März 1943 ein Oberleutnant sowie ein Sergeant der Roten Armee von deutsch uniformierten Soldaten angegriffen und verletzt wurden. Nach einer Fahndung wurden acht deutsche Offiziere, die mit Pistolen und einer Funkstation versehen waren, getötet.<sup>204</sup> Die mit den Deutschen verbündeten Rumänen, Tschechoslowaken und Griechen<sup>205</sup> waren bei ihrer Festnahme durch die Rote Armee erleichtert, dass der Krieg für sie zu Ende war. Etliche Deutsche, vor allem Offiziere, zeigten sich hingegen hochmütig und weiterhin siegesgewiss.

Die nachfolgenden Gespräche wurden ab dem 28. Februar 1943<sup>206</sup> aufgezeichnet, teilweise in Beketowka, dem Hauptquartier der 64. Armee, teilweise auf dem Gelände des Kaufhauses in der Stadt. Die Interviews führte Esfir Genkina, assistiert von der Stenographin Olga Rosljakowa.

### Es sprechen:

#### 38. motorisierte Schützenbrigade

Generalmajor Iwan Dmitrijewitsch Burmakow, Kommandeur der 38. Schützenbrigade (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Oberstleutnant Leonid Abowitsch Winokur, Politstellvertreter des Kommandeurs der 38. Schützenbrigade (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Major Alexander Georgijewitsch Jegorow, Chef der Politabteilung der 38. Schützenbrigade (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Major Anatoli Gawrilowitsch Soldatow – Stellvertretender Chef der Politabteilung und Sekretär der Parteikommission der 38. Schützenbrigade (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Hauptmann Iwan Sacharowitsch Bucharow, Instrukteur der Politabteilung der 38. Schützenbrigade (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Hauptmann Lukjan Petrowitsch Morosow, Politstellvertreter des Kommandeurs des 1. Bataillons (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Unterleutnant Nikolai Petrowitsch Karpow, Verantwortlicher Komsomolsekretär des 3. Bataillons (Stalingrad, 28. Februar 1943)

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 277

Untersergeant Michail Iwanowitsch Gurow, MPi-Schütze, Nachrichtensoldat der 38. Schützenbrigade (Stalingrad, 28. Februar 1943)

Untersergeant Alexander Semjonowitsch Duka, Granatwerferschütze der Granatwerferbatterie des 2. Bataillons (Stalingrad, 28. Februar 1943)

### 36. Gardeschützendivision

Generalmajor Michail Iwanowitsch Denissenko, Kommandeur der 36. Gardeschützendivision (Beketowka, 24. Februar 1943)<sup>207</sup>

Gardeoberst Iwan Wassiljewitsch Kudrjawzew, Politstellvertreter des Kommandeurs der 36. Gardeschützendivision (o. O., 25. Februar 1943)<sup>208</sup>

Oberleutnant Fjodor Iwanowitsch Fjodorow, Kommandeur der 6. Batterie des 65. Gardeartillerieregiments der 36. Gardeschützendivision (o.O., 24. Februar 1943)<sup>209</sup>

Kommandeure der 64. Armee (zu der die 38. motorisierte Brigade und die 36. Gardeschützendivision gehören)

Generalleutnant Michail Stepanowitsch Schumilow, Oberbefehlshaber der 64. Armee (o.O., o.D.)<sup>210</sup>

Generalmajor Konstantin Kirikowitsch Abramow, Mitglied des Militärrats der 64. Armee (o.O., 12. Mai 1943)<sup>211</sup>

Oberst Matwej Petrowitsch Smoljanow, Chef der Politabteilung der 64. Armee (o.O., o.D.)<sup>212</sup>

Hauptmann Jakow Mironowitsch Golowtschiner, Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 64. Armee (o.O., o.D.)<sup>213</sup>

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** In der letzten Zeit standen wir unter dem Befehl der 64. Armee in der Reserve. Zwei Wochen lang standen wir in der Reserve. Selbst als der wesentliche Durchbruch war,<sup>214</sup> standen wir in der Reserve. Alle waren empört. Ich fragte den Oberbefehlshaber mehrere Male, ob man uns nicht einsetzen könnte, aber er erklärte: «Ich weiss, was ich tue, ich brauche keinen Lehrer! Bereiten Sie sich auf den Krieg vor!»

**Generalleutnant Schumilow (Oberbefehlshaber der 64. Armee):** Der Oberbefehlshaber der Front gab der Armee den Befehl, sich erneut nach Nordwesten zu wenden und entlang der Wolga vorzurücken, um sich mit der 62. Armee zu vereinigen und die Stadt bis zur Langen Schlucht zu säu-

bern. [...] Den ganzen Teil der Stadt, der südlich des Flusses Zariza liegt, konnten wir vom Gegner säubern, doch über den Fluss kamen wir nicht, denn der bildet mit seinen hohen Steilufern und den steinernen Gebäuden eine ausgezeichnete natürliche Grenze. In den Gebäuden hatten sich ein Offiziersregiment der deutschen Armee und ein Gendarmenregiment festgesetzt und Verteidigungsstellungen bezogen. Diese Verbände leisteten heftigen Widerstand, und unsere Verbände konnten den Fluss Zariza an dem Tag nicht überwinden.

Der Angriff musste erneut und auf andere Weise organisiert werden, und ausserdem hatten die Truppenteile, vor allem bei den Schützen, so grosse Verluste erlitten, dass sie aufgefüllt und durch neue Reserven ergänzt werden mussten. Die 38. Schützenbrigade (mot) wurde eingesetzt und erhielt den Befehl, von der linken Flanke der Armee aus entlang der Eisenbahnlinie anzugreifen, ins Zentrum der Stadt vorzustossen und damit die angreifenden 29. und 36. Divisionen auf der linken Flanke zu unterstützen. Den 36. und 38. motorisierten Schützenbrigaden gelang es in der Nacht, die Zariza zu überqueren und eine Abteilung Panzer überzusetzen, neun Stück, die dann gegen das Stadtzentrum vorrückten.

[...] Da wir über zu wenig Truppen verfügten, manövrierten wir mit der Artillerie, richteten 20 bis 40 Geschütze auf Direktfeuer ein – sogar 122-mm-Kanonen waren dabei –, konzentrierten sie auf irgendein Haus, feuerten eine Salve ab und forderten die Deutschen auf, sich zu ergeben. Wenn sie sich weigerten, wiederholten wir die Salve ein bis zwei Mal und forderten sie wieder auf, sich zu ergeben. In der Regel fielen die Stützpunkte in den Häusern, einer nach dem anderen, nach zwei bis drei Salven.

**Hauptmann Morosow:** Am 28. Januar 1943 erhielten wir den Gefechtsbefehl. [...] Wir leiteten den Gefechtsbefehl an jeden Soldaten weiter, hielten Partei- und Komsomolversammlungen ab, führten individuelle Gespräche mit den Soldaten. In der täglichen parteipolitischen Arbeit wurden der Befehl 345 des Genossen Stalin und seine Rede vom 7. November behandelt. Jeder Soldat kannte diese Rede. Jeder Soldat kannte den Befehl des Genossen Stalin. Daher rührten die erhöhte eiserne Kampfesdisziplin, die erhöhte Autorität des Kommandeurs, das erhöhte Selbstbewusstsein des Soldaten.

Direkt vor dem Gefecht führten wir eine Kundgebung durch. Nach der Kundgebung stellten 46 Mann den Antrag, in die Partei aufgenommen zu

werden – die besten Soldaten und Kommandeure. Mit einem Wort, die ganze Truppe, die in den Kampf ging. Der Kampfgeist von Mannschaft und Kommandeuren war aussergewöhnlich stark. Jeder empfand Verantwortung für die Heimat, empfand seine Pflicht, jeder demonstrierte seine Treue und Liebe zum Land.

**Untersergeant Duka:** Am 28. Januar erhielten wir den Befehl: Aufnahme des Strassenkampfes. Ich stellte vor dem Kampf den Antrag, als Kandidat in die Partei aufgenommen zu werden. In den Komsomol war ich im 178. Regiment eingetreten. Um neun Uhr kam der Befehl: Aufbruch zum Kampf. Wir brachen auf, dann gab es eine Marschpause. Ich wollte unbedingt vor dem Kampf eintreten; wenn ich fallen würde, wollte ich als Bolschewik fallen, und ich beschloss, den Antrag auf die Parteikandidatur zu stellen. Ich stellte den Antrag beim Partorg, Leutnant, den Namen habe ich vergessen. Während der Marschpause wurde eine Parteiversammlung abgehalten. Ich war nicht der Einzige, der in die Partei eintrat, aus unserer Batterie sind ungefähr acht Mann eingetreten. Zwei von ihnen sind gefallen; eingetreten sind der Komsomolze Dentschenko und der Komsomolze Kowalenko, Zugführer Leutnant Borissow, Zukanow, Untersergeant Kutjanin und noch jemand. Das war gegen Mittag. Zu der Zeit herrschte starker Frost. Sie sagten, wir würden heute kämpfen, wir müssten vor den Deutschen unseren Mann stehen, damit sie sich nicht weiter auf unserem Territorium rumtrieben, es sei unsere Pflicht, sie zu vernichten. Als ich als Parteikandidat aufgenommen wurde, dachte ich: Jetzt muss ich mich doch in diesem Gefecht bewähren. Das alles geschah unglaublich schnell.

**Major Jegorow:** Der Gegner hielt den Bahnhof. Er hielt sich lange im Bahnhof. Die Wände da sind ziemlich dick. Es war der massive, hartnäckige Einsatz von «Katjuschas» und Geschützen vom Typ «Iwan-der-Schreckliche» erforderlich. Sie machten sich hier auch nicht schlecht. Auf diese Weise konnten wir einen recht tiefen Keil in das System des Gegners treiben. Die Verteidigung der Häuser übernahmen sehr kleine Gruppen von sieben bis acht Mann. Hauptsächlich wurde mit Handgranaten operiert. Die Soldaten bekamen genügend Revolver. [...] Früher hatte der Rotarmist keinen Revolver. Deshalb war es ausserordentlich interessant für ihn, mit dem Revolver zu operieren. Er hatte seinen Spass daran. Mit der MPi kann man sich ja nicht überall entfalten, umso mehr, als es im Keller stockdunkel ist. Dazu muss man sagen, dass die Soldaten einander nah genug waren, um

## 280 Der soldatische Chor

sich mit den Ellbogen zu berühren, sonst hätten sie sich nachts gegenseitig erschossen können.

Es wurde Tag und Nacht gekämpft.

Die nächtliche Finsternis half uns, weil die Deutschen nicht feststellen konnten, wie viele in den Keller kamen, in welcher Stärke. Helle Köpfe wie Karpow oder Duka – ein hervorragender Komsomol-Sekretär vom 2. Bataillon –, die kommandierten prompt: Kompanie, los! Oder riefen was vom Bataillon. Wenn der deutsche Soldat auch schlecht Russisch kann, er versteht immerhin, was auf Russisch eine Kompanie ist und was ein Bataillon. Dieser Duka nahm etwa 500 Mann gefangen. Geholfen hat ihm Major Soldatow. Zu zweit haben sie Hunderte geschnappt. Interessant ist, dass er in die Keller stürmte und es drinnen brechend voll war, die sassen wie die Heringe im Fass. Die hätten die beiden, die reinkamen, buchstäblich in Stücke reissen können. Aber da war die feste, sichere Stimme, die keinen Widerspruch und keinen Aufschub duldete, und wenn doch was kam, dann warf er ein paar Granaten und löste eine solche Panik aus, dass alles aufheulte. Schockweise haben sie sie geschnappt. An der Konditoreiwarenfabrik haben wir etwas Dresche von ihnen gekriegt, nicht viel, aber Dresche haben wir gekriegt. Da waren richtig viele von denen, um die tausend Mann, und von uns waren 15 da. Deshalb beschlossen wir, nachts anzugreifen, mehr Lärm, mehr Schiessen. [...]

Wir haben zwei Granatwerferbataillone. Sobald durchs Telefon mitgeteilt wird, dass dieses oder jenes Haus beschossen werden soll, donnern die beiden Bataillone los – können Sie sich vorstellen, was sich da tut? Das demoralisiert den Feind. Und dann noch das «Hurra!» Vor allem nachts, und noch dazu im Keller. Wenn drei «Hurra!» schreien, hat das schon Wirkung. Die Soldaten haben es so gemacht: ein Haus blockiert, die Feuerneser ausgeschaltet. Die Deutschen dort sind in einer fürchterlichen Lage. Sie verteidigen sich, bis man sie vernichtet, bis es weder Boden noch Decke gibt. Das Einzige, was bleibt, ist ein Balken. Und auf den klettert der Deutsche und feuert. Man muss bloss rausfinden, aus welchem Fenster er schießt.

**Untersergeant Duka:** In der Nacht gingen wir zum Bataillonsstab, und unser Bataillonskommandeur legte uns die Aufgabe vor, dass unsere vierte Kompanie ein bestimmtes grosses Haus einnehmen, die Deutschen aus dem Keller verjagen sollte.

Wir gingen dorthin. Dann wurden fünf Mann unter dem Befehl von



## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 281

Leutnant Borissow, dem Zugführer, losgeschickt. Er ging zu dem Haus, das wir angreifen sollten. Wir mussten die 4. Kompanie finden. Der Zugführer schickte mich los, um die 4. Kompanie zu finden. Ich fand sie. Fragte nach dem Kompaniechef, Leutnant Netschajew, und sagte, 25 Mann seien zur Verstärkung gekommen. Der Kompaniechef wies uns an, wir sollten ein Haus auf der anderen Strassenseite einnehmen, es säubern und dann ein weiteres Haus auf wieder einer anderen Strassenseite angreifen. Dort war das grosse Haus.

Der Deutsche deckte uns von dort ordentlich mit Granaten ein. Da wurde Leutnant Borissow von einem Splitter an der Lippe verwundet. Leutnant Borissow ging zur Saniabteilung und liess mich als Rangältesten mit den Jungs bei der Granatwerferbatterie, mit drei Mann, ich war der Vierte. Am frühen Morgen begannen wir den Angriff auf das Gebäude. Wir rannten über die Strasse zur Hausecke und umgingen von der Ecke aus das Haus. Sahen, dass ein Mann von dort weglief. Wir schlichen weiter an der Wand entlang. Dann waren wir da. Ich sah, dass Rauch aus einem Schornstein kam, dachte, hier also. Da lief wieder ein Mann vorbei. Wir – rein in den Hof [...], gingen in den Keller, forderten die Deutschen auf, sich zu ergeben. Ich rief: «*Geben Sie Wachen!*» [sic], forderte sie auf, sich zu ergeben. Sie schwiegen. Schwiegen die ganze Zeit. Wir beschlossen, eine Granate in den Schornstein zu werfen, aber da kam ein alter Russe aus dem Keller. Der Alte sagte, dass in dem Keller Zivilisten wohnten. Es waren elf Deutsche und fünf Verwundete da. Wir befahlen ihnen, die Waffen niederzulegen und herauszukommen. Sie kamen tatsächlich einer nach dem anderen heraus, die Verwundeten blieben da. Sofort durchsuchten wir den Keller. Unsere Verwundeten brachten wir auch dorthin. Die Hausfrau leistete ihnen Hilfe: wusch die Wunden, machte Verbände. Nun gut. Wir zogen uns zurück, weil er (ein Deutscher) um die Ecke guckte und uns von dort aus beschoss. Während die Gefangenen herauskamen, unterstützte ich mit der MPi unsere Jungs, die zu dem Keller vorrückten. Der Kerl kam immer wieder hinter der Ecke vor und schoss. Tötete Skljarrow, einen MG-Schützen (leichtes MG), und noch einen Soldaten, der einfach im Keller auf den Stufen zusammenbrach.

Es fing gerade an zu dämmern. Wir mussten an dem MPi-Schützen, der uns von der Ecke aus beschoss, vorbeikommen und in seinen Rücken gelangen. Wir arbeiteten uns sprungweise vor – einer lief, dann der zweite, der dritte. Elf Mann liefen vor, einer wurde verwundet. Und dann war die Morgendämme-

rung da. In einem anderen Gebäude bemerkte man uns und beschoss uns mit dem MG. Die anderen konnten nicht mehr vorlaufen. Wir blieben nur elf Mann. Weiter vorgehen konnten wir nicht.

Da kam die Order, der Kompaniechef habe befohlen, auf Verstärkung zu warten. Unsere Artillerie liess einen «Iwan-der-Schreckliche» losballern. Die Granaten explodierten ganz in der Nähe, in etwa 20 Metern Entfernung, «Iwan-der-Schreckliche» bestrich das andere Gebäude, wir waren so unter Beschuss, dass wir nicht rauskonnten, nichts. Wir sassen in einer Mulde und zogen die Köpfe ein, die anderen waren im Gebäude geblieben. Bei uns war hier eine Wand eingestürzt und dort auch, man konnte auf keinen Fall raus. Auf der einen Seite feuerte ein Scharfschütze aus dem Fenster, von der anderen Seite beschossen sie uns auch, auf der dritten Seite ratterte das MG. So sassen wir bis zwölf Uhr. Die Kompanie begann eine Umgehung und kam in den Rücken des Gebäudes, wo das MG ratterte. Dann näherte sich ein Panzer. Wir beobachteten seinen Vorstoss. Wir warteten darauf, dass der Panzer nahe herankam und wir in seiner Deckung weiter vorgehen konnten. Der Panzer begann, das andere Gebäude einzunehmen. Wir sahen, ein Gebäude hat er eingenommen, die Gefangenen wurden rausgeführt, dann ein zweites, und schliesslich nahm er das Gebäude ein, aus dem uns die MGs beschossen hatten. Wir beobachteten das alles. Dann konnten wir raus, liefen mit, hinter der Mauer, vor der Mauer. [...] Als ich vorlief, sah ich, dass das Gebäude, in dem das MG gefeuert hatte, eingenommen war. [...] Dann sehe ich, dass hinter der anderen Ecke des Gebäudes einer mit einem Nagant vorrennt. Ich ziele mit der MPi auf ihn. Er – zurück, und weg ist er, ich kann nicht schiessen, so schnell ist er weg. Ich gehe direkt dahin, die MPi im Anschlag. Gehe rein. Sehe Wagen, Pferde. Da drängen sich Deutsche zu mir hin, schreien was. Es waren auch russische Gefangene da. Ich forderte sie auf, rauszukommen. Die Rotarmisten kamen raus: «Was haben wir auf euch gewartet!», dies und jenes, «da sind die Deutschen. Dort ist ein Loch wie von einem Vorratskeller, eine Treppe, dort ist ihr Offizier.» Da kam ein Major in den Hof gelaufen, den Namen weiss ich nicht, und Obersergeant Tschadow, ein Komso molze. Tschadow machte sich in der Nähe der Fahrer zu schaffen, ich hier. Der Major kam zu mir. Ich sagte zu ihm: «Da sind russische Gefangene.» Er sagte: «Hol sie her.» Ich sag ihnen einmal, sie sollen rauskommen, zweimal, dreimal – sie kommen nicht. Weiss der Teufel, was die da machen.

Ich entsichere. Ich gehe die Treppe runter, ein Gefangener sagt: «Bleib weg, bleib weg da, die bringen dich um.» Er nimmt sich von seinem Kameraden einen Nagant und will mir nachkommen. Ich gehe runter in den Keller, öffne die Tür. Da sind Massen von ihnen, es ist brechend voll, und der Keller ist gross – zwei Räume. Ich sehe, sie haben sich Licht aus einer Autobatterie organisiert, Birnen aus einem Fahrzeug genommen, aber in dem Moment war es dunkel bei ihnen. Ich befahl ihnen, Licht zu machen. Zuerst, als ich reinkam, rief ich: «Peng!» Sie: «Nix peng, nix peng.» Ich blieb an der Tür stehen und sagte, sie sollten Licht machen. Sie machten mit Hilfe der Batterie Licht. Ich sagte zu ihnen: «Macht euch fertig.» Sie banden ihre Decken zusammen. Ich schickte sie raus. Sie fingen an, ihre Waffen abzugeben: Der eine hielt sie mir von hier hin, der andere von dort. Ich sagte zu ihnen: «Legt sie neben mich.» Sie legten die Waffen hin. Ich durchsuchte die Leute, einige Soldaten untersuchte ich allerdings nicht, da waren Feldwebel, die habe ich durchsucht und ganz schnell durchgelassen. Es waren mehr als tausend. Im anderen Raum waren auch Massen. Ich fing an, sie auch dort rauszuschicken. Also, wir haben sie rausgebracht. Der Major hat sie zusammengeholt, ich habe die Waffen auf einem Haufen gesammelt, der Major hat sie rausgeschickt. Ich ging auf den Hof, da lagen Patronen auf dem Boden, MPi-Magazine. Die sammelte ich auch auf und legte sie auf einen Haufen. Viele Nagants waren da, halbautomatische Pistolen, andere Waffen. Als ich auf den Hof kam, hätten sie mich leicht erledigen können – bum, und fertig. Ich kam auf den Hof – keiner da. Ich war allein. Der Major war auch gegangen, der Kommissar war auch weg. Ich ging auf die Strasse. Bog um die Ecke, wo mein Bataillon angegriffen hatte, das Bataillon war fort. Während ich versuchte, mich zurechtzufinden, sah ich unseren Kommissar tot auf der Strasse liegen, und unser Bataillon war fort, wer weiss wo.

**Hauptmann Morosow:** Gegen 17 Uhr am 28. Januar hatten wir zwei grosse Gebäude erobert: die Konditoreiwarenfabrik und das Ziegelhaus in der Nähe der Bahnstrecke, nicht weit vom Übergang. Diese beiden Gebäude nahmen wir ein. Die Deutschen hatten sie zu Stützpunkten gemacht.

An dem Tag verloren wir zehn Mann, MG-Schützen und PA-Leute. Wir nahmen etwa 600 Mann gefangen und liquidierten etwa 70 Deutsche. Erbeuteten Trophäen: leichte MGs, viele Granaten und MPis. Im Gebäude der Konditoreiwarenfabrik ist ein grosser Keller. Wir eroberten den Keller.

Dort war ein deutsches Lazarett. Dort nahmen wir etwa 200 Mann gefangen. Das wurde im Wesentlichen unser Gefechtsstand. Als wir diesen Keller erobert hatten, war vor uns rechter Hand ein weisses L-förmiges Ziegelhaus, riesengross – das war einer der Befestigungsknoten des Gegners. Die hatten da in den Kellern überschwere MGs aufgestellt, eine Menge Schiessscharten in die Wände gehauen. Von aussen war nichts zu sehen. Der Platz war ins Kreuzfeuer genommen worden. Dieses Haus musste in der Nacht gestürmt werden. In der Nacht auf den 29. versuchten wir einige Male, das L-förmige Gebäude zu besetzen. Es klappte nicht. Am späten Abend des 30. eroberten wir das Gebäude und machten dort rund 800 Gefangene. Allerdings haben nicht nur wir, sondern auch andere Bataillone dort Leute verloren. Es musste von drei Seiten blockiert werden. [...] Am 30. nachts erreichte unser Bataillon das Theater. Dort wurde eine Funkanlage der Deutschen erbeutet, 400 Mann wurden gefangen genommen, Automobile, Verpflegung, Waffen wurden erbeutet, MPis, Pistolen, Gewehre; eine Unmenge Gefangener gab es. Ich persönlich nahm mit dem Bevollmächtigten der Sonderabteilung in einem Keller etwa 600 Mann gefangen, darunter einen rumänischen General, einen Divisionskommandeur. Wir waren zu zweit, hatten keine Rotarmisten bei uns. Mussten die Leute in Kolonnen antreten lassen. Wir liessen Massen von Soldaten antreten, dann kam ein Hauptmann und führte sie weg.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):**

Wie die Gefangennahmen vor sich gingen? Ich gab die Anweisung, nicht zu warten, bis alle die Waffen abgegeben hatten. Hundert Mann sollten die Waffen hinlegen, und ab nach hinten, ein Mann sollte sie begleiten, denn es war einem um jeden leid, den man dafür abstellte. Zu der Zeit hatte ich 800 Gefangene, am 30. nahm ich noch mal zweitausend gefangen. Ich hatte die Gefangenen schon satt. Ich setzte schon die Flak-Division ein – was sollte man machen?

**Unterleutnant Karpow:** Damals griffen wir schon tagsüber an. Wir nahmen ein Gebäude ein, waren nur zu zehnt, holten aber 400 bis 600 Gefangene da raus. Es war so, dass die Deutschen allesamt im Keller sassen, während fünf Scharfschützen mit ihren MPis aufs Dach stiegen und schossen.

**Hauptmann Bucharow:** Die Strassenkämpfe waren sehr schwer. Hinter jedem Stein sitzt einer. Die Deutschen stellen MGs auf, tarnen sie und feuern, ausserdem schicken sie Scharfschützen auf die Dächer. Wir müssen

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 285

Strassen, Plätze, Gassen überqueren. Es gab Opfer bei uns, aber die kriegten mehr ab.

Sie machten es so: verschanzten sich in einem Haus, brachten MGs in Stellung, MPi-Schützen, Scharfschützen, Panzerbüchsen-Schützen; die übrigen sassen im Keller, damit es weniger Verluste gab.

Wir wiederum brachten unsere MPi- und PBü-Schützen in Stellung, die die Gefechtspunkte erfolgreich vernichteten. Jeder Soldat hatte Handgranaten. Sobald gegnerisches Feuer aufkam, nahmen wir die Stelle aufs Korn und vernichteten das feindliche Feuer. Wenn das Feuer schwächer geworden war, schickten wir die Soldaten nach vorne. In die Keller wurden massenhaft Granaten geworfen.

**Oberleutnant Fjodorow (36. Gardeschützendivision):** Wir räucherten die Fritzen aus den Unterständen aus. Wir holen 15 Mann raus, einen behalten wir, geben ihm zu rauchen und schicken ihn zurück in den Unterstand, damit er die anderen holt. Er geht hin und bringt wieder Leute mit. Denen tun wir nichts, aber wenn dann jemand aus dem Unterstand rausguckt, schiessen wir auf den.

**Oberstleutnant Winokur:** Wie der Kampf geführt wurde? Wir feuern fünf-, sechsmal mit den Geschützen und schicken einen Parlamentär. Wenn sie sich nicht ergeben – wieder fünf bis sechs Schüsse, und wieder ein Parlamentär. Wenn sie nicht einverstanden sind, feuern wir wieder mit der Artillerie. Dann treten sie in Reih und Glied an und sagen «bitte, bitte».

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Am Spätnachmittag des 29. nahmen wir etwa 800 Mann gefangen. Abends besetzten wir ein deutsches Lazarett. In dem Lazarett waren verwundete Offiziere, da lag auch ein Regimentskommandeur im Range eines Majors. Das wurde mir gemeldet. Ich verhörte ihn rasch, wo der Stab der deutschen Gruppierung sei.

Über Paulus gingen damals Gerüchte, er sei abgeflogen.

Ich fragte den Major, wo Paulus sei. Er sagte, Paulus sei nicht hier.

Am Morgen war der Major plötzlich tot, offenbar hatten unsere Soldaten ihn erledigt.

In der Nacht wurde gekämpft. Im Morgengrauen des 30. fingen wir an, die Gebäude des Gebietskomitees der WKP(b) und des Gebietsexekutivkomitees, das Stadttheater und die östlichen Gebäude zu blockieren und anzugreifen. Kampf am Tag, Kampf in der Nacht.

Schumilow rief mich an, fragte, warum ich so wenig eingenommen hätte.

Denissenko habe gerade angerufen und mitgeteilt, er habe das Stadttheater besetzt, den Park.

«Genosse General, wie kann Denissenko das Stadttheater eingenommen haben, wenn ich im Park vor dem Theater 800 Mann gefangen genommen habe?»

Allerdings war Denissenko vielleicht nicht schuld, denn wenn man die Stadt nicht kennt, ist es schwer, sich zu orientieren.

Ich kannte die Stadt, und meine Leute kannten sie grösstenteils auch, aber die Neuen kannten die Stadt nicht.

Der Kampf begann. Wenn wir ein Haus einnahmen, machten wir 150 bis 200 Mann Gefangene. Der Gegner leistete erbitterten Widerstand. 200 Mann verteidigten ein Haus, 400 Mann von mir griffen an. Mit einem Wort, es wurde geballert. Am 30. haben sie sich unglaublich gewehrt. Ich betone, wir mussten jedes Haus einzeln nehmen.

Allerdings haben wir auch zur List gegriffen – haben Gefangene zurückgeschickt.

Ich habe alle Bataillonskommandeure ans Telefon gerufen, den Politstellvertreter. Hab ihnen den Auftrag gegeben: Gefangene, wenn ihr sie geschnappt habt, in kleinen Gruppen von 20 Mann zurückschicken. Wenn sich ein Haus nicht ergibt, und ihr habt hundert Gefangene gemacht – schickt 20 bis 30 Mann zurück. Das half.

**Major Jegorow:** Wir machten 1'500 Mann Gefangene, suchten 20 Mann aus, sprachen ein bisschen mit ihnen und schickten sie zurück. Einzelpersonen, die in Gefangenschaft geraten waren, zwei, drei Leute, schickten wir zurück, wir sagten, dass wir sie einzeln nicht nehmen. Wenn ihr in Gefangenschaft wollt, holt eure Kameraden und kommt wieder. Ich muss sagen, das erbrachte Resultate, und zwar ziemlich gute. [...] Im Zusammenhang mit der Anordnung der Politabteilung der Armee, den Abtransport der Gefangenen zu forcieren, wurde beschlossen, in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar um 24 Uhr zum Angriff überzugehen. Oberstleutnant Winokur, Politstellvertreter des Brigadekommandeurs, und ich kamen vom Gefechtsstand und trafen zu dem Zeitpunkt ein, als der Keller des Kaufhauses, der als Lazarett diente, gerade besetzt worden war. Es gab da ein halbes Hundert Verwundete, Kranke, Leute mit Erfrierungen. Majore waren da, Hauptleute. Ein Major bat um meinen Revolver, um Selbstmord zu begehen, vermutlich so ein hundertprozentiger.

Die Soldaten sind in Hochstimmung. Am 30. Januar wurde der Bahnhof

eingenommen. Bei der Überprüfung der Kampfbereitschaft unserer Einheiten haben wir festgestellt, dass sie angemessen vorbereitet wurden, die Männer sind bereit zu kämpfen, sie brennen darauf. Es herrscht die absolute Überzeugung, dass die Aufgabe, die für den morgigen Tag gestellt ist, erfüllt wird.

Zu Paulus gibt es übrigens keine Nachrichten. Man verfügte über Nachrichten, dass Paulus angeblich abgeflogen sei. Später, als die Gefangenen schockweise zu uns kamen, erzählten die Offiziere, Paulus sitze mit seiner ganzen Suite irgendwo im Keller. Das hatte natürlich seine Wirkung auf unsere Soldaten und Kommandeure. Man hätte ihn gerne gefangen genommen. Eine Gruppe von etwa zweitausend Gefangenen wurde hergebracht und ins Gebiet unseres Gefechtsstandes geführt. Dort wurden sie durchsucht, aufgeteilt, die Offiziere wurden aussortiert. Diese Gruppe bekräftigte, dass Paulus hier sei.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Mit einem Wort, Kämpfe, Kämpfe, Kämpfe. Am Abend [des 30. Januar] wurde mir übermittelt, dass die Gebäude des Gebietskomitees und des Stadttheaters und die angrenzenden Häuser, die wir bereits blockierten, bereit seien, mit uns über die Kapitulation zu verhandeln, aber bäten, bis sechs Uhr morgens zu warten. Das überbrachte mir Iltschenko. Ich sagte: «Unverzüglich anfangen!» Und schickte wieder jemanden dorthin. Sie weigerten sich. Ich fragte mich, was da los war. Sie baten, die Verhandlungen bis vier Uhr morgens zu verschieben.

«Gebt ihnen Zeit bis vier Uhr morgens!»

Und ich dachte, das wäre eine Möglichkeit, sich hinzulegen, denn in der Nacht vom 28. auf den 29. hatten wir nicht geschlafen. Am 29. gekämpft, in der Nacht auf den 30. gekämpft, man muss die Leute wenigstens etwas ausruhen lassen, die menschlichen Kräfte sind ja begrenzt.

Generalleutnant Schumilow rief an: «Quadrat 101 ist besetzt. (Das war das Quadrat, wo Paulus sass.) Da sitzt Denissenko!» Ich hielt es nicht mehr aus und sagte: «Genosse General, ich bitte darum, meine Unterhändler schicken zu dürfen.»

Ich ging selber raus, kontrollierte die Situation.

Denissenkos Leute waren 100, 200 Meter links hinter mir. Wie sollten die Quadrat 101 besetzt haben? Der Nachbar rechts war in Quadrat 100 eingedrungen. Ich dachte, sie konnten Quadrat 101 nicht eingekommen haben. Und wenn doch, dann konnten die Gebäude umso besser beschossen werden.

**Generalmajor Denissenko (Kommandeur der 36. Gardeschützendivision):** Dann wurde die 38. Brigade (mot) in unserem Abschnitt eingesetzt. [...] Es war schwierig festzustellen, wer Paulus' Stab eingekreist hatte, aber es wurde der 38. Brigade zugeschrieben.

**Gardeoberst Kudrjajzew (36. Gardeschützendivision):** Unsere Division nahm etwa 6'000 Mann gefangen. Paulus wurde von einer frischen Reserve gefangen genommen, die gerade erst in den Kampf eingetreten war.

**Hauptmann Golowtschiner (Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 64. Armee):** In der Nacht auf den 31. Januar nahm die 29. Division Verhandlungen mit Oberst Ludwig auf, dem Kommandeur der 14. Panzerdivision des Gegners, zunächst über Funk, dann kam er persönlich in den Stab, und man einigte sich, dass um sechs Uhr morgens am 31. Januar 1943 auf dem Platz am Theater die Reste der 14. Panzerdivision aufmarschieren würden und er sie uns in Gefangenschaft übergäbe. Während der Verhandlung äusserte er inoffiziell, er könnte Verhandlungen mit Feldmarschall Paulus vermitteln, der sich im Kaufhausgebäude befinde. Damit war klar, wo Paulus sich aufhielt, vorher hatten wir nur Vermutungen. Als wir unserer Führung davon berichteten, erhielten wir den Auftrag, unverzüglich Paulus' Stab zu finden und unsere Leute dorthin zu schicken.

Nachts nun geschah in der 97. Brigade des 7. Schützenkorps Folgendes: Eine Gruppe kriegsgefangener deutscher Offiziere wurde zusammengerufen, und es wurde ihnen der Auftrag erteilt, mit einem unserer Männer zu Paulus' Stab zu gehen und Verhandlungen aufzunehmen. Sie weigerten sich lange. Doch nach Einberufung einer Offiziersversammlung wurden zwei Männer ausgewählt, Plate und Lange. Mit Oberleutnant Wassiljew, dem Aufklärungschef der 97. Brigade, machten sie sich auf den Weg zu Paulus' Stab. Sie kamen auch dorthin, verhandelten und einigten sich darauf, dass die Angelegenheit um zehn Uhr morgens juristisch fixiert werden sollte. Zum Beweis, dass sie dort gewesen waren, wurden Wassiljew eine Pistole und eine faschistische Flagge mitgegeben.

In derselben Nacht führten Unterhändler der 29. Division (dort gibt es ein Ausbildungsbataillon und ein Ausbildungsregiment) ebenfalls Verhandlungen mit Paulus' Stab. Ich hielt mich zu dem Zeitpunkt im Stab der 29. Division auf. Als man mir berichtete, dass Verhandlungen im Gange waren, fuhr ich dorthin. Am Morgen kam ich am Kaufhausgebäude an. Als ich ankam, war es schon von einer Wache der 38. Brigade umstellt. Die



## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 289

äussere Wache war von der 38. Brigade, die innere von den Deutschen. Das Ganze war so abgelaufen, dass das 106. Regiment der 29. Division am Kaufhausgebäude vorbei- und weitergezogen war. Die 38. Brigade war vorgeprescht und hatte geistesgegenwärtig das Kaufhausgebäude umstellt, wo der Stab sass.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Also, am 31. Januar 1943 um vier Uhr morgens ergaben sich mir 1'800 Deutsche. Darunter waren ungefähr 200 Offiziere. Plötzlich ruft Iltschenko an, es seien drei Bataillonskommandeure dabei. Ich sage: «Unverzüglich verhören, wo sich der Stab der Stalingrader Gruppierung befindet.»

Iltschenko ruft an: «Sie versichern, der Stab und von Paulus befinden sich im Stadtzentrum, hinter dem schönen Platz, in einem Keller. «

Ich sage: «Quadrat 101.»

Auf der Stelle lasse ich die Bataillonskommandeure und ihre Stellvertreter kommen, gebe ihnen die Anweisung: die Nachricht unverzüglich an alle Soldaten weiterleiten, unverzüglich das komplette Gebäude erkunden und blockieren. Ich weiss, dass irgendwo hier das Kaufhaus und das Hotel sind. Ich sage ihnen, dass dort der Platz liegt. Es ist der Platz der Gefallenen Kämpfer. Unverzüglich das Gebäude blockieren. Es wird schwer sein, den Platz zu passieren. Granatwerfer heranziehen, das Feuer eröffnen und blitzschnell den Platz passieren.

**Hauptmann Morosow:** Wir vernichteten seinen letzten Stützpunkt auf den Zugängen zum Kaufhaus und nahmen dort 48 Mann und einen Dolmetscher gefangen. Ich befand mich dort, wo die Barrikade stand. Als unsere Leute das Haus erobert hatten und angingen, die Gefangenen rauszuholen, ging ich gleich zum Bataillon und bog an seiner linken Flanke zum Kaufhaus ab. Das Tor und alles in der Nähe war vermint. Wir holten ein schweres MG her, PBüs, MPi-Schützen. Rechts von uns rückten das 3. Bataillon und ein anderes Bataillon vor. Im Wesentlichen war der ganze Häuserblock eingekreist. Von der Wolga her feuerte Artillerie. Als wir das Theater erreichten, schoss die Artillerie nicht mehr, denn zu dem Zeitpunkt waren wir dem Gegner so nahe gekommen, dass die Artillerie uns hätte treffen können.

Ich blieb beim zweiten Zug. Da kommt Hauptmann Sawtschuk angelaufen, der Chef der 1. Kompanie, und sagt, dass da ein Offizier ist, der einen der ranghöchsten Kommandeure verlangt, um zu verhandeln. «Ich habe mich vorgestellt, gesagt, ich wäre Kommandeur, aber die sagen, nein, sie brauchen die höchste Kommandoebene. Gehen Sie doch zu ihnen, reden Sie mit ihnen! «Ich

schnappe mir gleich den Dolmetscher, den wir mit den 48 Mann gefangen genommen hatten, und gehe zu dem Offizier. Sage, ich sei Stellvertreter des Brigadestabschefs. Der Dolmetscher meldet ihm das. Er sagt: «Wir brauchen jemand Höheren.» Ich sage, ich sei vom Oberkommando bevollmächtigt. Er sagt, hier seien Generäle. Na, wenn das so ist! In dem Moment taucht Iltschenko auf, ein Oberleutnant, Gehilfe des Stabschefs für operative Arbeit. Der Brigadekommandeur hatte ihm den Auftrag erteilt, die Kämpfe zu leiten. Er war die ganze Zeit bei uns im Bataillon und gab nicht nur unserem Bataillon Anweisungen, sondern auch anderen. Ich sage: «So sieht's aus, Gen. Iltschenko, gehen wir verhandeln?» In dem Moment kommt Rjabow, Bevollmächtigter der Sonderabteilung. Wir gehen. Man warnt uns: Hier ist alles vermint, nicht stehen bleiben. Wir gehen bis zum Eingang des Kaufhauskellers. Da stehen Oberleutnants mit Gewehren und MPis, auch MGs stehen da. Jemand kommt heraus, der Diensthabende oder sonst wer. Man meldet ihm, da kommen welche zu Verhandlungen. Wir haben keine weisse Flagge, nichts. Da taucht urplötzlich Hauptmann Bucharow auf. Er war schon reingegangen, als wir noch im Hof standen. Der Bevollmächtigte der Sonderabteilung liess zwei Mann im Hof zurück. Später kam Hauptmann Rybak. Hinein gingen dann drei Leute: Oberleutnant Iltschenko, Hauptmann Rybak und ich, und Rjabow auch, glaube ich.

**Hauptmann Bucharow:** Wir wussten, dass Paulus hier war, dass er nicht abgeflogen war. Man sagte uns, die ganze Zeit würde ein Flugzeug kreisen, man sagte vieles. Wir wussten, dass Paulus' Stab in diesem Viertel war, aber in welchem Keller – ich persönlich wusste das nicht. Dann kam ein deutscher Offizier raus und fragte, wer hier der Rangälteste wäre. Wir sagten, dass Hauptleute da wären und ein Oberleutnant. Wir forderten sie auf, sich unverzüglich zu ergeben. Sagten, sie seien umzingelt, wenn sie nicht sofort kapitulierten, würden wir alle zur Verfügung stehende Technik einsetzen und sie bis auf den letzten Mann vernichten. Er sagte, diese Fragen könne er nicht entscheiden, es seien Höhergestellte da. Und da sagte er uns, dass Feldmarschall Paulus hier sei.

Zum Haupteingang gingen Morosow, Iltschenko, ich und Rjabow, der Bevollmächtigte der Sonderabteilung. Wir traten in den Hof. Der Hof war gestopft voll mit Deutschen. Als wir im Hof waren, hielt man uns vor dem Kellereingang auf. Der Stabschef kam heraus und ein Hauptmann, der aus-

gezeichnet Russisch sprach, sogar unsere Redensarten kannte er, «weiss der Henker», «meine Teure» – solche Wörter kannte er. Er sagte, Paulus verlange, dass der Führungsspitze, also offiziellen Persönlichkeiten, gemeldet würde, mit wem Verhandlungen anstünden. Wir berieten uns und beschlossen, dass Iltschenko und ich gehen und die anderen hierbleiben sollten. Wir gingen und riefen die GS vom Bataillon und von der Brigade an. Man teilte uns mit, sie würden losfahren und die Führungsspitze informieren. Danach ging ich zurück ins Haus. Sie kannten mich dort schon. Wir waren ja nur fünf Mann, die kann man ohne Probleme wiedererkennen. Ich ging dorthin, unsere Jungs griffen überall an, man war auf den Fall der Fälle eingerichtet. Offen gesagt, es war riskant, bei ihnen herumzulaufen, es konnte sich ja immer ein Mistkerl finden. Aber ich dachte nicht einmal daran, wegen meiner eigenen Haut nervös zu werden.

**Hauptmann Morosow:** General Schmidt, der Stabschef, sagte, sie seien in Sorge um das Leben des Generals, befürchteten, jemand könnte eindringen und eine Handgranate werfen, und er bat, jemanden an den Eingang zu stellen. Rjabow ging hinaus. Bucharow wurde losgeschickt, um sich mit dem Brigadestab in Verbindung zu setzen. Es blieben Iltschenko, Hauptmann Rybak, der Politstellvertreter des Kommandeurs des 3. Bataillons, und ich. Nun begannen Verhandlungen mit Schmidt im Zimmer des Obersten, neben dem Raum von Paulus. Der General und ein Dolmetscher kamen. Der Dolmetscher sprach gut Russisch. Schmidt verlangte von Iltschenko einen Ausweis. Schmidt sagte: «Er soll Papiere vorlegen.» Iltschenko hatte sich als Stabschef der Brigade ausgegeben. Als er seinen Ausweis zeigte, entsprach der nicht dem, was er von sich behauptet hatte. Sie sagten, sie bräuchten einen Unterhändler von Rokossowski, dem Oberbefehlshaber der Armee. Iltschenko sagte: «Ich bin zur Zeit Stabschef. Sie interessiert nur dieser kleine Abschnitt, aber uns interessiert ganz allgemein, wer Sie sind, in welcher Lage Sie sich befinden und in welcher Lage wir uns befinden.» Trotzdem forderten sie einen ranghöheren Unterhändler. Da sagte Iltschenko: «Ich gebe das über Funk an einen Obersten weiter.» Er und Rybak gingen hinaus. Ich blieb allein mit dem General und dem Dolmetscher im Raum. Der General stellte dem Dolmetscher eine Frage, der Dolmetscher fragte mich: «Stimmt es, dass im Zusammenhang mit der Einführung von Schulterstücken als Rangabzeichen die Rote Armee nicht mehr Rote Armee heisst, sondern Russische Armee?» Ich sagte: «Nein,

dass die Rote Armee in Russische Armee umbenannt wurde, ist nicht wahr.» Ich fragte ihn, ob sie wüssten, dass die Rote Armee an allen Fronten erfolgreich kämpfte. «Ja, in der letzten Zeit haben wir den Funk benutzt.» Er fragte nebenbei nach meiner Dienststellung und meinem Rang. Dann sagte er: «Denken Sie nicht, dass unsere deutsche Armee schwach ist, sie hat noch Kräfte, sie ist noch sehr stark, sie ist mit erstklassiger Technik ausgerüstet.» Ich sagte, das sei für die Rote Armee noch besser, weil die Rote Armee dann eine erstklassige Armee schlagen würde. Er sagte: «Sie haben sicher auch unter der Situation gelitten, als Sie eingekesselt waren.» Ich sagte, unser Verband sei nie eingekesselt gewesen. Ich persönlich hätte diese Situation nicht erleben müssen. Er sagte, sie hätten hundert Gramm Brot gekriegt, überhaupt keine Lebensmittel mehr gehabt. Dann fragte er, wie lange der Winter bei uns noch dauern würde. Ich sagte, dass noch ungefähr bis zum 15. März starker Frost herrschen würde. Dann stellte ich ihm die Frage: «Sie halten die deutsche Armee für die kultivierteste überhaupt, umso mehr den Armeestab – warum ist es hier dann überall so verdreht?» Er antwortete: «In der letzten Zeit konnte man wegen eurer Katjuschas und eurer Luftwaffe keinen Fuss mehr vor die Tür setzen. Wenn man davon ausgeht, erklärt das alles.»

Dort bei ihnen waren wohl um die 50 Kilogramm Wurst. Sie stürzten sich wie die Schakale auf die Wurst: Der Offizier stiess den Soldaten weg, der Soldat den Offizier.

General Schmidt liess über den Dolmetscher sagen, dass sie sich um das Leben von General Paulus sorgten. «Wir geben Ihnen einen Hauptmann und bitten Sie, an der Tür zu stehen.» Ich sagte: «Sicher, das geht.» Und ging hinaus.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Wir eröffneten das Feuer, und plötzlich ruft mich Iltschenko an und sagt, ein Adjutant von Paulus sei gekommen und wolle mit der höchsten Führungsspitze verhandeln.

«Red du niedriger Kerl vorerst mit ihnen.»

«Nein», sagt er, «der will nur mit der Armeeführung reden.»

«Wenn sie nicht reden wollen, die Lumpen, gut, unverzüglich alle Massnahmen treffen, das Gebäude blockieren, wo er sich aufhält! Massnahmen ergreifen, die zu seiner Gefangennahme führen! Fangt an zu verhandeln, aber im Fall des Falles – Einsatz von Granaten, halbautomatischen Waffen und Granatwerfern.»

«Zu Befehl», sagt Iltschenko.

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 293



Generalmajor Burmakow und sein Politstellvertreter, Oberst Winokur vor dem Gebäude des Stalingrader Kaufhauses, Februar 1943

Ich rufe augenblicklich Schumilow an und informiere ihn zur Lage. Er sagt: «Warte in deinem Gefechtsstand. Gleich kommen Oberst Lukin und Stabschef Laskin.»

In dem Moment stürmt Winokur zur Tür herein.

«Ich fahre hin!»

«Fahr unverzüglich los. Paulus muss gefangen genommen werden. Handle dort den Umständen entsprechend.»

Auf Winokur konnte ich mich immer verlassen.

Er sitzt im nächsten Augenblick im Auto und ist fort. Ich warte auf Lukin. Kaum ist Lukin da, ruft Itschenko an.

«Wir sind schon im Keller vom Kaufhaus. Sie bitten darum, das Feuer einzustellen.»

Ich sage: «Geben Sie sofort die Anweisung, das Feuer einzustellen, ich rufe Schumilow an.»

Wir stellen das Feuer ein, ich rufe Schumilow an:

«Paulus bittet um Feuereinstellung. Seinerseits gibt er den eigenen Verbänden den Befehl, das Feuer einzustellen.»

Schumilow sagt: «Ich gebe unverzüglich die entsprechende Anordnung.»

Während der Verhandlungen wurde aber noch aus Flugzeugen und mit Granatwerfern geschossen.

**Oberstleutnant Winokur:** Als wir das Kaufhausgebäude blockierten, war unser Gefechtsstand in der Nähe des Bahnhofs. Nach der Blockade beschlossen wir, die deutsche Garnison zur unverzüglichen Kapitulation aufzufordern. Wir liessen immer wieder einige Schüsse abgeben und schickten einen Parlamentär, der mit einer weissen Flagge hinging. Von Kriegsgefangenen, die wir zur Überprüfung der Lage befragt hatten, hatten wir erfahren, dass sich der Stab der 6. Armee und der stellvertretende Stabschef Schmidt hier befanden. Als Parlamentär ging Itschenko, er nahm ein weisses Tuch und forderte die Kapitulation. Er ging mit einem Dolmetscher hin, so einem Schwätzer von denen. Sie lehnten ab. Da befahl der Brigadekommandeur, drei Schüsse aus den Granatwerfern abzugeben. Das Gebäude war zu dem Zeitpunkt schon von allen Bataillonen umstellt. Auch das erste Granatwerfer-Bataillon war da. Es wurden drei Kontrollschüsse abgegeben. Sicher, wir haben selber viel zerstört. Das Gebäude des Gebietskomitees zum Beispiel haben wir sehr heftig beschossen. Nach 15 Minuten kam ihr Unterhändler und verlangte einen Unterhändler von der höchsten Kommandoebene. Itschenko teilte mir das unverzüglich per Telefon mit. Ich war gerade da. Ich sagte zu Burmakow: «Ruf in Schumilows Stab an!» Und kam unverzüglich her.

**Untersergeant Gurow:** Wir wurden vom Bataillon angerufen, dass unsere Leute das Haus umstellt hatten. Ich mit dem Oberstleutnant gleich ins Auto, der Chef der Politabteilung setzte sich zu uns, wir fuhren los. Unterwegs – zack!, kein Benzin mehr im Tank. Es war am Morgen so zwischen neun und zehn, vielleicht auch gegen acht Uhr. Im Kofferraum hatten wir Reservebenzin. Wir füllten es ein und fuhren schnell hierher. Stiegen aus

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 295

dem Auto und wussten nicht, wohin. Wir fanden dann unsere Soldaten, die uns den Weg zeigten.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Schumilow hat seine Anweisung gegeben und gesagt, gleich werde Laskin kommen, ich solle mit ihm fahren. Ich warte auf Laskin. Zum dritten Mal wird angerufen. Unsere haben das Feuer eingestellt, aber die 57. ballert noch. Paulus bittet um Feuereinstellung. Und Winokur ist immer noch nicht dort. Ich rufe wieder Schumilow an, er soll Massnahmen ergreifen, damit die Anweisung der ganzen Front mitgeteilt wird, damit auch die 57. das Feuer einstellt. Bis die Meldung durch ist ...

Die Telefonistinnen sitzen überall und hören zu, und überall heisst es: «Paulus, die 38. holt sich Paulus.» Wo? Im Kaufhauskeller. Ich warte auf Laskin.

**Oberstleutnant Winokur:** Ich kam an. Unsere Truppen hatten das ganze Haus umzingelt. Iltschenko erklärte die Lage. Da sie einen Unterhändler von der höchsten Kommandoebene verlangten, ging ich hin. Ich nahm Iltschenko, Jegorow, Rybak, Morosow und ein paar MPi-Schützen mit. Wir gingen in den Hof. Hier hatten wir keine weisse Flagge dabei. Mit Flagge wäre ich nicht hingegangen. Wir gingen in den Hof. Wie Sie sehen, ist hier der Kellereingang. Im Hof standen ihre MPi-Schützen. Wir wurden durchgelassen, aber die MPis hielten sie schussbereit. Ich muss gestehen, dass ich dachte, bist du ihnen auf den Leim gegangen, du Trottel. Am Eingang standen MGs, Offiziere von denen standen da.<sup>215</sup>

**Untersergeant Gurow:** Hier [im Hof vom Kaufhaus] waren deutsche Soldaten, alle bewaffnet. Von Unseren waren kaum welche da. Sie waren etwas weiter weg. Iltschenko brachte uns her. Wir gingen in den Keller. Dort war fast nur Offizierspack, geredet wurde Deutsch. Ich kann natürlich kein Deutsch. Oben waren Bewaffnete, im Keller waren alle bewaffnet.

**Major Jegorow:** Am 31. Januar teilte Oberleutnant Iltschenko per Telefon mit, dass wir mit der Blockade des Kaufhausgebäudes begonnen hatten, wo nach unserer Kenntnis Paulus' Stab sass. Von ihrer Seite kam höllisches Feuer. Das Haus war fast eingekesselt. Jetzt standen also Verhandlungen an. Der Politstellvertreter [Winokur] sagte: «Komm, wir fahren.» Wir stiegen ins Auto und fuhren los. Im Auto hinzukommen erwies sich als unmöglich, wir gingen zu Fuss. Als wir zum Kaufhaus kamen, teilte Oberleutnant Iltschenko mit, ein

Stabsoffizier von denen sei rausgekommen und habe erklärt, Paulus wolle verhandeln, verlange aber einen Bevollmächtigten von Rokossowski; ihn habe man nicht akzeptiert. Der Oberstleutnant und ich gingen hin, stellten Posten auf, es standen Posten von uns und von denen da. Wir schnappten uns eine Gruppe von unseren Kommandeuren, um die acht Mann. Steckten uns Handgranaten in die Taschen. Gingen in den Hof. Dort ein Haufen Offiziere und sehr viele Soldaten. Beim Kellereingang wurden wir aufgehalten: Das Tor, durch das wir gegangen waren, da dürfe man nicht durch. Der Oberstleutnant sagte:

«Verhandlungen hin, Verhandlungen her, pass du hier auf. Das Gebäude muss von allen Seiten umzingelt sein, kümmere dich drum, ich gehe rein.»

Er ging hin und stellte sich vor – Truppenbevollmächtigter von Rokossowski. Man fragte ihn nach seinem Ausweis. Im Ausweis stand Politstellvertreter des Kommandeurs. Was das heisse. «Das ist ein alter Ausweis», sagte er. «Ich bin von Rokossowski persönlich bevollmächtigt, zu den Bedingungen Verhandlungen zu führen, die im Ultimatum vorgegeben sind. Einverstanden?»

Offenbar hatten sie die Frage bereits vorab entschieden, und zwar aufgrund der Tatsache, dass die Lage hoffnungslos war. Das Einverständnis wurde gegeben. Oberstleutnant Winokur befahl, das sofort zu melden. Wir hatten Soldaten ungefähr von der Stärke eines Bataillons. Die Nachricht wurde dem Brigadekommandeur und dem Armeestab gemeldet.

**Oberstleutnant Winokur:** Ich verlangte über den Dolmetscher unverzüglich einen Unterhändler der Führung. Ein Unterhändler kam und fragte, wer ich sei.

«Ich bin Unterhändler von der höchsten Kommandoebene der Politverwaltung. «

«Haben Sie das Recht, Verhandlungen zu führen?»

«Ja.»

Er ging, machte Meldung. Nach zwei Minuten holte man mich herein. Drinnen war es dunkel. Dort arbeitete ein Generator vom Kraftwerk. Sie hatten eine grosse Funkanlage im Stab. Beim Eintreten fragte ich den Adjutanten über den Dolmetscher:

«Wohin bringen Sie mich? Wohin muss ich noch gehen?»

Der Adjutant nahm mich beim Arm und führte mich. Vier MPi-Schützen und Iltschenko waren bei mir. Die MPi-Schützen blieben im Flur.



**Untersergeant Gurow:** Ich ging mit dem Kommissar dort hinein, wo Paulus war.<sup>216</sup> Alle standen auf, sagten etwas. Der Kommissar antwortete ihnen. Ich weiss nicht mehr, was er ihnen sagte. Da sagte man mir: «Geh vor die Tür.» Ich hatte eine Handgranate F-1 in der Tasche und eine deutsche Browning. Ich dachte: Was kann ich machen, wenn die plötzlich die Waffen zücken? Die Offiziere sahen mich nicht. Aus dem Zimmer kam jemand, ein Ordensträger, er sagte etwas. Dann ging er den Flur runter, machte Meldung, kehrte ins Zimmer zurück. Ein paarmal ging er so hin und her. Ich dachte, wenn ich ihn nicht durchlasse, ist es auch nicht gut. Zuerst hatte ich gedacht, vielleicht flieht er oder so was ... Wenn ich ihn durchlasse, wird der Kommissar schelten. Ich dachte, ich tue nichts, sollen sie machen, was sie wollen, ich stehe hier ganz still.

Ich hatte schon etwas Angst um den Kommissar, ich sah doch, dass sich bei denen was zusammenbraute. An mich dachte ich nicht, ich schätze mich persönlich nicht so hoch ein.

**Oberstleutnant Winokur:** Ich ging mit Iltschenko ins Arbeitszimmer, sonst war keiner mehr bei mir. Ein runder Tisch, vier Betten, Funk, zwei Telefone. Roske empfing mich: nicht sehr gross, hager, etwa 44, 45 Jahre. Er war sichtlich nervös. Rechts von ihm sass Generalleutnant Schmidt. Der ganze Stab sass da. Als ich eintrat, stand Roske auf, begrüßte mich. Ich antwortete ihm. Man bot mir an, den Mantel abzulegen. Ich war im Halbpelz hereingekommen. Im Zimmer war es zwar warm, aber ich lehnte es ab, den Mantel auszuziehen. Sagte, uns sei nicht warm. Dann begann die Unterhaltung. Roske warnte zuallererst, dass er die Verhandlungen nicht im Namen des Feldmarschalls führe. Das waren buchstäblich seine ersten Worte.

In Paulus' Zimmer war es dunkel. Unbeschreiblicher Schmutz. Als ich eintrat, stand er auf, er hatte zwei Wochen alte Bartstoppeln, wirkte verzagt.

«Wie alt ist er Ihrer Meinung nach?», fragte mich Roske. Ich sagte: «58.»  
«Schlecht geraten. Er ist 53.»

Ich entschuldigte mich. Im Zimmer war es schmutzig. Er lag auf dem Bett, als ich eintrat. Als ich eintrat, stand er gleich auf. Er lag im Mantel da, mit Mütze. Seine Waffe hatte er Roske ausgehändigt. Ich übergab die Waffe später Nikita Sergejewitsch, als der hierhergekommen war.

Vor allem Roske führte die Verhandlungen mit uns. Ihre Telefone klin-

gelten die ganze Zeit. Es hiess, die Drähte seien durchgeschnitten gewesen. Alles Lüge. Die Telefone haben wir selbst unterbrochen. Die Station war funktionsfähig, wir haben sie der Front übergeben. Die Deutschen schrieben, dass die Garnison zerschlagen war – alles Lüge. [...]

Roske war sehr schneidig, sauber, von allen, die wir gefangen genommen haben, hinterliess er den besten Eindruck.

Warum sie kapituliert hatten, sagten sie nicht. Im Gegenteil, er sagte, er hätte weiter Widerstand leisten können, er habe noch Truppen. Doch er habe kein weiteres Blutvergiessen gewollt, und in seinem Befehl schrieb er, dass der Verrat einiger Verbände ihn dazu gebracht habe.

Stabschef Schmidt, ein geschneigelter Offizier, lief die ganze Zeit von Roske zu Paulus, gab den Verlauf der Verhandlungen an ihn weiter. Ich konnte ihn schlecht sehen – er sass nur drei oder vier Minuten da, nicht länger. Alle anderen Adjutanten waren schneidig wie Roske. Alle hatten um die 20 Orden. Als ich die Herausgabe der Waffen verlangte, gab er seine, die von Paulus und die von Schmidt ab.

**Major Jegorow:** Bei Roske im Zimmer war ich dabei. Wie er sich hielt? Haltung bewahren können sie. Es wäre falsch zu sagen, dass sein Wille gebrochen war. Er hielt sich mit Würde.

**Hauptmann Golowtschiner (Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 64. Armee):** Roske sass uns gegenüber am Tisch auf dem Stuhl. Links von ihm auf dem Bett sass Generalleutnant Schmidt, Paulus' Stabschef. Ihnen gegenüber der Dolmetscher und Paulus' zweiter Adjutant und die ganze Suite mit Achselschnüren. Roske gegenüber am Tisch sass Winokur, neben ihm Oberst Lukin, links stand Oberstleutnant Lutowin, der Politvertreter des Stabes.

Wie Roske so ist? Ein grosser, schlanker Mann, arische blaue Augen, ziemlich resolut, offenbar recht energisch. Er trug eine Generalsuniform und hatte das Ritterkreuz um den Hals. Sieht ziemlich beeindruckend aus. Roske ist Kommandeur der 71. Division.

Als die Kommission sich gesetzt hatte, zog er eine Packung Zigarren heraus, bot sie an. Die Verhandlungen begannen.

Generalleutnant Schmidt ist hochgewachsen. Sein Gesicht wirkt nicht energisch, ich würde sogar sagen, es zeugt von einem schwachen Charakter. Er ist etwa 54 Jahre alt, schwarzhaarig, unrasiert. Paulus hätte einen energischen Stabschef gebraucht. Er versuchte es in den Verhandlungen mit ein wenig List, doch das gelang ihm nicht.

**Hauptmann Morosow:** [...] der Oberst vollzog die Gefangennahme von General Paulus. Zu dem Zeitpunkt baten sie um Feuereinstellung. «Wer feuert?» Gen. Bucharow setzte sich ins Auto. Man gab auch ihm einen deutschen Offizier mit. Sie fuhren durch den Bezirk, um das Feuer zum Schweigen zu bringen. Wo die einen Posten stehen hatten, stellten wir drei, vier von unseren dazu und bauten unsere MGs auf. Sie warnten uns, dass bei ihnen alles vermint sei: «Sie fliegen zusammen mit uns in die Luft.» Aber damit machten sie uns keine Angst. Bis der Oberstleutnant eintraf, war der ganze Hof von unseren Truppen und Kommandeuren überschwemmt. Später kam General Laskin. Er kam erst, als die Sache schon fast beendet war. Dann setzte man sie in Autos und fuhr sie weg.

**Hauptmann Bucharow:** Da sah ich, dass Gen. Winokur kam, Chef der Politabteilung. Man hatte ihm gesagt, dass Paulus darum bat, das Feuer einzustellen, solange die Verhandlungen andauerten. Zu der Zeit feuerten unsere Geschütze und Granatwerfer. Paulus bat, unsere Verbände sollten das Schiessen einstellen, ihrerseits würden sie den eigenen Soldaten auch die Anweisung geben, das Schiessen einzustellen. Major Jegorow schickt mich: «Fahr du, Gen. Bucharow.» Die bestimmen ihrerseits einen Offizier, ihren Dolmetscher-Major, der Fahrer ist von ihnen und das Auto auch, ich setze mich dazu, wir fahren. Sie haben alle Nagants. Wir haben sie nicht entwaffnet. Sie sind drei, ich bin allein. Beim ersten Mal haben wir nicht daran gedacht, eine weisse Flagge mitzunehmen. Wir sind eingestiegen und losgefahren. Fahren an unseren Truppen vorbei, unsere Soldaten stehen da. Da schießt ein MPi-Schütze mit dem MG auf uns. Ich sage zum Dolmetscher, sie sollten anhalten. Frage ihn, warum er schießt. «Genosse Kommandeur, wir dachten, die Deutschen hätten Sie gefangen genommen und würden Sie wegbringen, deshalb habe ich geschossen.» Ich sage: «Es darf nicht geschossen werden. Wir fahren die Linie ab, um euch zu sagen, dass ihr mit dem Sturm aufhören sollt, weil verhandelt wird. Wir klären das auf friedlichem Weg ohne unnötiges Blutvergiessen.» Ich fahre zu Major Telegin, rede mit ihm, und die kommen mit. Sie lassen das Auto stehen, kommen mit mir. Ich sage zu ihm, dass es eine Anweisung vom Armeestab gibt, mit dem Sturm und allem Schiessen aufzuhören, da mit Paulus selbst verhandelt wird. Dann fuhren wir zu anderen Einheiten von uns.

Ihre Garnison befand sich in zwei Häusern an der Bahnstrecke. Wir fuhren hin. Der Streifen zwischen unseren und ihren Verbänden wurde be-

### 300 Der soldatische Chor

schossen. Aber wir kamen glücklich durch. Der deutsche Major rief einen Offizier, gab die Anordnung, ihre Posten standen überall an den Wänden. In die Keller bin ich nicht gegangen. Da waren viele Soldaten, MGs standen da, MPi-Schützen, und alles war auf uns gerichtet. Er gab die Anordnung, das Schiessen einzustellen. Allerdings schossen einzelne Scharf- und MPi-Schützen von unserer und ihrer Seite weiter, denn alle erreicht man ja nicht. Danach fuhren wir zurück.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Winokur begann zu verhandeln. Winokur organisierte die Fahrt zu den Verbänden. Schickte Bucharow zu diesem Zweck los. Bucharow sagte, seine Lage sei grausig gewesen. Ich sagte zu ihm, ich wüsste Bescheid, da habe man schon Angst bekommen können. Es ist Krieg. Er fährt in einem deutschen Wagen, neben ihm zwei deutsche Offiziere, der Fahrer ist der dritte, er sitzt dazwischen. Unsere sehen das, denken, er ist entweder ein Gefangener oder ein Verräter, und schiessen! [...] Laskin kam. Wir fuhren zusammen her. Überall waren schon unsere Leute, im Hof standen massenhaft Truppen. Wir kamen gegen sieben Uhr morgens an oder um halb acht, eher wohl um sieben. Gingen in den Keller. Dort war es dunkel.

Massenhaft Truppen im Hof. Mir gefiel das nicht, sie waren alle bewaffnet. Ich sagte zu Laskin: Bitte kurz zu warten, ich gebe ein Kommando. Gab die Anweisung: Unverzüglich die deutsche Armeegruppe im Hof zerstreuen, unsere MPi-Schützen dazwischen postieren, damit man im Fall der Fälle von allen Seiten schiessen kann, das heisst, falls es zu Exzessen kommt.

Wir gingen hier hinein zu Roske. Wir wurden vorgestellt, Gen. Winokur meldete, welche Kapitulationsbedingungen er gestellt hatte. Laskin, als Ranghöchster, stimmte zu. Sie baten darum, ihnen ihre persönlichen Waffen zu lassen. Winokur hatte das erlaubt. Laskin war nicht einverstanden – die Waffen seien abzugeben. Dann gingen wir in den Nebenraum, schauten uns Paulus an. Wir wurden gewarnt, dass Paulus nicht kommandiere. Als wir eintrafen, hatten wir angesprochen, dass die nördliche Gruppierung kapitulieren solle. Winokur sagte, er habe die Frage schon gestellt. Sie sagten, dass sie mit der nördlichen Gruppierung nichts zu tun hätten. Der Feldmarschall kommandiere seit gestern nicht mehr, und die Gruppe handele selbständig. Der Feldmarschall habe seine Vollmacht niedergelegt, und er [Roske] habe keine Rechte.

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 301

Ich lief auf den Hof hinaus, kontrollierte noch einmal, wie unsere MPI-Schützen standen, ob sie alle am Platz waren. Sah, dass meine Anweisung ausgeführt worden war. Unsere MPI-Schützen hatten sie in Gruppen aufgeteilt. Die Menschenmenge war in drei Haufen aufgeteilt worden, und unsere MPI-Schützen hatten sie umstellt.

Zu dem Zeitpunkt waren andere Verbände näher gerückt. In dem Moment, als die Verhandlungen beendet waren, griff rechts vom Hotelgebäude die 29. Division an. Aus dem Kaufhausgebäude schrien unsere Leute:

«Wo wollt ihr hin?»

Keiner schoss, und die stürmten vor, eröffneten das Feuer, hätten fast unsere Soldaten getroffen.

Auf dem Platz strömten allmählich Leute zusammen.

Ich ergriff unverzüglich Massnahmen, um diese Gruppen zu entwaffnen, bevor der Befehl eintraf. Ohne Befehl wollten sie die Waffen aber nicht abgeben. Ich verlangte von Roske die unverzügliche Erteilung des Befehls über das Niederlegen der Waffen. Der Befehl wurde erteilt. Die Abgabe begann. Ich versuchte, die Leute so schnell wie möglich loszuwerden. Gab das Kommando: «Wenn ihr einen Trupp zusammenhabt, weg mit ihnen, weg nach hinten!»

Ich fragte Roske, wie viele Truppen sie hatten. Ungefähr siebentausend Mann. Sagte zu ihm: «Schreiben Sie einen Befehl an die Verbände und schicken Sie ihn hin.» Der Dolmetscher übersetzte das. Der Befehl wurde getippt. Der Dolmetscher kam. Roske stand auf und bat mich durch den Dolmetscher, ihnen zum Verteilen des Befehls Offiziere mitzugeben, weil ihre Offiziere unsere MPI-Schützen fürchteten. Ich sagte zum Dolmetscher:

«Sagen Sie dem General, dass seine Bitte erfüllt wird. Meine Offiziere werden gleich hier sein, und meine Offiziere fürchten sich nicht davor, zu den deutschen Verbänden zu gehen.»

Vorher hatte er schon Winokur gebeten, ihnen Unterhändler für die Fahrt zu den Verbänden zu geben. Der hatte auch gesagt: «Gut, sollen sie fahren.» Er hatte ihm Bucharow mitgegeben.

**Major Jegorow:** Der stellvertretende Kommandeur schrieb mir eine Notiz, dass nach einer Erklärung Roskes 800 Mann in der Nähe sässen, darunter zwei Generäle, die in Gefangenschaft wollten; ich solle hingehen und sie gefangen nehmen, mit einem bestimmten deutschen Major.

Der Major kommt rein, und ich denke, weiss der Teufel. Unsere Brigade

### 302 Der soldatische Chor

kann dort nicht sein, das ist nicht unsere Richtung, sondern die von der 36. Gardeschützendivision; auf jeden Fall ist es unheimlich, allein Generäle zu schnappen. Ich denke, ein deutscher Major – was kann einem deutschen Major im passenden Moment in den Kopf kommen? Ich beschliesse, mich ordentlich mit Handgranaten einzudecken und mit dem Deutschen zu gehen. Ich denke bei mir: Den lasse ich vorangehen, ich gehe hinterher.

Er führte mich in einen Unterstand. Da stand einer von unseren Soldaten. «Was ist los?» «Wir kamen her, es wurde geschossen. Ich weiss nicht, was ich machen soll. Wenn ich weitergehe, erschiessen sie mich, und wo mein Kommandeur ist, weiss ich nicht.» «Was sollen wir auf den Kommandeur warten? Ich gehe stattdessen.» Ich liess den deutschen Major vorgehen. Er schrie an der Tür was auf Deutsch, offenbar, dass sie nicht schiessen sollten. Wir gingen durch den Keller, die Luft war fürchterlich. Fanden einen von unseren Soldaten, tot. Ich trat ein.

Ich fragte: «Wer hat den Soldaten erschossen?» Wir gingen weiter – da lagen drei tote deutsche Offiziere. Noch etwas weiter hörte ich ein Rascheln. Der Major öffnete die Tür, da waren vier Mädels, gutes Licht, eine Weinflasche, Apfelsinenschalen auf dem Tisch, Fleischkonserven, Wurst. Zwei sind sturzbetrunken. Ich fragte, wer den Soldaten erschossen hat. Und war auf der Hut. Eine zeigte: «Die Idiotin da!»

«Warum?»

«Weil er die drei erschossen hat.»

Ich beendete das Gespräch mit ihnen sehr schnell. Fragte das Mädels, das noch bei Bewusstsein war, ob noch jemand da sei.

«Sonst keiner, nur die drei Offiziere waren da.»

Ich guckte nach, keine Generäle, nur Offiziere, mit Offizieren konnte ich nichts anfangen, ich brauchte Generäle.

Als wir rausgingen, zeigte mir der Major einen anderen Unterstand. Was soll's, dachte ich, ich gehe hin. Etwa 200 Meter weiter war der zweite Unterstand. Da waren massenweise Soldaten der 36. Brigade.<sup>217</sup> Ich hatte dort nichts verloren. So fand ich also keine Generäle. Wir gingen zurück. Damit endete unser Kriegszug.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Man verteilte den Befehl, kam zurück, machte Meldung. Der deutsche Offizier salutierte mir: «Befehl ausgeführt.» Der Dolmetscher übersetzte die Meldung. Der Offizier bat, bis elf Uhr zu warten, damit Paulus packen

### Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 303

konnte. Mit Paulus würden seine Offiziere und sein Stab fahren. Ich sagte zu Laskin: Ich erbitte Ihre Anordnung, den Stab der südlichen Gruppierung bis zur vollständigen Kapitulation hierzulassen. Ich wollte Roske so lange hierbehalten, bis er mir zur vollständigen Kapitulation verhalf, umso mehr, als die Minenfelder geräumt werden mussten.

Ich verlangte von Roske, dass er seine Sprengmeister holte. Sie trugen alles auf der Karte ein, und ich verlangte, dass einer von den Sprengmeistern die Minen entschärfte. Winokur sagte mir später, dass das Gebäude vermint war. Roske hatte Winokur gesagt, dass er im Ernstfall vor dem Führer für das Leben des Feldmarschalls verantwortlich gewesen wäre. Im Ernstfall wären wir alle in die Luft geflogen. Ich verlangte, dass die Minen unverzüglich geräumt wurden.

Er [Roske] verlangte MPi-Schützen und seinen Wagen. Laskin sagte, dass der Feldmarschall in seinem, Laskins, Wagen fahre, er brauche also nichts zu fürchten. Ich sagte, ich würde einen Wagen mit MPi-Schützen vorweg fahren lassen. Dann begann der Abtransport. Alle diese Truppen wurden abtransportiert. Man zeigte mir Minenfelder, räumte Minen. Dass dieses Gebäude komplett vermint gewesen sei, war eine Lüge. Die Gänge waren vermint, der Eingang war vermint, das Gebäude selbst aber nicht. Sie trugen auf der Karte die Minenfelder ein, und um 17 Uhr meldete Roske mir, er sei bereit zur Abfahrt.

Winokur fuhr ihn fort. Er bat um zwei Wagen, ich stellte zwei Bantams dafür ab. Er kam in mein Auto, seine Offiziere kamen in den Lastwagen. Wir waren die ganze Zeit höflich.

Im Wesentlichen endeten die Kampfhandlungen um neun Uhr, durch Paulus' Gefangennahme endete der Krieg im südlichen Teil Stalingrads vollständig. Die Leute gingen in Gefangenschaft, die Pilgerschaft begann. Vertreter der lokalen Staatsorgane trafen ein. Waffen gab es in Massen. Die Soldaten bewaffneten sich. Abends stellte ich fest, dass es keinen Soldaten gab, der nicht zwei oder gar drei Revolver trug. Viele [Deutsche] warfen selber ihre Waffen hin und gingen ohne Waffen auf den Platz.

Roske bat darum, sich von seinen Offizieren verabschieden zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Ich liess eine Gruppe Offiziere antreten.

Übrigens war hier auch der [von den Deutschen eingesetzte] Stadtkommandant, ein Russe. Er sass ebenfalls hier im Keller. Roskes Dolmetscher sagte, hier seien so und so viele Offiziere, darunter auch der Stadtkomman-

### 304 Der soldatische Chor

dant, ausserdem seien acht Frauen im Keller. Eine von ihnen weinte und bat um die Möglichkeit, sich von dem Kommandanten zu verabschieden. Man kam damit zu mir.

«Genosse Oberst, ein Luder bittet darum, sich vom Stadtkommandanten verabschieden zu dürfen.»

«Unsere?», fragte ich.

«Nein, sie ist nicht von uns, aber Russin. Heult noch, das Luder.»

Ich war unglaublich wütend. Die Übrigen sassen teils bei der Sonderabteilung, teils beim NKWD.

Roske ist meiner Meinung nach 46 oder 47. Paulus ist älter. Roske hat fünf Kinder. Wie Paulus so ist? Er machte auf mich den Eindruck eines in die Enge getriebenen Tieres. Man sah, dass ihm das alles gar nicht gefiel. Hager, unrasiert, nachlässig gekleidet. Er gefiel mir nicht. In seinem Zimmer war es schmutzig. Bei Roske war es mehr oder weniger sauber. Da sass natürlich Stabschef Schmidt.

Als Paulus herauskam, bat er darum, dass man ihn durch den Hinterausgang begleitete, durchs Tor. Er fuhr weg, blickte sich um, lächelte kläglich, albern. Man sah, dass er verstört war, so blickte er sich um.

Wie viel Dreck hier im Keller war, auch in Paulus' Raum! Im Hof war es einfach grässlich. Wir brachten ihn nun in Ordnung.

Ich machte Roske Vorwürfe, weil ein so hochgestellter Stab so viel Dreck gemacht hatte, ich beschämte ihn. Sie fingen an zu reden, dann übersetzte der Dolmetscher. Es war so gewesen, dass unsere Katjuschas und die Artillerie sie tagsüber nicht rausliessen. Sie waren gezwungen, ihre natürlichen Bedürfnisse im Keller zu verrichten. Die Behälter stellten sie nur nachts raus, und selbst da hatten sie Angst. Er errötete ein wenig. Er war vermutlich ein kultivierter, disziplinerter Offizier.

**Major Soldatow:** Es war unvorstellbar schmutzig, man konnte da nicht hergehen, weder durch die Hintertür noch durch den Vordereingang, hüft-hoch stand da der Schmutz und der menschliche Kot und was nicht noch alles. Es stank unvorstellbar. Es gab zwei Aborte, und an beiden stand: «Für Russen Eintritt verboten.» Ob sie die Aborte benutzten, kann man schlecht sagen, denn alle Flure waren Aborte. Manchmal schossen die Deutschen nicht schlechter als wir, aber wir haben aus Wohnräumen keine Aborte gemacht.

**Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):** Als im deutschen Funk gemeldet wurde, dass sie alle Selbstmord begangen



hätten, war ich schockiert. Ich rannte her, schaute mich um. Meine Posten standen bei Paulus im Raum, zwei MPi-Schützen und vier von uns. Alles in Ordnung.

Als ich Roskes Gruppe auf den Abtransport vorbereitete, forderte ich sie auf, die Waffen auf den Tisch zu legen. «Sie auch, legen Sie Ihre Waffen hin», sagte ich zu Roske. Sie waren bis 17 Uhr alle bewaffnet. Sie fingen an, ihre Waffen aus den Koffern zu holen. Sie hätten sich durchaus erschiessen können, und Paulus hätte sich nicht nur erschiessen, sondern auch in die Luft sprengen können.

Im Gegenteil, Roske befürchtete die ganze Zeit, dass Paulus getötet werden könnte, versicherte die ganze Zeit, er sei vor dem Führer für das Leben des Feldmarschalls verantwortlich, es dürfe bloss kein Fehler unterlaufen. Er bat darum, dass ich meinen Wagen vor seinem herschickte. Gen. Laskin sagte:

«Bleiben Sie ruhig. Paulus wird bei mir im Wagen mitfahren.» Da stand Roske auf und dankte ihm: «Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen.»

Von wegen sterben – das waren solche Feiglinge. Die hatten nicht den Mut zu sterben.

Ich hatte mich gerade vorher rasiert. Als man mich vorstellte, ich sei der Kommandeur der 38. Brigade, die ihn gefangen genommen hatte, stand Roske auf. Roske ist älter als ich. Er ist, genaugenommen, nur etwas älter als ich. Ich sehe recht jung aus, aber ich bin auch schon 44. Ich bin seit 1918 in der Armee. Habe in der Division von Schtschors gekämpft, bin Ukrainer, Schtschors-Kamerad. Er errötete leicht.

«Kennen Sie mich oder nicht?», fragte ich ihn.

«Doch, gut, gut.»

Er ist mutig, der Roske. Von einigen hat er geradeheraus gesagt, das seien schlechte Kommandeure. Er kannte unsere Truppenteile gut. Man fragte ihn nach einem Kommandeur. Er sagte, der habe falsch gehandelt, schlecht gehandelt. Von militärischen Dingen versteht dieser General etwas. Roske war Kommandeur der südlichen Gruppe. Schmidt war Stabschef der 6. Armee. Die Verhandlungen führte Roske. Schmidt war Vermittler zwischen Roske und Paulus. Er informierte Paulus über den Gang der Verhandlungen und über die Kapitulation. Gab Paulus' persönliche Bitte weiter, sein Leben zu schonen und das Schiessen einzustellen.

Roske wurde auch nach Beketowka gebracht. Am Ende ärgerte er sich über mich. Als er weggebracht wurde, habe ich mich ihm gegenüber nach-

### 306 Der soldatische Chor

lässig verhalten. Er erwartete offenbar, dass ich zu ihm komme, um ihm die Hand zu drücken, etc. Er wartete im Auto, drehte und wand sich, ich winkte ihm nachlässig zu.

**Oberstleutnant Winokur:** Am 31. Januar 1943 um elf Uhr morgens wurde Paulus weggebracht, Roske wurde um fünf Uhr zu Schumilow nach Beketowka gebracht. Dorthin wurde auch Paulus überstellt. Die nördliche Gruppe kapitulierte zwei Tage später gegen Abend.

**Generalmajor Abramow (Mitglied des Militärrats der 64. Armee):** Um sechs Uhr morgens rief Schumilow mich an – ich schlief noch –, dass Paulus gefangen genommen werden musste, dass man jemanden schicken musste. Ich zog mich an, ging zu Schumilow ins Zimmer. Wir überlegten, wen wir schicken könnten. Entschieden uns für Laskin. Laskin fand man nicht, wir schickten den Chef der 1. Abteilung, den stellvertretenden Stabschef Oberst Lukin. Er fuhr los. Dann fand man Laskin, er wurde Oberst Lukin nachgeschickt. Neun Uhr – und immer noch keine Nachricht. Wir fingen an, nervös zu werden. Dann fuhren Serdjuk und ich selber los.

Da wir nicht genau wussten, wo sich die Truppen der 38. Brigade befanden, und Stalingrad nicht kannten, schossen wir am Stab der 38. Brigade vorbei, kamen auf dem Platz vor dem Kaufhaus heraus, kurvten auf dem Platz herum, fürchteten dann, dass sie vor uns in den Stab [der Armee] gebracht würden, wendeten und tuckerten zum Stab zurück.

Danach dauerte es noch etwa eine Stunde, bis Laskin mit Paulus ankam. Er wurde in Schumilows Arbeitszimmer gebracht. Zuerst notierte Schumilow eine Liste von Fragen. [...] Als sie ihn brachten, trat Stabschef Laskin als Erster ein. Paulus wurde in einer Emka<sup>218</sup> hergebracht. Schumilow sass da, ich, Serdjuk, Tschujanow und der stellvertretende Chef der Politverwaltung der Front, Trubnikow. Der Stabschef meldete:

«Ich bringe den Generalfeldmarschall der deutschen Armee von Paulus.»

Man bot ihnen an, im Flur den Mantel auszuziehen. Sie legten den Mantel ab. Paulus trat ein, Schumilow, Adam, sie grüssten uns auf ihre Weise – mit erhobenem Arm. Schumilow sagte: «Setzen Sie sich.» Sie nahmen Platz. Schumilow verlangte von Paulus Papiere. Der präsentierte sein Soldbuch. Schumilow prüfte das Soldbuch, in dem dokumentiert wurde, dass er was war – Feldmarschall? Paulus sagte, er habe keine Papiere, doch der

### Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 307

Stabschef könne bestätigen, dass gestern per Funk die Nachricht gekommen sei, dass er zum Feldmarschall ernannt worden sei.

Paulus war unrasiert, hatte Bartstopplern, trug aber seine Kreuze, wie es sich gehörte.

Die Waffe hatte man ihm schon dort abgenommen. Er wurde befragt. Man fragte ihn, ob er den Befehl zur Kapitulation gegeben habe. Er sagte, ja, die Truppen ergäben sich. Er wurde gefragt, warum sie kapitulierten. Er sagte, es gebe keine Munition, keine Lebensmittel, weiterer Widerstand sei zwecklos. Zu der Zeit wurden sie fotografiert, sie schüttelten darüber den Kopf.

Das Ganze dauerte drei bis fünf Minuten. Danach wollte man ihnen zu essen geben. Laskin und ich brachten sie weg. Schumilow ging nicht mit. Wir führten sie hin, sagten: «Setzen Sie sich, essen Sie.» Und wir haben einfach zwei Stunden miteinander geredet. Später kamen Schumilow, Serdjuk, Trubnikow. Paulus lehnte es erst ab, Alkohol zu trinken. Dann habe ich ihn zu einem Gläschen verleitet. Er sagte: «Ich kann nicht, wir haben nichts gegessen», später sagte er: «Bei uns ist es nicht üblich, Wodka zu trinken.» Dann trank er ein Gläschen, dann ein zweites. Schumilow kam. Er trank auf unsere Gesundheit. Da waren wir schon mitten in der Unterhaltung, sassen einfach zusammen. Ich stellte ihm die Frage, warum sie nicht aus dem Kessel ausgebrochen waren, als der Weg noch frei war. Er antwortete: «Das wird die Geschichte ergründen.»

Er wurde danach gefragt, wie ihr Auftrag gelaftet habe, wie er die Zerschlagung seiner Armee bewerte. Schumilow sagte zu ihm, wir hätten die Schlüssel von Berlin in der Hand, die Deutschen hätten dagegen die



General Schumilow überprüft die Papiere von Feldmarschall Paulus. Standbilder aus der sowjetischen Wochenschau *Soiuskinoschurnal* 1943, Nr. 8

### 308 Der soldatische Chor

Schlüssel von Moskau nie in der Hand gehabt; wir würden die Schlüssel von Berlin besitzen, die Deutschen aber diejenigen von Moskau nie. Er verzog das Gesicht, als er das hörte, sagte aber nichts. Er ist 54. Er fragte mich, wie alt ich sei. Ich sagte 36. Er schnitt wieder ein Gesicht.<sup>219</sup>

Schmidt beteiligte sich am Gespräch. Der ist klüger, ein praktischer Mensch. Es gab eigentlich nichts, was wir sie fragen konnten. Was sie über ihre Armee zu erzählen hatten, nützte uns nichts, sie war ja ganz und gar in unseren Händen, und über die Gesamtlage wusste er weniger als wir. Paulus fragte seinerseits nichts. Er war sich meiner Meinung nach sicher, dass er nicht getötet werden würde. Wir fragten sie, warum sie Stalingrad zerstört hätten. Er sagte: «Sie haben Stalingrad nicht weniger beschossen als wir.» Wir antworteten: «Wenn Sie nicht hierhergekommen wären, hätten wir Stalingrad nicht beschossen.» Darauf erwiderte er nichts.

Schumilow war zurückhaltend. Paulus war nervös, sein Gesicht zuckte, die Lippen waren zusammengepresst, ein alter Mann, er hatte so gar nichts Besonderes an sich. [...] Paulus verhielt sich ein wenig servil, anbiedernd, er lobte uns, lächelte, verbeugte sich.

Als sie ins Esszimmer kamen, baten sie darum, dass weder mitgeschrieben noch fotografiert würde. Ich sagte, das sei in Ordnung, aber hinter der Wand sassen unsere Schreiberlinge und notierten alles. Fotografen gab es wirklich nicht.

**Generalleutnant Schumilow (Oberbefehlshaber, 64. Armee):** Nachdem Generalfeldmarschall Paulus hierher in den Armeestab verbracht worden war, empfing ich ihn, und er machte einige Angaben. Zunächst bat ich ihn um die Bestätigung, dass er tatsächlich Generalfeldmarschall von Paulus war. Er präsentierte mir sein Soldbuch, in dem stand, dass er in der deutschen Armee dient und von Paulus ist, Soldat der deutschen Armee von Paulus.

Als ich das Soldbuch geprüft hatte, stellte ich ihm folgende Frage: «Man hat mir gerade erst gemeldet, dass Ihnen gestern oder vorgestern der Rang eines Generalfeldmarschalls verliehen worden ist, und deshalb bitte ich um die schriftliche Legitimation eines Marschalls.»

Er erklärte, eine solche Legitimation besitze er nicht, doch er habe tatsächlich über Funk ein Telegramm von Hitler erhalten, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass ihm der Rang eines Generalfeldmarschalls verliehen worden sei, und sein Stabschef und sein Adjutant, die in dem Moment bei ihm waren, könnten das bestätigen.

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 309



General Michail Schumilow, Stalingrad, 31. Januar oder 3. März 1943.  
*Fotograf: Lipskerow*

Da stellte ich ihm die Frage, ob ich meiner Regierung melden könne, dass ich nicht einen Generaloberst, sondern einen Generalfeldmarschall gefangen genommen habe. Er erklärte: «Bitte richten Sie Ihrer Regierung aus, ich sei Generalfeldmarschall.»

Als Nächstes wurde die Frage gestellt, wie der Generalfeldmarschall den Umstand erkläre, dass vor Stalingrad deutsche Elitetruppen konzentriert waren, während an den Flanken weniger widerstandsfähige Verbände wie Rumänen und Ungarn standen; unser Oberkommando hatte die Lage richtig eingeschätzt, den Flanken Niederlagen beigebracht und die deutschen Elitetruppen vor Stalingrad dabei umgangen. Auf diese Frage antwortete er, das sei ein Fehler der deutschen Armee gewesen. Nicht Paulus selbst, sondern General Roske und andere Generäle sagten, Generalfeldmarschall von Paulus habe nach einer Reihe erfolgloser Angriffe auf Stalingrad und in Richtung Beketowka Hitler die Frage vorgelegt, ob er seine Truppen den Winter über hinter den Fluss Don zurückziehen könne. Nach den Erklärun-

### 310 Der soldatische Chor

gen Roskes und der anderen Generäle soll er Hitler diese Frage zweimal vorgelegt haben, doch Hitler gestattete die Verlegung deutscher Truppen hinter den Don nicht. Das war ungefähr Ende Oktober, Anfang November, noch vor der Einkesselung.

Auf die Frage, ob die eingekesselte deutsche Armee ihren Widerstand noch hätte fortsetzen können, antwortete er mir, er sei nach dem Sprengen der Verteidigungsfront Woroponowo-Pestschanka-Staraja Dubowka der Meinung gewesen, ein weiterer Kampf sei sinnlos, da nirgendwo mehr Frachtflugzeuge landen und die eingekesselte Gruppierung mit Munition und Lebensmitteln versorgen konnten. «Doch ich hatte ja», sagte er, «den Befehl erhalten, bis zum Letzten zu kämpfen, und so führte ich als Soldat den Kampf fort. Nur die komplette Umzingelung des Stabs zwang uns dazu, die Waffen niederzulegen.»

Warum er nicht Selbstmord begangen hat – diese Frage habe ich ihm nicht gestellt.<sup>220</sup>

Die deutschen Zeitungen schrieben, dass Paulus in jeder Tasche einen Revolver und Gift habe. Bei seiner Durchsuchung wurde ein Revolver entfernt, Gift wurde nicht gefunden. Paulus wurde unversehrt gefangen genommen, er war nicht verwundet und wurde während der Gefangennahme vonseiten unserer Kommandeure keinerlei Repressalien ausgesetzt. Er kam in seinem Wagen und mit allen seinen Burschen im Stab der 64. Armee an.

**Hauptmann Golowtschiner (Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 64. Armee):** Paulus ist ein hochgewachsener, etwas gebeugter alter Mann von über 60, seine Augen sind grau, er hielt sich mit der Würde, die einem Feldmarschall ansteht, war unrasiert. Er war bedrückt, sah kränzlich aus. Nach den Worten seines zweiten Adjutanten war er in den letzten Tagen ernsthaft krank gewesen.

Am 29. Januar zog Paulus sich vom Kommando zurück. Am 31. wurde erklärt, der Herr Feldmarschall habe das Kommando niedergelegt und General Roske damit beauftragt, die südliche Gruppierung der Stalingrader Truppen zu befehligen. Paulus liess sich durch seinen Stabschef zur Privatperson erklären, und er übertrug alle seine Vollmachten auf Generalmajor Roske. [...] Ich habe mich unterwegs und dann hier (in Beketowka) mit Offizieren aus dem Stab von Paulus unterhalten. Alle warfen Paulus Weichheit und Charakterschwäche vor, weil sie, wie sie sagten, noch bedeutend länger hätten Widerstand leisten können; sie hätten noch genügend Kräfte gehabt,

aber man hätte mehr Härte zeigen müssen. Ausserdem waren sie der Ansicht, Paulus' Stab habe schon beim Marsch auf Stalingrad, noch weit entfernt von der Stadt, eine Reihe grober taktischer Fehler gemacht. Hätte es diese groben Fehler nicht gegeben, hätten sie effektiver Widerstand leisten können, erklärten sie.

**Gardeoberst Kudrjawzew:** Die Deutschen glaubten nicht an den Kessel, und die Offiziere sagten ihnen nichts davon. Später, als es nichts mehr zu essen gab, begriffen sie. Man redete davon, man sei wohl eingekreist. Vom Ultimatum wussten nicht einmal die Offiziere etwas, und die Soldaten wussten überhaupt nichts.

**Hauptmann Golowtschiner (Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 64. Armee):** Bis zum letzten Moment hielt den deutschen Offizier der Glaube an den Sieg der deutschen Armee, der Glaube an die eigene Kraft aufrecht. Der Offizier wiederum hielt seine Soldaten aufrecht. Der Soldat ordnete sich ihm widerspruchslos unter. [...] Das Wort eines Offiziers, der Befehl eines Offiziers ist für den deutschen Soldaten Gesetz. Die Disziplin ist bei denen sehr stark ausgeprägt.

**Oberleutnant Fjodorow:** Danach erging der Befehl, keinen Schuss mehr abzugeben. Alle Fritzen gingen in Gefangenschaft. Am 1. Februar 1943 durfte von neun bis elf Uhr nicht geschossen werden. Die Fritzen gingen in der Zeit zu Hunderten in Gefangenschaft. Man schrie: *Hitler kaputt*. Brachte Gefangene mit erfrorenen Füßen, mit verbundenen Köpfen zu uns. Die meisten waren in Decken gehüllt, und so gingen die Gefangenen daher. Vom 1. Februar an feuerte ich nicht mehr mit dem Geschütz, ich erledigte mit der Pistole Verwundete in Kellern.

**Major Soldatow:** Tschechen, Griechen, Tschechoslowaken, ganz zu schweigen von Rumänen – die ergaben sich leicht, aber diese verfluchten Deutschen verhielten sich arrogant. Man konnte oft von ihnen hören, dass unsere Erfolge vor Stalingrad nur Zufall gewesen seien. Selbst als sie in Gefangenschaft waren, sagten sie solche Sachen. Einen hat unser Kommandant am Ärmel gepackt, rausgezerrt und erschossen. Unser Kommandant<sup>221</sup> ist generell für diese Dinge berühmt.

**Oberstleutnant Winokur:** Da steht ein Kradfahrer von der Aufklärung und daneben ein deutscher Fahrer in unserem Armeemantel. Ich frage den Kompaniechef: «Wieso hast du ihm den Mantel gegeben? « – «Ihm war kalt.» – «Und als du auf dem Boden lagst und er auf dich geschossen hat?»

**Major Jegorow:** Unsere Gefangenen hier im Gebäude des Gebietskomi-



Platz der Gefallenen Kämpfer und Kaufhaus, März 1943. Auf dem Schild stehen die Worte: «Fluch und Tod den deutsch-faschistischen Eroberern und ihrem Staat, ihrer Armee und ihrer neuen ‚Ordnung‘»<sup>222</sup> *Fotograf: S. Strunnikow*

tees wurden befreit. Wir beschlossen sofort, sie einzusetzen. Führten ein kurzes Gespräch, sagten, sie hätten ein Verbrechen begangen, wofür sie nicht nach dem Gesetz bestraft, sondern erschossen werden müssten. Sie hätten nur eine Chance, nämlich ihre Schuld mit dem eigenen Blut zu sühnen. Sie griffen mit grosser Freude nach den Waffen, wobei wir sie warnen, dass beim leisesten Anflug von Panik oder Feigheit oder beim Versuch, sich gefangen nehmen zu lassen, alle erschossen würden, unabhängig davon, wie viele tatsächlich Schwäche gezeigt hätten. Hier und da haben die uns [später] nicht schlecht rausgehauen.

**Oberst Smoljanow (Chef der Politabteilung der 64. Armee):** Der erste und wichtigste Auftrag lautete: sich und die Verbände und die Parteiorganisationen in Ordnung zu bringen. Per Armeebefehl wurden fünf Ruhetage festgesetzt. Der Auftrag lautete, in dieser Zeit neben den elementaren Verrichtungen – wie sich zu rasieren, die Haare zu schneiden, Reparaturen durchzuführen – ein Kulturprogramm anzubieten. Der Linie von Par-



### Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 313

tei und Politarbeit entsprechend diskutierten wir die Fragen sehr ausführlich und empfahlen, in den einzelnen Arbeitskollektiven eine Folge von Besprechungen durchzuführen, bei denen die Frage gestellt werden sollte, was die Erfahrung des Kampfes um Stalingrad uns lehrt. Das Thema war die zentrale Frage bei allen Versammlungen und Besprechungen.

#### **Generalmajor Burmakow (Kommandeur der 38. Schützenbrigade):**

Am nächsten Tag [am 1. Februar] kam N. S. Chruschtschow. Er kannte unsere Brigade genau. Mich hatte er erst in Stalingrad kennengelernt. Dann traf ich ihn, als wir uns auf den Durchbruch im November vorbereiteten, wir trafen uns auf dem Vormarsch, teilten unsere Eindrücke. Er sagte ständig: «Also, Kinder, versiebt es nicht! Ihr habt's gut gemacht, sehr gut.»

Am Tag nach Paulus' Gefangennahme kamen Schumilow und N. S. Chruschtschow. Chruschtschow schloss uns gleich in die Arme, küsste uns.

«Danke, danke, Leutchen! Ein Feldmarschall wird nicht oft gefangen genommen. Generäle schnappen wir vielleicht noch, aber einen Feldmarschall – das ist schwierig.»



Nikita Chruschtschow vor dem Stalingrader Kaufhaus, Februar 1943



Kundgebung aus Anlass des Sieges auf dem Platz der Gefallenen Kämpfer,  
Stalingrad, 4. Februar 1943

Diese Dankbarkeit von Chruschtschow ist eine grosse Sache für uns.

Dann kamen sie hierher, in diesen Keller, setzten sich. Tschujanow kam. Vertreter der lokalen Staatsorgane kamen, kurz, eine Masse Menschen kam angefahren. Chruschtschow dankte uns immer noch, Schumilow zeigte auf mich und sagte:

«Er war einmal wütend auf mich, weil wir ihn nicht kämpfen liessen. Ich weiss, wann ich jemanden kämpfen lasse!»

Nach der Kundgebung am 4. Februar wurde ein Festabend veranstaltet. Chruschtschow kam, lobte uns wieder.

Ich brüste mich nicht gern, aber was soil's, wir haben ihn geschnappt, haben etwas geleistet, ich bin zufrieden, dass wir die Sache hinbekommen haben, dass die Brigade es gut gemacht hat; für mich ist das das Wichtigste.

Ich hielt eine Ansprache und begrüsst die Gäste im Namen der Brigade. Meiner Meinung nach haben wir nicht schlecht gekämpft. Chruschtschow stand auf und sagte:

«Er tut bescheiden. Danke für Paulus!»

Alle meine Konkurrenten waren hinter Paulus hergewesen.

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Die Gefangennahme von Feldmarschall Paulus 315

Schon im Februar 1943 zierte den Eingang zum Verhandlungsraum im Keller des Stalingrader Kaufhauses eine Papptafel mit der Aufschrift: «Hier wurde am 31.1.43 um 7 Uhr der Oberbefehlshaber der 6. deutschen Armee, Generalfeldmarschall von Paulus und sein Stab, angeführt von Generalleutnant Schmidt, von der 38. Schützenbrigade (mot) gefangengenommen.» Darunter standen die Namen von Oberst Burmakow und seinem Politstellvertreter, Oberstleutnant Winokur. Geringfügig abgeändert – ohne das adelnde «von» – wurde im selben Jahr ein gleichlautendes Schild am Seiteneingang des Kaufhauses neben der Kellertreppe aufgehängt. Es zog, wie das Foto auf S. 316 bekundet, noch im Sommer 1944 Besucher an.

Im Jahr 1951 wurde das Schild durch eine Bronzetafel ersetzt, die Paulus Namen nun richtig wiedergab, zugleich aber den Hergang vom 31. Januar 1943 episch aufbauschte. Sie beschrieb den Gegner als «Stalingrader Armeeverband ..., der in der grossen Stalingrader Schlacht von der ruhmreichen Roten Armee umzingelt und zerschmettert wurde». Die Bronzetafel



Im Keller des Stalingrader Kaufhauses. *Fotograf: Sergei Strunnikow*



Eingang zum Keller des Kaufhauses, Stalingrad 1944. *Fotograf: Samari Gurari*

würdigte die 38. Schützenbrigade unter dem Kommando von Oberst Burmakow, erwähnte Oberstleutnant Winokur aber mit keinem Wort. Im Zuge der antisemitischen Kampagne der späten Stalinzeit wurde sein Name aus den sowjetischen Annalen der Schlacht getilgt.

Heute existiert auch die Bronzetafel nicht mehr. Im Keller des Kaufhausgebäudes richtete ein Lokalhistoriker in den neunziger Jahren ein bescheidenes Museum zur Schlacht von Stalingrad ein. In den letzten Jahren stand das Museum in einem Rechtsstreit mit den Besitzern des Kaufhauses, die Anspruch auf die Kelleretage erhoben und dort ein Restaurant eröffnen wollten. Durch einen richterlichen Beschluss vom Mai 2012 ist der Keller nun zu einem Teil des Staatlichen Museumskomplexes zur Schlacht von Stalingrad erklärt worden. Zum 70. Jahrestag der Schlacht im Herbst 2012 ist die Eröffnung der neuen Gedenkstätte geplant.<sup>223</sup>

## Neun Erzählungen vom Krieg

№.

СТЕНОГРАМА

белом, провлекшей в компании 62-й армии в направлении г. Ленинград тов. ЧУ. БОДИН Василием Васильевичем.

ГОР. СТАЧКАРА 1.

3/1-1943г.

Восходу провозит ученик секретаря ЕВАНДИН А.А.

Вот также была Сарабравкина пруду Губской области, Дре-  
тскаякая чума, в Британ, 4 вилки. В старые время, поскольз  
многочисленность нас, так вот до 10-12 дачи у отца поработница, по-  
том идешь в отход, чума не являлся, тихо, как говорится, не было  
ототулелый и влукую сторону, чума та же удалея достигла. Кочука-  
ся и, ослепшую школу замечают. Потом у чума отиралась эмшея за-  
чальные училище - торговое село было. Прочитал год в школе на-  
чальник училища. Это было в 1912 г. В 1900 г. родился. Жил в  
Дитер. Там уже были прыжки. Они все работала. Чума была различ  
демого назного качества, чернорабочие, грузчик, дворник, а на-  
чал в Питере так. Аста там на Бассейной улице Чертбаевские боча.  
Ну, вот, мельчайшей на парадной лестнице. Деторолик и жила пять  
рублей в месяц и хлеба. Так существовала около 12 лет. Овортин-  
кой был. Работа в 7 часов утра по 11 вечера.

Дело было широк торговательным делом, переед Паской в 1914 г.  
У нас был управленческий отряд, прокто заметил чума на территории  
подходя, после, заметил, и решил выгнать и мечь. На выгнать ты-  
дла мга, вода, чума была эти совершенно. В деревню отходить  
нельзя было, потому что самостоя было человек 10-12 не еде мча-  
дьявня приехал. Ну что-то дитель-та? Берка, чума-ой отя мча-  
ся. Он был человек извозчиком, отпоямалой кой - Лету чума.  
Он мне устроил на Новском проспекте была извозчиком, конторой  
"Сиворова", - тот человек мальчишкой на лестнице, коридором, или  
Господет. Чорт их знает, видел омырар с посылкой в номер, мчуть  
запухла и все я доску раская. Устроили стая дугачья, чума это  
важно, ногой подлая, вся подотела, в соседнюю комнату переед,  
смычал. Так что я на больше трид человек проработал и чума мча-  
кая раба ботского.

После этого тоже вышло знакомство, определял чума в доста-  
виду, там был "Восновский др" в Советном переулке, углы Бископ.  
Там, как говорится, наблюдался чума, кроме чорткого, вылет это  
полююсть разгнать, которая оучелась в то время. Оттуда  
Губойя, мне казалось в крепко являюся работать так я решил во что  
бы то мне стало уйти, но куда? Физически жарить я был паролем.  
Это уже было, если не ошибался, во время войны. А в Питере  
важ видел Чумацкий собор. Против этого собора торговый дом Луки  
ков и Булдыков, разноязычных товаров. Проработал там в несколько  
дней, ничего так я обман. А тут на чумаго поля чумаго работ янго,  
мы вступались по законным дини. "Чума ты плутичка, - голулка,  
кавал на работу". А дини: на кой чарт действовало в чума-  
был. Я охоту-токч земля на мчид почог, тако отпоямалой или  
чумной. На Казанской улице, или дом 12, или дом 10 была там  
чума мчучерская Чума-ева. Поступил туда учеником, а чума тут  
мчужи уч ослепал мчучером, не слухий это прошея. А там я  
проработал до конца 1916 г. В этой чумаго мчучерной ралуки  
там, а дини во чумаго сны отя. Все, что старые мчужа были  
днем такую дату - это Руныки об'янкий мчужа немца, была  
ослея 1916 г. Диня, чума, откуде-то мчучером, прошея, про-  
Удалаи большим чумаго дини. Потом у чума мчужа  
чумаго Горбуш и чумаго. Всегда я был физически сильней, что я  
во мчужа оучелся, не знаю. Сестра чума в Питере приехала. Бача

Eine Seite aus den Stalingrader Protokollen

## Armeegeneral Wassili Tschuikow

Wassili Tschuikow (1900-1982) ist der wohl bekannteste sowjetische Verteidiger von Stalingrad. Als Generalleutnant kommandierte Tschuikow die 62. Armee, die von September 1942 bis Februar 1943 im Stadtzentrum und den nördlichen Industriebezirken gegen die anfangs weit überlegenen Deutschen kämpfte. Anfang Oktober hielt sich die Armee entlang der Wolga auf einer 12 Kilometer breiten Front, die an einigen Stellen nur 200 Meter tief war. Einen Monat später war der noch schmalere Frontstreifen an drei Stellen von den Deutschen unterbrochen, die bis zum Fluss vorgedrungen waren. Tschuikow veröffentlichte zum fünfzehnten Jahrestag der Schlacht sein erstes Buch über die «legendäre 62.» und publizierte in rascher Folge weitere Erinnerungen zu Stalingrad.<sup>1</sup> Trotz dieser Mitteilbarkeit Tschuikows bietet das frühe, am 5. Januar 1943 auf dem Gefechtsstand der 62. Armee in der Nähe des Stalingrader Stahlwerks «Roter Oktober» aufgezeichnete Gespräch mit dem Armeekommandeur viele neue Informationen und Eindrücke.<sup>2</sup>

Tschuikow spricht anders, unvermittelter, farbiger und kräftiger, als er viele Jahre später aus der Rückschau schreibt. An seinen gedanklichen Sprüngen und Einlassungen merkt man die nervöse Spannung, die während der Schlacht an ihm zerrte. Das Gespräch macht sehr viel klarer als die Memoiren, wie dicht am Rand ihrer Vernichtung die 62. Armee zeitweise stand und mit welcher Härte Tschuikow seine Soldaten zum Kämpfen antrieb. Im Interview gab er zu Protokoll, dass er am 14. September, zwei Tage nach seiner Ernennung zum Armeekommandeur, vor angetretenen Soldaten eines Regiments deren Kommandeur und Kommissar erschoss. Sie hatten ohne Befehl ihren Gefechtsstand verlassen. Kurz darauf erschoss er zwei Brigadekommandeure und die Kommissare, die an das östliche Wolgaufer geflüchtet waren. Diese Exekutionen, so Tschuikow weiter, zeigten sofortige Wirkung. In seinen Memoiren bestätigt Tschuikow die

### 320 Neun Erzählungen vom Krieg

Anwendung des Stalinbefehls «Keinen Schritt zurück», doch lesen sich die Vorfälle aus über dreissigjährigem Abstand anders. Er habe den kleinmütigen Offizieren eine «scharfe Rüge» erteilt.<sup>3</sup>

Zu Beginn des Gesprächs erzählt Tschuikow von seiner Kindheit in einer armen und vielköpfigen Bauernfamilie und von der Beschleunigung und dem Aufschwung, die sein Leben im Gefolge der Revolution von 1917 erfuhr. Dem Beispiel seiner älteren Brüder folgend, von denen drei in der revolutionär gestimmten Baltischen Flotte dienten, trieb es ihn instinktiv zu den Bolschewiken, deren Radikalität und Härte ihm imponierten. Er trat in Petrograd den bewaffneten Arbeitereinheiten der «Roten Garden» bei und war praktisch mit dem Zeitpunkt ihrer Entstehung im Januar 1918 Soldat der Roten Armee. Ein Jahr später wurde er Mitglied der bolschewistischen Partei. Im Bürgerkrieg kommandierte Tschuikow mit 19 Jahren schon ein Regiment, und er nahm an Offensiven im Ural und Sibirien gegen die Weisse Armee teil. Sein Vorgesetzter und Mentor war der Divisionskommandeur Asin, den Tschuikow mit dem Bürgerkriegshelden Wassili Tschapajew verglich; «ein Mann mit militärischer Kultur ..., der sich nicht scheute, selbst zum Angriff vorzugehen, jemandem die Fresse zu polieren, wenn der schlecht kämpfte, und alles für den Sieg zu tun.» Der Kommandeur, wie Tschuikow sich ihn vorstellte und wie er ihn auch selbst verkörperte, hatte eine ausgesprochene physische Autorität. Er unterstrich seinen Rang gegebenenfalls auch durch Faustschläge ins Gesicht von Untergebenen. Viele Zeitgenossen bescheinigten Tschuikow ein aufbrausendes Wesen und einen Hang zur Gewalt. Tschuikows goldenes Gebiss (von mehreren westlichen Journalisten bemerkt, die ihm in Stalingrad erstmals begegneten) verriet, dass er offenkundig selbst die Autorität von anderen Kommandeuren zu spüren bekommen hatte.<sup>4</sup>

Nach dem Ende des Bürgerkriegs besuchte Tschuikow, der bis dahin nur eine vierjährige Schulbildung vorweisen konnte, die Moskauer Militärakademie. Stalins Säuberungen in der Roten Armee, die er nicht erwähnt, beförderten seinen Aufstieg nachhaltig. 1939 wurde er zum Armeekommandeur ernannt. Seine Biographie trägt ähnlich der von Alexander Rodimzew die Züge einer typisch sowjetischen Erfolgsgeschichte von Menschen, die unter ärmlichen Bedingungen im späten Zarenreich aufwuchsen, bevor die Revolution und das Sowjetregime ihnen zu Bildung, Ansehen und Autorität verhalfen. Freilich unterdrückt Tschuikow zugleich die Schattenseiten seines Lebenslaufs, etwa den Winterkrieg in Finnland, der für die von ihm



kommandierte 9. Armee schmachlich endete und Tschuikow den Posten – wenn man will, die Strafversetzung – als Militärattaché in China einbrachte. Erst im März 1942 wurde er zurückberufen, wohlgermerkt nicht an die Front, sondern zu einer bei Tula stationierten Reservearmee, der er als Stellvertretender Kommandeur zugeteilt wurde. Mit dieser 64. Armee zog er im Juli 1942 an den Don und kämpfte erstmals gegen die deutsche 6. Armee. Am 8. September schliesslich erfolgte Tschuikows Ernennung zum Kommandeur der 62. Armee.<sup>5</sup>

Tschuikows Erzählung aus dem Stalingrader Schlachtgeschehen beschreibt nicht nur die Entstehung des heldenhaften Kampfgeists in der Roten Armee, sie bindet diesen auch an die eigene Person. Der General stilisiert sich zuweilen als ein entscheidender Held der Schlacht, und er muss zu dem Zweck die Verdienste seiner Rivalen schmälern – in erster Linie die Verdienste Rodimzews, des schon damals legendären Kommandeurs der 13. Gardedivision. Das Gerangel um die Lorbeeren für Stalingrad schildert Wassili Grossman in seinem Stalingradroman *Leben und Schicksal*. Er erwähnt, wie sich auf der Kundgebung im Februar 1943 zur Feier des Stalingrader Sieges der «betrunkene Tschuikow auf General Rodimzew stürzte und ihn erwürgen wollte, nur weil Nikita Chruschtschow [...] Rodimzew umarmt und geküsst hatte, ohne Tschuikow, der neben ihm stand, auch nur eines Blickes zu würdigen».<sup>6</sup> Auch der NKWD rügte Tschuikows «unschönes» Verhalten. Ein interner Bericht vom März 1943 gibt ein Gespräch zwischen Tschuikow und dessen Stellvertreter für politische Angelegenheiten, Generalleutnant Gurow, wieder, worin sie Rodimzew als einen «Zeitungs-general» titulierten, der wirksame Kontakte zu Journalisten pflegte, aber auf dem Schlachtfeld nichts bewirkt habe. Diese Intrigen, so der NKWD-Informant weiter, seien auch der Grund, warum Rodimzew als einziger Divisionskommandeur in der 62. Armee bei der Verteidigung von Stalingrad ohne Auszeichnung geblieben sei.<sup>7</sup>

Mit seiner Armee, die im April 1943 in «8. Garde-Armee» umbenannt wurde, kämpfte Tschuikow weiter und erstürmte 1945 zuletzt Berlin. Er stand zwischen 1949 und 1953 der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland vor und erlangte 1955 den höchsten sowjetischen Militärtitel – Marschall der Sowjetunion. In Wolgograd ist Tschuikow in besonderer Form verewigt. 1967, zum 25. Jahrestag der Schlacht, wurde auf dem damals besonders umkämpften Mamajew-Hügel eine grossflächige und von

### 322 Neun Erzählungen vom Krieg

einer monumentalen «Mutter Heimat»-Statue gekrönte Gedenkstätte eingeweiht. Auf der zentralen Achse des Gedenkortes steht eine 16 Meter hohe entblösste Soldatenfigur. Sie hat die Heldenbrust eines jungen Mannes, die Gesichtszüge sind jedoch erkennbar die von Wassili Tschuikow. Nach seinem Tod wurde der Verteidiger von Stalingrad gemäss seiner testamentarischen Verfügung zu Füssen der «Mutter Heimat» oben auf dem Mamajew-Hügel begraben.

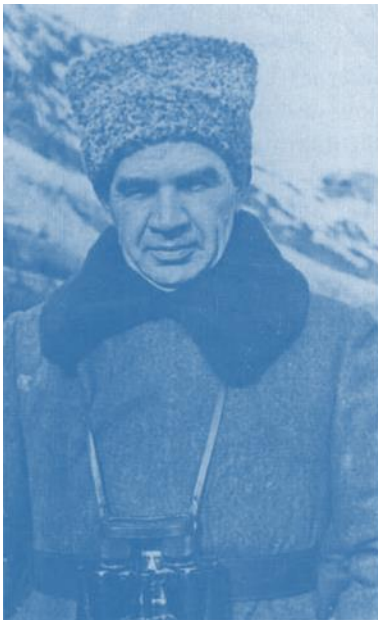
**ASch.**

**Stenogramm**

**des Gesprächs mit dem Kommandeur der 62. Armee, Generalleutnant Gen. Wassili Iwanowitsch TSCHUIKOW Stalingrad, den 5.1.1943**

**Das Gespräch führte der wissenschaftliche Sekretär A. A. Belkin**

Im Gebiet Tula liegt das Dorf Serebrjanye Prudy<sup>8</sup> [Silberweiher]. Eine Bauernfamilie, 8 Brüder, 4 Schwestern. In der alten Zeit arbeiteten wir, da wir so viele waren, bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren daheim beim



Wassili Tschuikow in Stalingrad

Vater, dann gingen wir aus dem Haus. Keine schlechte Familie, es ging ruhig zu, kam nicht zu Ausschreitungen. Ich teilte dieses Schicksal. Ich besuchte die Dorfschule bis zum Schluss. Dann wurde bei uns eine höhere Grundschule eröffnet – es war ein Handelsdorf. Ich besuchte die höhere Grundschule. Das war 1912. Geboren bin ich 1900. Ich ging nach Piter [St. Petersburg]. Dort waren schon meine Brüder. Sie arbeiteten alle. Sie verrichteten niedrigste Arbeiten, waren unqualifizierte Arbeiter, Ladearbeiter, Hausmeister. Ich fing in Piter auch so an. In der Basseinaja-Strasse befanden sich die Seribejewski-Bäder. Ich war Pförtnerjunge im Haupttreppenhaus. Bekam fünf Rubel im Monat und Verpflegung. So brachte ich mich etwa zwei Jahre durch. War ein Frechdachs. Arbeit von 7 Uhr früh bis 11 Uhr abends.

Es geschah vor einem Festtag, vor Ostern 1914. Unser Hausverwalter war streng, er hatte Müll im Haupttreppenhaus bemerkt, kam her und warf mich raus, basta. Ich flehte ihn auf Knien an, denn ich hatte ja sonst keine Bleibe. Ins Dorf konnte ich nicht zurück, weil die Familie fünfzehn, sechzehn Köpfe zählte, und dann wäre noch ein Kostgänger dazugekommen. Also was tun? Na ja, es fand sich ein Bekannter. Er war Droschkenkutscher, hiess mit Nachnamen wie ich – Pjotr Tschuikow. Er brachte mich unter. Auf dem Newski-Prospekt gab es die Pension «Sanremo» – da machte ich dasselbe, war sogenannter Treppenjunge, Korridorbursche. Hol's der Teufel, ich brachte einmal den Samowar und das Geschirr in ein Zimmer, stolperte offenbar, und alles ging zu Bruch. Die Putzfrau zeterte los, mich packte die Wut, ich stiess mit dem Fuss zu, alles flog durch die Gegend, ich stürmte ins Nachbarzimmer, Skandal. Ich hatte höchstens drei Wochen gearbeitet, da wurde ich armer Knecht Gottes auch schon entlassen.

Danach fanden sich wiederum Bekannte, die brachten mich im Hotel unter, im sogenannten «Moskowski jar», Swetschny-Gasse Ecke Jamskaja-Strasse. Da bekam ich, wie es so schön heisst, alles zu sehen, nur nichts Gutes, nämlich die ganze Gemeinheit des Lasters, die damals herrschte. Offen gesagt, ich hatte es gründlich satt, dort zu arbeiten, und beschloss, um jeden Preis wegzugehen, aber wohin? Körperlich war ich ein erwachsener Bursche. Das war, wenn ich mich nicht irre, schon während des Krieges. [...] Ich bin der fünfte Sohn meines Vaters. Alle, die älter waren als ich, waren zur Armee eingezogen worden. Von den vier Brüdern waren drei Matrosen in der Baltischen Flotte. Jetzt fällt mir das Datum wieder ein – es

war, als Rumänien den Deutschen den Krieg erklärt hatte. Es war im Herbst 1916.<sup>9</sup>

Ich weiss auch noch, dass ich von irgendwoher zurückkam, bibbernd und durchnässt, ich wurde krank. So krank arbeitete ich zwei Monate. Dann blutete ich aus Hals und Nase. Ich war immer körperlich stark, aber was damals mit mir los war, weiss ich nicht. Eine Schwester war Dienstmädchen in Piter. Ich wurde immer weniger. Konkret gesagt, ich wachte nachts auf, der Mund war voll Blut. Man hustet ab, spuckt alles aus, hat eine Weile Ruhe, dann geht's wieder los.

Ich war zweimal beim Arzt. Konnte nicht mehr arbeiten. Die Schwester schrieb meinem Vater, wie ich später erfuhr, dass der Bursche zugrunde gehe. Danach erhielt ich einen rührseligen Brief von meinem Vater: Komm her, niemand ist mehr da, alle Brüder sind weg, hilf mir daheim bei der Arbeit. Wie ich mich jetzt erinnere, war es wohl Anfang 1917, im Januar, dass ich Piter mit letzter Kraft verliess und praktisch den ganzen Winter hindurch krank war. Die Februarrevolution erlebte ich in Serebrjanye Prudy.

Zum Frühling hin wurde ich allmählich wieder gesund und begann bei der Arbeit zu helfen. Ich war es satt, beim Vater zu leben, und fuhr nach Kronstadt zu meinen Brüdern. Kam dort an. In politischer Hinsicht kannte ich mich schon einigermaßen aus. Der Sommer 1917 war eine Periode der Massenversammlungen. Bei uns im Dorf hatten die Sozialrevolutionäre<sup>10</sup> eine grosse Übermacht. Von den Brüdern, die nach Hause kamen, erfuhr ich, was im Gange war. Wir Jungen konnten die Sozialrevolutionäre natürlich nicht leiden, der Spitzname «Bolschewiki» blieb uns. Da den Bolschewiken alles nur Erdenkliche in die Schuhe geschoben wurde, benahmen wir uns auch so. Man durfte uns nichts sagen. Ausserdem kamen die Brüder, wir waren raue Burschen, mit denen legte man sich besser nicht an. Ein Bruder ist heute Direktor der Sergo-Ordschonikidse-Werkzeugmaschinenfabrik in Moskau.

Als ich nach Kronstadt kam, geriet ich in eine ganz neue Situation. Kronstadt war vor allem eine revolutionäre Stadt. Die Oktoberrevolution war in Vorbereitung. Offen sprach man nicht darüber, machte keinen Lärm, aber es wurde daran gearbeitet. Ich wollte nicht fort, so wurde ich in die Ausbildungseinheit aufgenommen, in der einer meiner Brüder war. Ich lernte wie ein Matrose zu fluchen und Grütze zu essen und Hosen mit weitem Schlag zu tragen. Gespräche, Unterhaltungen, und am Ende entsteht daraus eine

bestimmte Auffassung. Alle Brüder waren parteilos, aber bolschewistisch eingestellt. An der Oktoberrevolution nahmen alle drei Brüder teil. Mich nahmen sie nicht: «Na, wohin mit dem Milchbubi?», sagten sie. Sie waren bei der Einnahme des Winterpalastes dabei, zwei Brüder<sup>11</sup> kämpften unmittelbar gegen die Junker, die sich dort versteckt hielten. Der dritte Bruder ging allerdings nicht an Land.

Man weiss, wie dieser revolutionäre Aufstand ausging. Schon bald spürte man, dass die frühere militärische Organisation zu bröckeln anfang. Von der Front desertierte man, aus der Flotte desertierte man, auch wir taten es, das war, wie ich mich heute erinnere, Anfang 1918, wir alle tauchten in Serebrjanye Prudy auf. Kamen zum Vater, der damals schon eine achtzehnköpfige Familie hatte, weil die älteren Brüder geheiratet hatten. Die Familie lebte beim Vater, und jetzt kamen noch wir «junges Gemüse» dazu, was sollten wir sonst auch machen, noch dazu im Winter.<sup>12</sup>

Da ich nach Prudy gekommen war, scharte sich die ganze Jugend um mich. Wir überlegten hin und her, aber nicht lange. Damals wurde das Dekret über die Formierung der Roten Armee erlassen.<sup>13</sup> Wir versammelten uns. Wohin jetzt? Gehen wir zur Armee. Aus unserem Dorf gingen ich, Wassili Kusmitsch Rykin, Alexej Gubarew und Jegor Minkin. Wir trafen in Moskau ein. Wussten nicht, wohin. Fragten den Erstbesten in Uniformmantel, wo die Truppe sei. Gerieten aber an einen guten Mann.

«Was wollt ihr denn?», fragte er.

«Wir wollen zur Roten Armee.»

«Habt ihr eine Bescheinigung?»

Wir fuhren zurück und holten uns von unserem Dorfsowjet<sup>14</sup> die entsprechenden Bescheinigungen, dass wir politisch zuverlässig seien. Er empfahl uns damals, nach Lefortowo<sup>15</sup> zu gehen.

«Dort werden anscheinend Kurse organisiert», sagte er. «Vielleicht werdet ihr genommen.»

Kommissar der Kurse war Segal, wie ich mich erinnere. Wir kamen dort mit unseren Holzkoffern an, wenn nicht dienen, dann eben lernen. Er redete mit uns, und wir wurden auf der Stelle aufgenommen. Man begann uns sofort zur Disziplin anzuhalten, jeden Sonntag war ein Spaziergang durch Moskau angesagt, um die Streitkräfte des Proletariats zu zeigen. Unsere Haltung war nicht schlecht.

Da flammte der linkssozialrevolutionäre Aufstand<sup>16</sup> auf, wir wurden eingesetzt, um ihn niederzuschlagen. Dieser Aufstand wurde restlos niederge-

### 326 Neun Erzählungen vom Krieg

schlagen. Es war meine Feuertaufe. Nach einer Weile, Ende Juli oder Anfang August, wurden wir entlassen. So hatten wir etwa vier Monate Ausbildung hinter uns. Das waren die ersten Moskauer militärischen Ausbildungskurse der Roten Armee in der ehemaligen Alexejewski-Militärschule<sup>17</sup>. Man schickte uns an die Front.

*[Es folgt eine längere Erzählung über Tschuikows Kämpfe im Bürgerkrieg.]*

Ich wurde 1919 an der Wjatka<sup>18</sup> in die Partei aufgenommen, das ging sehr einfach.

Wie?<sup>19</sup> Na, wieso hätten sie mich nicht aufnehmen sollen? Alles war in Ordnung.

Dann machte ich eine längere Dienstreise nach China. Danach arbeitete ich bis 1933 im [...]<sup>20</sup>. Dann war ich bis 1935 Leiter eines KUKS<sup>21</sup> in Moskau, dann studierte ich noch sieben Monate an der Stalin-Militärakademie für Motorisierung und Mechanisierung (der Roten Armee), 1936 trat ich das Kommando über die mechanisierte Brigade in Bobruisk an. 1938 wurde ich zum Kommandeur eines Schützenkorps benannt, danach zum Kommandeur der Bobruisker Armeegruppe, die später beim Einmarsch nach Polen zur 4. Armee gemacht wurde. Kaum hatte ich diesen Feldzug beendet, wurde ich an die finnische Front verlegt. Ich befehligte die 9. Armee im Frontabschnitt Uchta. Dieser Feldzug wurde abgeschlossen. Kaum waren wir im Westen in der 4. Armee angekommen, wurde ich nach China als Chefberater von Chiang Kai-shek<sup>22</sup> geschickt. Ich spreche nicht besonders gut Englisch, kann mich aber unterhalten, und dann habe ich noch ein paar Brocken Chinesisch gelernt.

Der jetzige Krieg brach aus, als ich in China war, im März 1942 kam ich von dort zurück. Dann wurde ich zum Kommandeur der 1. Reservearmee in Tula benannt. Mit dieser Armee traf ich hier am 17. Juli ein. ...

Das erste Gefecht mit der 64. Armee war ein Misserfolg. Die Gründe dafür sind weiter oben zu suchen. Wir waren am 17. (Juli) angekommen, am 19. erhielten wir den Befehl, vorzurücken und die Verteidigung zu beziehen, als 10 Prozent der Truppen noch nicht bei uns eingetroffen waren, und zu Beginn der Kämpfe waren höchstens 60 Prozent konzentriert. Die Truppen mussten 200 Kilometer von der Ausladestation heranmarschieren

und traten praktisch direkt vom Marsch aus in den Kampf ein. Die Führung war zu launisch, wir hatten einiges zu leiden. Da war die Sache mit Gordow.<sup>23</sup> Die 64. Armee entging der Katastrophe, von der die 62. am anderen Ufer ereilt wurde, weil ich sie herausgeführt hatte. Das wurde als ungeordneter Rückzug aufgefasst, faktisch aber habe ich die Armee aus dem Feuer herausgezogen, und dafür, dass sie das nicht gemacht hatten, zahlten die 51. Armee und viele Divisionen. Die 64. bewahrte dagegen ihre Mannschafsstärke. Es gab zwar Verluste, aber ohne Verluste geht es nicht. Ich wollte auf gar keinen Fall von der Front abrücken. Da wurde die Gruppe aus den Resten der 51. und 64. Armee in Richtung Kotelnikowo<sup>24</sup> organisiert. Dort kämpften sie. Er (der Feind) heizte uns tüchtig ein. Das Frontkommando schätzte die Stossrichtung nicht richtig ein, obwohl Gen. Stalin Gordow und alle anderen gewarnt hatte, dass Zimljanskaja<sup>25</sup> die erste und wichtigste Stossrichtung des Feindes sei.

Dort erschien eine kolossale motorisierte Gruppe der Deutschen, die von Zimljanskaja nach Stalingrad vorrückte. Es waren keine entsprechenden Massnahmen ergriffen worden. Man begann nun, Truppen zu sammeln und an die Brandherde zu werfen. Ich wurde mit meiner Gruppe dorthin verlegt. Am Anfang waren es 4 Divisionen, dann 7. Wir hielten den Feind auf, ermöglichten so eine Rochade, und der Plan des Feindes, über Kotelnikowo nach Stalingrad vorzustossen, wurde vereitelt, d.h., wir bremsten ihn, zertrümmerten einen Haufen Panzer, machten mehrere zehntausend Infanteristen nieder, besonders Rumänen, und garantierten damit, dass er sich von dort zurückzog. Das erreichten wir vor allem durch die Schnelligkeit der Truppenverlegung und wiederum durch harte Verteidigung. Es gelang uns, eine Front zu schaffen, sonst wäre nichts gewesen, nur ein offenes Tor. [...]

Am 11. September wurde ich in den Frontstab zu Jerjomenko und Chruschtschow beordert, sie sagten mir, ich solle die 62. Armee übernehmen, mein Auftrag lautete: Stalingrad verteidigen. Sie sagten: Fahren Sie hin und finden Sie heraus, welche Truppen dort sind, weil ihnen selbst nicht klar war, was das für Divisionen waren, die hier kämpften.

Die Deutschen hatten zwei Stossrichtungen: Ein Stoss wurde über Kalatsch von Westen direkt auf die 62. geführt, er endete nördlich von Spartakowka und Rynok, der zweite Stoss erfolgte von Zimljanskaja und Kotelnikowo aus, also aus Südwesten. Dann schlossen sich diese Zangen bei Stalingrad und stemmten sich gegen die 62. Armee, weil

die 64. nach Beketowka abgerückt war. Dort kam der Deutsche nicht hin. Ich persönlich glaube, er wollte Stalingrad so schnell wie möglich als strategischen Punkt einnehmen und die Armee damit so demoralisieren, dass sie sich keinen Ausweg mehr wusste. Stalingrad war für ihn wichtig als Punkt, von dem aus er nach Norden schwenken wollte. Die Zangen schlossen sich im Raum Karpowka-Nariman, alle marschierten nach Stalingrad, wo sich nur die 62. Armee befand, alles andere blieb ausserhalb der Einkreisung (des Gegners). [...]

Nachdem ich den Auftrag erhalten hatte, nach Stalingrad zu fahren, wurde ich von Nikita Chruschtschow gefragt: «Wie sehen Sie das?» Jerjomenko wollte es ebenfalls wissen. Er kennt mich seit Langem. Was soll ich ihm sagen? Ich sage: «Ich verstehe den Auftrag sehr gut, werde ihn erfüllen, werde versuchen, ihn zu erfüllen, also entweder werde ich sterben oder Stalingrad verteidigen.» Weitere Fragen hatten sie nicht. Sie boten mir Tee an, aber ich lehnte ab, setzte mich ins Auto und fuhr nach Stalingrad.

Der Gefechtsstand befand sich auf der Höhe 102,0,<sup>26</sup> der Feind stand drei Kilometer von dieser Höhe entfernt. Die Verbindung klappte, Funk und Fernsprecher funktionierten. Aber wohin man auch sah, überall Lücken und Durchbrüche. Die Divisionen waren in den vorangegangenen Kämpfen so zermürbt und ausgeblutet worden, dass man sich nicht auf sie stützen konnte. Ich wusste, dass mir in drei bis vier Tagen einiges (an Auffüllung) zugeteilt werden würde, diese Tage sass ich wie auf Kohlen, als ich einzelne Soldaten zusammenkratzte, so etwas wie ein Regiment zusammenschusterte und mit ihm kleinere Löcher stopfte. Die Front verlief von Kuporosnaja<sup>27</sup> und Orlowka bis Rynok<sup>28</sup>. Der Hauptstoss zielte auf Gumrak<sup>29</sup> und den Bahnhof im Stadtzentrum, der zweite Stoss wurde weiter südlich geführt – Olschanka<sup>30</sup>, der Getreidespeicher.<sup>31</sup>

Die Division. Wie viele Gewehre? 200, unkoordiniert. Die Brigade. Wie viele Gewehre? Es sollen 300 sein. Manche Divisionen waren bis auf 35 Gewehre geschrumpft, das war alles. Es gab Artillerie, aber keine Divisionsartillerie, dafür Panzerjäger-Regimenter<sup>32</sup>.

Diese vier Tage waren eine wahre Folter. Die 6. Gardebrigade war am 13. aufgerieben worden. Von der ganzen Brigade war nur noch ein fahrtauglicher Panzer übrig, ein 34er. Die 113. Brigade hatte noch zwanzig Panzer, stand im Süden, und am rechten Flügel befand sich die 6. Gardebrigade. Sie wurde von Oberst Kritschman<sup>33</sup> befehligt. Eine hervorragende Brigade, aber sie befand sich am rechten Flügel. Dann gab es noch etliche



Brigaden, die jedoch keine Panzer hatten, und der Feind drängte nach Stalingrad.

Als ich den Armeestab aufsuchte, spürte ich eine ausnehmend schlechte Stimmung. Die Einzigen, die ich antraf, waren drei Männer: Gen. Gurow,<sup>34</sup> Stabschef Krylow<sup>35</sup> und Artilleriechef Poscharski.<sup>36</sup> Drei meiner Stellvertreter waren ans andere Ufer geflüchtet. Vor allem aber gab es keine guten Truppen, auf die man sich hätte stützen können, und wir mussten uns doch drei bis vier Tage halten. Die Divisionsstäbe befanden sich an der Wolga, wir aber saßen immer noch vorne auf der Höhe. Wir saßen in einem Stollen am Fluss Zariza, und hinter uns befanden sich alle Gefechtsstände. Das erwies sich als richtig. Aber wie sollte es gehen, wenn es schon so weit gekommen



General Wassili Tschuikow (2. v.l.) auf seinem Gefechtsstand. Links Stabschef Nikolai Krylow, rechts stehend General Alexander Rodimzew, neben ihm Divisionskommissar Kusma Gurow. *Fotograf: Viktor Temin.* Tschuikows bandagierter Finger war, wie Tschuikows Sohn Alexander erklärte, keine Kriegsverletzung, sondern ein nervlich bedingtes Hautleiden, das seinen Vater in Stalingrad unaufhörlich plagte. *Interview Alexander W. Tschuikow, Moskau 11. November 2009*

### 330 Neun Erzählungen vom Krieg

war? Wir ergriffen sofort die repressivsten Massnahmen den Feiglingen gegenüber. Am 14. erschoss ich den Kommandeur und den Kommissar eines Regiments, kurze Zeit darauf erschoss ich zwei Brigadekommandeure und -kommissare. Alle waren verblüfft. Wir unterrichteten sofort alle Soldaten über die Vorfälle, insbesondere die Kommandeure. Wenn jemand zur Wolga ging, sagte man ihm: Der Armeestab ist vorne. Und er ging wieder an seinen Platz. Wäre ich über die Wolga getürmt, hätte man mich drüben erschossen, und mit Recht. Die Situation diktierte, dass man es so machen musste.

Wir waren überzeugt, dass wir uns halten würden, weil wir wussten, dass der Feind Schwächen hatte.

Wir hatten selbständige Divisionen zu 35 Gewehren oder eine Gruppe von 200 Mann, die Deutschen aber stiessen mit Panzern und Fahrzeugen vor. Am 14. drangen sie in die Stadt ein und spielten mit der Mundharmonika zum Tanz auf. Mit unseren paar Leuten haben wir sie an die Kandare genommen, ihnen den Gefechtseifer genommen. Aber sie stürmten trotzdem weiter zur Anlegestelle vor. Was tun? Er (der Deutsche) schnitt uns vollkommen ab, es gab keine Rückzugswege. Wir versammelten die Stabschefs, ich beschaffte vier Panzer, warf alles in den Einsatz. Rodimzews Division war eingetroffen.<sup>37</sup> Wir mussten wenigstens den Anleger befreien. Wir konnten den Feind zurückwerfen, ihn zum Bahnhof drängen. Alle bei uns lagen bis zum letzten Mann in einer Schützenlinie. So ermöglichten wir den beiden Regimentern von Rodimzews Division, wohlbehalten überzusetzen. Kaum waren sie am Anleger ausgeladen, wurden sie sofort ins Gefecht verwickelt. Man wusste nicht, ob Tag war oder Nacht, wann der Tag anbrach, was und wie. Wir spürten die ganze Zeit, dass der Feind dreist und ohne jede Vorsicht vorwärtsdrang. Unsere Divisionen waren klein, aber wir arbeiteten, schlugen immerzu auf ihn ein. Die Munition würde uns in Stalingrad noch wer weiss wie lange reichen. Hier waren ja alle Lager.

An den ersten drei Tagen brachten wir dem Feind kolossale Verluste bei den Panzern bei. Wir verloren viel. Alle unsere Geschütze feuerten mit ihren Mannschaften, aber es half nichts, jeder wusste, dass er kein Recht hatte, zu weichen. Auch die Angst vor Panzern verschwindet in die Welt der Sagen, wenn man es auf entsprechende Weise dreht und wendet, dann sind einem die Panzer egal. Natürlich gab es auch Feiglinge, manche flüchteten. Aber unser Fernmeldewesen funktionierte, die Nachrichtenoffiziere

arbeiteten, jeder Divisionskommandeur und jeder Regimentskommandeur wusste, wenn er ans andere Ufer ginge, wenn er sich dem Ufer näherte, würde er erschossen. Er wusste, dass wir bis zum Letzten um Stalingrad kämpfen mussten, und wusste auch, dass Truppen zur Auffüllung kämen.

Die politische Arbeit wurde planlos durchgeführt, aber sie entsprach der Lage. In so gefährlichen Situationen darf man dem Soldaten keine Vorträge halten und keine hochtrabenden Parolen ausgeben, aber er muss wissen, dass die höchsten Kommandeure an seiner Seite sind, dass sein Kommandeur bei ihm ist, und der muss sagen, dass wir die Deutschen schlagen müssen und nicht über die Wolga gehen werden. Unter den Kommandeuren und Kommissaren gab es tapfere Männer, aber auch Feiglinge.

Als wir diese drei Tage durchgekämpft hatten, kam Rodimzew's Division, sechs Tage kämpfte sie unter schwersten Bedingungen. Freilich eroberte sie nichts zurück, aber die Linie, die uns am Wolgaufer geblieben war, hielt sie. Der Feind verbrannte sich in diesen Kämpfen und leitete ein Gegenmanöver in Richtung Mamajew-Hügel ein, zur Umgehung. Jetzt konnten wir freier atmen. [...] Da reifte sowohl bei den Soldaten wie bei den Kommandeuren der Gedanke, dass der Deutsche keinen Fussbreit erobern würde, dass man kämpfen und schlagen kann. Sofort übernahmen Soldaten die Führung. Sie gaben selbst die Parolen aus, das Leben begann zu sprudeln.

Es hat wahrscheinlich eine Million Bomben auf uns gehagelt, von Geschossen und Granaten ganz zu schweigen. Die Verbindung war intakt und funktionierte reibungslos. Verbindungschef war Oberst Jurin.<sup>38</sup> Trotz heftigster Bombardierung, wenn alles umherflog, explodierte, brannte und in Flammen stand, telefonierte ich innerhalb von 24 Stunden zweimal mit jedem Kommandeur, und mit einigen bis zu zehnmal, wenn er den Hauptschlag ausführte. Unser Gefechtsstand war damals in die Fabrik «Barrikaden» umgezogen, zu den Öltanks. Wir befanden uns damals zwei Kilometer von der vordersten Linie entfernt. Setzten wir uns zu Tisch, überschüttete er uns, wollte man rausgehen, schmiss er Bomben. Die Suppe wurde gebracht, es waren Granatsplitter drin. Lebedew,<sup>39</sup> Mitglied des Militärrats, erzählte, wie frappiert er auf der Latrine war. Geht man auf die Latrine, liegen dort Leichen.

Nachschub wurde nur über die Wolga und nur nachts geliefert. Unsere Soldaten hatten zwei, drei Tage nichts zu essen, es war unmöglich, etwas heranzuschaffen, und der Soldat hatte nicht einmal Zeit, daran zu denken.

### 332 Neun Erzählungen vom Krieg

Die Verwundeten wurden bei uns folgendermassen geborgen: Wenn du viel Blut verlierst, kannst du nichts machen, aber wenn du aus dem Schützengraben herausrobbst, kannst du dich wahrscheinlich nicht retten, bleib also liegen, nachts wird man dich schon irgendwie herausholen. In 24 Stunden gibt es keine fünf Minuten, in denen nicht fünfzehn bis zwanzig Flugzeuge über deinem Kopf fliegen. Ununterbrochene Bombardierung, ununterbrochene Kanonade. Alles presst sich an die Erde. Rollen seine Panzer hervor, folgen ihnen die MPi-Schützen auf dem Fuss. Die Flugzeuge gingen auf 40 bis 50 Meter im Sturzflug nieder. Der Feind hatte eine Karte von Stalingrad, das Signalsystem aus der Luft funktionierte sehr gut. Die gegenseitige Unterstützung war gut eingespielt. Aber unsere Soldaten hatten begriffen, je dichter sie am Feind waren, desto besser. Sie hatten keine Angst mehr vor den Panzern. Die Infanteristen setzten sich im Splittergraben, in Ruinen und Häusern fest und begannen, die hinter den Panzern anrückende feindliche Infanterie abzuschneiden. Die Panzer fuhren durch, wurden unserer Artillerie zur Abrechnung überlassen, die 200-300 Meter hinter der vordersten Linie stand und 20-50 Meter weit feuerte, aber die Infanterie liessen unsere Männer nicht durch. Die Deutschen dachten, hier sei schon alles niedergemacht worden, hier sei tote Erde, aber diese tote Erde belebte sich. Jetzt arbeitete unsere «Katjuscha»,<sup>40</sup> und auch die Artillerie arbeitete.

Der Feind hat auf einem Abschnitt von zwei Kilometern eine Panzerdivision und drei Schützendivisionen konzentriert und liefert eine Gefechtsvorbereitung, dass sich einem die Haare nur so sträuben. Die Panzer rollen heran, über die Hälfte wird, bewegungsunfähig geschossen, bei uns bleiben. Am nächsten Tag kommt es zu keiner Attacke mehr, sie sind zermalmt worden, zehntausend bis fünfzehntausend Verwundete. Wir haben dreieinhalb tausend Verwundete geborgen, aber wie viele sind aus diesem Fleischwolf, aus dieser Mühle liegen geblieben, und nicht nur an der breiten Front, sondern auf diesem Abschnitt von zwei Kilometern?

Das Übersetzen erfolgte unter ständigem Beschuss. Das Ufer wurde ununterbrochen gebügelt. Jerjomenko sollte sich auf Befehl des Genossen Stalin bei mir aufhalten und in Erfahrung bringen, wie wir uns fühlten. Er brauchte für das Übersetzen vom anderen Ufer an unseres zweieinhalb Tage. Sein Adjutant verletzte sich die Schulter, zwei Boote versanken. Dann kamen sie in der Nacht irgendwie rüber, denn der Feind flog ja ununterbrochen. Es fuhren nur Schnellboote. Die Dampfschiffe waren nur

nachts unterwegs, sowie der Tag anbrach, nahmen sie Reissaus, damit kein Schifflein auf der Wolga zu sehen war. Sie fuhren nach Tumak<sup>41</sup> und Werchnjaja Achtuba,<sup>42</sup> aber auch dort wurden sie erwischt. Wie viele Kähne von uns versenkt wurden, weiss nur der Teufel.

Wir hatten keine Marinebrigaden, aber Matrosen waren als Auffüllung aus dem Fernen Osten gekommen.<sup>43</sup> Gute Männer, aber schlecht ausgebildet. Da kommt einer, ist bester Laune. Man gibt ihm eine Maschinenpistole, er sagt: «Diesen Vogel sehe ich zum ersten Mal.» Er macht sich innerhalb von 24 Stunden damit vertraut. Wir gaben ihm jede Menge Patronen, lern du nur schiessen.

Was die nationale Zusammensetzung der Truppe betrifft – es waren Russen, viele Sibirjaken. Etwa 70 Prozent waren Russen, 10 Prozent Ukrainer, der Rest anderer Nationalität. Am besten kämpfen die Russen.

Der furchtbarste Augenblick bei der Verteidigung Stalingrads war nach Hitlers Rede, als Ribbentrop und andere erklärten, Stalingrad werde und müsse am 14. Oktober eingenommen werden. Er (der Feind) bereitete sich fünf Tage vor. Das spürten wir, wussten, dass er frische Panzerdivisionen herangeführt hatte, auf einem Abschnitt von zwei Kilometern neue Divisionen konzentrierte, und vorher bügelte er mit Flugzeugen und Artillerie, dass wir keine Luft mehr bekamen. Wir sassen in der Schlucht. Er bombardierte uns, schoss auf uns, legte Feuer, wusste, dass dort der Gefechtsstand der Armee war. Es befanden sich dort acht Benzintanks. Sie strömten alle aus. Das Öl flutete den Unterstand des Artilleriechefs. Alles loderte auf, und das Wolgaufer brannte auf einer Länge von einem Kilometer. Drei Tage brannte es ununterbrochen. Wir hatten Angst zu ersticken, zu verbrennen, ob einer kommt und uns lebendig herausholt? Wir rannten zu einem anderen Gefechtsstand, näher an seiner Hauptstossrichtung. Dort hielten sie sich. Wir wussten, dass jedem Meter des Fernmeldekabels eine mehrfache Unterbrechung durch die Bomben drohte. Das grösste Verbrechen, die grösste Gefahr für einen Kommandeur, besonders einen hohen, ist es, wenn er die Führung und die Verbindung verliert. Das fürchteten wir am meisten – die Führung der Truppen zu verlieren. Kann ich einem Mann auch keine Reserve geben, so reicht es doch, wenn ich den Hörer in die Hand nehme und ihm die richtigen Worte sage, das allein genügt schon.

Ich habe viele Bombardierungen, Artillerievorbereitungen und Ähnli-

### 334 Neun Erzählungen vom Krieg

ches im Leben durchgestanden, aber der 14. wird mir in Erinnerung bleiben. Einzelne Detonationen hörte man nicht, niemand zählte die Flugzeuge, vor allem aber, wenn man aus dem Unterstand hinaustrat, sah man fünf Meter weit nichts, alles war von Asche, Staub und Qualm bedeckt. Am 14. hatten wir im Armeestab einen Verlust von 61 Mann, aber man musste ausharren. Und als der Feind am 14. um 11 Uhr zum Angriff voringing, wusste ich bereits, dass sich unsere Reihen gelichtet hatten, es gab nur eine Hoffnung, dass die verbliebene Garnison ihre Rolle spielen würde. Noch am Abend zuvor war es mir gelungen, eine Panzerbrigade heranzuführen, alle Panzer in die Erde eingraben zu lassen und eine Infanteriewacht aufzustellen, nachts warf der Feind keine Bomben. Er wusste nicht, dass wir hier einen Hinterhalt legten. Drei Panzerkolonnen, die er in Marsch setzte, wurden von unseren Panzern zerstört. Dann steckte er diese Panzer in Brand, aber Fakt ist, dass wir den Angriff vereitelt haben. Etwas Heftigeres gab es nicht, aber etwas Ähnliches schon am 11. November.

Am 14. war der Angriff, am 15. konnte er eine derartige Attacke nicht entwickeln. Der gesamte Armeestab war mobilisiert, unsere letzten Wachposten hatten wir an der vordersten Linie aufgestellt, drei Tage hielten wir stand, bis die 138. Division<sup>44</sup> kam.

Unter Stadtkampf versteht man bei uns, dass man durch die Strasse geht und schießt. Quatsch. Die Strassen sind leer, gekämpft wird in den Gebäuden, Häusern, Höfen, man muss den Feind mit dem Bajonett, mit der Granate herauskratzen. Unsere Soldaten haben in diesen Gefechten die «Fenja» lieben gelernt, unsere Handgranate, die so heisst. In diesen Strassenkämpfen werden Handgranate, Maschinenpistole, Bajonett, Messer und Spaten eingesetzt. Man tritt einander gegenüber und drischt aufeinander ein. Die Deutschen halten das nicht aus. Im einen Stockwerk sind sie, im anderen unsere Leute. Ausserdem haben sie Panzer bei sich stehen. Der Deutsche hat alles herangeführt, was er konnte, wir aber haben die Wolga. Wenn man jetzt an der Wolga entlanggeht, was für ein Vergnügen.

Betrachtet man die Armee als Ganzes, so gab es überhaupt keine operativen Gefechtsphasen. Am 13. und 14. September hatten wir mit dem Feind Berührung, verkrallten uns ineinander und droschen aufeinander ein. Wir wussten genau, dass Hitler nicht einhalten und immer mehr Streitkräfte an die Front werfen würde. Aber er spürte, dass hier nicht auf Leben, sondern auf Tod gekämpft wurde, und bevor wir nicht in die Enge getrieben würden, würde sich Stalingrad halten.

Es waren durchgehende Attacken auf Stalingrad, die bis zum 20. November andauerten. Als wir eine geringe Schwächung spürten, warfen wir unsere Kräfte unverzüglich ins Gefecht und gingen zu Gegenangriffen über. Wir liessen ihm auf dem Mamajew-Hügel keine Ruhe, griffen den Gegner zimal an. In der Siedlung des Traktorenwerks griff die 37. Division an. Es waren durchweg tödliche Gefechte, in denen nach rechts und links Schläge ausgeteilt wurden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir uns aktiv verteidigt, aber nicht den Auftrag zum Angriff gehabt. Die Verteidigung war jedoch aktiv, wir steckten nicht nur Schläge ein, sondern nutzten jeden Augenblick, um selbst auf den Feind einzuschlagen. Die Kämpfe wurden mal stärker, mal schwächer, hörten aber nie auf. Die Offensive war die ganze Zeit über im Gang. Es gab Tage, an denen das jede menschliche Vorstellung überstieg.

Wir erwarteten den Angriff des Feindes vor den Novemberfeierlichkeiten. Die Aufklärung sagte, am 3. werde ein neuer Angriff Hitlers auf Stalingrad beginnen. Wir bereiteten uns mit Munition und Menschen darauf vor. Der Kampf flaute nicht ab, aber wir erwarteten eine Intensivierung der Attacke. Hatten sie richtig veranschlagt. Sie erfolgte über die Fabrik «Barrikaden». Der Feind hatte die Absicht, zum nördlichen Anleger vorzudringen, um die Armee in zwei Hälften zu zerschneiden. Da, man staune, griff er am 3., 4., 7. und 10. nicht an. Es wurde gekämpft, aber man spürte keinen Druck. Die Front geriet in Unruhe. Er verfügte hinsichtlich der Kriegstechnik, der Feuersdichte usw. über eine kolossale Sättigung. Er hatte zwei Divisionen in Reserve stehen. Wir wussten das. Hatte der Feind unsere Verschiebungen an die rechte Flanke erraten? Jeden Tag fragte Jerjomenko: Was ist bei dir los? Solltest du deinen Abschnitt nicht verlassen? Am 11. setzte der Feind seine beiden letzten Divisionen ein, die sich in Reserve befanden. Im Grunde hatten wir sie mit unseren Operationen hierhergezogen. Weder im Abschnitt der 64. noch gegen die Don-Front, sondern genau gegen uns. Aufklärung aus der Luft hatten wir nicht, aber wir hatten mancherlei Informationen der Agentur. Die Luftaufklärung arbeitete von der Front aus. Unsere Daten hatten wir von Gefangenen, von Gefallenen und aus Dokumenten, gegen die man keine Gewalt anwenden musste.

Erst nach dem 20. war die feindliche Luftwaffe mit einem Mal still, als hätte man der Sache schlagartig ein Ende gemacht, jeder Angriff unterblieb von seiner Seite. Man konnte sich aber nicht erholen. Dort wur-

de gekämpft, hier fragten wir uns gekränkt: Sollen wir etwa stillsitzen? Man gab uns keine Auffüllung, alles ging an einen anderen Frontabschnitt.

Diese aktive Verteidigung – es gab zwei Etappen –, die am 12. und 13. September begonnen hatte, endete am 20. November 1942. Da spürten wir, dass wir angreifen mussten. Nach und nach eroberten wir manches von ihm zurück. Brachten ihm in Strassenkämpfen massierte Schläge bei. Er hatte hier schier unbegrenzte Feuermittel. Die niederzuschlagen, hätte keine Artillerie vermocht. Mit dem modernen Maschinenfeuer genügen ein paar Mann, um die Infanterie niederzumachen. Panzer fahren nicht durch die Stadt, weil alles vermint und mit Eisen versperrt ist. Die Panzer des Feindes konnten nach dem 14. Oktober nicht mehr operieren, so aufgefurcht war die Erde. Ich wollte sieben Panzer in die Fabrik «Roter Oktober» holen. Man mühte sich, rackerte sich eine Zeit lang ab, brachte sie aber nicht durch. Überall nur Bombentrichter. Die Panzer rollten heran, stürzten hinein, man kriegte sie nicht mehr raus. Alles lag unter Feuer. Manche Häuser wurden sogar abgebrannt, aber man kam nicht durch.

Am 23. November [begannen] die Operationen unserer kleinen Sturmgruppen auf Häuser, Keller und Werksgebäude. Es operierten kleine, aber gut geplante und organisierte Gruppen mit Handgranaten. Es wurden alle Kampfmittel eingesetzt, die ich jetzt nicht aufzählen kann. Insbesondere Flammenwerfer und Minen. Wir schleppten sie auf die Strassen, verlegten sie und brachten sie zur Explosion. Es entstand eine 100 Meter lange Druckwelle, unsere Infanterie kämpfte sich dahinter vorwärts. Die Deutschen hielten nicht stand. Thermitkugeln. Vor allem weittragende Artillerie feuerte auf die Feuernester des Feindes, und hier waren es Granatwerfer, Panzerabwehrkanonen und unsere Handgranaten. Sie wurden am meisten eingesetzt und funktionierten am besten.

Der Sinn der dritten Etappe bestand darin, dass der Feind, der sich hier befand, auch hier blieb und nicht an andere Abschnitte verlegt wurde. Wir zogen ihn in Händel hinein. Das oberste Kommando verfolgte den Plan, ihn nicht zu anderen Frontabschnitten gehen zu lassen. Das erledigten wir bis auf die Panzer, die sich von uns gelöst hatten, aber seine Divisionen, die bis zum heutigen Tag gegen uns kämpfen, sitzen hier, zu Scherbenhaufen zerrieben. Er schiebt jetzt alles an die vorderste Linie. Wir werden sie schlagen. Wie können sie noch moralisch in guter Verfassung sein? Uns gegen-



über stehen in der Hauptsache deutsche Divisionen. Der Oberbefehlshaber dieser beiden Armeen ist Generaloberst Paulus.

Die erste Etappe unserer Kämpfe fand jenseits des Don statt. Dort kämpften zwei Armeen, vor allem die 62. und die 64., gegen die angreifenden Hauptkräfte des Gegners. Wir haben ihn während dieser Offensive gehörig zerrieben. Er kam schon angeschlagen nach Stalingrad. Aber in Stalingrad brachte er seine Flugzeuge von der Krim und alle frischen Kräfte zum Einsatz. Die beiden Hauptstösse vereinigten sich bei Stalingrad und wurden gegen die 62. Armee gerichtet. Die 64. Armee ruhte sich aus, tat gar nichts.

In der zweiten Etappe wurde auf Vernichtung gesetzt: Entweder er vernichtete uns, oder wir vernichteten ihn. Einen anderen Ausweg gab es nicht. Jeder Soldat wusste, dass keine Schonung zu erwarten war, Hitler würde nicht stehenbleiben. Ich glaube, der Feind erlitt im Vergleich zu uns dreibis viermal so hohe Verluste sowohl bei der Infanterie wie bei den Panzern, die Flugzeuge ausgenommen. Es war ein scheusslicher Anblick. Da kommt unser «Stalinfalke»<sup>45</sup> geflogen, erreicht gerade die Wolga und wirft schon die Bomben. Sie fliegen, mal auf die eigenen, mal auf die anderen, und wieder zurück. Aber wenn das Karussell beginnt, dann wird einem ganz jämmerlich zumute, wie da die Jungen vernichtet werden. Nachts arbeitete unsere Luftwaffe gut. Unsere U-2,<sup>46</sup> wer die erfunden hat, sie ist eine äusserst wertvolle Erfindung. Bei uns hiess sie KL – König der Luft. Sie fürchtet sich vor gar nichts. Und was die Deutschen für einen Respekt vor ihr haben – sie ist der senkrechte Tod, sagen sie. Eine panzerbrechende Kugel holt sie runter, aber man muss sie treffen.

Die dritte Etappe, die wir gerade erleben, besteht darin, den Feind nicht von hier wegzulassen, ihn mit unseren Feuerhandlungen zu fesseln. Am 22. November war uns bekannt, dass der Feind in den Umfassungsring geraten war. Er konnte die ganze Kriegstechnik, die ihm noch geblieben war, nicht mehr herausziehen. Während dort analysiert wird, was zu tun ist, hat man hier schon gehandelt. Wir spürten, dass unsere Offensive vorbereitet wurde, wussten aber nicht, wo genau. Wir spürten das in den ersten Novembertagen. Wir bekamen immer weniger. Früher sprach man jeden Tag mit der Front, aber jetzt war sie plötzlich weg. Chruschtschow war nicht mehr hier, Jerjomenko kam nur einmal. [...]

Offen gesagt, die meisten Divisionskommandeure hatten keine Lust, hier zu sterben. Kaum erhöht sich der Druck, geht es schon los:

Erlauben Sie, über die Wolga überzusetzen. Du schreist: «Ich sitze auch noch hier», und schickst ein Telegramm: «Wenn du auch nur einen Schritt machst, erschieße ich dich.» Dem Kommandeur der 112. Division wurde ein Telegramm geschickt, Gorochow, Andrussenko<sup>47</sup> und Gurjew<sup>48</sup> auch. Rodimzew kämpfte sich mit knapper Not zu mir auf den Gefechtsstand und sagte: Wir werden im Kampf fallen, aber nicht weichen. Alle Divisionskommandeure hielten die Divisionen bis auf Jermolkin<sup>49</sup> von der 112., Andrussenko und Tarassow. In dieser Hinsicht haben sich Rodimzew und Gorischni<sup>50</sup> hervorragend benommen, Gurjew benimmt sich sehr gut, am besten von allen hat Ljudnikow<sup>51</sup> gekämpft. Vor der Offensive wurde er krank, aber auf dem Höhepunkt der härtesten Attacke am 11. kam er krank zurück und wich keinen Schritt. Batjuk und Sokolow<sup>52</sup> benehmen sich hervorragend, Scheludew<sup>53</sup> hat sich gut benommen. Man nimmt den Hörer ab, bearbeitet ihn am Telefon, sagt: «Jetzt mach aber mal.» Der lässt den Divisionskommissar kommen, bearbeitet ihn seinerseits. Am wenigsten musste man aus diesem Anlass mit Rodimzew, Batjuk und Gurjew sprechen.

Nicht jeden Divisionskommandeur durfte man hart anfassen, man musste Methode haben, musste die ganze Zeit aufpassen. Das Schlimmste, worunter wir litten, waren die Lügen unserer Stäbe, dann teilte ein Divisionskommandeur, der die Sache nicht geprüft hatte, etwas mit, was nicht stimmte. Unsere Divisionskommandeure hatten gehörigen Starrsinn – bis auf die genannten. Auf manche von ihnen musste man halt reagieren.

Als tatsächlich der allergefährlichste Augenblick da war, sprach ich mit Jerjomenko, sagte, dass bei mir alles in die Luft fliegt, ich sei in Gefahr, die Führung zu verlieren; der Militärerrat solle hier, an diesem Ufer bleiben, aber er möge gestatten, die Führungsbasis ans andere Ufer zu verlegen. Die Verbindung am Ufer ist unterbrochen, die Funkstation arbeitet nicht, man muss von mir hier eine Fernsprechverbindung ans andere Ufer legen, von dort verläuft sie zur Front. Ich hielt es für notwendig, den Armeestab dorthin zu verlegen, damit man von dort aus besser führen könne, der Militärerrat solle hierbleiben. Sie machten allerlei Ausflüchte. Da redete ich mit Krylow und Poscharski: Ihr müsst dorthin fahren, wir bleiben hier. Ich sprach mit ihnen unter vier Augen. Der eine erklärte wie der andere: Wir werden keinen Schritt von Ihnen Weggehen. Das konnte Rodimzew sagen, das konnte Ljudnikow sagen, Gurjew hätte es vielleicht gesagt, Batjuk auch, aber für



Divisionskommandeur Nikolai Batjuk (Mitte) und General Tschuikow (links) in Stalingrad, 1. Januar 1943. *Fotograf: Georgi Selma*

### 340 Neun Erzählungen vom Krieg

manche lege ich meine Hand nicht ins Feuer. Hätte ich gesagt: Fahr zur Insel rüber, hätten sie geantwortet: «Gott sei Dank, jetzt dürfen wir rüber.» Einige von ihnen sind jünger als ich, einige im gleichen Alter und einige älter als ich. Ich habe sie zuvor nicht gekannt, erst hier zugeteilt bekommen. Aber hier braucht man keinen langen Kontakt, Nähe und Freundschaft sind im Nu hergestellt. Jeder Soldat, der hier ankommt, versteht im Nu seine Aufgaben, hat im Nu begriffen, was er zu tun hat. Aber das ganze Problem besteht darin, dass sie sehr oft ausgeschieden sind. [...]

Die 35. (Garde-)Division<sup>54</sup> kenne ich überhaupt nicht. Sie hat Stalingrad nicht unmittelbar verteidigt. Die Garde-Divisionen unterschieden sich nicht besonders von den anderen. Ich kann nicht sagen, dass die Gardisten besser gekämpft hätten als die Nichtgardisten. Die einen wie die anderen hatten ihre Stärken, was Hartnäckigkeit, Verantwortung, Todesbereitschaft und Verteidigungseinsatz bis zum letzten Blutstropfen betrifft. Sie hatten auch ihre Fehler. Auch in der 13. Gardedivision gab es Fahnenflüchtige, und bei Rodimzew kam es am meisten zur «Abstimmung mit den Füßen». Betrachtet man dagegen die 84., 138. und 95. Division, die keine Gardedivisionen sind. Hätten sich Gardisten an ihrer Stelle besser verhalten? Schwer zu sagen, vielleicht besser, vielleicht schlechter.

Schwächen gibt es viele. Die erste ist das Lügengeschwätz, das grösste Unheil für uns – Lügengeschwätz und Führungsschwäche wegen mangelhafter Orientierung unserer Kommandeure. Er weiss nichts, sagt aber, er wisse es. Das taugt gar nichts. Soll er lieber schweigen. Wenn er keinen Mumm hat, zu sagen, dass er nichts weiss. Zum Beispiel das Gespräch mit Gurjew. Ich achte ihn, schneidiger Kommandeur, aber er redet manchmal unüberlegt. Wir wollen zum Angriff vorgehen. Ich habe schon überprüft, wie das Feuersystem organisiert ist, wer es leitet, wie Beobachtung und gegenseitige Unterstützung organisiert sind. Ich lasse ihn kommen: «Genosse Gurjew, was ist bei euch los?» Er beginnt: «Alles bestens, schöne Marquise»<sup>55</sup> usw. Ich sage: «Du lügst, das stimmt nicht» und rede Klartext mit ihm.

«Das kann nicht sein.»

«Ach, das kann nicht sein, häng dich sofort ans Telefon, prüf nach und erstatte in einer halben Stunde Meldung.»

Nach einer halben Stunde ruft er an: «Sie haben recht.»

Es ist sehr schwer, so mit ihm zu sprechen, ohne eigene überprüfte Fakten zu besitzen. Normalerweise wird gemeldet: Das und das ist getan. Soll

ich den Bericht gleich schreiben? Entschuldigen Sie bitte. Ich schicke meine Verbindungsoffiziere: Prüf nach, vergewissere dich selbst! Ich gehe selbst zum Divisionsstab, rede dort, schau nach, wie die Verbindungsoffiziere arbeiten, wenn schlecht, jage ich sie wieder los.

Eigene Fehler? Ich hätte einige Truppen zurückschieben und eine günstigere Linie beziehen müssen. Aber das konnte ich nicht, weil ich mir nicht sicher war, ob sie an dieser Linie stehenbleiben würden oder nicht. Das zum Ersten. Zweitens, was die Verwendung unserer Panzer betrifft, so ist diese Frage höchst ungeklärt, und zwar bis heute. Die Panzer in die Erde einzugraben und sie wie Feuernester zu halten taugt nichts. Einen Hinterhalt legt man besser, wenn man Kanonen aufstellt. Sie sind kleiner, schneller zu entfernen und besser ausgestattet. Panzer muss man wie mobile Gruppen verwenden. Die leichten Panzer haben sich überhaupt nicht bewährt. K Ws<sup>56</sup> und T-34er werden bleiben. Die K Ws sind stark durch ihr Geschütz, ihre Panzerung, ihre Leistungsfähigkeit und ihre Geländegängigkeit. Bei der heutigen Luftwaffe brauchen Sie die Panzer in der Hauptgegenstossrichtung nicht zu tarnen, damit der Feind sie nicht entdeckt. Ich stimme nicht zu, dass der Panzer bei uns zu einem passiven Verteidigungsmittel geworden ist. Panzer bleibt Panzer, eine Angriffswaffe, und man sollte ihn bei der Verteidigung besser durch unsere 45-mm-Kanone ersetzen. Die kann ich ins Haus zerren, auf einen Speicher, aber einen Panzer können Sie nicht zerlegen, ziehen und aufstellen. Bei uns wurden die Panzer in die Erde gestellt, man hätte sie aber herausholen und eine Faust [Stossgruppe] bilden müssen. Später haben wir uns darauf besonnen, haben einige mobile Reserven geschaffen, die ihre Rolle gespielt haben. [...] Wir haben genug Artillerie. Ein Panzersoldat, der im Panzer sitzt, ist von der Panzerung geschützt, aber wenn eine Bombe fliegt, hört er das Getöse und so weiter noch stärker, ausserdem ist er blind. Was ist schon der Sehschlitz? Sie können ihm nicht mal einen halbwegs passablen Sehschlitz machen. Die deutschen Panzer sind besser, was die Sicht angeht. Unser Panzer ist schneller und wendiger als der deutsche, aber er ist blind.

Bitte verstehen Sie nur eins: All das hat unsere Psyche geprägt, aber alle unsere Handlungen darf man nicht zum Prinzip machen. Zugleich überlegen wir: Hätte man etwas besser machen können? Ehrenwort, nein. Wo haben wir etwas versäumt? Hier muss ich gestehen – bei unseren Fabriken. Obwohl wir den Befehl hatten, obwohl wir die Kräfte hatten, haben wir Pioniersondertruppen dort-

hin gelegt, um aus ihnen befestigte Stellungen zu machen, diese Arbeit aber nicht abgestimmt, wir haben damit nicht jene Standfestigkeit und Hartnäckigkeit erzielt, zu der uns die Deutschen jetzt verholpen haben, obwohl wir sie zu starken Widerstandsknoten in der Stadt hätten machen können. Was behinderte die Truppen, die in diesen Fabriken sassen? Es war zweifellos die feindliche Luftwaffe. Als die Fabriken noch nicht bombardiert wurden, bauten sie alles gut, aber als die Bomben fielen, flogen Werkbänke und Dächer weg. Der Stahlbeton hielt nicht stand. Die Fabrik wurde verlassen – das fertige Grab. Wenn er nur kleine Bomben abgeworfen hätte, aber da flogen Fünftonner, Eintonner, Panzerung, Schienen, es war der reine Hohn. Meist wurden sie von Jagdbombern abgeworfen – von Messerschmitts.

Was war in dieser Hinsicht typisch für den Kampf in Stalingrad? Wenn ein Kommandeur, ein Kämpfer, nach Stalingrad kam und auf diese Seite übersetzte, war er schon abgehärtet, er kannte seine Aufgaben, wusste, wofür er kämpfen würde, weshalb er gekommen war und was er tun musste. Meiner Meinung nach gab es während der gesamten Schlacht um Stalingrad keinen Fall, dass unsere Truppen gewichen und geflüchtet wären, wenn es galt, ein Gefecht durchzuziehen. Welche Kompanie man auch nehmen wollte, das gab es nicht. Der Soldat wird sich hinsetzen, wo ihn der Morgen erreicht hat, weil man sich tagsüber nicht bewegen darf, man würde zerfetzt werden, und bis zum Abend dort bleiben. Sie kämpften bis zum Letzten. Den Rückzug kannten wir nicht. Damit hat Hitler nicht gerechnet und sich verrechnet.

Die Männer waren im Alter verschieden, die meisten zwischen 30 und 35 Jahre alt. Es gab junge Leute, besonders die Matrosen, die aus dem Fernen Osten kamen, aber es gab auch viele alte Männer. Wir siebten sie aus, aber auf dem Marsch ging das nicht. Aus irgendeinem Grund war jedem Kämpfer klar, dass er aus Stalingrad nicht weg konnte. Er wusste, dass das ganze Land darüber sprach, dass man Stalingrad nicht aufgeben dürfe, dass Stalingrad die Ehre der Sowjetunion verteidige.

Es gab viele Mädchen, Mitarbeiterinnen im Nachrichtenwesen, Sanitäterinnen, Arztgehilfinnen, Ärztinnen. Sie leisteten hervorragende Arbeit, selbst wenn man unseren Kämpfer mit einer Frau vergleichen wollte. Nur aus physischen Gründen konnten sie nicht das leisten, was ein Mann leistet, und was die Tapferkeit angeht, so übertreffen sie den Mann. An moralischer Standhaftigkeit, an Heldenmut, Ehrlichkeit und Treue bleiben sie nicht nur

nicht hinter ihm zurück, sondern übertreffen ihn sogar in vielen Fällen. Freilich, in schwierigen, heißen Kampfsituationen habe ich alle meine Stabsfrauen ans andere Ufer geschickt und durch Männer ersetzt, aber nur wegen der physischen Schwäche der Frauen, keinesfalls wegen der moralischen. Wenn man am Ufer entlangging, [sah man die] Arbeit unserer Sanitätseinheiten. Bei uns waren alle Überfahrten zentralisiert. Die Divisionen transportierten selbst nichts. Hier gab es einen Lazarettwagen, ein Lazarett und eine chirurgische Station. Während der Kämpfe arbeitete hier ein chirurgisches Labor. Ein Arzt machte 200 komplizierte Operationen. Und schauen wir uns die sogenannten Krankenschwestern an. Toll! Wir graben uns in den Staub ein, aber sie arbeiten wie die Teufel. Was die Arbeit der Frauen betrifft, lässt sich eine ganze Reihe von Beispielen anführen. Prozentual gesehen wurden bei uns die Frauen im Vergleich zu den Männern mit mehr Orden als Medaillen ausgezeichnet, besonders die medizinischen Mitarbeiterinnen. Ich glaube, keine Frau, die in Stalingrad war, blieb ohne Auszeichnung, und wenn doch, dann wird sie es nicht bleiben.

Die Eigenart des Kampfes in Stalingrad wird bei der Verteidigung der Städte und beim Angriff auf die Städte voll und ganz in allen Kämpfen zur Anwendung kommen. Jede Ortschaft kann man in eine Festung verwandeln, und man kann den Feind dort zehnmal besser vernichten als in einer Garnison.

Der Faktor des Ehrgeizes bleibt, aber darüber spricht man am wenigsten.

Es gibt keine Helden, die gar keine Angst hätten. Niemand sieht, niemand weiss, was Tschuikow macht, wenn er allein ist, wenn es keine Zeugen gibt, wenn man nicht sieht, wie sein Hirn arbeitet. Dass einer unserer Kommandeure zu seinen Untergebenen gegangen wäre und sein schwaches Seelchen gezeigt hätte, das gab es zwar vereinzelt, aber das sind Bastarde. Wir sitzen im Unterstand, und die Granatsplitter fliegen uns um die Ohren. Sitzen wir da einfach, ohne dass es uns etwas ausmacht? Das glaube ich nicht. Der Selbsterhaltungstrieb ist da, aber der Stolz eines Mannes, insbesondere eines Kommandeurs, spielt im Kampf die entscheidende Rolle, darin hat Lew Tolstoi recht.

Hier ein konkreter Augenblick. Granaten fliegen, pfeifen, surren, gleich wird sie auftreffen. Nicht bei allen Menschen findet sich der Mut, sich nicht vor der Granate zu beugen. Na, auch wenn ich mich ducke, wird sie bestimmt meinen Kopf treffen, meine Brust, es rettet einen also nicht, ob man

### 344 Neun Erzählungen vom Krieg

den Kopf beugt oder nicht, trotzdem tut man es. Aber der Stolz verbietet es einem. Ich tue das nie. Wenn ich allein wäre, wäre es sicher anders, aber ich bin nie allein. Ich ducke mich nicht, sondern stehe dafür mit meinem Kopf ein.

Die Ehrentitel unserer Garde-Einheiten usw., die unseren Helden verliehenen Titel und Schulterstücke, glauben Sie, Stalin würde das nicht berücksichtigen? Oder Grossman würde die Frage stellen: Was haben Sie für hartherzige Leute: Ein Bataillonskommandeur hat die ganze Zeit gekämpft, er wird zum Lehrgang geschickt, kommt, um sich zu verabschieden, und sagt beiläufig: «Genosse Kommandeur, gestatten Sie, dass ich mich verabschiede, ich habe alles übergeben.» «Ach, haben Sie das, na, gut.» Ich sagte Grossman: Dieser Kommandeur hat seinen Wert. Unter anderen Umständen würden sie sich vielleicht zum Abschied küssen, aber hier sollte man keine Schwäche zeigen. Vor den Augen des Kommandeurs sterben Tausende von Männern, aber er darf nicht mit der Wimper zucken. Wenn er allein ist, kann er weinen. Mögen sie hier deinen besten Freund töten, du musst trotzdem wie versteinert dastehen.<sup>57</sup>

Hier eine konkrete Situation. Am 14. [Oktober] wird der Unterstand der Artillerieabteilung bombardiert. Neun Mann sind weichgekocht, einer springt raus, die Beine werden ihm eingeklemmt. Zwei Tage graben wir ihn aus. Er lebt. Wir graben ihn aus, die Erde bröckelt von ihm ab. Krampft sich einem da das Herz nicht zusammen? Es krampft sich zusammen, aber du darfst es dir nicht anmerken lassen.

Oder folgende Taten: Vier Kämpfer sitzen in einer Röhre. Sie werden von acht Fritzen eingekreist. Einer kriecht verwundet durch die Röhre mit einem Zettel: Eröffnen Sie das Feuer auf uns! Wir eröffnen das Feuer, unsere Kämpfer sterben und auch die Fritzen. Ist das etwa leicht?

Wenn die Deutschen die psychologischen Gegebenheiten einkalkuliert hätten, das politische Moment, die Bedeutung Stalingrads für jeden Soldaten und Kommandeur von uns, die an den Punkt gekommen waren, über den hinaus man nicht weichen darf, wenn sie einkalkuliert hätten, dass nicht alles rücksichtslos und frech genommen werden kann, dann hätten sie es nicht zu diesem Scheitern kommen lassen.

Hier kann man kein besonderes strategisches oder taktisches Manöver durchführen, halt und Schluss. Irgendetwas Napoleonisches bezüglich des Manövrierens anzuwenden geht nicht.



[2. Teil des Gesprächs]<sup>58</sup>

[...] Hitler hat nicht damit gerechnet, dass wir Widerstand leisten würden. Als unsere Soldaten in die Stadt eindrangen, als sich die Fritzen zu Dutzenden und Hunderten ergaben, ermutigte das unsere Soldaten, sie erkannten, dass man die Deutschen schlagen kann, und zwar kräftig. Das ist der erste Faktor.

Der zweite Faktor sind die Befehle sowie unsere Agitation: Stirb, aber weiche nicht, geh keinen Schritt weiter zurück, in Stalingrad entscheidet sich das Schicksal unserer Heimat. Das verstanden unsere Soldaten. Sie waren selbst in dieser Stimmung: Sollten sie verwundet und mit gebrochenem Rückgrat geborgen werden, so würden sie mit Tränen in den Augen ans andere Ufer fahren, und sollten sie sich dann von den Kameraden verabschieden, die sie ans andere Ufer gebracht hatten, so wollten sie sich nicht von ihnen trennen. Vergrabt uns lieber hier, sagten sie. Sie hielten es für eine Schande, verwundet ans andere Ufer gebracht zu werden. Das war das Echo auf den Befehl des Genossen Stalin.

Der dritte Faktor ist, dass wir mit Feiglingen und Panikmachern gnadenlos umgingen. Am 14. September hatten der Kommissar und der Kommandeur des 40. Regiments das Regiment verlassen und waren geflüchtet. Ich erschoss sie hier vor der ganzen Armee. Zwei meiner Brigaden setzten sich ans andere Ufer ab und führten mich mehrere Tage an der Nase herum. Ich fand sie, erschoss die Kommandeure und Kommissare. Ich erteilte allen Truppen den Befehl, dass es für Feiglinge und Verräter keine Gnade geben werde.

Der vierte Faktor ist schon rein geographisch: Blickst du dich heute nach der Wolga um, mag der Teufel rüberschwimmen.

Es gab ausländische Korrespondenten, die immerzu nachbohrten, welche Truppen hier gestanden hätten, wo sie zusammengestellt worden seien. Sie fragten: Waren es sibirische Truppen? Ich sagte: Nichts dergleichen, es waren Russen, Ukrainer, Usbeken, Tataren, Kasachen usw. So war es faktisch auch. Hier waren alle Nationalitäten vertreten, es waren keine besonderen Elitetruppen, die eigens für Stalingrad zusammengestellt worden wären. Natürlich gab es mehr Russen, weil die russische Bevölkerung grösser ist. Am besten kämpften die Russen, dann die Ukrainer und sogar die Usbeken, die zuvor noch nie gekämpft hatten.

Freilich, am ersten und zweiten Tag weinten sie, dann zwang sie die Si-

### 346 Neun Erzählungen vom Krieg

tuation, sich die Russen und Ukrainer anzuschauen, dann kämpften und starben sie mit ihnen. Die Kämpfer hatten ein sehr hohes politisches Bewusstsein.

Wir hätten dort gelegen, aber nicht gewichen, im äussersten Fall hätten wir uns eine Kugel in die Stirn gejagt. Das war unsere Entscheidung: Ohne Befehl von oben würden wir in gar keinem Fall weichen. In dieser Hinsicht erkläre ich mit aller Verantwortung, dass der Militärrat nicht abgezogen ist und andere ihm nicht gefolgt wären.

Spürte man Hilfe und Unterstützung von Moskau?

Was bedeutet es, wenn Chruschtschow anruft, und er rief sehr oft an. Wir wissen, wer Chruschtschow ist: Mitglied des Politbüros, Mitglied des Zentralkomitees der Partei, er spricht unmittelbar mit Genosse Stalin. Seinen Namen nannte er nicht, aber die Tatsache, dass er oft anrief und fragte, wie es uns geht, wie die Stimmung ist, das hat uns sehr viel bedeutet.

«Es geht schon.»

«Gut, ich verlasse mich auf Sie.»

Jerjomenko war hier. Zwei ganze Tage brauchte er über die Wolga, um mit mir zu sprechen. Die Wolga kochte, brannte, und trotzdem kam er auf irgendeinem Boot zu mir herüber. Wir sind alte Bekannte.

«Genosse Stalin hat mir befohlen, dich zu besuchen und nachzuschauen, wie es dir geht, was du brauchst?»<sup>59</sup>

Um Munition und die sonstige Versorgung war es schlecht bestellt. Es gab nicht den geringsten Nachschub, wir hatten zu wenig Granaten. Sowie man jedoch nach Moskau telegraphierte, kam augenblicklich die Antwort, und sofort fühlte man sich materiell unterstützt. Der Nachschub an Munition und Granaten war für uns alles. Hier bekamen wir nicht nur in moralischer Hinsicht Hilfe, wollte man etwas durchdrücken, dann immer über Moskau. Ich griff allerdings nur selten zu diesem Mittel, aber ich tat es doch.

Die Verwundeten wurden auf die andere Seite evakuiert. «Verlieren viel Blut», schrieb ich nach Moskau, «sind bereit zu sterben, kämpfen tapfer. Werden Stalingrad halten, schickt Kräfte!»

Ich bekam sie. Man schrieb mir an den Gefechtsstand: «Warum statten Sie Tschuikow nicht mit dem und dem aus, schicken Sie das und das.»

Wir erhielten regelmässig Zeitungen, es schmeichelt es einem Kämpfer etwa nicht, wenn er in den zentralen Blättern «Prawda» und «Iswestija»

immerzu liest, und zwar vom Leitartikel bis zur letzten Seite:

«Stalingrad, Stalingrad»?

Der Hauptstellvertreter des Chefs der Sanitätsverwaltung der Roten Armee sagte mir: Da geht ein schwerverwundeter Kämpfer. Er wird gefragt: woher und wohin? Der Verwundete schlägt sich an die Brust und sagt:

«Aus der 62. Armee, dreimal verwundet, wenn ich wieder gesund bin, kehre ich zurück.»

Und wie viele Pakete uns von allen Enden der Sowjetunion geschickt wurden! Wir schafften es, den Kämpfern diese Geschenke zu überreichen: ein paar Äpfel, ein Stück Wurst. Aber die besten Kämp-



N. A. Dolgorukow, «So war es ... so wird es sein!» Sowjetisches Propagandaposter aus dem Jahr 1941

### 348 Neun Erzählungen vom Krieg

fer, die sich besonders auszeichneten, bekamen die ganze Zeit über etwas geschenkt. [...]

Und was schreibt mir meine Frau? «Ich weiss, du bist in Stalingrad. Dort ist es gefährlich, aber ich bin stolz auf den Kampf der Stalingrader. Das ist wie ein Zweikampf mit dem Führer. Schlag ihn kräftig, damit er die Zunge wie auf der Abbildung rausstreckt.» Und was schrieb man den Soldaten? Was sagte man den Kommandeuren?

Was unser Land angeht, was Moskau angeht, was das oberste Kommando angeht, Genosse Stalin persönlich, kommt mir kein schlechtes Wort über die Lippen. Wir fühlten uns preisgegeben, weil wir physisch von allem abgeschnitten waren, wir fühlten die ganze Schwere unserer Lage, fühlten, dass wir sterben würden, wenn es sein musste, aber dass uns jemand vergessen oder nicht gebührend geschätzt hätte, das fühlten wir nicht. Natürlich wussten wir, dass man nicht offen über die Verteidiger Stalingrads schreiben und keine Namen nennen durfte. Das war ein militärisches Geheimnis. Aber als im Volkskommissariat für Verteidigung die Resolution verabschiedet wurde, die 62. Armee besonders hervorzuheben, da trug jeder Kämpfer stolz die Nase hoch.

Ich flog 1943 mit Erlaubnis des Genossen Stalin zu meiner Familie nach Kuibyschew. Die Reise fiel gerade mit der Feier des Jahrestages der Roten Armee am 23. Februar zusammen. Ich war ins Theater eingeladen. Man hatte mich überredet, fünf bis zehn Minuten zu sprechen. Dort war der Marschall der Sowjetunion Boris Schaposchnikow<sup>60</sup>. Viele hielten eine Rede, sie wurden herzlich aufgenommen, aber als mir als Letztem das Wort erteilt wurde, stand ich fünf Minuten wie ein Idiot da. Ich begann zu sprechen, schon wurde ich unterbrochen. Ich spürte doch, wie gross das Verständnis für unsere Lage und unseren Kampf war.

Alle unsere Kämpfer waren überzeugt, dass unsere Armee eine Gardearmee werden müsse. Davon waren alle überzeugt. Ich verstehe immer noch nicht, warum sie das nicht gemacht haben. Fast alle Divisionen erhielten den Ehrentitel Gardedivision. Bedenken Sie, die Divisionen, und was ist mit den Armee-Einheiten, mit der Armeeführung? [...]

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 2a, l. 1-28.*

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*

## Gardedivisionsgeneral Alexander Rodimzew

Während Wassili Tschuikow sich erst in Stalingrad einen Namen machte, war der ihm unterstellte und fünf Jahre jüngere Alexander Rodimzew zu diesem Zeitpunkt bereits ein hochdekoriertes Kriegsheld. Wie Tschuikow stammte Rodimzew aus einer Bauernfamilie und durchlebte eine von Armut geprägte Kindheit, bevor er mit 22 Jahren in die Rote Armee eingezogen und zwei Jahre später in die Partei aufgenommen wurde. Rodimzew schlug eine Offizierslaufbahn ein, die ihn auf der Karriereleiter rasant nach oben führte. 1936 wurde er als Militärausbilder nach Spanien entsandt und trainierte dort die Internationalen Brigaden. Unter seinem Kommando wurden die faschistischen Truppen mehrfach geschlagen, dennoch konnte er den Fall der spanischen Republik und den Aufstieg Francos nicht verhindern. Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde Rodimzew als «Held der Sowjetunion» ausgezeichnet, die höchste Auszeichnung des Sowjetstaates.

Auf dem 18. Parteitag der Kommunistischen Partei 1939 trug Rodimzew die Grussansprache vor. Dass ein 34-jähriger Oberst diese Rede hielt, machte deutlich, welchen Kahlschlag die Stalin'schen Säuberungen der beiden Vorjahre unter den sowjetischen Generälen angerichtet hatten. Rodimzew nahm im September 1939 am sowjetischen Einmarsch in Polen und wenig später am Winterkrieg gegen Finnland teil. Im Krieg gegen Deutschland befehligte er zunächst eine Luftlandebrigade, die sich unter seiner Führung bei Kiew aus der Einkesselung durch die Wehrmacht befreite. Die Brigade wurde im November 1941 zur 87. Schützendivision erweitert und im Januar 1942 mit dem Gardetitel ausgezeichnet. Seitdem hiess sie 13. Garde-Schützendivision.

Am 9. September 1942 wurde die Division aus ihrer Reservestellung an die Stalingrader Front berufen und traf dort am 14. September ein. Die ersten Bataillone der etwa zehntausend Mann starken Division setzten in der Nacht vom

14. auf den 15. September über die Wolga und wurden beim Erreichen des rechten Ufers sofort in Kämpfe mit den Deutschen verwickelt.<sup>61</sup> Eine Woche später hatte Wassili Grossman das Wirken der 13. Gardedivision in Stalingrad bereits zu einer Reportage verarbeitet. Er schrieb von einer Schlacht, die «das Schicksal der Welt» und die «Frage aller Fragen» entscheide, und machte den inzwischen zum Generalmajor beförderten Rodimzew zu ihrem Dreh- und Angelpunkt: «Temperament, starker Wille, Ruhe, Reaktionsschnelligkeit, Mut zum Angriff, wenn jeder andere glaubte, dass man von einem Angriff nicht einmal träumen dürfe, taktische Erfahrung und Vorsicht, verbunden mit Kühnheit – diese Züge machen den kriegerischen Charakter des jungen Generals aus. Und der Charakter des Generals ist zum Charakter seiner Division geworden.»

«Ich fragte Rodimzew», schreibt Grossman, «ob er nicht von dieser Anspannung der Kämpfe rund um die Uhr ermüdet sei, von diesem Getöse rund um die Uhr, von diesen Hunderten deutscher Angriffe, die in der Nacht und am gestrigen Tag waren und morgen weitergehen würden.

„Ich bin ruhig“, sagte er, „das muss so sein. Ich habe wohl schon alles erlebt. Einmal hat ein deutscher Panzer meinen Gefechtsstand glattgebügelt, dann hat ein MPi-Schütze zur Sicherheit noch eine Granate geworfen, diese Granate habe ich hinausgeworfen. Und nun bin ich draussen, kämpfe und werde bis zur letzten Stunde des Krieges kämpfen.“ Er sagte dies ruhig, mit gedämpfter Stimme. Dann erkundigte er sich nach Moskau. Wir unterhielten uns sachkundig über die Theater.»<sup>62</sup>

Mit der von Grossman konstatierten Beherrschtheit sprach Rodimzew auch mit den Moskauer Historikern, anders als der hitzige Tschuikow. Er gibt sich persönlich zurückhaltend und schildert in erster Linie den militärischen Verlauf der Schlacht – besonders die Septemberkämpfe seiner Division um den strategisch wichtigen Mama je w-Hügel und die Erstürmung des von den Deutschen befestigten «L-förmigen Hauses» Anfang Dezember. Rodimzew betont, wie wichtig die umsichtige Vorbereitung und die Abstimmung zwischen seinen Regimentern für den Erfolg dieses Sturms waren, und unterstreicht damit seine eigene militärische Kompetenz. Aus den grossen Verlusten in seiner Division macht er kein Geheimnis. Allein bis Anfang Oktober seien über 4'000 Mann tot oder verletzt ausgefallen. Er erwähnt auch, dass beim Befehl zur Erstürmung des L-förmigen Hauses zahlreiche seiner Soldaten – Usbeken, wie er bemerkt – am Boden liegen blieben und daraufhin als Feiglinge erschossen wurden.

Auf die Verteidigung des sogenannten Pawlow-Hauses, die in späteren Jahren zu einer grossartigen Geschichte vom Geist des sowjetischen Internationalismus aufgebauscht worden ist, geht Rodimzew nicht ein.<sup>63</sup> Unter Leitung von Sergeant Jakow Pawlow und Leutnant Iwan Afanassjew verschanzten sich zwei Dutzend Rotarmisten in einem vorgelagerten vierstöckigen Wohnhaus, unter ihnen Angehörige von bis zu elf unterschiedlichen sowjetischen Nationalitäten (die Zahlenangaben gehen auseinander): Russen, Weissrussen, Ukrainer, Usbeken, Kalmücken u.a. Fast zwei Monate lang wehrten sie den Ansturm der Deutschen ab, bevor sie am 24. November im Zuge der sowjetischen Gegenoffensive entsetzt wurden.<sup>64</sup> In seinen 1969 veröffentlichten Memoiren widmet Rodimzew dem Pawlow-Haus ein ganzes Kapitel – die Erstürmung des L-förmigen Hauses füllt nur zwei Seiten. Die Memoiren preisen das Heldentum und das harmonische Miteinander der Soldaten; sie verschweigen jegliche Gewaltanwendung in den eigenen Reihen und auch die erlittenen Verluste.<sup>65</sup>

Nach Stalingrad kämpfte die 13. Gardedivision bis zum Kriegsende ununterbrochen weiter. Sie wurde – wohl eingedenk ihrer Stalingrader Erfahrungen – gezielt zur Bildung von Brückenköpfen eingesetzt und überwand nacheinander den Dnjepr, die Weichsel, die Oder und die Neisse. Für die Überquerung der Oder im Januar 1945 wurde der inzwischen zum Generalleutnant beförderte Rodimzew zum zweiten Mal als Held der Sowjetunion geehrt. Er arbeitete nach dem Krieg als Generalinspekteur der sowjetischen Streitkräfte und wurde als Deputierter in den Obersten Sowjet der Sowjetunion gewählt. Rodimzew starb 1977 in Moskau. Eine seiner Töchter, Natalja, leitet heute in Moskau ein Schulmuseum über den Grossen Vaterländischen Krieg.

### **Gespräch mit Generalmajor Alexander Iljitsch RODIMZEW Kommandeur der 13. Garde-Schützendivision der 62. Armee 7.1.1943.**

#### **Stalingrad**

#### **Das Gespräch führt der wissenschaftliche Sekretär A. A. Belkin Das Stenogramm nimmt die Stenographin A. I. Schamschina auf**

Geboren am 8. März 1905 im Dorf Scharlyk,<sup>66</sup> Gebiet Tschkalowsk, vormals Orenburg, in einer armen Bauernfamilie. Derzeit sind dort drei Schwestern, die jüngste 40 Jahre, die mittlere 50 Jahre und die älteste 60 Jahre alt. Ich war der Allerjüngste. Mein Vater starb 1919, meine Mutter

### 352 Neun Erzählungen vom Krieg

1929. Erzogen hat mich vor allem meine Mutter, später erzog ich mich selbst.

Bis 1917 besuchte ich die Kirchengemeindeschule, danach zwei Jahre die höhere Grundschule<sup>67</sup> bis 1919. An Ackerland hatten wir ein Viertel von dem, was einem Mann zugeteilt wurde. Anschliessend lernte ich als Geselle das Schuhmacherhandwerk. Eine Schwester lernte, die übrigen waren verheiratet. Meine Schwester, meine Mutter und ich lebten beim Schwager. Bis 1921-1922 arbeitete ich als Schuster. 1919 war das Hungerjahr<sup>68</sup>, und als es nichts mehr zu essen gab, wurde ich Fuhrmann.

Meine Mutter sagte immer, sie werde niemals eines natürlichen Todes sterben, ich war sehr frech. Meine Mutter weinte immer, weil ich in der Schule mit Sicherheit etwas anstellte. Die Lehrerin hat mich siebenmal rausgejagt. Ich hatte viel Kraft, schlug die anderen. Mit den Nachbarjungs, die Tür an Tür wohnten, haben wir uns Faustkämpfe geliefert. Angefangen haben immer die Kleinen, dann kamen die Bärtigen hinzu. Bei uns rauft man mit Stil, wenn etwas falsch lief, wurde in der Gemeinschaft Gericht gehalten.

Meine Schwester und ich gingen gemeinsam zur Schule. Meine Schwester war eine Streberin. Kaum war sie daheim, machte sie schon Hausaufgaben. Ich merkte mir, was ich hörte, das war's. Zu Schiefertafeln haben wir es nicht gebracht. Die Schule befand sich vier Kilometer von unserer Strasse, der sogenannten Otorwanka, entfernt. Man spannte sich als Pferd vor den Schlitten, bis man da war, prügelte man sich, Tafel ade. An Schuhwerk mangelte es auch. Was Fusslappen oder Stiefel betrifft, so trug ich nie welche, sondern nur Bastschuhe. Sie verschleissen schnell. Ich weiss noch, dass mir die Lehrerin immer 20 oder 30 Kopeken gab, damit ich mir neue Bastschuhe kaufte.

Ich war ein guter Schüler. Kaum war ich zu Hause, spielte ich Dame. Bei uns ist der Pferdesport stark entwickelt. Ich bin von Kind an Kavallerist, habe 14 Jahre bei der Reiterei gedient, war dann Fallschirmspringer und danach bei der Luftwaffe.

Eine Zeitlang wurde ich in den Komsomol eingeladen, aber wenn ich hinkam, waren dort Mittelbauern und Kulaken,<sup>69</sup> ein Mädchen warf mich raus, seither ging ich nicht mehr hin. Ich bin äusserst empfindlich, habe mich mit einigen angelegt und bin nicht mehr hingegangen. Erst in der Armee trat ich in den Komsomol ein.

1921 begann ich mit der Schneiderei und Schuhmacherei, war Geselle. In unserem Dorf gab es den wohlhabenden Bauern Lapschin.



Der hatte fünf, sechs Arbeiter, und ich arbeitete auch dort. Ich lernte, bekam nur ein Stück Brot, mehr nicht, keinen Lohn. So ging es bis 1927. 1927 wurde ich zur Armee eingezogen. Wie merkwürdig es auch ist, aber bis 1927 hatte ich noch nie eine Eisenbahn gesehen und keine Ahnung, was das ist. Man hat davon gesprochen, erzählt. Ich schaute sogar verwundert, als mein Schwager, ein alter Soldat, der in der Armee war, von Moskau erzählte, das ist eine grosse Stadt, da gibt es den Kreml, die Zaren-Glocke, die Zaren-Kanone, und dann war ich selbst drei Jahre im Kreml zur Ausbildung.

1927 wurde ich zur Armee eingezogen und kam mit meinem Jahrgang zu den Begleittruppen in Saratow. In der Anfangszeit war ich Rotarmist, dann Unterkommandeur, trat hier in den Komsomol ein. Ich wurde zum Leiter der Komsomolorganisation der Kompanie gewählt. Sobald ich die Ausbildung zum Unterkommandeur abgeschlossen hatte, trat ich in die WZIK-Akademie im Kreml ein.<sup>70</sup> Es gefiel mir überhaupt nicht, dass ich nicht zur Kavallerie gekommen war, weil ich Pferde liebte. Sie waren mein Ein und Alles. Aus irgendeinem Grund hat mich die Kommission nicht genommen. Später, als ich schon eine Weile gedient hatte, wollte ich meinen Traum verwirklichen und das tun, was ich wollte.

In der Militäarakademie war ich von Anfang 1929 bis Ende 1931, drei Jahre. Dort brachte man uns in der ersten Zeit auf das Chodynka-Feld,<sup>71</sup> wir legten Prüfungen ab. Ich bekam in Mathematik «Sehr gut» und in russischer Sprache «Ausreichend», weil wir einen besonderen Dialekt haben. Als ich 1937 nach Hause kam, sagten meine Leute: «Unsere Sanka<sup>72</sup> ist wieder da.» Die Umgangssprache hat sich eben eingebürgert, deshalb schrieb ich auch mit Fehlern. In den anderen Fächern bekam ich «Gut». Ich liebte Sport, turnte gern am Reck, an den Balken, am Pferd. Ich war Amateursportler und körperlich gesund, deshalb erhielt ich die Note «Sehr gut». Das Gleiche gilt für die militärischen und taktischen Fächer. Ich stand drei Jahre Wache – vor dem Lenin-Mausoleum, dem Borowizki-Tor und dem Spasski-Tor.<sup>73</sup> Dann durfte ich auf die Kavallerieschule. Als man dort Reiterkunststücke machte und voltigierte, zeigte ich auf Anhieb Klasse, aber die Kommission befand, ich sei zu schlecht in Russisch. Ich sagte, Unsinn, das schaffe ich schon. Der Schwadronkommandeur kam und sagte: Er arbeitet gut auf dem Pferd. Ich war schon mit sechs, sieben Jahren auf die Nachtweide geritten, ab zehn nahm ich an Hindernisrennen teil. Wir hatten einen Kulaken, der

### 354 Neun Erzählungen vom Krieg

besass gute Pferde, bei Hindernisrennen liess man die Kinder reiten, und wessen Pferd zuerst ins Ziel lief, der bekam ein Schaf.

Das war 1927. Dann wurden wir ausgebildet. Ich schloss als einer der Ersten ab. Es gab dort den stellvertretenden Kurskommandeur. Nicht einen Zugführer hatte jeder Zug, sondern einen Kurskommandeur. Ich war sein allgemeiner Gehilfe, weil ich immer einer der besten Militärschüler war. Was mir an Naturwissenschaften leichtfiel, waren Mathematik und Physik. In Geschichte war ich auch gut, und auch in Politik. Ich konnte Lenin zitieren, wörtlich, konnte ganze Seiten auswendig, und auch heute ist noch viel da. Für Literatur interessierte ich mich wenig. Sie begann mich erst zu interessieren, als ich mit der Schule fertig war. Erst da begann ich zu lesen. Las wie im Rausch Tolstoi, dreimal *Krieg und Frieden*, *Anna Karenina*, *Die Auferstehung*. Wenn Wronski in *Anna Karenina* sein Pferd besteigt, wenn es stürzt, denkt man: wie oft bin ich Rennen galoppiert. In der Tat, wenn ein Hindernis kommt und das Pferd stürzt, dann versetzt man sich in seine Rolle, das Buch wächst einem noch mehr ans Herz, weil ich ja selbst Kavallerist bin. In *Krieg und Frieden* gefällt mir, wie die Menschen handeln. Aber wenn ich es jetzt zur Hand nehme, dann interessiert mich natürlich etwas ganz anderes. Schildert er darin seine Helden, dann übertreffen unsere Männer heute jeden von ihnen. Seinerzeit war auch Suworow ein guter Mann. Er zeigte persönliches Heldentum: nahm die Klinge, nahm die Lanze und vorwärts in den Kampf. Heute gibt es sehr viele solcher Menschen, aber heute genügt das nicht mehr, man muss den Kampf organisieren. Damals gab es keinerlei gegenseitige Unterstützung. Die Rolle des grossen Feldherrn war dieselbe wie die des Zugführers, des Kompanie- oder Bataillonschefs. Heute dagegen schimpft man sogar einen Bataillonskommandeur aus.

*[Es folgt eine längere Schilderung von Rodimzews Erlebnissen im Spanischen Bürgerkrieg. «Das war das erste Mal, dass ich auf Faschisten schoss.»]*

Dort hatte ich trotzdem Heimweh nach der russischen Erde. Als ich die Grenze überschritten hatte und wieder auf Heimatboden stand, sagte ich: Ja, jetzt bin ich in Russland. Ich dachte nie daran, wegzugehen. Es war dort sehr schwer für mich. Jetzt ist die Situation natürlich auch schwer, aber die Technik ist dieselbe. Es gab «Messerschmitts».

Madrid war natürlich nicht so stark zerstört wie Stalingrad, aber auch ziemlich zerstört. Auf den Strassen konnte man auch fallende Granaten sehen. Die Bevölkerung war allerdings nicht evakuiert worden. Am Morgen gingen alle aufs freie Feld, in die Unterstände, in die Löcher. Die Bevölkerung nahm dort sehr aktiv teil. Wir hatten viel Demokratie. Unsere Leute glauben, vielleicht werde ich ja irgendwie übrig bleiben.

Ich bin äusserst dagegen, dass man Zivilkleidung anzieht. Da hat ein General Zivilkleidung angezogen und den Kessel verlassen, er kommt zurück, und man gibt ihm wieder eine Armee. Der Selbsterhaltungstrieb ist so stark, dass er alles übersteigt. Nichts existiert für ihn mehr. Bei mir in der Division ist das allerdings nicht vorgekommen. Als ich einmal in einen Kessel geraten war, hatte sich der Sekretär der Parteikommission umgezogen und auch der Chef der operativen Abteilung. Ich jagte sie sofort aus der Division, liess die Brigade antreten und sagte, diese Männer seien nicht von uns. Ich wurde allerdings beschimpft, man sagte, ich könnte vielleicht selbst einmal gezwungen sein, so etwas zu tun, aber ich sagte, noch besässe ich Ehrgefühl, würde vor keinem auf die Knie fallen und keine Zivilkleidung anziehen. Das ist doch eine Schande für einen Militär. Ich habe einen Artikel über die Ehre des russischen Menschen geschrieben – er soll im *Roten Stern* erscheinen –, über die Ehre des Kriegers und darüber, wie ein Krieger zu sein hat, egal in welcher Situation.<sup>74</sup>

1937 kehrte ich aus Spanien zurück, erholte mich auf der Reise. Ich war 25 Tage unterwegs. War auf der Pariser Ausstellung,<sup>75</sup> beobachtete die reizvollen Besonderheiten von Paris, wie das Volk lebt, was es für Theater gibt, wie sich die Mädchen benehmen. Da das MChAT (Moskauer Künstlertheater) mit seinen Schauspielern gerade da war – die Leute interessierten sich auch dafür und wollten sehen, wie das ist. Paris ist schön und sehr fröhlich. Dann war da die Ausstellung, die Festbeleuchtung, etwas Aussergewöhnliches. Nachts war es wie am Tag. In Berlin war ich nur einen Tag. Paris ist sauberer. Berlin wirkt so schwarz, ist voller Fabriken, düster, ganz verrusst, wie Leningrad, besonders dort, wo die Fabriken sind. [...]

Nach dem Urlaub wurde ich zum Kommandeur des 61. Regiments benannt, wo ich als Zugführer angefangen hatte. Der Regimentskommandeur war 1937, vor meiner Zeit, erschossen worden. Ob er ein Feind war oder nicht, war mir nicht klar. Ich kam, in der Division waren fast alle abgezogen worden. Ich befehligte also das Regiment. Ich war etwa 8 Monate Kom-

### 356 Neun Erzählungen vom Krieg

mandeur, dann ging ich an die Frunse-Akademie.<sup>76</sup> Die Ausbildung schloss ich mit «Sehr gut» in allen Fächern ab, und zwar im Rang eines Obersten. 1937 hatte man mir den Dienstgrad eines Oberst verliehen. Die Akademie schloss ich 1940 ab. Dann wurde ich zum Stellvertretenden Kommandeur der 36. Division ernannt, der Division, der mein Regiment angehörte. Etwa 8 Monate war ich Stellvertreter an der finnischen Front.

Der Divisionskommandeur fuhr weg, erkrankte, und ich war praktisch die ganze Zeit der Divisionskommandeur. Dort nahm ich an Gefechten teil. Das Kavalleriekorps war gerade angekommen, und schon am 12. mussten wir zum Angriff auf Helsinki vorgehen, wir forcierten den finnischen Meerbusen, da war plötzlich Friede.

Vor dem Krieg hatte die Aushebung für die Luftwaffe begonnen. Man nahm die Kommandeure der grossen Divisionen und Generäle an die operative Fakultät auf, sie alle sollten die Kader der Luftwaffe stärken; ein Kommandeur musste nicht nur fliegen können, sondern auch taktisch ausgebildet sein. [...] Ich begann selbst, die U-2 zu fliegen. [...] Dann wurden wir den Fallschirmspringer-Luftlande-Truppen eingegliedert, ich wurde zum Kommandeur der 5. Luftlande-Brigade, dann der 6. Luftlande-Brigade ernannt. Vor dem Krieg standen wir in Perwomaisk,<sup>77</sup> so hiess es auch – 3. Luftlandekorps.<sup>78</sup>

Als wir schon in Perwomaisk als Luftlande-Brigade waren, wurden wir in die Gegend von Kiew verlegt. Der Feind war durchgebrochen und bedrohte Kiew. Wir trafen mit dem Zug dort ein, wurden ausgeladen und verbrachten 15 bis 20 Tage im Raum Darniza, Browary. Dann wurde meine Brigade nach Iwankowo verlegt. Dort standen die 5. Armee und das 26. Korps. Der Feind war durchgebrochen. Damals fasste man noch nicht den Beschluss, uns als Infanterie zu verwenden. Wir waren mit Maschinenpistolen ausgerüstet, also mit leichten Waffen, und geeignet, im Hinterland des Feindes zu kämpfen.

Als der Feind schon im Anmarsch auf Stalinka<sup>79</sup> war und die Front durchbrach, lautete Stalins Befehl: Kiew nicht aufgeben. Unsere Brigaden wurden nach Truppenteilen eingeführt. Als ich in Kiew eintraf, kämpften die 6. und die 12. Brigade bereits. Wir traten am 8. August ins Gefecht ein. In 15 Tagen trieben wir sie 15 Kilometer zurück. Dann kämpfte ich dort noch etwa zehn Tage, erhielt von der Regierung Dank, dann vom Rat der Volkskommissare der Ukraine. Die Ukraine ist mir nicht böse.

[...] Ich griff Charkow an. Es war vier Kilometer vor der Stadt.

Dort kam ich mit der Division heil heraus, aber in Peremoga liessen wir kräftig Federn. Dann kämpfte ich am Don viel in der 62. [Armee]. Ich fuhr im September [nach Stalingrad], am 14. Ich traf mit dieser Division ein, aber sie war schon aufgefüllt worden. Die Kommandeure waren alle geblieben. Es war die 87. Schützen-Division. Dann wurde sie in die 13. Garde-Schützendivision umbenannt. Am 19. Januar begeht sie ihren Jahrestag. Hierher kam ich auch sehr schlecht. Meine Leute waren alle sehr gut, kamen alle von Akademien. Sie sollten als mittlere Kommandeure ausrücken. Meine Division hatte eine Stärke von zehntausend Mann – eine normale Division und sehr gute Leute, alle ausgebildet. Der Stellvertretende Kommandeur der Westfront Golikow<sup>80</sup> schaute zu, als er die Division entsandte.

Ich erhielt bis zum 13. [September] die Ausrüstung. Am 13. erhielt ich hier vor Ort die Waffen.<sup>81</sup> Damals half mir der Oberbefehlshaber Jerjomenko nach Kräften. Es waren allein zweitausend Maschinenpistolen. Insgesamt war es eine vollwertige Division. In der Nacht zum 14. war der Feind schon hier. Hätte ich mich nur um einen Tag verspätet, gäbe es Stalingrad nicht mehr. [...]

Ich war schon in schwierigeren Lagen als hier in Stalingrad. Hier sass ich im Unterstand im Tunnel ohne Sauerstoff, wenn man ein Streichholz anzündete, verlosch es, aber ich sass im Unterstand. Sie warfen Granaten auf den Gefechtsstand, aber ich dachte, dass sie mich in diesem Unterstand nicht treffen würden. Aber als wir bei Konotop waren, lagen wir auf freiem Feld, und wenn ein Panzer auf den Unterstand zurollte und zu kurven begann, das war etwas anderes. Dann war mein Gefechtsstand im Wald. 27-mal kam das Flugzeug angeflogen, zielte nur auf meinen Gefechtsstand. Es rasierte den Wald ab, von den Unterständen waren nur noch 2 übrig. Damals blieb kaum einer vom Kommandeurskorps unversehrt. Sie sprangen buchstäblich unter dem Panzer heraus und rannten schiessend weg. Als ich zum Bataillon kam, organisierte ich wieder den Kampf und blieb am Leben.

Dasselbe geschah in Kaszackaja, als sich der Sekretär der DPK<sup>82</sup> umgezogen hatte. Ich ging durch Buschwerk, der feindliche Panzer war neben mir, aber ich konnte weder mit dem MG noch mit der Kanone schießen. Als sie Granaten warfen, haute ich mich hin. Mein Adjutant ging mit mir, der Bevollmächtigte der Sonderabteilung. Die rannten weg, dann kamen sie zu mir zurück. Die Männer kämpften organisiert. Der Feind kreiste uns auf

### 358 Neun Erzählungen vom Krieg

allen Seiten ein und wollte uns lebendig gefangennehmen. Aber ein Luftlandesoldat ist eben so: Er hat den Befehl bekommen und kämpft. Die Panzer richten ohne Menschen nichts aus, und die Infanterie war abgeschnitten. Hier entgingen wir dem Tod auch nur um Haaresbreite. Ich kam raus und führte auch die Männer raus. Das war, als wir eingekreist waren.

Und nun Stalingrad.

Der Feind marschierte geradewegs auf die Stadt vor. Dann, als er hier grosse Verluste hatte einstecken müssen und erkannte, dass er nicht durchkam, rückte er von Orlowka zu den Fabriken vor. Dort war es auch schwer. Damals wurden neue Divisionen herangeführt, und meine Lage verbesserte sich.

Am 10. September war ich schon in Kamyschin und erhielt den Befehl, die Division auf Fahrzeugen nach Srednjaja Achtuba zu verlegen. Sie war noch nicht ausgerüstet, aber die Waffen sollten schnell kommen. Ich protestierte, dass ich ohne Waffen nicht marschieren würde, weil es Augenblicke gab, wo meine Männer keine Waffen hatten und wir diese Waffen Flüchtigen wegnehmen mussten. Ich wurde zur direkten Fernsprechleitung gerufen. Gespräch mit Wassilewski. Er befahl mir, die Waffen dort in Empfang zu nehmen, Stalingrad war in schwieriger Lage. Am 12. wurden wir in Srednjaja Achtuba ausgeladen. Die Waffen waren noch nicht da. Sie gaben einen Teil der Waffen aus, aber mehr als die Hälfte meiner Männer war nicht bewaffnet. Am 12. traf ich bei Oberbefehlshaber Jerjomenko ein, meldete ihm die Lage, und als ich sagte, meine Division zähle nur 600 Gewehre, geriet er in Zorn.

«Sie müssen jetzt, sofort, nach Stalingrad. Der Feind ist durchgebrochen und befindet sich schon in kleinen Gruppen in der Stadt.»

Ich sagte: «Ich kann nicht, muss die Männer erst bewaffnen.» «Was brauchen Sie?»

«Geben Sie mir Maschinenpistolen.»

Er gab mir 450 (?) [sic] Maschinenpistolen, 20 schwere MGs, 50 leichte MGs und etwa 40 Panzerbüchsen. Am 12. erhielt ich das, bewaffnete die Männer und am 13. kamen die restlichen Waffen. Am 13. war ich vollständig bewaffnet, aber Patronen und Munition hatten sie noch nicht ausgegeben. Die Artillerie war schon da, stand aber noch auf der anderen Seite. Man durfte sie nicht sofort hierher verlegen. Wir hatten keine Panzer.

Am 14. erhielten wir den Befehl, über die Wolga überzusetzen und der 62. Armee beizutreten, die von Generalleutnant Tschuikow und de Mit-

glied des Militärrats Gurow befehligt wird. Wir kannten die Lage nicht. Damals gaben sie mir den Auftrag: ein Regiment beim Übergang Nr. 62 und zwei Regimenter beim zentralen Übergang überzusetzen. Der Auftrag des einen – 39. – Regiments lautete, die Höhe 102 zu erobern, die beiden Regimenter 42 und 34 erhielten den Auftrag, beim zentralen Übergang überzusetzen und die Stadt entlang der Zariza zu säubern. Ein Bataillon sollte dem Befehlshaber der 62. Armee zur Verfügung gestellt werden.

Welchen Zweck hatte die Übergabe dieses Bataillons? Ich persönlich glaube, sie war zum Schutz des Stabs bestimmt, der sich ebenfalls im Einkreisungsring des Feindes befand.

Jerjomenko befahl, alles zur Nacht hin, auch sich selbst und den Stab, ans andere Ufer überzusetzen. Ich konnte mir noch gar kein Bild von der Lage machen und glaubte, der Feind befinde sich noch nicht am Ufer. Doch als ich die 1. und 2. Welle übergesetzt hatte und das 1. und 2. Bataillon abgesetzt worden waren, um einen bestimmten Brückenkopf zu bilden, erhielt ich die Information, dass der Feind am Ufer stehe, das Bataillon schon ins Gefecht eingetreten sei, es sei geradewegs an Land gegangen und kämpfe. Da beschleunigte ich das Übersetzen, gab die Patronen buchstäblich auf den Booten aus.<sup>83</sup> Das 42. Regiment, anderthalbtausend Mann, wurde unverzüglich verschifft. Der Maschinist manövrierte, rückwärts, vorwärts – keine Chance. Schon feuerte der Feind mit MGs und Artillerie. Der Mann bekam Angst. Man musste ihn erschiessen und einen anderen ans Ruder stellen.<sup>84</sup> Sie setzten über. Auch der Kommandeur des 42. Regiments Jelin<sup>85</sup> setzte über. Führte als Erster sein Regiment ins Gefecht.

Am Morgen sah ich, dass die ganze Division übersetzen musste. Ich rief Jerjomenko an, bat um die Erlaubnis für das andere Ufer. Am Tag liess ich den Stab an Bord eines Schnellboots gehen und begann mit dem Übersetzen. Es war etwa 10 Uhr vormittags. Der Feind nahm unser Boot unter starken Beschuss, verwundete den Chef des Pionierdienstes Uski mit einer Mine. Wir setzten über. An der Stelle befanden sich Mitarbeiter des NKWD des Gebiets Stalingrad. Sie hatten einen Stollen. Dort richtete ich meinen Gefechtsstand ein, weil die Hochfrequenzverbindung mit Jerjomenko funktionierte. Mit Tschuikow hatte ich keine Verbindung. Mittags setzte noch ein Boot nach mir über. Dieses Boot wurde mit Granaten versenkt.

Wir hatten damals auch Luftwaffe, aber sie war noch nicht so aktiv. Dann setzte ich über, erkundete die Lage, gab den Regimentern eine bestimmte



Ein mit Rotarmisten beladenes Boot auf der Wolga wird versenkt. Stalingrad 1942

Richtung und begann den Angriff zu führen. Am 14. und 15. hatte ich noch keine Verbindung zu Tschuikow hergestellt. Am 15. stiess ich gegen Ende des Tages zur Eisenbahn vor, eroberte den Bahnhof und hatte schon Verluste. Tschuikow bestellte mich zu sich. Etwa um 17 Uhr war ich bei ihm. Auf dem Weg zu ihm hatte mir die Luftwaffe stark zugesetzt. Ich kam zu ihm, meldete, wie die Leute eingetroffen seien und wie die Lage jetzt sei. Er erteilte mir meinen Auftrag, und seither habe ich die Verbindung zu ihm hergestellt. Hier wurde schon von oben geführt. [...]

Am Morgen des 17. ging der Feind zum Gegenangriff über. Bei starker Vorbereitung durch die Luftwaffe rückten bis zu 40 Panzer und bis zu zwei Infanterieregimenter zum Angriff auf die Höhe 102 vor. Alle Attacken wurden abgewehrt, und die Höhe Mamajew-Hügel befand sich während des 17. in unserer Hand. Das Regiment überstand über 800 Luftangriffe der Deutschen, Regimentskommandeur Dolgow.<sup>86</sup> Zu diesem Regiment hatte ich keine Verbindung. Es hielt die Verbindung zur vorgeschobenen Führungsstelle am Übergang 62, zu Tschuikows Stellvertreter, und erhielt seine Aufgabe selbständig von dort.

Am 17. begannen erbitterte Kämpfe. Es gab keine Möglichkeit für den organisierten Angriff, irgendwo eine Basisgruppe zu haben und einen

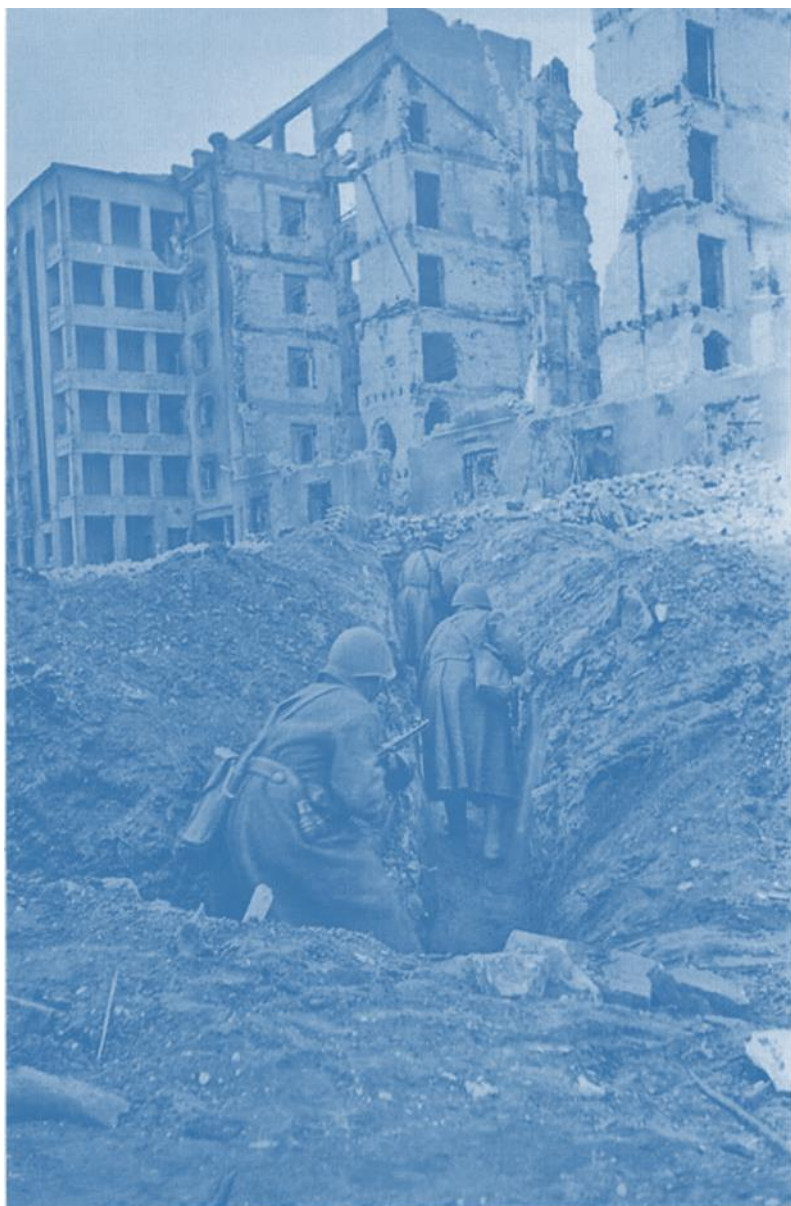


Schlag auszuführen war nicht möglich. Am 17. gingen ein und dieselben Strassen, ein und dieselben Gebäude von einer Hand in die andere über, desgleichen am 18., 19. und 20.

Am 20. erhielt ich die Meldung, dass der Feind den Bahnhof in Brand gesteckt habe. Unsere Männer, die sich dort befanden, verliessen ihn, nahmen das Kommunistische Wäldchen am Bahnhofsvorplatz ein und gruben sich dort ein. Ich weiss nicht mehr, an welchem Tag die 92. Brigade<sup>87</sup> kam. Diese Brigade hatte die Stossrichtung auf die linke Flanke zum Getreidespeicher. Sie hatte die Aufgabe, die kleinen Gruppen des Feindes, die zum Getreidespeicher durchgesickert waren, zu beseitigen und sich dort zu verschanzen. [...]

Ein Haus gehörte uns, dann dem Feind, dann wieder uns, so dass man nicht genau sagen konnte, wo die Front war. In der ersten Zeit hatten wir keine Erfahrung mit Strassenkämpfen. Unsere Schwäche bestand darin, dass die Lage nicht richtig eingeschätzt wurde und dass der Feind Stalingrad schon eingenommen hatte. Man musste sich auf die Strassenkämpfe vorbereiten, also bestimmte Strassen und bestimmte Häuser bestimmten Gruppen geben, und konnte nicht die Aufgabe stellen, an der und der Front mit der und der Division anzugreifen. Die Deutschen waren in dieser Zeit besser dran. Gleich in den ersten Tagen hatten sie das Haus der Spezialisten und die Gosbank besetzt, beide Gebäude waren auch jetzt noch in ihrer Hand, unsere Leute befanden sich 30 Meter davon entfernt, und so sehr ich mich auch bemühte, ich konnte sie nicht einnehmen. In der ersten Zeit hätte ich es tun können, aber ich wollte die Männer nicht ins Verderben schicken, ich dachte, ich könnte zur Eisenbahn vorrücken, den Feind abschneiden, bekäme rechtzeitig eine Auffüllung und würde dann einen Brückenkopf bilden, der es dem Feind unmöglich machen würde, sich zu halten. Doch das Gegenteil geschah. Als ich auf die linke Gruppe Druck machte, ging diese ans linke Ufer über. Dort wurden der Divisionskommandeur und der Divisionskommissar erschossen.<sup>88</sup> So war mein linker Flügel, mein linker Nachbar, mein Gegner.

Bis zum 22. waren diese Hin- und Hergefechte Tag und Nacht im Gang, mal besetzten sie ein Haus, eine Strasse, mal unsere Leute. So wurden auf organisierte Weise Sturmgruppen gebildet und eingeteilt, welche wohin vorrücken sollte. Wir führten den Kampf, indem wir jeder Abteilung eine Strasse zuwiesen. [...] Am Morgen des 22., etwa um 10 Uhr, ging der Feind zum Angriff über, durchbrach die vorderste Linie, schaltete sechs Kanonen



Soldaten aus Rodimzew's Gardedivision im Häuserkampf, Stalingrad, September 1942. *Fotograf: S. Loskutow*

aus und besetzte den Platz des 9. Januar. Hier hielt er mehrere Panzerbüchsen nieder und rückte auf die Artilleriestrasse vor. Unsere Kämpfer schossen in diesem Gefecht mit einem hohen Blutzoll 42 Panzer des Feindes bewegungsunfähig und vernichteten anderthalb tausend Deutsche, danach stellte der Feind den Angriff ein. Er kam nicht mehr von der Stelle. Panichin befand sich hier in der Röhre. Die Situation war schwer. Manche feindlichen Panzer waren sogar zur Wolga durchgebrochen und rollten auf unsere Röhre zu, wurden aber durch starkes Artilleriefeuer und Panzerabwehrtechnik zurückgeschlagen, ein Teil wurde bewegungsunfähig geschossen, ein Teil verbrannte. Hier wurde die Attacke des Feindes erstickt, er musste zurückweichen.

Am 23. versuchte der Feind, die Lage mit Kleingruppen zu verbessern. Ich hatte eine geringe Auffüllung erhalten, 500 Mann, und ging am 23. zum Gegenangriff über, aber ich hatte keine territorialen Erfolge, weil mir der Feind um die drei- bis vierfache Stärke überlegen war. Da stellte ich die Aufgabe, zur aktiven Verteidigung überzugehen, die Möglichkeit zu schaffen, Reserven auf diese Seite heranzuführen und dann in Zusammenarbeit mit anderen Divisionen zum entscheidenden Angriff vorzugehen. Zu Tschuikow hatte ich ständig Verbindung. Tschuikow gab damals den Befehl, auf dem und dem Abschnitt zur Verteidigung überzugehen und sich zu verschanzen. Das 1. Bataillon von Oberleutnant Fedossejew war abgeschnitten worden, als die linke Flanke entblösst war und rechts eine Gruppe des Feindes durchgebrochen war und es eingeschlossen hatte. Dieses Bataillon existierte schon am 2. nicht mehr. Es war uns nicht gelungen, die Verbindung zu ihm wiederherzustellen. Über seine Handlungen kann ich nur aufgrund von Meldungen berichten; aufgrund dessen, was der Kommandeur gesagt hat, der verwundet wurde und herauskam, und was der Sanitätsausbilder gemeldet hat. In den Meldungen hiess es: «Solange der Feind nicht über meine Leiche geht, wird keiner von uns rausgehen.»<sup>89</sup> So ist dieses Bataillon bis zum letzten Mann heldenhaft an Ort und Stelle zugrunde gegangen.

Die Kämpfe hatten bereits lokalen Charakter. Um jedes Haus wurde gekämpft. Der Feind grupperte hier seine Kräfte um. Als er auf grossen Widerstand traf – er hatte hier ca. 70 Panzer und bis zu tausend Mann Infanterie aufgestellt – und merkte, dass er hier keinen Erfolg haben würde, begab er sich nordwärts nach Orlowka in den Fabrikenbezirk, indem er uns rechts umging. Bis zum 1. war es bei uns mehr oder weniger ruhig. Dann bat ich

## 364 Neun Erzählungen vom Krieg



General Rodimzew mit Soldaten seiner Division, Stalingrad, 26. September 1942

den Befehlshaber, mir das 39. Regiment zu geben, da schon eine neue Division, die 284. von Batjuk, angekommen war. In der Nacht zum 1. Oktober wurde dieses Regiment abgelöst, ich verlegte es an meine linke Flanke mit der Aufgabe, den zentralen Übergang, die Pensenskaja- und die Smolenskaja-Strasse zu sichern und den Feind daran zu hindern, zur Wolga durchzubringen.

Als das Regiment abgelöst worden war, kam es hierher, und schon am zweiten Tag wichen diese tapferen Truppen vom Mamajew-Hügel, der von den Deutschen eingenommen wurde. Auf diese Weise bestrich er fast die ganze Wolga mit Feuer, und die Höhe 102 ist bis heute in seiner Hand.

Ich hatte nichts mehr. Ein Bataillon war untergegangen, und das 34. (Regiment) war vollkommen zerrüttet. Mir sind hier mehr als viertausend Mann ums Leben gekommen. Das geschah nicht einfach so. Ein Geschütz kämpfte, schoss drei Panzer bewegungsunfähig. Dann wurde der Mann schwer verwundet, bis der vierte Panzer anrollte und ihn zermalmte, wich kein Einziger zurück, es gab keinen Augenblick, da irgendwo zurückgewichen und Beute gemacht wurde. Dort wurde gestorben, aber die Leute wichen nicht.

Am 2. besetzte der Feind den gesamten Mamajew-Hügel und nahm so alle Übergänge [über die Wolga] unter Beschuss. [...]

Nun begannen Gegenangriffe im Norden. Ich erhielt den Befehl, mich an der erreichten Frontlinie, in den besetzten Strassen, zu verschanzen und zur festen, harten Verteidigung überzugehen. Der Grund dafür war, dass nur noch wenige Leute übrig waren. Aktive Handlungen konnte man nicht mehr durchführen, die linke Gruppe war auf die linke Seite gewechselt. Mir wurde die Aufgabe gestellt, die Handlungsstärke im Norden zu sichern und den Feind mit meiner rechten Flanke daran zu hindern, zum Übergang durchzubrechen und die Wolga zu erobern. Es gab weiter keine aktiven Handlungen. Der Feind machte in meinem Abschnitt dasselbe, ging zur festen Verteidigung über. In den Monaten Oktober, November und Dezember verbesserten wir unsere Position dadurch, dass wir den Feind daran hinderten, die Wolga zu beschiessen. Wir nahmen das L-förmige Haus ein und das Haus des Eisenbahners, hier fanden nur mehr Kämpfe mit örtlichem Charakter statt.<sup>90</sup>

Das L-förmige Haus und das Haus des Eisenbahners ermöglichten uns aber nicht, über die Wolga überzusetzen und hier frei herumzugehen. Wir konnten nur durch die Schützengräben gehen. Deshalb hatte der Befehlshaber die Aufgabe gestellt, die Stützpunkte einzunehmen – das L-förmige Haus, das Haus des Eisenbahners, das Haus der Luftstreitkräfte und die Schule Nr. 38. Für diesen Auftrag setzte ich ein verstärktes Bataillon des 34. Regiments ein, Regimentskommandeur Panichin. Er bekam die Aufgabe, das L-förmige Haus und die Schule Nr. 38 einzunehmen. Das durch zwei Bataillone verstärkte 42. Regiment sollte das Haus des Eisenbahners und die Schule Nr. 38 einnehmen, zum Platz des 9. Januar vorrücken und sich dort verschanzen. Ich selbst ging zu Jelin ins 42. Regiment, zur Mühle, auf den Gefechtsstand des Kompaniechefs. Dort konnte ich gut beobachten. Die Operation war sehr gut vorbereitet worden. Jeder Soldat wusste, wohin er zu gehen und was er zu tun hatte, welcher Winkel und welche Feuernester zu bewerfen waren und wo er sich danach postieren und das Feuer eröffnen musste. Die Artillerie hatte den Auftrag, unmittelbar vor dem Angriff einen starken zehnminütigen Feuerüberfall auszulösen, während dieses Überfalls sollte der Sturm beginnen. Die Entfernung zum Feind betrug 40-50 Meter, an einer Stelle befand sich das L-förmige Haus, an der zweiten Stelle das Haus des Eisenbahners, die Schule Nr. 38 war ca. 100

Meter entfernt. Man musste über den Platz des 9. Januar rennen, der unter starkem feindlichen Beschuss lag.<sup>91</sup>

Das 34. und das 42. Regiment, die diese Aufgabe erhalten hatten, gruben sich Tag und Nacht vorwärts und kamen fast 20-30 Meter dicht an den Feind heran. Nachts gruben sie die Schützengräben und tags verbargen sie sich vor dem Feind, am Morgen wurde das Werk getarnt, so kamen sie fast ganz dicht an ihn heran. Sie schafften das in etwa 8 Tagen, gruben sich etwa 60 Meter vorwärts. Es waren nicht sehr viele, die dort arbeiteten, je zwei Mann wechselten sich immer ab. Die Erde wurde nicht nach oben ausgeworfen, sondern zur Wolga geschafft und den Steilhang hinuntergeworfen. Das war die Vorbereitung des Sturms. Der Angriff war auf den 3. Dezember 10 Uhr morgens festgesetzt. Ich ging zur Beobachtungsstelle der 7. Kompanie des 42. Regiments. Dort befand sich der Regimentskommandeur, Kommissar Wawilon blieb hier. Er ging in die Röhre zur Beobachtungsstelle. Ich konnte das L-förmige Haus, die Einkaufsstelle für Militär-angehörige und den Platz des 9. Januar beobachten. Panichin hatte den Befehl, einen Überraschungsangriff ohne Artillerievorbereitung durchzuführen, um 6 Uhr morgens in das L-förmige Haus einzudringen, sich dort zu verschanzen, und um 10 Uhr würde der Sturm auf die Schule Nr. 38 beginnen. Zuvor begann nachts methodisches Feuer bis 4 Uhr morgens, um 4 Uhr wurde das gesamte Artilleriefeuer eingestellt, und um 6 Uhr sollte das 34. Regiment das L-förmige Haus im Sturm einnehmen. Um 10 Uhr sollte das 42. Regiment angreifen. Die Artillerievorbereitung sollte um 6.15 Uhr beginnen, also methodisches Feuer bis 9.40 Uhr zur Zerstörung einzelner Feuernester des Feindes. Wir führten die Geschütze heraus und feuerten im direkten Richten auf das Ambulatorium. Es war eine Flammenwerferkompanie hinzugezogen worden, 28 Flammenwerfer, 10 Flammenwerfer hatte Panichin beim L-förmigen Haus und 18 hatte das 42. Regiment. Die Flammenwerfer hatten die Aufgabe, bei der Einnahme der Stützpunkte die Deutschen aus den Kellern zu brennen.

Wir nahmen diese Häuser viele Male ein, konnten uns jedoch nicht darin halten, weil die Männer nicht besonders gut mitmachten. Der Feind unternahm Gegenangriffe, und unsere Männer starben entweder oder gingen in ihre Schützengräben zurück. Wir mussten also eine Gruppe bilden, die nach der Einnahme dort blieb und sich verschanzte.

Die Organisation an sich war ganz richtig durchdacht. Um 6.00 Uhr

drang die Gruppe ohne einen einzigen Schuss in das L-förmige Haus ein. Das, was sich oben befand, war augenblicklich vernichtet. Es gab 6 Stockwerke. Sie drangen ein, und drinnen begann der Kampf in den Zimmern und auf den Stockwerken. Unsere waren oben, sie waren unten, manche waren im 7. [sic] Stock. Die Leute schlachteten und schlugen. Dann wurden schon die Leichen hinausgetragen, sowohl von uns wie von ihnen. Es erhob sich nun die Frage: Wenn wir sie nicht aus dem Keller her austreiben könnten, wäre es schlecht. Dort unten befanden sich etwa 60 Deutsche. Später erbeuteten wir dort allein 17 Maschinengewehre, ausserdem noch 18 Gewehre, Maschinenpistolen, Flammenwerfer, zwei Panzerabwehrkanonen und Granatwerfer.

Dann, als ich dort war, begann um 10 Uhr der Sturm auf das Haus des Eisenbahners. Es wurde erobert. Wir machten einen Gefangenen, sonst nur Faschistenleichen. Ein Teil der Leute war erschlagen worden, ein Teil in die Schule Nr. 38 gegangen, von dort begann der Feind den Gegenangriff auf das L-förmige Haus. Ich hatte Schukow, der die Pflichten des Bataillonskommandeurs versah, befohlen, das Feuersystem zu organisieren. Er hatte vor Beginn des Angriffs gut geplant, d.h. die Feuernester und die Sturmgruppen aufgestellt, den Soldaten die Aufgabe gestellt, wer wohin gehen sollte und wie er zu gehen hatte. Doch eine «Kleinigkeit» hatte er durcheinandergebracht, das Grundlegendste. Die schweren Maschinengewehre durften nicht zum Angriff gehen, sondern mussten unterstützen. Er hatte sie nicht in die Erde eingegraben, sondern eins hinter der Ecke rechts getarnt, und links ein anderes. Wenn die Infanterie zum Sturm voring, sollte er aus diesen Maschinengewehren und Granatwerfern einen Feuerstoss abgeben, um die Feuernester des Feindes auszuschalten. Er tat es, aber er hatte keinen Unterstand gemacht, der ihn gegen die Granaten abgenschirmt hätte. Als unsere Infanterie zur Attacke ansetzte, eröffneten die Deutschen das Granatwerferfeuer, direkt auf das Maschinengewehr. Das eine MG fiel aus, das zweite auch, die Infanterie ging aber schon vor. Sie wurde abgeschlachtet. Da sprang er [Schukow] mit der Armeepistole heraus und schrie: «Für Stalin, für die Heimat – vorwärts!» Aber es gab keine Unterstützung, kein Feuer. Ich befand mich 60 Meter davon entfernt, befahl sofort, dieses Durcheinander zu beenden. Wir hatten dort acht Gefallene und 20 Verwundete. Die Verluste waren entstanden, weil die Feuernester des Feindes nicht durch unser Feuer geschwächt und unsere Feuernester niedergehalten worden waren.



Häuserkampf in Stalingrad, November 1942. *Fotograf: Georgi Selma*



Die zweite Gruppe war die des Bataillonskommandeurs Andrianow. Der hatte die Maschinengewehre in die Erde eingraben lassen. Als die Gegenfeuervorbereitung der Deutschen auf unsere Maschinengewehre begann, schossen diese, ohne auch nur Notiz davon zu nehmen. Kaum hatte die Gruppe zum Sturm angesetzt, begann auch schon drinnen der Kampf. So wurde das Eisenbahnerhaus erobert, und eine Gruppe ging zur Schule Nr. 38, aber die Leute waren zu wenig, um diese Aufgabe zu erfüllen. Wir hatten geglaubt, die Besatzung bestünde aus 20-30 Mann, aber dort befand sich eine 70 Mann starke Kompanie.

Als ich erfuhr, dass im L-förmigen Haus gekämpft wurde, befahl ich Panichin, dieses Haus mit allen Mitteln und um jeden Preis zu säubern. Panichin mobilisierte die Männer, organisierte. Sein allgemeiner Stellvertreter ist Kuzarenko. Er bekam den Auftrag, den Feind im Keller zu vernichten. Dort gibt es sehr viele Keller. Über einem Keller schlugen sie mit Brecheisen ein Loch in die Decke und hielten drei Flammenwerfer hinein. Dort waren etwa 20 Mann, alle wurden verbrannt. Über einem anderen Keller legten sie 250 kg Trinitrotoluol auf die Decke und sprengten sie, alle blieben dort. Auf diese Weise sprangen sie in den Keller und säuberten den Rest. Ein Teil der Deutschen entkam.

Das Gefecht dauerte 26 Stunden. Gegen Morgen hatten wir das Haus vollständig befreit und verschanzten uns dort. Jetzt betrug die Entfernung voneinander 30 Meter. Die Schule Nr. 38 konnte niemand nehmen. Dieses Haus hat eine grosse Bedeutung, man sieht daraus ganz Stalingrad.

Dort wurden neue Mittel angewendet. Das Leben selbst zwingt die Menschen, nachzudenken und das richtige Manöver zu machen. Zum Keller kam man schwer durch, die Artillerie konnte nichts zerstören, so hämmerten sie mit Brecheisen ein Loch in die Decke und legten Feuer, d.h. sie räucherten (die Deutschen) aus den befestigten Punkten aus und sprengten sie anschliessend.

Unter dem Haus der Eisenbahner hatten wir einen Gang von 50 Metern Länge in einer Tiefe von fünf Metern in die Erde gegraben. Dort wurden drei Tonnen TNT angebracht. Dann wurde die Sturmgruppe vorbereitet. In dem Augenblick, wo das Feuernest explodieren würde, sollte sie zum Sturm vorgehen. Es klappte nicht ganz so, d.h., man hatte uns eine Auffüllung gegeben, diese Leute gingen nicht vorwärts – es waren Usbeken, die äusserst schlecht kämpften. Aus dieser Gruppe wurden alle erschossen, die

### 370 Neun Erzählungen vom Krieg

nicht vorwärtsgegangen waren. Diese Gruppe bekam nach der Sprengung die Aufgabe, von Feuer gesichert, ins Eisenbahnerhaus einzudringen. Dort waren Russen, alte Kämpfer, die gut kämpften, Kundschafter. Das Geschrei war ohrenbetäubend. Dort waren drei Feuernester, 30 Mann, Offiziere und Soldaten. Sie blieben dort auch. Danach stürmten sie zum Angriff vor. Vom Moment der Explosion an fliegen anderthalb Minuten lang Erde und Steinsplitter herum, von der Explosionsstelle 30 Meter, das ergibt im Durchmesser 60 Meter. In dieser Entfernung befand sich die Sturmgruppe, bis zum Haus waren es 20 Meter. Ich hatte berechnet, dass sie anderthalb Minuten nach der Explosion ruhig sitzen würden und eine weitere Minute für den Lauf veranschlagt. Wenn sie alle vorwärtsgingen, würden sie zweifellos in dieses Haus eindringen und es besetzen können. Ich gab ihnen 2 % Minuten. Die Explosion erfolgte rechtzeitig, sie schlugen los. Es waren dort noch Pioniere organisiert, die den Draht durchschneiden und TNT-Sprengkörper in die Schiessscharten werfen sollten. Die Pioniere und Kundschafter stürmten los, schnitten den Draht durch und warfen die TNT-Sprengkörper, aber zum Sturm kam es nicht mehr, alle lagen. Die Pioniere und Kundschafter waren gefallen, einige waren verwundet. Der Zugführer hob sie am Kragen hoch und erschoss sie – wir werden nicht gehen. Am besten von allen kämpften die Sibirjaken.

Den ersten Orden erhielt ich für die Studentenstadt in Spanien, den zweiten für Guadalajara, den dritten für Kiew, Charkow und Tim,<sup>92</sup> für das Herausführen aus dem Kessel, und den Helden für Spanien insgesamt.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 6, 1.1-7.*

Die Moskauer Historiker interviewten drei Angehörige der 13. Gardedivision – den Kommandeur Rodimzew, die Krankenschwester Gurowa (siehe das nächste Gespräch) sowie einen politischen Offizier aus dem Divisionsstab, der lediglich als «Genosse Koren» identifiziert ist.<sup>93</sup> Das Gespräch ist kurz und beginnt mit Korens Einschätzung seines Kommandeurs:

Ich war den ganzen Krieg mit Genosse Rodimzew zusammen. Er ist ein offener, geradliniger Mann – das ist sein positivster Charakterzug. Was er denkt, das sagt er rundheraus. Er bewertet die Menschen nur nach der Art, wie sie kämpfen. Es genügt, ihn einmal in eine Klemme zu bringen oder Angst zu zeigen, schon existieren Sie nicht mehr für ihn. Er hat grosse Erfahrung und wird nicht aus Dummheit umkommen.

Als das L-förmige Haus eingenommen wurde, war er im 42. Regiment in der Mühle, ich war bei ihm. Natürlich bestand Gefahr, weil die Mühle beschossen wurde, aber er hatte den Ort ganz nüchtern ausgewählt; er war zwar weniger sicher, aber man konnte von dort aus alles sehen und den Kampf lenken. Ein Stellvertreter des Kompaniechefs ist gestern gefallen, ein Scharfschütze hat ihn umgelegt, aber er starb aus Dummheit. Rodimzew hatte einen Ort gewählt, von dem aus der Verlauf des Gefechts zu sehen war, und beobachtete ihn. Es war nüchterne Berechnung. In manchen Augenblicken geriet er in Ekstase, war tollkühn. Es gab so einen Fall, ich arbeitete im Regiment. Während des Marsches zur Südwestfront vom Don an die Wolga liessen wir uns nicht in die Flucht schlagen, wir marschierten kämpfend.

Einmal, als wir bei Olchowatka<sup>94</sup> haltmachten, zählten wir 60 Panzer und fanden das Zählen lästig. Sie standen uns gegenüber. Rodimzew traute niemandem mehr, er rannte selbst raus, schwang sich aufs Pferd – und zu uns.

«Wo sind die Panzer, ihr Hurensöhne?»

Die Panzer standen in ca. 300 Metern. Er sagte:

«Macht nichts, das ist weit.»

Hier gab es keinen Gefechtsstand, der Zug lag auf der Erde, der Kommandeur stand, wir alle und er. In den Kessel marschierten wir kämpfend. Wir hatten den Sonderauftrag erhalten, in der Einschliessung zu kämpfen. Ich erinnere mich, wie er eine andere Uniform anzog und die Orden ansteckte. «Sollen die Schufte sehen, wen sie schlagen.», sagte er.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 6, l. 8-8 ob.*

## Krankenschwester Vera Gurowa

Mit über 4'000 Soldaten bezifferte General Rodimzew die Ausfälle in seiner Division in den ersten Wochen nach ihrer Landung in Stalingrad. In der Erzählung der Krankenschwester Vera Gurowa wird diese Ziffer konkret. Die 22-jährige Gurowa hatte in der Armee schon vieles durchgemacht – den Winterkrieg gegen Finnland und die schweren Rückzugskämpfe gegen die Deutschen im Sommer und Herbst 1941. Nirgendwo, sagt sie aber, habe sie so viele Verletzte gesehen wie in Stalingrad. (Von den Toten redet sie nicht.) Täglich musste ihr Sanitätsbataillon aufs Neue einen Strom von 600-700 Verwundeten am vorgeschobenen Verbandsplatz versorgen. Die Wolga machte eine rasche Verlegung der Soldaten ins Feldlazarett auf der anderen Flussseite unmöglich. Die Evakuierungen konnten nur nachts, in geringem Umfang und unter steter Gefahr erfolgen. Daher wurden viele verletzte Soldaten an Ort und Stelle notdürftig versorgt und untergebracht. Die OP-Stelle der 13. Gardedivision, schreibt General Tschuikow in seinen Memoiren, arbeitete in einem Kanalisationsrohr im Steilufer der Wolga. Die dramatische Lage der Verwundeten in den Septembertagen bestätigte ein Geheimbericht des NKWD: «Am Kampftag des 15. September verlor die 13. Gardeschützendivision 400 Mann, welche verletzt oder gefallen waren, und verbrauchte die ganze Munition für die automatische Schusswaffe. Sehr schlecht ist die Situation des Verwundetentransports auf das linke Wolgaufer. Der Kommandeur der 13. Gardeschützendivision hat keine Mittel für den Transport der Verwundeten. Die leichtverletzten Soldaten bauen sich Flösse und laden auf diese die Schwerverletzten. Um auf das linke Ufer überzusetzen, lassen sie sich von der Abwärtsströmung der Wolga treiben. Auf der Suche nach Hilfe gehen sie in den Dörfern auseinander.»<sup>95</sup>

Fast eine Million sowjetischer Frauen, weit mehr als in jeder anderen kriegführenden Nation, dienten während des Zweiten Weltkriegs in der

Roten Armee, die Hälfte von ihnen als reguläre Soldatinnen und die Übrigen als Krankenschwestern, Fernmelderinnen, Wäscherinnen oder Flakheiferinnen. Auch eine Krankenschwester wie Gurowa musste damit rechnen, als Sanitäterin an die vorderste Linie geschickt zu werden und unter feindlichem Feuer Verletzte zu bergen. Sie machte klaglos mit, ebenso wie die anderen Sanitäterinnen, mit denen die Moskauer Historiker sprachen.

Gurowa schien die vom Sowjetregime betriebene Aufhebung der strikten Trennung der Geschlechterrollen im Krieg zu begrüßen: «Meiner Meinung nach ist eine Frau in der Armee genauso nützlich wie ein Mann», erklärte sie selbstbewusst. Gerade aufgrund der von ihr erbrachten Leistungen beanspruchte Gurowa auch einen Platz in der Partei, obwohl sie keine Komsomolzin war.

General Tschuikow («Wir graben uns in den Staub ein, aber sie arbeiten wie die Teufel») und andere in Stalingrad interviewte Kommandeure und politische Offiziere lobten den Einsatz der in der Armee dienenden Frauen, und sie bescheinigten ihnen zuweilen mehr Ausdauer als den männlichen Soldaten. Wovon sie nicht sprachen und was Gurowa nur andeutete, war der schwere Stand von Frauen in der Roten Armee, die nicht nur buchstäblich ihren Mann stehen mussten, sondern dabei auch mit den sexuellen Übergriffen insbesondere ihrer Vorgesetzten fertigwerden mussten. Einmal mehr verinnerlicht Gurowa hier die männliche Perspektive: Sie wirft einigen Krankenschwestern in ihrer Einheit vor, sich nicht korrekt zu verhalten und Männer zu verführen, während die Machtverhältnisse in der Regel umgekehrt waren. Vor diesem Hintergrund betont Gurowa auch die Pflicht eines jeden Kriegsteilnehmers, seine «moralische Gestalt» zu bewahren. Diese Haltung mache den Menschen erst zum Menschen.

Stolz spricht die Krankenschwester von der Auszeichnung «Für Verdienste im Kampf», die sie für die Verteidigung von Kiew erhielt. Männliche Soldaten, die Rotarmistinnen mit dieser Auszeichnung sahen, hatten eine andere Bezeichnung parat: «Für Verdienste im Bett».<sup>96</sup> Zum Kriegsende hin wurden die pauschalen Vorwürfe gegen Frauen in der Roten Armee lauter. Rotarmistinnen, die eine Liaison mit Offizieren eingingen, firmierten als Feldzugfrauen, im Russischen abgekürzt PPSH, ähnlich der Abkürzung PPSch,<sup>97</sup> dieselbe Abkürzung, unter der die sowjetische Maschinenpistole bekannt war. Die Zweifel an ihrer moralischen Integrität er-

## 374 Neun Erzählungen vom Krieg

schwerten vielen demobilisierten Rotarmistinnen die Reintegration ins Zivilleben nach dem Krieg. Häufig führte es dazu, dass Veteraninnen ihre Kriegserinnerungen selbst im Familienkreis nicht mitteilten.<sup>98</sup>

Über das weitere Schicksal Vera Gurowas ist nichts bekannt.

### Stenogramme

#### der an der Stalingrader Front geführten Gespräche über die Verteidigung Stalingrads

Stalingrad, 7.1.1943

Das Gespräch führt der wissenschaftliche Sekretär A. A. Belkin, es stenographiert A. I. Schamschina

### 62. Armee

#### 13. Garde-Schützendivision

Frankenschwester Vera Leontjewna GUROWA

Geboren 1920. In Kriwoi Rog, Gebiet Dnjepropetrowsk, Ukrainerin. Ausbildung am medizinischen Technikum in Kriwoi Rog, freiwillig an die finnische Front gegangen. Ich bin Operationsschwester von Beruf. Arbeitete dort als Operationsoberschwester. Für den finnischen Feldzug erhielt ich die Medaille «Für Verdienste im Kampf», für Kiew den Rotsternorden. Den zweiten Rotsternorden erhielt ich in dieser Division von Oberst Wawilow. Ich wurde auf Erlass der Don-Front für das Gefecht bei Tim<sup>99</sup> ausgezeichnet.

Bei Kiew war es schwer, aber nicht so schwer wie bei Stalingrad. Wir arbeiteten, als um uns herum Minen und Granaten explodierten, als es nur so Kugeln hagelte, da machten wir komplizierte Operationen. Ich arbeite im Sanitätsbataillon. Bei Kiew waren die Arbeitsbedingungen nicht so schwer. Wir standen dort in einem grossen Krankenhaus, auch dort erreichten uns Granaten, aber sie störten uns nicht so wie hier. Hier sind in 24 Stunden 600 bis 700 Verwundete durchgekommen. Wir mussten rund um die Uhr arbeiten. Der Raum lag die ganze Zeit unter schwerem Beschuss. Das Sanitätsbataillon war im Gehöft Burkowka jenseits der Wolga in der zweiten Kolonne untergebracht, hier befand sich nur der vorgeschobene Verbandsplatz. Ich war dort, jetzt bin ich hier zur Ablösung eingetroffen, weil es dort weniger Arbeit gibt.

Alle komplizierten Operationen wurden dort durchgeführt, in einer ruhigeren Situation.

Man durfte keinen Verwundeten operieren und ihn 4-6 Tage hierbehalten. Jetzt ist es hier ruhig, es gibt nur wenig Verwundete, aber damals hatten wir sehr viele.

Es handelte sich meist um Splitterverwundungen von Minen, Granaten und Bomben. Bei Stalingrad hatten wir in den meisten Fällen Splitterverwundungen. Vorher, als wir noch gegenüber von Charkow standen, spielte unser vorgeschobener Verbandsplatz eine geringere Rolle, weil wir die Verwundeten schnell ins Sanitätsbataillon schaffen konnten, um ihnen zu helfen, doch bei Stalingrad spielte dieser vorgeschobene Verbandsplatz eine sehr grosse Rolle. Die Verwundeten wurden hier am Bauch operiert und eine Weile dabehalten. Sie hätten sterben können, während wir sie ins Sanitätsbataillon brachten. Sie wurden auf Tragen transportiert.

Angesichts der schlechten Transportsituation während der Stalingrader Kämpfe stellte das Kommando unserer Armee den vorgeschobenen Verbandsplatz bereit. Er bestand aus zwei Chirurgen, einer Oberschwester und einer Schwester. Hier bekamen die Verwundeten Bluttransfusionen, wurden operiert und lagen sogar ein paar Tage in den Unterständen, dann wurden sie verlegt. Ich war dort, weil die ganze Arbeitslast auf dem Teil des Sanitätsbataillons lag, der sich in der zweiten Kolonne befand. Nie hatten wir so etwas Schweres durchgemacht wie hier, nie hatten wir so viele Verwundete gesehen.

Hier merkte ich, dass die Schwestern ausserdem noch freundlich sein müssen, fröhlich sein müssen. Die Verwundeten schauen einen immerzu an. Während eines Bombenangriffs schauen dich die Verwundeten an, und wie du dich verhältst, so verhalten sie sich selbst. Ich erinnere mich an einen Fall, als wir bombardiert wurden, wir versorgten die Verwundeten nur, sie blieben auf dem Tisch liegen. Das war bei Kiew. Ich musste mehrere Male bei den Verwundeten bleiben. Im Zelt der DPM [Divisionsstelle für ärztliche Hilfe] war der Operationsraum untergebracht. Es flogen sehr viele Flugzeuge über uns hinweg. Der Chirurg hatte seine Arbeit getan und ging hinaus, die sechs Verwundeten mussten vom Tisch genommen werden. Da fielen die Bomben. Ein Mädchen und ich blieben bei ihnen, sie schauten uns an und sagten: «Geht, Schwestern, bringt euch in Sicherheit, wir sind sowieso verwundet.» Wir konnten nirgendwohin, und wohin soll man auch gehen, wenn dich die Verwundeten anschauen und du sie verlässt? Ich musste zweimal unter diesen Umständen bei ihnen bleiben.

### 376 Neun Erzählungen vom Krieg

Ich weiss, dass der Mann verwundet ist, dass er Schmerzen hat, und er weiss, dass ihm ein weiterer Splitter noch grösseren Schaden zufügen kann, aber es fällt mir gar nicht ein, den Verwundeten alleinzulassen und wegzugehen. Wie hätte ich ihm in die Augen sehen sollen, wenn ich ins Zelt zurückgekommen wäre. Ich war ja gekommen, um ihn zu retten. Ich bin nicht verheiratet.<sup>100</sup>

Also, wie ein Soldat von seinem Angriff erzählen kann, so kann ich erzählen, wie ich mich bei meiner Arbeit gefühlt habe. Es kam vor, dass man zwei Tage ununterbrochen auf den Beinen war, gar nichts mehr fühlte und nur die Verwundeten sah. Ich als Oberschwester ziehe daraus den Schluss, dass man nicht nur eine qualifizierte Feldkrankenschwester sein muss, sondern auch ein sehr guter Organisator. So kommen wir beispielsweise an einem neuen Ort an, und der Chirurg trägt mir als Oberschwester auf, dafür zu sorgen, dass alles für die Unterbringung bereit ist. Ich und die andere Oberschwester müssen alles so organisieren, dass alles für die Arbeit vorbereitet ist und die Kräfte eingeteilt sind. Ich nahm hier nur an unkomplizierten Operationen teil, da ich die ganze Zeit mit Organisationsarbeit beschäftigt war. Ich musste zusehen, dass alles da war, dass es keine Arbeits-



Eine Krankenschwester in Stalingrad, 1942



unterbrechung gab, wenn irgendwelches Material gefehlt hätte, hätten alle Chirurgen und Schwestern nur untätig herumgestanden.

Ein Verwundeter brachte uns zum Weinen. Es war ein Unterleutnant, jung, Jahrgang 1922. Es war in Burkowka<sup>101</sup>, im Oktober. Er war verwundet zu uns gekommen, und man hatte ihm ein Bein amputiert. Er stammte selbst aus der Ukraine. Seine ganze Familie, Mutter, Vater, sein Mädchen, waren dortgeblieben, und er wusste nicht, ob sie noch [sic, sinngemäss: am Leben] waren oder nicht. Er erzählte uns alles, brachte ständig seinen grossen Hass auf den Feind zum Ausdruck, bevor er amputiert wurde, während wir uns auf die Amputation vorbereiteten. Dann lag er eine halbe Stunde auf dem Tisch. Die Operation wurde unter Narkose durchgeführt. Wir gaben ihm anschliessend zu trinken und zu essen, er flehte uns an, dass wir ihn, solange wir bei Stalingrad seien, rächen sollten. Dann wurde er in ein rückwärtiges Lazarett verlegt.

Es gab nur sehr wenige Menschen, die bei einer schweren Verwundung ihre moralische Gestalt verloren und nur an sich selbst dachten. Die meisten behielten ihren Mut, vielleicht vergisst ihn mancher für einen Augenblick, während die Operation ausgeführt wird. Nach der Operation beginnt er zu erzählen, wie er verwundet wurde, drückt seinen Zorn aus und seine Begierde, sich für seine Heimat zu rächen. Es gibt Verwundete, die mit einer leichten Verletzung eingeliefert werden und sich nicht mehr als Mensch fühlen, und es gibt Schwerverwundete, die ihren Mut nicht sinken lassen. Ich arbeite seit fünf Jahren als Operationsschwester, sehe endlos dieses Blut. In dieser Masse habe ich es natürlich noch nicht gesehen. Ich weiss, dass ich alles vergessen muss, es ist meine Arbeit. Natürlich heisst das nicht, dass ich mit dem Verwundeten kein Mitgefühl habe und ihn anschau wie ein Stück Holz. Ich habe Schweres durchgemacht, muss aber verhindern, dass sich das auf die Hilfe für die Verwundeten auswirkt. Wenn ich während einer schwierigen Operation an etwas anderes denke und nicht bei der Sache bin, dann geht mir nichts von der Hand.

Ich bin nicht im Komsomol, bewerbe mich aber jetzt darum, Mitglied der Partei zu werden.

Meiner Meinung nach ist eine Frau in der Armee genauso nützlich wie ein Mann, natürlich mit Ausnahmen, aber diese Ausnahmen gibt es auch in Friedenszeiten. Manchmal kränkt es mich sehr, wenn eine Frau mit Ver-

### 378 Neun Erzählungen vom Krieg

achtung behandelt wird: Was, eine Frau, noch dazu in der Armee? Ich weiss, dass ich zur Armee gegangen bin, um meine Pflicht zu erfüllen. Diejenigen, die sich schlecht aufführen, sind schuld daran, dass so eine Meinung entsteht.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 6, l. 9-10 ob.*

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*

## Oberleutnant aus Odessa: Alexander Awerbuch

Die beiden folgenden Gespräche mit Oberleutnant Awerbuch und Oberstleutnant Gerassimow schildern die Abwehrkämpfe eines Regiments der 35. Garde-Schützendivision gegen die vom Don auf Stalingrad vorrückenden deutschen Panzertruppen im August und September 1942. Die Division war Anfang August 1942 aus den Beständen des 8. Luftlandekorps bei Moskau aufgestellt und sofort an die Stalingrader Front geschickt worden, wo sie sich in die 62. Armee eingliedern sollte. Die Fahrt nach Stalingrad dauerte fünf Tage, unterbrochen durch wiederholte feindliche Fliegerangriffe. Fast jeder Bahnhof auf der Strecke war zerbombt, und in den ausgebrannten Eisenbahnwaggons entlang der Trasse erblickte Gerassimow die Leichen von sowjetischen Soldaten. Viele seiner Soldaten erlebten zum ersten Mal einen Luftangriff und mussten, wie er es ausdrückte, «bearbeitet werden». Gerassimow beschreibt in dem hier nur auszugsweise veröffentlichten Interview auch das Chaos der darauffolgenden Wochen, das auf die schlechte Abstimmung zwischen der Armeeführung und den Kommandeuren im Feld sowie auf die mangelnde Qualität der sowjetischen Feindaufklärung schliessen lässt. Sein Regiment wurde zunächst an das linke Donufer verlegt. Nach einem eintägigen Gewaltmarsch von 40 Kilometern in glühender Hitze, auf dem die Soldaten ihre Ausrüstung und Waffen, inklusive der 45-mm-Regimentskanone, eigenhändig schleppen mussten, wurde der Zielort Peskawatka erreicht. Dort sollte das Regiment einen Brückenkopf auf der anderen Flussseite errichten. Zu dem Zeitpunkt hatten die Deutschen am Ufer bereits massierte Truppenverbände zusammengezogen. Es erfolgte ein neuer Befehl: 20 Kilometer weiter nordöstlich den Vormarsch der Deutschen bei Kotluban stoppen. Wenig später ein weiterer Befehl – die inzwischen durchgebrochenen Deutschen beim Dorf Bolschaja Rossoschka 30 Kilometer westlich von Stalingrad aufhalten.<sup>102</sup> In dem Durcheinander riss



Ein Verband der Roten Armee bei Stalingrad, August 1942

die Verbindung zu den Nachschubeinheiten ab, gingen Essensrationen und Munitionsvorräte zur Neige.

In diesem Zustand wurde das Regiment in den Kampf um eine Anhöhe geworfen. Divisionskommandeur Glaskow nahm den Befehl vom Frontkommando entgegen und richtete seinen Bataillonskommandeuren per Telefon aus, er werde sie persönlich erschiessen, wenn sie die Anhöhe nicht nehmen würden. Gleichzeitig traf ein Telegramm der Armeeführung ein, das die Soldaten und Kommandeure der Division für ihre «Tapferkeit» und ihren «Heldenmut» pries und sie zur Vernichtung des «faschistischen Packs» anhielt. Gerassimow liess das Telegramm unmittelbar vor Beginn des Kampfeinsatzes unter seinen Soldaten verlesen. Die Anhöhe wurde unter hohen Verlusten genommen. Gerassimows Regiment verlor 350 Mann. Wenige Tage später musste das Regiment die Höhe wieder verlassen; die deutsche 24. Panzerdivision war rechts und links vorbeigestossen und drohte, sie zu umzingeln. Von diesen Rückzugskämpfen in den südwestlichen Vororten von Stalingrad gegen Verbände der deutschen 14. und 24. Panzerdivision handelt Oberleutnant Awerbuchs Erzählung.<sup>103</sup>

Awerbuch holt in seiner Erzählung weit aus. Der 22-jährige Offizier er-

zählt freimütig von seinem lasterhaften Vorleben als junger Stadstreicher und Dieb. Erst die Institutionen des Sowjetstaates hätten ihm dazu verholfen, zum «Menschen» zu werden. Seine Lebensgeschichte ähnelt den Biographien der jugendlichen Obdachlosen in den Schriften des russischen Reformpädagogen Anton Makarenko, die durch gezielte disziplinierende und motivierende Eingriffe den «Weg ins Leben» fanden. Andere sowjetische Institutionen aus der Vorkriegszeit, darunter sogar der NKWD, verwendeten die Metapher der «Umschmiedung» und bezeichneten damit die mitunter auch gewaltsame Umerziehung von «Klassenfeinden» zu einsichtigen Sowjetbürgern. Awerbuch hat dieses kulturelle Muster verinnerlicht; seine Erzählung macht damit auch deutlich, wie Rotarmisten noch während des Zweiten Weltkriegs in den aus der Revolutionszeit stammenden Kategorien von Transformation und Selbstwerdung dachten.

Ungewöhnlich am Gespräch mit Awerbuch ist, dass nicht ein Vertreter der Historikerkommission es führte, sondern der Politruk aus Awerbuchs Kompanie, Innokenti Gerassimow. In einem Brief vom November 1942 wandte sich Gerassimow an Kommissionsleiter Isaak Minz mit der Idee, die Geschichte seines Garderegiments zu schreiben. Minz schrieb daraufhin an die Reserve-Hauptverwaltung der Roten Armee und bat darum, Gerassimow für zwei Monate vom Dienst zu befreien, damit er der Kommission helfen könne.<sup>104</sup> Die Konstellation zwischen dem Politruk Gerassimow und Kompanieführer Awerbuch erinnert an das Tandem von Kommissar Furmanow und Kommandeur Tschapajew aus der Zeit des Bürgerkriegs. Wie Furmanow, der den bäuerlichen Kommandeur zu Selbstkontrolle und bewusstem Handeln verhilft, betätigt sich Gerassimow als Mentor bei Awerbuchs Entwicklung zum modellhaften Kämpfer. Mit Sicherheit war der Politruk Gerassimow an der Entscheidung beteiligt, Awerbuch nach seiner Verwundung am 28. August in die Partei aufzunehmen, ein Ereignis, das den vorläufigen Höhepunkt in Awerbuchs Erzählung von seiner Menschwerdung markiert.

Datiert auf den 17. Dezember 1942, sind die Interviews mit Awerbuch und seinem Regimentskommandeur Alexander Gerassimow (nicht zu verwechseln mit dem Politruk Innokenti Gerassimow) die ersten Protokolle zur Verteidigung von Stalingrad, die für die Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges angefertigt wurden. Wahrscheinlich fanden die Gespräche in Moskau statt, wohin Innokenti Gerassimow zur

Abholung seines Heldenordens bestellt worden war. Die Stenographin Alexandra Schamschina war Teil der Delegation, die ab Januar in Stalingrad die Interviews mit vielen weiteren Zeitzeugen der Schlacht protokollierte.

**Stenogramm  
des Gesprächs mit dem Kommandeur der Pak-Kompanie des 8.  
Garde-Luftlanderegiments, Oberleutnant Alexander Schapsowitsch A-  
WERBUCH**

**Das Gespräch führt I. P. Gerassimow, Held der Sowjetunion, vorge-  
schlagen für den Rotbannerorden, am 17. Dezember 1942. Scham-  
schina stenographiert**

Geboren 1920 in Dubossary<sup>105</sup> in der Moldauischen SSR, später umgezogen nach Odessa, wo mein ganzes Leben verlief. Bei der Ankunft in Odessa verliess ich mit 11 Jahren meine Familie, lebte nicht bei meinen Eltern. Ich lernte obdachlose Kinder kennen und schloss Freundschaft mit ihnen. In der ersten Zeit beging ich selbst kleine Diebstähle und besuchte zugleich die Schule. Danach begnügte ich mich nicht mehr mit kleinen Diebstählen, bekam Erfahrung mit grösseren und wurde Ataman dieser Bande. Ich war 14-15 Jahre alt. Ich selbst stahl nicht mehr, alles Gestohlene wurde mir gebracht, ich verfügte darüber und ging gleichzeitig zur Schule. Bereiste die ganze Sowjetunion. Es gibt keine Stadt in der Sowjetunion, in der ich nicht gewesen wäre.

Danach beendete ich die Zehnklassenschule sowie die Abendschule für Erwachsene und bestand die Zwischenprüfungen, war aber auch Dieb. In Odessa konnte ich nicht mehr bleiben. Ich zog nach Tiraspol,<sup>106</sup> wo ich die Prüfungen nach zehn Schuljahren ablegte und bestand. Ich beschloss, ein Mensch zu werden. Den ganzen Sommer bereitete ich mich [auf die Aufnahmeprüfung] vor, führte aber mein Leben mit Saufen, Kneipen und Mädchen weiter. Dann, 1938, trat ich ins Industrie-Institut ein. Der Wettbewerb war gross, um einen Platz bewarben sich acht Studienanwärter. Ich war unter den Ersten, die bestanden. Vom zweiten Studienjahr an beschloss ich, das Lotterleben zu beenden und ein Mensch zu werden, ich ging freiwillig zur Armee. Alle meine Freunde zogen woandershin, ich blieb allein. Dann fanden sich neue Freunde, und ich verkehrte wieder in Kneipen.

Ich liebte meine Mutter sehr, meinen Vater nicht. Ich liebte meinen kleinen Bruder. Sie beeinflussten mich. Am meisten liebte ich ein Mädchen aus

dem Medizinischen Institut. Sie liebte mich auch, stellte mir jedoch die Bedingung, dass ich mein bisheriges Leben aufgeben müsse. In Odessa wurde ich jetzt Saschka Blot genannt. Danach beschloss ich, mein bisheriges Leben aufzugeben, und begann zu studieren. Im Institut war ich unter den Besten, ich hörte auf zu stehlen, aber die alten Freunde halfen mir. Es kam vor, dass ich zu ihnen ging und sie bei einem hemmungslosen Gelage antraf, doch ich war gebunden. Aber ich liebte dieses Mädchen und beschloss, mit ihnen Schluss zu machen.

1938 ging ich freiwillig zur Armee. Ich bewarb mich zur Panzertruppe, wurde jedoch wegen meines Alters dort nicht aufgenommen, sondern dem 128. örtlichen Schützenregiment zugeteilt. Ich diente ein Jahr als Soldat im Kaderdienst und absolvierte die Regimentsschule. Dann wurde ich Abteilungskommandeur. Danach wurden die Leute mit Abschluss der höheren Schule und abgebrochenem Hochschulstudium auf Befehl des Volkskommissars auf die Militärfachschulen geschickt. Ich wollte an die Fliegerschule. Stellte den Antrag, alles wurde bestätigt. Damals hatte ich den Auftrag, die Gruppe in die 1. Kiewer Artillerieschule zu begleiten. Dort gefiel es mir, und ich blieb. Ich schloss diese Schule ab und blieb dort anschließend als Zugführer. Als Angehöriger des Militärschülerregiments marschierte ich am 22. Juni (1941) um 9 Uhr abends an die Front aus.

Wir lagen in Rschischtschew<sup>107</sup> in Lagern. Auf den Salut hin – drei Kanonenschüsse – marschierten wir an die Front. (Vor dem Ausmarsch an die Front herrschte grosse Begeisterung.) Am 26. beschossen uns zum ersten Mal feindliche Flugzeuge. Dort war ein grosser Wald, wir verliessen die Strasse und gingen in Deckung. Wir hatten wenige Opfer, 10 Verwundete im Regiment. Grosse Schädigungen gab es nicht. Besonders grosse Schädigungen erhielt ich im Dorf Schuljany,<sup>108</sup> als der Feind dicht herangekommen war. Ich war damals Kommandeur des 1. Feuerzugs. Ich habe sehr viel durchgemacht, aber Feigheit gab es nicht. Ich fürchtete, dass ich vor meinen Untergebenen Feigheit zeigen könnte. Dieses Gefecht endete für uns erfolgreich, der Feind wurde zerschlagen.

Die Deutschen waren damals aufdringlich. Meine Batterie schoss aus kurzer Distanz auf sie, wir schossen mit der Kartätsche auf die Deutschen. Ich wurde verwundet. Nach dem Gefecht erhielt ich den Leutnantsrang, als ich von Kiew nach Krasnojarsk ausreiste. Wir standen drei Monate im Gefecht. Unser Regiment wurde durch andere Truppen entsetzt. [...] Seit Au-

gust (1942) bin ich Kompaniechef in dem Panzerbüchsenregiment, mit dem ich an die Front gefahren bin.

Meine Batterie habe ich ausgebildet, als ich im Hinterland war. Ich härtete sie ab, es gab Nachtübungen, wir machten Nachtmärsche, marschierten 100 Kilometer durch unebenes Gelände, Sumpf, Wasser usw. Die Inspektionsprüfung wurde durchgeführt. Beim Gefechtsschiessen schnitt die Batterie «sehr gut» ab.

Dass die Brigade in Garderegiment umbenannt wurde, war für mich eine grosse Freude, erstens, weil das Regiment, das nicht ... [Wort fehlt] war, den Ehrentitel Garde bekam, und zweitens, weil wir nach Stalingrad fuhren, wo meine Mutter und meine Schwester lebten.

Am 5. August 1942 fuhren wir an die Front. Die Kompanie war aus drei Zügen zusammengestellt. Den ersten Zug befehligte Unterleutnant Kanonetko, den zweiten Mjasnikow, den dritten Kopejkin, der am Bein verwundet war. Stellvertretender Kompaniechef war Unterleutnant Nowoschizki, Politruk der Kompanie war Gerassimow<sup>109</sup>. In dieser Zusammensetzung fuhren wir an die Front. Unterwegs wurde Unterricht abgehalten; die Gespräche führte Gerassimow, die militärische Ausbildung leiteten ich und mein Stellvertreter.

Am 10. wurden wir in Stalingrad ausgeladen. Nach dem Ausladen aus dem Transportzug marschierte die Kompanie nach Gawrilowka, wo wir uns eingruben und Verteidigungsstellung bezogen. Das erste Gefecht begann am 21. August. Ich nahm die Zeitungen von Politruk Gerassimow entgegen und fuhr die Abteilungen ab, um sie zu verteilen und Gespräche zu führen. Noch bevor wir beim 2. Bataillon angekommen waren, wurden zwei von unseren Fahrzeugen mit dem MG bewegungsunfähig geschossen und die Fahrer verwundet. Ihre Hände waren durchschossen. Ich legte ihnen einen Verband an. Wir wollten zu den Bataillonen rennen, aber ein Fahrer klammerte sich an mich und liess mich nicht weg.

Nicht weit von diesen Fahrzeugen entfernt lag eine Luftlandegruppe, die von einem Bombenangriff versprengt worden war. Sie hatten Verwundete. Ich sammelte sie ein und benannte Unterleutnant Sosnin zum Starschina, befahl ihm, er sei für jeden Mann verantwortlich, und wenn das Bombardement aufgehört habe, solle er zum Gefechtsstand des Regiments gehen und Meldung machen.

Die Zeitungen konnte ich natürlich nicht verteilen. Es entspann sich ein heftiges Gefecht. Ich kehrte zum Gefechtsstand des Regiments zurück. Erhielt den Befehl, vorzurücken, auszuspähen, wo sich Panzer befanden, und



sie zu vernichten. Ich rückte mit einer Abteilung von Oberleutnant Aratjunjan vor. Zu diesem Zeitpunkt war ein erbittertes Panzergefecht im Gang, vier Panzer von uns gegen acht deutsche Panzer. Zwei von unseren Panzern brannten, die Besatzung konnte nicht raus. Ich und zwei Kämpfer, Leonow und Matjucha, robbten zu den Panzern und holten einen Unterleutnant und zwei Sergeanten heraus. An das zweite Fahrzeug kamen wir nicht heran, weil es zu nah bei den Deutschen war. Ausserdem gelang es uns, noch einen Panzersoldaten mit Verbrennungen zu bergen. Bondar und Karpenko robbten zum nächsten Panzer und holten ihn raus. Er wurde in die Sanitätsabteilung nach Gretschi gebracht, die anderen zum Gefechtsstand des 101. Regiments.

Dann eröffneten wir das Feuer mit Panzerbüchsen, und die Panzer wichen. Danach erhielten wir den Befehl, uns zurückzuziehen, und wir zogen uns zurück. [...]

Dann wechselte ich zum Gefechtsstand des Bataillons. Dort war eine sehr schwierige Situation entstanden. Es gab an der vordersten Linie keine vorgeschobenen Beobachter der Artillerie. Da setzte sich die motorisierte Kolonne des Feindes in Bewegung, links, wo die Panzernahbekämpfer waren, begannen uns die Panzer zu umfahren, und rechts war niemand, der sie hätte abwehren können. All das geschah auf der Höhe 137,2. Ich visierte das Ziel an, bereitete die Ausgangsangaben vor, brachte den Richtaufsatz in Position und ging daran, die Kolonne zu zerschlagen.

Ich fühlte mich die ganze Zeit über ruhig, war mit Begeisterung bei der Sache. Die Kolonne wurde vernichtet. Dann lenkte ich das Artilleriefeuer auf die Infanteriekolonnie, die dabei war, uns links zu umgehen. Es waren sechs Panzer und bis zu zwei Infanteriezüge. Ihre Attacken wurden abgewehrt, sie wurden dort zerschlagen. Das Wetter war übrigens warm und sonnig. Es war um zwei Uhr nachmittags. Staub- und Rauchwolken, man sah nichts, die Sonne drang kaum durch. Die Fahrzeugkolonne war vollständig zerschlagen, vier Panzer waren von unseren Kämpfern bewegungsunfähig geschossen und die beiden Infanteriezüge waren vernichtet worden.

Uns zu Ehren, die wir die Attacken der Deutschen abgewehrt hatten, organisierte Hauptmann Klaschin ein festliches Abendessen an der vordersten Linie. Es gab saure Sahne, Milch, etwas Wodka und gebratenes Hammelfleisch. Wir tranken auf die Vernichtung dieser Kolonne. Oberpolitruk Kaschin küsste mich noch.

Die grösste Freude für mich war, dass ich hier, an der vordersten Linie, am selben Abend nach dem Gefecht als Anwärter auf die Parteimitgliedschaft aufgenommen wurde. Ich kam nachts auf den Gefechtsstand zu Oberstleutnant Gerassimow.<sup>110</sup> Man hatte ihm gemeldet, ich sei gefallen, er schaute mich ganz verwundert an, als ich heil und unversehrt erschien.

Am 8. September wurde mir befohlen, zusammen mit dem Bataillon von Hauptmann Lisunow die Verteidigungsstellung zu beziehen und den betreffenden Abschnitt zu halten. Wir gingen in der Nacht alles ab und schauten uns um. Wir hatten nur sehr wenige Leute. Meine Kompanie zählte 6 Gewehre und 22 Mann. Ich holte mir [Verstärkung] aus der 20. Panzerjägerbrigade.

Wir besichtigten die Feuerstellungen, alles tiptopp. Zur Gefechtssicherung schickten wir Unterleutnant Kaschtanow mit einem Zug. Lisunow blieb an der linken Flanke, ich ging mit einem Zug nach rechts. Wir hatten vereinbart, im Fall eines Überfalls bis zum Letzten zu kämpfen, keinen Schritt ohne den anderen zu machen, entweder unterzugehen oder den Gefechtsauftrag zu erfüllen. Den Kämpfern erklärte ich kurz die Aufgabe, dass wir die Verteidigung trotz der zahlenmässigen Überlegenheit des Feindes halten müssten. Nachts verpflegten wir alle Kämpfer und legten uns schlafen.

Um 4 Uhr morgens eröffnete als Erstes der Granatwerfer vom System «Wanjuscha»,<sup>111</sup> der sechsrohrige deutsche, das Feuer. In diesem Raum begann der Angriff des Feindes. Eine wahre Panzerlawine rollte an, dahinter folgte die Infanterie. Der Panzerbüchsenzug war in den Schützengräben aufgestellt, doch diese Schützengräben waren nicht ganz geeignet, das Feuer auf die feindlichen Panzer zu führen, denn wir hatten die Panzer des Feindes rechts erwartet, doch sie waren links um uns herum auf einen Hügel gefahren, und wir konnten nicht schiessen. Wir mussten die Schützengräben verlassen und im offenen Gelände auf die Panzer feuern. Wir schossen acht Panzer bewegungsunfähig. Sie wurden sofort abgeschleppt. Diese Panzer hatten die Rotarmisten Nikolajew, Berjosnikow und Nikitin getroffen. Nikitin wurde als Schreiber und Leiter der B/A-Kammer geführt, doch er hatte zur Waffe gegriffen.

Wir kämpften bis zum Letzten. Als die Munition alle war, wurden die Panzer mit Granaten zerstört. Die Männer schwanden dahin, wie man sagt. Unsere Verbindung zum Bataillon wurde unterbrochen. Ich ging zu Lisu-

nows Gefechtsstand. Ich hatte noch ein Gewehr und acht Patronen. Ich befahl, sie zu sparen.

Robbte zum Gefechtsstand. Unterwegs zersplitterten sie mir den Kasten der Mauser. Ich meldete Lisunow die Lage. Zu allen Kompanien und zum Regimentsstab war unsere Verbindung abgebrochen. Sobald man einen Nachrichtensoldat losschickte, wurde er getötet. Doch da wir geschworen hatten, uns bis zum Letzten zu halten, mussten wir uns bis zum Letzten halten. Im Unterstand waren ich, Hauptmann Lisunow und seine Verbindung, sonst niemand mehr. Wir hatten keine Verbindung zu irgendjemandem. Die Infanterie der Deutschen war über uns hinwegmarschiert, und wir befanden uns nun in ihrem Rücken. Sie entdeckten unseren Unterstand. Ich hatte die Mauser und die Patronentasche sowie eine Maschinenpistole. Lisunow hatte eine Maschinenpistole und drei Panzergranaten ohne Zünder. Wir beschlossen, einzeln hinauszugehen. Ich würde ihn decken. Er würde 200 Meter weit gehen, dann ginge ich. Wir waren nur noch zu dritt.

Ich warf die Panzergranaten. Sie explodierten nicht. Unterdessen rannte Hauptmann Lisunow 150 Meter und wurde am linken Oberschenkel verwundet. Er schrie mir zu: «Nicht rausgehen, Dauerfeuer. Dazu Durchschuss am Bein!» Ich stürzte zu ihm hin und machte ihm sofort einen Verband, noch dazu so kraftvoll, dass die Binde ständig zerriss. Ich versuchte, noch schneller zu wickeln, weil die Deutschen schon kamen. Endlich war der Verband fertig, aber die Blutung hörte nicht auf. Ich lud ihn mir auf und robbte etwa 50 Meter. Dort befand sich eine Fla-Stellung. Ich stemmte mich auf, um ihn mit einem Ruck abzuwerfen, da wurde ich am rechten Oberschenkel verwundet. Die Binde war für Hauptmann Lisunow verbraucht, so blieb ich ohne Verband. Nachdem ich etwas zu mir gekommen war, half ich dem Hauptmann und bewegte mich vorwärts. Etwa zwei Stunden waren wir unterwegs. Hauptmann Lisunow zeigte kein Lebenszeichen, flüsterte jedoch, ich solle ihn liegenlassen und mein Leben retten. Ich liess ihn natürlich nicht im Stich.

Wir krochen nach Werchnjaja Jelschanka,<sup>112</sup> in den Bereich der Funkstation. Ich richtete mich auf, um mich zu orientieren, und wurde von MPi-Schützen zum zweiten Mal an der linken Brusthälfte und am linken Arm verwundet. Da brach ich bewusstlos zusammen. Wie lange ich lag, weiss ich nicht mehr. Ich kam zu mir, weil ich stark fror. Es war schon Nacht,

### 388 Neun Erzählungen vom Krieg

etwa 4 Uhr morgens. Es begann schon zu tagen. Um mich herum hörte ich Leute deutsch reden. Lisunow war nicht neben mir. Er hatte beschlossen, zu einem Haus zu kriechen. Das war schon am 9. Ich sah, im Haus waren Deutsche. Ich wollte mich erschiessen, weil ich keine Kraft mehr hatte, und lebendig wollte ich mich nicht gefangen nehmen lassen, ich hielt die Lage für ausweglos. Ich drückte den Abzugshebel, aber die Mauser war mit Sand verstopft, schoss nicht. Mein rechter Arm war noch gesund. Ich kroch mit Hilfe des rechten Arms weg und gelangte wie durch ein Wunder auf den Gefechtsstand der Division. Es war schon um die Mittagszeit. Hier traf ich Oberst Judin und den Militär Juristen Truppe. Oberstleutnant Gerassimow konnte ich nicht finden. Ich fragte den Generalmajor. Man sagte mir, er sei gefallen. Ich dachte, sie machten sich über mich lustig. Aber dann überzeugte ich mich davon, dass es stimmte. Ich erstattete auf dem Gefechtsstand der Division Meldung über die Lage.

Hier konnte man mich nicht verbinden. Die MPI-Schützen kamen schon dicht an den Gefechtsstand der Division heran. Ich bat nur, man solle mir eine Waffe geben oder mich mitnehmen. Man gab mir keine Maschinenpistole. Der Deutsche drängte vor, und der Divisionsstab ging weiter. Ich musste allein wegkriechen. Am zweiten Tag erreichte ich kriechend Stalingrad, es waren noch 300 Meter, da weinte ich zum ersten Mal im Leben. Stalingrad war nah, aber ich würde es nicht erreichen. Ich kroch weitere 150 Meter, da lasen mich ein alter Mann und seine Tochter auf, sie brachten mich in Stalingrad zu sich nach Hause. Die Tochter machte mir einen Verband, gab mir Milch zu trinken. Sie hiess Soja. Dann schickten sie mich über die Wolga. Ich küsste ihn und seine Tochter zum Abschied. Er beweinete mich wie einen Sohn. Danach kam ich ins Lazarett.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 38, ll. 36-37 ob.*

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*

## Regimentskommandeur Alexander Gerassimow

Der hier gezeigte Ausschnitt aus der Erzählung des Regimentskommandeurs Alexander Gerassimow schliesst dort an, wo das Interview mit seinem Kompanieführer Awerbuch abbricht. Im Gefecht vom 8. September, das Awerbuch schwerverletzt überlebte, fiel der Kommandeur der 35. Gardedivision, Wassili Glaskow.<sup>113</sup> Zwei Regimenter waren zu dem Zeitpunkt praktisch vernichtet; die verbliebenen Soldaten wurden in Gerassimows Regiment eingegliedert. Die gesamte 35. Gardedivision zählte am 12. September nach Angaben von Armeegeneral Tschuikow noch 250 kampffähige Soldaten.<sup>114</sup> Gerassimows Regiment zog sich in den folgenden Tagen weiter zurück. Es hielt sich vorübergehend am Getreidesilo am südlichen Stadtrand von Stalingrad und war am 20. September von allen Seiten von deutschen und rumänischen Truppen umstellt. Vom neuen Divisionskommandeur erhielt Gerassimow den Befehl, mit seinen Männern durch die deutschen Stellungen zum Divisionsgefechtsstand an der Mündung der Zariza durchzubrechen. An den Ausbruch, den «spannendsten Kampf von allen», den «schwersten, kritischsten Moment» seiner Stalingrader Kampferfahrungen, erinnerte sich Gerassimow im Interview sehr genau. Das Kampfgetümmel, das er als einen Albtraum beschrieb, verfolgte den später verwundet im Lazarett von Saratow liegenden Regimentskommandeur noch im Schlaf.

**Stenogramm des Gesprächs mit  
Oberstleutnant Alexander Akimowitsch GERASSIMOW, Kommandeur  
des 101. Garderegiments.**

**17.12.1942**

**A. Schamschina stenographiert**

[...] Am Abend des 8. [September 1942] waren schon alle Verbände an den Stadtrand von Stalingrad verlegt worden, wo sie der Befehl des Oberbefehlshabers der 62. Armee erreichte, direkt zur Verteidigung der Stadt Stalingrad überzugehen. Dann wurden alle Verbindungen unterbrochen, es gab keine Verbindung mehr zu den Einheiten, jeder Austausch mit der Artillerie war unterbrochen. Hier, in dieser Situation, fiel Generalmajor Gen. Glaskow, der Kommandeur der 35. Division. Zunächst wurde er von einem MPI-Schützen am Bein verwundet, dann, als ein Wagen kam und er hineingelegt wurde, wurde er von einem Flugzeug aus erschossen. Das übte eine noch stärkere Wirkung auf die Gefechtsleitung aus. Doch trotz dieser schwierigen Lage gelang es dem Kommando der 35. Division, alle ihre Verbände zu sammeln und zu ordnen und direkt zur Verteidigung der Stadt Stalingrad überzugehen, vor allem ihres südlichen Teils, Kuporosnaja. Wir hatten vom Kommandeur der 35. Division<sup>115</sup> den Befehl erhalten, einen Verteidigungsabschnitt südlich von Kuporosnaja einzunehmen und die Bahnlinie Stalingrad-Beketowka zu unterbrechen. Am 9. September standen die Reste aller Verbände zur Verteidigung bereit. Die Hauptkräfte des Gegners waren gegen die Schnittstelle von 62. und 64. Armee gerichtet, zwischen der Ortschaft Beketowka und Stalingrad. Er bewegte sich mit Panzern und Mannschaften in diese Fuge hinein und begann, gegen unsere Verbände vorzustossen, und zwar von Süden nach Norden.

Unsere Division setzte mit den Resten der Mannschaften, vermutlich kaum mehr als tausend Mann, vom 9. bis zum 21. September die Verteidigung Stalingrads fort, wobei die Abwehrkämpfe bereits unmittelbar in der Ortschaft Stalingrad geführt wurden. Hier spielten sich die ganze Zeit starke Abwehrkämpfe ab. Mein Regiment blieb als einziges von der Division übrig. Am 8. existierten das 100. und das 102. Regiment bereits nicht mehr. Der ganze Restbestand dieser Regimenter wurde zusammengefasst und mit meinem 101. Garderegiment vereinigt. Auf diese Weise verblieb in der Division nur das vereinigte 101. Garderegiment, das vom 9. bis zum

21. September während der Abwehrkämpfe unmittelbar in Stalingrad unter meinem Befehl stand.

Ich muss darauf hinweisen, dass damals an der Front unmittelbar in Stalingrad etwa eine ganze Division Deutscher operierte, ausserdem gab es Rumänen.<sup>116</sup> In Stalingrad liquidierte Unterleutnant Panytschkin<sup>117</sup> mit seiner Gruppe einen Zug Rumänen, den Offizier nahm er gefangen. Der leistete Widerstand. Ich hatte ihm den Befehl gegeben, mit einer Gruppe in die Gegend beim Getreidesilo vorzurücken, um dort einen Zug zur Deckung meiner Flanke in Stellung zu bringen. Er liess zwei Gruppen hier, mit einer ging er in Richtung Getreidesilo. Da kam ein Zug Rumänen, vorneweg der Offizier. Panytschkin gab den Befehl, eine Salve auf sie abzufeuern. Die Rotarmisten eröffneten das Feuer, zehn bis zwölf Mann wurden getötet oder verwundet, der Rest floh. Der Offizier versteckte sich hinter einem Haus. Als Panytschkin zu ihm hinlief, schaffte der es nicht, die Pistole zu ziehen. Panytschkin packte ihn am Arm, verdrehte ihm den Arm. Der fing an zu schreien. Er drehte sich um, Panytschkin schlug ihm ins Gesicht. Der Offizier fiel zu Boden. Da kamen die Rotarmisten gelaufen und nahmen ihn fest. Durch ihn erfuhren wir, dass hier Rumänen operierten. Vorne waren Rumänen, schossen, hinter ihnen kamen Deutsche mit MGs. Es gab Fälle, wo die Rumänen zum Angriff übergingen. Sie warfen sich gruppenweise in den Angriff, zu 15 bis 20 Mann. Liefen und schrien, ihr MG ratterte, unterstützte sie mit seinem Feuer. Ihr Schrei war sehr hoch, er schrillte richtig. Sie rannten zur vordersten Linie vor. Unsere Leute warfen sich ihnen entgegen, 10 oder 15 gegen 30, und die liefen, warfen alles von sich, machten die Koppel auf, warfen die Feldflaschen weg und rannten. Aber währenddessen schossen die Deutschen heftig mit dem MG, offenbar auch auf sie. Sie wurden zurückgeholt. Waren zwischen zwei Fronten geraten. [...]

Bis zum 21. September fuhren wir fort, mit einer kleinen Anzahl Männer Stalingrad zu verteidigen. Am 21. hatte ich nur noch etwas mehr als 100 Mann. [...] Am Abend des 20. erhielt ich gegen 22 Uhr eine schriftliche Anweisung vom Kommandeur der 35. Division, Gen. Oberst Dubjanski, mit folgendem Inhalt: Dem Kommandeur des 101. Gardeschützenregiments, Oberstleutnant Gerassimow. Zur Ablösung rücken zwei Bataillone der 92. Schützenbrigade zu Ihnen vor. Übergeben Sie Ihren Verteidigungsabschnitt, lassen Sie sich die Übergabe bestätigen, und verteidigen Sie nunmehr bis auf weiteres gemeinsam Ihren früheren Abschnitt. [...] Am Abend

### 392 Neun Erzählungen vom Krieg

des 21. erhielt ich die zweite schriftliche Anweisung. Zu der Zeit hatte der Gegner mich bereits von den operativen Verbänden an der rechten Flanke abgeschnitten und war bis an die Wolga vorgedrungen. Auf diese Weise war ich auch vom Divisionsgefechtsstand abgeschnitten. Der Gegner rückte mit einer Granatwerferbatterie und mit schwerem und leichtem MG vor. Es waren insgesamt etwa 150 bis 200 Mann. Er verfügte über eine starke Abwehr von oben, von der Wolga her und schnitt uns so vom Divisions-GS und den operativen Verbänden rechts ab.

Ich erhielt die Anweisung von einem Melder, der schon durch die Gefechtsordnungen der Deutschen gekrochen war, mit Mühe und Not, im letzten Moment. Er war gerade erst mit den Auffülltruppen gekommen, ich habe mir nicht einmal seinen Namen gemerkt. Er brachte die Anweisung von Oberst Dubjanski. Ausserdem schickte Dubjanski mir Wein, etwas Wodka und zwei Büchsen Konserven, damit ich mich etwas stärkte, denn mit der Verpflegung stand es schlecht im Regiment. Die Verpflegung wurde in kleinen Booten<sup>118</sup> transportiert. Der Befehl lautete, Oberstleutnant Gerassimow sollte die übrig gebliebenen Soldaten und Kommandeure sammeln und zum Fluss Zariza durchbrechen, zum Gefechtsstand. Zu der Zeit befand sich der Gefechtsstand der Division am Fluss Zariza.

Das war der spannendste Kampf von allen. Noch einmal würde ich so etwas nicht schaffen. Das war der schwerste, der kritischste Moment, ich dachte: Wenn ich nicht am Leben bleibe, gehen die Männer hin und erzählen davon. [...]

Nachdem ich die Anweisung des Kommandeurs der 35. Gardedivision erhalten hatte, schickte ich den Melder den Kommissar holen. Der Kommissar befand sich zu dem Zeitpunkt bei der Einheit. Er kam. Wir gingen in den Unterstand. Der Stellvertreter des Kommandeurs der 131. Division kam ebenfalls zu mir und der Kommandeur der 20. Schützenbrigade. Wir assen zusammen, tranken natürlich auch etwas. Zu dem Zeitpunkt hatte man uns per Boot Wassermelonen, saure Sahne, Hühnchen, Eier, Wodka und frische Äpfel gebracht, Oberleutnant Kulinitich hatte das gemacht. Wir assen gut, tranken etwas, besprachen die Frage, wie wir ausbrechen sollten. Wir mussten uns auf einer Distanz von 400 Metern durch die Gefechtsordnungen der Deutschen schlagen. Da der Befehl mir übergeben worden war, musste ich den Aufbruch und Ausbruch dieser vier Stäbe leiten. Ich übernahm denn auch den Oberbefehl zum Ausbruch der übrig gebliebenen Männer sowie der drei [sic] Stäbe. Die Kommandeur schlugen mir zu dem



Zeitpunkt vor, den Ausbruch in Gruppen von fünf bis zehn Mann zu machen. Wir waren umzingelt, von unseren Verbänden abgeschnitten, der Gegner war an der linken Flanke durchgebrochen, an der Wolga, ebenso an der rechten, und von der Front kam er auch. Wir mussten uns durch seine Gefechtsordnungen schlagen.

Ich lehnte den Vorschlag ab, die Stäbe [und Mannschaften] in Gruppen rauszubringen. Das könnte die Reste der Kampfkraft zunichtemachen. Wir beschlossen, nur kämpfend auszubrechen, wobei der Plan vor allem auf die Überrumpelung setzte. Warum ich davon ausging? Ich hatte weniger Kräfte als der Gegner. Er hatte etwa 200 Mann mit Granatwerfern, MGs, ich hatte mit der ganzen Führung zusammen etwa 70 Mann. [...] Als alle Rotarmisten und Kommandeure versammelt waren, erklärte ich ihnen die Aufgabe, und wir bewegten uns kriechend in Richtung der vordersten Verteidigungslinie des Gegners. An meiner linken Flanke liess ich ein schweres MG aufstellen, um entlang der Bahnlinie Deckung zu geben und dem Gegner die Möglichkeit zu nehmen, Verstärkung zur Wolga zu schicken.

Der MG-Schütze hatte drei Munitionsgurte. Er war allein. Eine Nummer zwei<sup>119</sup> hatte er nicht. Er machte sich bereit. Ich begann, mit den restlichen Männern und den Stäben durchzubrechen. Die Deutschen entdeckten uns, eröffneten heftiges MG- und Gewehrfeuer, schossen Leuchtraketen ab, eröffneten heftiges Granatwerferfeuer. Die Männer waren kaum zu sehen. Ich gab von vorne die Anweisung, sich rasch den deutschen Gefechtsordnungen zu nähern. Wir kamen näher. Man musste die Soldaten antreiben, Vorwärtsstossen, einige gingen nicht. Ich lief voran, steckte zusammen mit dem Kommissar Sprengkapseln in zwei Granaten.

Was hat uns gerettet? Hinter den deutschen Gefechtsordnungen brannte ein Waggon, und wir konnten sie gut sehen, während man uns schlecht sah, weil die Deutschen vom Licht aus schauten. Ich nutzte das aus und führte die Soldaten sofort zum Angriff, lief mit dem Kommissar vorwärts, zog meine Pistole, rief: «Zum Angriff, vorwärts für die Heimat!», gab die Losung aus: «Genossen, keinen Schritt zurück, nur vorwärts!» Da waren etwa 15 Deutsche in einem grossen Bombenrichter. Bis dahin waren es noch 30 Meter. Ich warf eine Granate dorthin, dann eine zweite. Es ertönte Geschrei, Geheul. Sie riefen: «Russen, Russen!» Die Rotarmisten hatten gesehen, wie ich die Granaten warf, und liefen los. Leuchtraketen wurden

nicht mehr abgeschossen, das Granatwerferfeuer war verstummt, nur die MGs feuerten noch, und es kamen Handgranaten zum Einsatz.

Als ich vorwärtslief, stürzten alle Rotarmisten und Kommandeure mir nach. Sofort entstand ein Durcheinander, die Deutschen und unsere Männer warfen sich in den Nahkampf. Der Bajonettkampf begann. Es war dunkel: Man läuft heran, sieht, es sind die eigenen Leute, und läuft weiter. Wer eine Jacke trägt, ist Deutscher. Auch Granaten kamen jetzt zum Einsatz. Sie überschütteten uns mit Handgranaten, aber wir haben auch gut ausgeteilt. Sicher haben wir mehr als hundert Mann erledigt. Ein Durcheinander war das – man kannte sich nicht mehr aus. Der eine schrie: «Für die Heimat!», der andere: «Für Stalin!», der Nächste fluchte. Ich schrie die ganze Zeit: «Vorwärts, nicht Zurückbleiben, nicht Zurückbleiben, zur Wolga!» Von den Deutschen hörte man Gewinsel, die Verwundeten stöhnten. Unsere Männer sagen: «Ich bin verwundet, nehmt mich mit.» Deutsche Verwundete brüllten. Ein Altraum war das.

Als ich den Angriff eingeleitet hatte, verstummte Gewehr- und MPI-Feuer von deutscher Seite, und es begann ein Kampf nur mit Handgranaten und Bajonetten; offenbar waren die Waffen nicht geladen gewesen, die Patronen gingen aus, und während eines Angriffs ist keine Zeit nachzuladen. Aber auch uns gingen die Patronen aus. Ich weiss noch, dass einem Leutnant der Riemen vom MPI-Gurt riss, er nahm ihn am Ende und schlug ihn dem Deutschen über den Schädel. Die gaben Fersengeld. Wir ihnen nach. Hinter mir reihte sich ein Deutscher ein und lief mit. Oberleutnant Kulnitsch sagte:

«Genosse Kommandeur, ein Deutscher.»

Ich feuerte mit der MPI, er brach zusammen. Der Deutsche hatte nicht mal ein Gewehr gehabt. In dieser Situation fiel Unterleutnant Panytschkin.

Als ich zwei Granaten geworfen hatte und sah, dass der Nahkampf begonnen hatte, holte ich die dritte Granate aus der Tasche, nahm die Pistole in die Linke, entsicherte die Granate. Da war noch eine Gruppe von fünf bis acht Deutschen. Ich hatte mich gerade umgedreht, wollte die Granate werfen, da warf ein Deutscher eine Handgranate, und sie traf mich an der Brust. Vor der Detonation gab es einen kleinen Funken, der Zünder brannte. Sie prallte von meiner Brust ab, schnellte etwa fünf Meter weit weg. Ich schaffte es nur noch, mir die Hände vors Gesicht zu halten. Ich hätte mich hinwerfen müssen, aber ich war etwas durcheinander. In dem

Moment detonierte die Granate, zwei Splitter drangen mir in den rechten Unterarm, einer ins linke Bein oberhalb des Knies.

Gerade da schrie der Kommissar «Hurra!», und in dem Moment flog ihm eine Kugel in den Mund, streifte die Zunge, verletzte die Zähne und trat am Kinn wieder aus. Eine zweite Kugel traf ihn am linken Unterkiefer. Er rief mir zu:

«Alexander Akimowitsch, ich bin verwundet.»

Ich sagte:

«Ich auch. Kannst du gehen?»

«Ja.»

«Dann geh, ich werde den Männern rausshelfen.»

Oberleutnant Kulinitsch rief auch, dass er verwundet sei.

Vom Rotarmisten Guljutkin muss ich noch erzählen. Als am 8. mein Adjutant Schichanow vermisst wurde, nahm ich mir den MPi-Schützen Guljutkin als Adjutanten. Ein kleines, unscheinbares, mageres Bürschchen, 1921 oder 1922 geboren. Ich muss sagen, dass er im Kampf – dreimal hatte ich vorher schon einen Angriff geführt – immer hinter mir war, nicht einen Moment zurückblieb, die ganze Zeit mahnte, mich erinnerte:

«Genosse Oberstleutnant, Sie riskieren Ihr Leben, Sie können getötet werden, dann wird alles nur noch schlimmer, wenn die Führung umkommt.»

Bei einem der Angriffe, als man mir in der Gegend des Sägewerks die Schützenkompanie des Genossen Nasarow zur Verstärkung geschickt hatte, gab ich den Befehl, den Gegner anzugreifen. Der Kompaniechef brachte die Leute nicht hoch – heftiges Granatwerfer-, MG- und MPi-Feuer. Es war Abend. Häuser brannten. Meine Mütze flog weg – es war windig. Ich lief der Mütze nach. Fragte: «Warum geht ihr nicht vorwärts?» Zog die Pistole.

«Vorwärts!», schrie ich. «Unverzüglich angreifen!» Denn der Gegner war schon auf 150 Meter herangekommen.

Sie rührten sich nicht. Ich lief vor die Kompanie, stand da, mit der Pistole in der Hand:

«Genossen, mir nach, vorwärts, zum Angriff, hurra!»

Sie schauten mich an. Bei allen erschien ein Lächeln auf dem Gesicht. Alle standen auf, und die ganze Kompanie lief mir nach und griff an. Rotarmist Guljutkin sagte:

«Laufen Sie nicht voran, da ist MG-Feuer.»

Er lief immer auf der Seite des gegnerischen Feuers mit, deckte mich

### 396 Neun Erzählungen vom Krieg

mit seinem Körper. Dann liess er sich ablenken; als ich «Vorwärts!» rief, hob er ebenfalls seine MPi und schrie «Vorwärts!», doch dann besann er sich und sagte:

«Weiter dürfen Sie nicht, hier ist es gefährlich.»

Ich sah, dass es für mich nichts mehr zu tun gab, und ging zum Gefechtsstand.

Als ich mit den Stäben ausbrach, hielt er mich am linken Ärmel fest, um mich nicht zu verlieren, mit der anderen Hand hielt er die MPi und deckte mich mit seinem Körper. Er wurde an beiden Armen verwundet. Dieselbe Granate verwundete uns beide. Wenn ich von ihm erzähle ... Ich kann nicht an ihn denken ohne ... Ein ausserordentlich ergebener Mann.

Als wir beide verwundet wurden, sagte er nicht, dass er verwundet war, sondern fragte:

«Sind Sie am Leben, Genosse Oberstleutnant?»

«Ja», sagte ich.

Als ich verwundet worden war, war ich gestürzt. Er dachte, ich wäre getötet worden. Ich sagte:

«Ja, ich bin am Leben. Und Sie?»

«Ich», sagte er, «bin ein bisschen am Arm verwundet.»

Mit dem verwundeten Arm lief er die ganze Zeit neben mir, versuchte, mich zu decken. Ich wurde schon böse, sagte:

«Geh weg, du störst mich beim Führen.»

Er sagte:

«Nein, Sie müssen nach vorne laufen.»

Alle schlugen sich nach vorne durch, um zu den Matrosen<sup>120</sup> zu kommen. Ich führte den Kampf noch 40 Minuten, ohne verbunden zu werden. Lief vor, ein Teil der Männer war schon durch, ein Teil kämpfte noch. Ich lief vor und kam zu den Matrosen. Der Führer eines MG-Zugs der 92. Brigade empfing mich. Ich fragte, wo Leute wären. Sie suchten 18 Mann zusammen, ich schickte sie mit dem Zugführer nach hinten. Sie gingen zurück, traten in den Kampf ein, und mit ihrer Unterstützung wurden die Übrigen rausgeholt und alle Verwundeten rausgetragen.

Da fühlte ich mich plötzlich schwach, weil schon 40 Minuten ohne Versorgung meiner Wunden vergangen waren. Ich hatte die ganze Zeit gerufen, meine Kehle war nach der Verwundung trocken, ich hatte Durst. Ein Matrose brachte mir im Helm Wasser, es roch nach Öl, und ich trank fast den ganzen Helm aus. Dann riefen sie einen Sanihelfer, ich wurde verbun-

den. Meine Männer waren wieder mit unseren Leuten vereint. Wir zogen uns zum Divisionsgefechtsstand zurück. Ich konnte nicht mehr gehen, der Kommissar und ich wurden getragen. Wir kamen am Gefechtsstand an, ich machte dem Divisionskommandeur Meldung, dass der Stab durchgekommen war. Machte das durch einen Melder, weil dorthin noch mal ein halber Kilometer zu laufen war. Erhielt die Erlaubnis, mich unverzüglich hinter die Wolga zurückzuziehen, die Männer sollte ich der Obhut von Oberleutnant Pawlow übergeben. Die Division hatte dann Urlaub, vom 25. an, und ich als Verwundeter fuhr am 23. ins Lazarett nach Saratow. In der ersten Nacht kämpfte ich die ganze Zeit in einer Schlacht.

Während des Rückzugs ging ein Teil der Rotarmisten bis zur Brust im Wasser. Ich ging auch ins Wasser, aber mein Bein war verwundet. Dort war Wald. Man deckte sich mit Zweigen, kroch daher, ich holte alle raus. Wir verloren dort 35 Mann.

Panytschkin war während aller Kämpfe die ganze Zeit in meiner Nähe. Er war ein mutiger Kommandeur. Wenn man ihm auftrag, Leute zu nehmen und zur Verteidigung aufzustellen, erfüllte er das im vorgegebenen Zeitraum, kam und erstattete Meldung. Er war ausserordentlich mutig. Er fiel in diesem Kampf, ist vorgeschlagen für eine Auszeichnung. Guljutkin ist auch für eine Auszeichnung vorgeschlagen.

Während der Kampfhandlungen um Stalingrad wurden von unserem Regiment etwa 3'000 Mann getötet, etwa 60 Panzer, drei Flugzeuge, ungefähr 28 gepanzerte Fahrzeuge und rund 150 Automobile zerstört. Gefangene hatten wir keine, weil unsere Rotarmisten und Kommandeure wie Fallschirmjäger ausgebildet waren. Erstens können die keine Gefangenen machen, weil sie im Hinterland des Gegners operieren, sie müssen die Leute liquidieren. So wurden unsere Männer ausgebildet. Deshalb machten unsere Rotarmisten und Kommandeure keine Gefangenen, sie liquidierten. Man fragte nach den Gefangenen. Hauptmann Telzow sagte zum Beispiel: «Wir haben 18 Gefangene.» Ich gab das an den Divisionskommandeur weiter. Der sagte: «Bringt sie her.» Ich fragte Telzow, wo die Gefangenen seien. Er stand da, grinste, sagte:

«Das haben wir falsch gemeldet, die sind alle erschossen worden.»

Es stellte sich heraus, dass Telzow selbst die Anweisung gegeben hatte, sie zu erschiessen. In der ganzen Zeit haben wir acht Gefangene gemacht,

### **398 Neun Erzählungen vom Krieg**

darunter zwei Offiziere, einen Piloten und einen Rumänen. Rotarmisten machen keine Gefangenen. Divisionskommandeur Dubjanski schalt mich:

«Warum machen sie bei dir keine Gefangenen?»

Jeder redet sich raus: «Der wollte fliehen, und wir haben geschossen.»

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 38, / 29-32.*

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Der Geschichtsdozent: Hauptmann Nikolai Axjonow

Hauptmann Nikolai Axjonow und der Scharfschütze Wassili Saizew, die Gesprächspartner in den beiden folgenden Interviews, gehörten beide der «sibirischen» 284. Schützendivision an, die für ihren Einsatz in der Schlacht von Stalingrad mit dem Gardetitel ausgezeichnet wurde und seitdem als 79. Rotbanner-Gardedivision firmierte. Die Division war im Dezember 1941 aus Soldaten der Gebiete Tomsk, Nowosibirsk und Kemerowo gebildet worden.<sup>121</sup> Nach verlustreichen Einsätzen in der östlichen Ukraine und bei Woronesch wurde sie Anfang August 1942 in den Ural zurückgezogen und mit örtlichen Rekruten sowie mehreren tausend Matrosen aus der Pazifikflotte aufgefrischt. Mitten im Training erhielt Divisionskommandeur Oberst Nikolai Batju am 6. September den Befehl zur unverzüglichen Dislozierung an die Stalingrader Front.<sup>122</sup> Die Division erreichte Stalingrad am 18. September. Zu dem Zeitpunkt hatten die Deutschen schon den strategisch wichtigen Mamajew-Hügel erobert.<sup>123</sup> Die Kämpfe in der Stadt hatten auch die zentrale Fährstelle am rechten Wolgaufer erreicht, so dass die Überfahrt an einer weiter nördlich gelegenen Stelle beim Werk «Roter Oktober» vorgenommen werden musste. Am 20. September wurden Batjuks Soldaten auf Lastkähne verladen und über den Fluss gebracht. «Direkt am Ufer», erinnerte sich Batjuk im Interview, «erhielten wir unseren Auftrag und begannen zu kämpfen, noch bevor wir uns richtig orientiert hatten.»

In Stalingrad sollte ein Teil von Batjuks Leuten den hinter dem «Roten Oktober» gelegenen Mamajew-Hügel zurückerobern und ein anderer Teil der 13. Gardedivision zu Hilfe kommen, die nach dem Verlust der zentralen Fährstelle am 22. September nach Norden getrieben wurde. Der Mamajew-Hügel wurde genommen, ging aber am 28. September wieder in deutsche Hände über. Batjuks Soldaten konnten sich im Süd- und Osthang der Anhöhe einkrallen und versperrten damit den Weg zum Industriegebiet und

## 400 Neun Erzählungen vom Krieg



Divisionskommandeur Nikolai Batjuk

zur Wolga.<sup>124</sup> Erst am 26. Januar 1943 gelang es der Roten Armee, den gesamten Hügel zurückzuerobern, der nach dem dort begraben liegenden tatarischen Heerführer Mamaj benannt ist. Auf Militärkarten des Krieges ist der Hügel als Höhe 102,0 gekennzeichnet.<sup>125</sup>

Hauptmann Axjonow, stellvertretender Regimentskommandeur in der 284. Schützendivision, gelangte mit einer Nachschubeinheit am 30. September in die brennende Stadt. Minutiös schildert er die Kämpfe seines Regiments bei der Verteidigung des Mamajew-Hügels und ab Januar 1943 beim Angriff gegen die Deutschen und deren Vernichtung am 2. Februar. Vor dem Krieg war Axjonow Geschichtsdozent am Pädagogischen Institut in Tomsk. Besonders interessant ist, wie er sein historisches Wissen zur Mobilisierung seiner Soldaten einsetzte. Inmitten der Schlacht wurden in ihm Erinnerungen an seine Vorlesungen über die Bürgerkriegszeit und über die Kämpfe um Zarizyn – so hiess Stalingrad vor 1925 – wach. Axjonow erzählte den Soldaten seines Regiments, wie Josef Stalin vom Mamajew-Hügel aus die Verteidigung der Stadt leitete. So plastisch war seine Rede, die er in einem Regimentsunterstand am Fusse der Anhöhe hielt, dass einige Soldaten aus dem Unterstand drängten und die Schützengräben aus dem Jahr 1918 in Augenschein nehmen wollten. Seitdem sprachen Axjonows Soldaten vom Mamajew-Hügel als einem «heiligen Ort – dem Ort,



an dem Stalin war».<sup>126</sup> Deutlich wird in dieser Erzählung nicht nur die mobilisierende Kraft des Stalinkults, sondern auch, wie sehr der Kult um den sowjetischen Führer im Krieg sich zu einem Kult um Stalins militärischen Genius entfaltete. Stalin erscheint nicht, wie in der Vorkriegszeit, als der beste und treueste Schüler Lenins, sondern er steuerte allein die Verteidigung Russlands gegen die fremden Eindringlinge.<sup>127</sup> Axjonow, der im Interview auch seine Freude bekundete, dass Stalin im März 1943 in den Rang eines Marschalls der Sowjetunion erhoben wurde, war nur einer von vielen Zeitzeugen in Stalingrad, die den militärischen Stalinkult beförderten. Unter den von ihm in Stalingrad gesammelten oder selbst angefertigten Fotografien, die er nach der Schlacht der Historikerkommission zur Verfügung stellte, befanden sich mehrere Bilder, die das Gebäude zeigen, in dem während des Kampfs um Zarizyn der Stab der 10. sowjetischen Armee untergebracht war. Ein Foto zeigt in Nahaufnahme eine mit Einschusslöchern bedeckte Gedenktafel, die informiert, dass in diesem Gebäude im Jahre 1918 die Genossen Stalin und Woroschilow arbeiteten.

Axjonow erzählt plastisch und detailgenau. Seine Darstellung der Erstürmung des Mamajew-Hügels am 26. Januar hat filmische Qualität. Ebenso scharf sind seine Erinnerungen vom 30. September 1942, dem Tag, als er das brennende Stalingrad erstmals betrat, und vom 25. Februar 1943, als er nach 149 Tagen<sup>128</sup> fast ununterbrochener Kämpfe in Stalingrad zum ersten Mal wieder die Wolga überquerte und erstaunte, als er auf dem linken Ufer ein unversehrtes Holzhäuschen erblickte.

**Gespräch mit Nikolai Nikitisch AXJONOW, Gardehauptmann des  
1047. Regiments der 79. Rotbanner-Gardedivision.  
Gehilfe des Stabschefs für operative Arbeit.  
5. und 8. Mai 1943<sup>129</sup>  
Das Gespräch führte Masunin<sup>130</sup>**

Ich wurde im Jahre 1908 im Dorf Podojnikow im Rajon Pankruschicha, Region Altai, geboren. In der Armee bin ich seit dem 8. September 1941. Träger des Ordens des Roten Sterns für die Teilnahme an der Verteidigung von Stalingrad. Zivilberuf: Dozent am Pädagogischen Institut Tomsk.

Nach Stalingrad kam ich am 30. September 1942. Schon in etwa zehn

## 402 Neun Erzählungen vom Krieg

Kilometer Entfernung sah ich eine riesige Rauchwand; als ich näher kam, vergrösserte sich der Feuerschein, und es schien, als würde die ganze Stadt brennen. Besonders bedrohlich hatte das Feuer die Fabrik «Roter Oktober» und die Ölraffinerie<sup>131</sup> erfasst, gerade den Abschnitt, wo unsere Division stand. Ans Wolgaufer kam ich, als es schon dunkel wurde. In dem Moment sah Stalingrad einfach entsetzlich aus. Alles stand in Flammen. Aus den zerstörten Tanks der Raffinerie floss Öl das Ufer hinab, und die Spiegelung des Feuerwalls im Wasser verstärkte den Eindruck, die Flammen wären immens gross. Die Lage war sehr ernst.

In der Nacht setzten wir über den Fluss. Die Deutschen beschossen den Kahn, mit dem wir übersetzten. Das Tau des Schleppers, an dem der Lastkahn festgemacht war, war gerissen, der Schlepper fuhr ans Ufer, um ein neues Tau zu holen, wir ankerten in der Flussmitte, und der Gegner beschoss uns. Die ganze Überfahrt dauerte etwa zwei Stunden. Es gab Verwundete auf dem Kahn. Minen detonierten in der Nähe. Besonders unangenehm war, dass die Deutschen Raketen an Fallschirmen<sup>132</sup> abschossen, der Fluss war hell erleuchtet, und wir konnten nicht weg.

In der Nacht auf den 1. Oktober traf ich bei meinem Regiment ein. Um mich mit der operativen Lage vertraut zu machen, ging ich am Morgen den ganzen Regimentsabschnitt an der vordersten Linie ab. Da bekam ich eine Menge schrecklicher Dinge zu sehen. Ende September hatten die Deutschen Stellungen unserer Division bombardiert, besonders die Raffinerien, wo wir einen Verteidigungsabschnitt übernommen hatten. Es gab viele Tote bei uns: Die Männer lagen unbeerdigt überall herum, viele Leichen lagen in Trichtern, es gab viele zivile Tote, Frauen und Kinder, in der Nähe von Booten, von Gebäuden – überall.

Ich ging gleich zur Stahlfabrik «Metis»<sup>133</sup>. Die Fabrik brannte. Brandgeruch, Leichengeruch, Hitze, Staub, Rauch – das war der Eindruck, den man bekam. Im Abschnitt des 1. Bataillons wurde gekämpft.

Stabschef Piterski, Benesch, der Kommandant des 1. Schützenbataillons, und ich kontrollierten den gesamten Regimentsabschnitt, brachten ihn in Ordnung hinsichtlich der Verteilung von Gefechtspunkten und MG-Nestern und kehrten abends zum Gefechtsstand zurück. Der Gefechtsstand befand sich am rechten Wolgaufer, etwa 300, 400 Meter von der vordersten Linie entfernt.

Vom 30. September an war ich ununterbrochen 152 Tage in Stalingrad. Fast niemand kehrte aus Stalingrad ans linke Wolgaufer zurück, in welcher Angelegenheit auch immer. Man kann sagen, dass diese in Stalingrad verlebten fünf Monate fünf Jahren des weiteren Lebens entsprachen.

Ich erfuhr, dass wir am ersten Kampftag durch Tod und Verwundung Verluste um die 500 Mann hatten und dass am 5. Oktober 1'300 Mann im Regiment waren. Es gab Kompanien mit 20, 25 aktiven Bajonetten.

Anfang Oktober mussten besonders oft Gegenangriffe an zwei Punkten unseres Verteidigungsabschnittes abgewehrt werden, bei der Fabrik «Metis» und auf dem berühmten Mamajew-Hügel, Höhe 102,0.

Die vorderste Linie unserer Verteidigung hatte sich der deutschen Verteidigungslinie um 50, 60, maximal 100 Meter angenähert. Eine so extreme Nähe war selten. Am häufigsten gab es eine so extreme Annäherung bei Strassenkämpfen, die sofort den Einsatz von Handgranaten auf den Plan riefen. Ein Angriff wurde in der Regel mit Granaten abgewehrt und natürlich mit anderen Waffentypen. Auf unserem Abschnitt waren uns die Deutschen zahlenmässig fünf-, sechsmal überlegen. Das beruht auf Daten der Aufklärung, auf Beobachtung, auf anderen Daten, und zudem schickten die Deutschen ihre Abteilungen in Wellen los. Es gab Tage, und nicht selten, wo die Deutschen uns vier-, fünfmal am Tag angriffen. [...]

Mitte Oktober gab es die heftigste Schlacht auf diesem Abschnitt. Als Historiker versuchte ich, Vergleiche zu bekannten Schlachten in der Geschichte zu ziehen, Borodino, Verdun<sup>134</sup> im imperialistischen Krieg, aber das passte alles nicht, denn die Dimensionen der Stalingrad-Schlacht lassen sich schwer vergleichen. Es schien, als hätte die Erde in Stalingrad tagelang Feuer geatmet. Unsere «Iljuschins»<sup>135</sup> tauchten zwar hin und wieder auf, erlitten aber grosse Verluste. Damals wurden sie von Messerschmitts schnell abgeschossen. Unsere Polikarpow U-2 fügten den Deutschen in der Nacht zwar erhebliche Verluste zu, aber erst später, im November. Wir nannten diese Flugzeuge «Gemüsegärtner», und sie brachten enormen Nutzen. Sie flogen vom linken zum rechten Wolgaufer, und bevor sie die Verteidigungsstellungen des Gegners erreicht hatten, schalteten sie den Motor aus und warfen ihre Bombenfracht ab, und erst wenn sie beigestreut hatten, schalteten sie den Motor wieder ein. Deshalb konnte man die U-2 nicht

kriegen. Aber die Deutschen bombardierten uns nachts genauso.

Ich weiss noch, wie ich einmal vom Fleischkombinat<sup>136</sup> zum Gefechtsstand des Regiments gehen musste. Wir waren kaum draussen, als die Deutschen eine Rakete abschossen und so zu bombardieren angingen, dass das ganze Gebäude bebte. Nächtliche Bombardements haben eine sehr unangenehme Wirkung; tagsüber sahen wir immerhin die Flugrichtung des Bombers, wir wussten, wie die Bombe fallen würde, und gerieten nicht in Panik wegen eines Bombardements – schliesslich waren wir daran gewöhnt.

Übrigens habe ich über Stalingrad zum ersten Mal unsere angreifenden Bomber mit «Katjuschas»<sup>137</sup> gesehen, aber sie tauchten dort selten auf. Generell kann man sagen, dass wenig Luftwaffe in Stalingrad war und dass sie schwach war. Keine Ahnung, warum.

Ich weiss nicht, warum, aber fast alle Männer in der Division hatten Durchfall. Sie tranken Wasser, das nicht abgekocht war, und die Wolga war verschmutzt, von Erdöl, von Leichen, von Baumstämmen usw. Der Durchfall schwächte alle sehr. Ich war selbst lange krank. General Tschuikow, der Oberbefehlshaber der Armee, hatte einen Koch, Boris, der lachend sagte, er würde uns mit Generalszwieback heilen. Damals war der Befehlshaber der Armee in den Gefechtsstand unseres Regiments umgezogen, und seine und die Regimentsküche wurden zusammengelegt, deshalb sagte der Koch das.

Mitte Oktober hatte unsere vorderste Linie sich gefestigt. Auf dem Mamajew-Hügel bedrängten die Deutschen uns nicht mehr, im Gegenteil, wir bedrängten sie jetzt ein wenig. Der Mamajew-Hügel war in zwei Teile geteilt. Den Osthang hatten wir, die Westhänge sie, und die Deutschen besaßen ausserdem die Wasserhochbehälter, die Teufelskuppeln, wie sie genannt wurden. In den Behältern hatten sie ihre wichtigsten Beobachtungspunkte, alle Artilleriebeobachter waren vor unserer vorderen Linie in Sicherheit, weil sie in den Dingen sassen. Deshalb hatten die Deutschen auf dem Mamajew-Hügel die Oberhand. Aus diesem Grund waren auch die späteren Gefechte um den Mamajew-Hügel im Wesentlichen Gefechte um die Wasserhochbehälter: Wer die in der Hand hatte, der hatte den Hügel in der Hand. [...]

Mangel an Munition hatten wir nie. Erst als die Wolga Eisgang hatte, wurde es schlechter damit, aber vorher litten wir nicht unter Munitionsknappheit. Der Transport von Munition vom linken Wolgaufer aus geschah ausschliesslich in wackligen kleinen Booten. Der Divisionsumschlag-

punkt<sup>138</sup> befand sich am linken Ufer. Für die Beförderung von Munition und Verpflegung ans rechte Ufer war jedes Regiment alleinverantwortlich. Die Armee hatte eine fliegende Reparaturabteilung am rechten Ufer, aber die brachte nur sehr selten Munition mit.

Nach dem Befehl von Oberbefehlshaber Tschuikow und dem Divisionskommandeur musste man seine eigenen Fährmittel haben. Die Lastkähne waren allesamt zerstört, verbrannt oder abgesoffen. Sogar grosse Kutter lagen am Ufer, den Bug in die Luft gestreckt. Das einzige Transportmittel waren kleine Boote. Anfangs gab es sieben Boote im Regiment, dann erhöhte sich die Zahl auf zehn, darunter waren zwei Pontons, genauer gesagt: Teile von einem Ponton. Unsere Flottille nannten wir zum Spass «Korobkow-Flottille». Korobkow war der Gehilfe des Stabschefs für Rückwärtiges, und er hatte die Flottille selbst zusammengestellt. Übrigens ist er ausserdem ehemaliger Lehrer und Schuldirektor, ein phantastischer Organisator und Mitarbeiter der rückwärtigen Dienste. Er ist gesund und munter und wurde mit einer Medaille für Verdienste im Kampf ausgezeichnet. Die Wackelboote erwiesen sich als wassertüchtigstes Transportmittel über die Wolga.

Ich musste daran denken, dass Genosse Stalin im Jahre 1918 den Befehl gegeben hatte, alle Wasserfahrzeuge im Stadtgebiet vom Fluss zu entfernen und nach Norden zu schaffen. Das geschah im kritischsten Moment, als die Deutschen sich der Stadt näherten und man nicht zurückweichen durfte.<sup>139</sup> Bei uns in Stalingrad gab es, als ich da war, keine Wasserfahrzeuge und keinen derartigen Befehl. Manchmal tauchten nachts Motorboote auf und setzten Verwundete über. Aber das war nur vor dem Eisgang so, nachher mussten Kleidung, Munition, Material, Verwundete – alles musste in den Wackelbooten transportiert werden. Ein anderes Transportmittel für die Versorgung des Regiments wäre auch sinnlos gewesen, denn selbst grössere Boote wurden mit Granatwerfern und MGs beschossen, ein Lastkahn wäre unweigerlich beschädigt worden. Deshalb waren diese kleinen Boote die sichersten Transportmittel.

Der Eisgang auf der Wolga begann am 9. November und dauerte bis zum 17. Dezember. Er machte uns fix und fertig. Das war die schwerste Zeit für die Armee. Die Boote zwängten sich mit grosser Mühe durch die Eisschollen hin und zurück, wurden im Eis eingeklemmt, die Leute gingen von einer

Eisscholle zur anderen. Es gab Fälle, wo die Boote von der Strömung flussabwärts zum deutschen Ufer hin gerissen wurden, und dann musste man das Boot verlassen oder die Fracht rauswerfen und beidrehen. Eines unserer Boote wurde drei Kilometer an Stalingrad vorbeigetrieben, und wir suchten unsere Männer dann fünf Tage lang. Die «schöne Wolga» stellte unsere Geduld wirklich auf die Probe und ging uns sehr auf die Nerven. In der Zeit mochten wir die Wolga nicht. Morgens fragte jeder, ob die Wolga zugefroren war. Auch die Deutschen wollten, wie wir von Gefangenen erfuhren, dass die Wolga bald zufror. Sie wussten von unseren Schwierigkeiten und wollten sich den Eisgang beim Angriff zunutze machen.

Am 11. November gingen die Deutschen im Abschnitt bei der Fabrik «Metis» zum Angriff über, aber bei dem Angriff kam für die Deutschen nichts heraus. [...] Ein zweiter Deutscher wurde gefangen genommen und zu uns in den Regimentsstab gebracht. Das war die erste «Zunge» für das Regiment in Stalingrad. Den verwundeten Gefreiten sollten die Soldaten auf einer Bahre tragen, doch da es November war und die Soldaten noch keine Handschuhe bekommen hatten, liessen sie die Bahre unterwegs mehrere Male fallen, um sich die Hände zu wärmen, und verletzten ihn dabei inwendig. Da das der erste gefangene Deutsche war, versuchte man, ihn wieder zu Kräften zu bringen. Krasnow, unser Arzt, mühte sich mit ihm ab, um ihn zu sich zu bringen und zu verhören. Er fühlte sich zwar besser und konnte sogar noch sagen, dass er Gefreiter des 216. Regiments war, doch mehr bekamen wir nicht aus ihm heraus, und er starb an Ort und Stelle. Der zweite Gefangene erzählte mehr. Wir erfuhren, dass die Deutschen die 295. Division vor unserer Division in Stellung gebracht hatten. Der Gefangene benahm sich sehr frech und herausfordernd. Er erklärte unverblümt, Mitglied der faschistischen Partei zu sein. Wir schickten ihn in den Armeestab, und von dort wurde er zum Frontstab geschickt. Er fühlte sich noch als Sieger, und ihm war noch keinerlei Niedergeschlagenheit anzumerken. Er erzählte, dass die Deutschen zu diesem Zeitpunkt Probleme mit der Kleidung hätten. Wir hatten Ende November schon unsere Winteruniformen bekommen, und die Deutschen bekamen ihre bis zum Ende der Schlacht um Stalingrad nicht, hofften aber die ganze Zeit darauf. [...]

Eine wichtige Rolle bei der aktiven Verteidigung Stalingrads spielten die Scharfschützen des Regiments. Im Regiment, das von Gardeoberstleutnant Meteljow kommandiert wurde, tauchten die Scharfschützen in den Tagen

der heftigsten Kämpfe um Stalingrad auf, d.h. im Oktober. Pioniere der Scharfschützenbewegung im Regiment waren Alexander Kalentjew aus Sibirien und der Matrose Wassili Saizew aus dem Ural, heute Held der Sowjetunion. Insgesamt hatten wir 48 Scharfschützen im Regiment. Während der Kämpfe in den Strassen Stalingrads und am Mamajew-Hügel liquidierten sie 1278 Deutsche. Unter den besten Scharfschützen des Regiments nahm zweifellos Wassili Saizew die Führungsrolle ein. Er war ein ausgezeichneter Schütze und eignete sich rasch und vollendet die Taktik des Scharfschützen und des Einzelkämpfers an. Faktisch erfüllte er die Pflichten eines Regimentsinstruktors, da er in allen Einheiten des Regiments agierte. Er hatte bald eine Menge Schüler, die zum Scherz «Häschen» genannt wurden, nach Saizews Familiennamen, in dem das Wort für «Hase» steckt. Am erfolgreichsten war die Scharfschützenbewegung im 2. Bataillon unter Hauptmann Kotow. Das Bataillon hatte Verteidigungsstellungen in der Fabrik «Metis» und am Südhang des Mamajew-Hügels inne. Es ist interessant, dass man in Stalingrad spürte, wie jeder Soldat und jeder Kommandeur darauf brannte, so viele Deutsche wie möglich umzubringen. Bei den Stalingrädern spürte man einen brennenden Hass auf die Deutschen. Das war auch einer der Gründe, der zur Scharfschützenbewegung im Regiment führte. Es gab sehr viele Soldaten, die Scharfschützen werden wollten, und auch Soldaten mit einem einfachen, keinem Scharfschützengewehr wurden Scharfschützen. Saizew suchte die Besten aus, wobei Mut, Findigkeit und Ruhe als wichtigste Kriterien galten. Saizew ging durch die Einheiten des Regiments, befragte die Kommandeure, beobachtete die Soldaten an der vordersten Linie und suchte Scharfschützen aus, und dann trainierte er sie. Nachdem sie das Zielfernrohr kennengelernt und auf die Scheibe geschossen hatten, brachte Saizew die Soldaten zu den Feuerpositionen. Saizew entwickelte die sicherste, zuverlässigste Methode, Scharfschützen zu trainieren – die Vorführung der Aktivität eines Scharfschützen direkt an der vordersten Linie.

Häufig gingen viele auf eigene Initiative an die vorderste Linie. Unser Arzt Krasnow ging heimlich zur vordersten Linie; acht tote Deutsche gingen auf sein Konto.

Wenn der Armeefeldscher Iswekow an der vordersten Linie war, verband er in einem Unterstand Verwundete, dann lief er zu einer Feuerposition und schoss mit seinem Gewehr auf die Deutschen. Auf sein Konto gingen 21 getötete Deutsche.

## 408 Neun Erzählungen vom Krieg

Der Armeefeldscher des 2. Bataillons, Sekow, wurde Scharfschütze und hatte also zwei Qualifikationen: Er war Armeefeldscher, und er war Scharfschütze. Auf sein Konto gingen 45 getötete Deutsche, er wurde mit dem Orden des Roten Sterns ausgezeichnet. Ihm ist etwas Hässliches passiert – er hat einen Piloten von uns getötet. Unser Jagdflieger rammte einen deutschen Bomber. Zwei Fallschirmspringer schwebten zur Erde. Der erste flog auf unsere Seite, noch dazu brannte er, oberhalb des Fallschirms war eine Rauchfahne zu sehen. Wir wussten nicht, wessen Pilot das war, und als er näher herunter kam, hörten wir ihn schreien. Sekow, der die Deutschen glühend hasste, dachte, das sei der deutsche Pilot, gab einen Feuerstoss auf ihn ab und tötete den Fallschirmspringer, der, wie sich herausstellte, einer von unseren Leuten war, zweifacher Ordensträger. Sekow war halbtot vor Kummer, und das Ereignis wirkte sich stark auf das Regiment aus. Wir beerdigten den toten Piloten. Sekow wurde vor Gericht gestellt, er bekam zehn Jahre bei Verbüssung der Strafe an der vordersten Linie. Sekow ist ein sehr mutiger, energischer Kämpfer. Seine Feldschertätigkeit passt eigentlich gar nicht zu ihm. Während er seine Strafe an der vordersten Front verbüsste, schoss er zusammen mit Saizew Deutsche ab, und am Ende der Schlacht hatte er 45 tote Deutsche auf seinem Konto. Das Urteil gegen ihn wurde aufgehoben, und er bekam den Orden des Roten Sterns verliehen.

Selbst die Adjutanten des Kommandeurs gingen heimlich an die vorderste Linie und machten ein bisschen beim Scharfschiessen mit.

Sobald der Stabschef an der vordersten Linie war, schoss er mit jedem MG. Auch mich packte die Sache. Wir mussten oft die MG-Nester kontrollieren. Man ging an die Vorderste mit dem Ziel, die Kampfbereitschaft des Bataillons und insbesondere die Technik der automatischen Waffe zu kontrollieren. Ich schoss sehr gern mit dem MG.

Saizew bildete die Soldaten individuell und in Gruppen aus, ausserdem durch die Bildung eines Scharfschützen-Kommandos. Das Scharfschützen-Kommando des Regiments intensivierte die Verteidigung und erhöhte die Widerstandsfähigkeit des Regiments. Dadurch, dass unsere Scharfschützen den Deutschen grosse Verluste zufügten, zwangen sie sie in kürzester Zeit zu Boden und liessen sie nicht mehr ohne Deckung herumlaufen. Die Scharfschützen waren auch deshalb so erfolgreich, weil sie während eines sehr langen Zeitraums buchstäblich jeden Zugang, jeden Unterstand und



Schützengraben beschossen hatten, und sobald ein Deutscher herauschaute, traf ihn die Kugel eines Scharfschützen. Das Regiment unter Oberstleutnant Metel'jow war in Stalingrad und an der ganzen Stalingrad-Front als Scharfschützenregiment berühmt. Berichte über die Tätigkeit der einzelnen Scharfschützen im Regiment waren permanent in der Zeitung zu lesen. Das stimulierte und inspirierte die Scharfschützen und machte ihre Erfahrung auch unter den Soldaten anderer Einheiten bekannt. Saizew war ein fähiger Agitator, er sprach überzeugend und kraftvoll. Als Mitglied des Komsomol-Büros ging er durch die Einheiten, und während er Komsomol-Arbeit betrieb, agitierte er für die Scharfschützenbewegung.

Bei der aktiven Verteidigung Stalingrads spielte die tägliche Befestigung der vordersten Linie eine wichtige Rolle. Ich zum Beispiel war vom Regimentsstab speziell dem 1. Bataillon auf dem Mamajew-Hügel zugeteilt worden. Bataillonskommandeur war Oberleutnant Georgi Benesch. Ich war alle zwei, drei Tage auf dem Mamajew-Hügel, und jedes Mal sprachen Benesch und ich über die Befestigung der vordersten Linie. [...] Kommandeur Benesch war ein wirklich kühner Mann: Aufklärer, Scharfschütze und ausgezeichnete Taktiker. Er dachte nie an den Tod, er verachtete den Tod. Wenn er gefragt wurde, ob er den Tod fürchte, antwortete er, dass er den Tod bis zur Schlacht um Kiew in sich getragen, ihn nach Kiew aber aus seinem Herzen verbannt habe. Es gab da einen Moment: Wir gingen miteinander zur vordersten Linie. Stiegen den Mamajew-Hügel rauf und gerieten unter MG-Beschuss der Deutschen. Man musste sich hinwerfen. Ich rief ihm zu: «Leg dich hin!» Er machte ständig Witze und antwortete mir lachend: «Wenn Benesch in der Schlacht um Stalingrad stirbt, dann stirbt er stehend.» Er neckte die Leute auch gerne. Als wir an der vordersten Linie angekommen waren, sah ich niemanden in der Nähe, aber Benesch machte sich zum Schuss mit dem Scharfschützengewehr bereit. Ich hob das Periskop und schaute mich um. Sofort wurde auf das Periskop geschossen, so aufmerksam beobachteten uns die Deutschen. Ich ging an einen anderen Platz. Benesch reckte sich aus der Stellung und begann zu schießen. Ich sah, dass er die Mütze abgenommen hatte und über das Periskop hinwegschaute. Ein Deutscher sprang aus dem Panzer und rannte zum Tank. Benesch erwischte ihn. Er sagte, das sei sein elfter getöteter Deutscher gewesen.

Wir waren einige Male zusammen unterwegs, sowohl tagsüber als auch nachts, und er achtete nie auf seine Sicherheit. Man könnte sogar sagen,

#### 410 Neun Erzählungen vom Krieg

dass es ein Verbrechen war, wie fahrlässig er mit sich selber umging. Und er starb auch sinnlos, auf dumme Weise. Er ging von einem Haus zum anderen, und eine verirrte Granate tötete ihn. Er war mit der Krankenschwester Rada Sawadskaja unterwegs und sagte zu ihr: «Auch wir beide verteidigen Stalingrad, Rada.» Benesch war ein Dichter. Er war ein Stiefneffe von Wassili Grossman. Vor einiger Zeit hatte er mich gebeten, Grossman ausfindig zu machen, aber ich konnte ihn nicht finden. Benesch war für eine Auszeichnung vorgeschlagen, und die Anordnung zu seiner Beförderung und Auszeichnung traf drei Tage nach seinem Tod ein. Ausgezeichnet wurde er für die Schlacht um Kastornaja<sup>140</sup>. Zu Grossman muss ich sagen, dass er, als er mit dem Regimentskommandeur sprach, nicht einmal nach Benesch fragte oder sich für sein Tagebuch interessierte. Sein Tagebuch ist verbrannt. Im Tagebuch schimpfte er oft über feige Kommandeure, dort standen viele Gedichte von ihm und zutreffende Äusserungen. Benesch wurde auf dem Friedhof am Wolgaufer begraben. Seitdem wurde dieser Friedhof zum Friedhof der Kommandeure des 1047. Regiments.<sup>141</sup>

*[Fortsetzung des Gesprächs am 8. Mai 1943.]*

Niemand wünschte sich so sehr wie Benesch, den Hügel einzunehmen, und niemand sprach so häufig darüber. Man konnte nachts zu ihm kommen und zu hören kriegen: «Komm, wir gehen zur Vordersten.» «Gut.» Zu jeder Tages- und Nachtzeit ging er dorthin. Er stellte Überlegungen an, schlug vor, von Norden her zu kommen und die Wasserhochbehälter zu umgehen.

Ausser Batjuks Division war vom 21. September bis zum 12. Januar keiner auf dem Mamajew-Hügel. Wir rückten mit grossen Verlusten auf den Mamajew-Hügel vor. Die Deutschen wollten uns ganz und gar vom Hügel runterschmeissen. Und wir wollten die Wasserhochbehälter einnehmen, koste es, was es wolle, denn der Mamajew-Hügel ist die beherrschende Anhöhe über der Stadt, und bei klarem Wetter beträgt die Sichtweite von dort aus um die zehn Kilometer. Der Hügel ragt etwa 80 Meter über Stalingrad auf. Es ergab sich, dass wir anfangs nach oben feuern mussten. In Hintergrundstellung zu verteidigen ist in militärischer Hinsicht die gefährlichste und unbequemste Position. Man kann kein erfolgreiches Feuersystem aufbauen. Die ganze Zeit mussten wir uns zum Kamm hochbewegen, und

wenn es uns gelang, die Deutschen abzuwehren und in der Nacht fünf bis sieben Meter voranzukommen, galt das schon als Sieg. [...]

Am 18. Oktober passierte etwas Interessantes. Die Stimmung war gut. Als ich die Stadt vor mir sah, empfand ich plötzlich Stalingrad als Ganzes und erinnerte mich an Zarizyn, daran, wie ich noch vor kurzem am Lehrstuhl des Pädagogischen Instituts einen Vortrag über die Verteidigung Zarizyns gehalten hatte. Und jetzt verteidigte ich Stalingrad selber. Ich erzählte den Kameraden von meinen Erinnerungen und sagte, im Jahre 1918 sei der Mamajew-Hügel Gefechtsstand und Beobachtungsstelle des Genossen Stalin gewesen. Das war kaum bekannt. Sie wussten, dass Stalin in Zarizyn gewesen war und Zarizyn verteidigt hatte, aber Details kannten sie nicht. Benesch interessierte sich für Einzelheiten. Er zog mich in Oberleutnant Litwinenkos Unterstand, wo etwa 15 Mann versammelt waren, und brachte mich dazu, von der Verteidigung Zarizyns zu erzählen. Ich hielt da eine Art Vorlesung von einer Stunde Dauer. Die Erinnerungen waren noch frisch und passten hierher. Als wir aus dem Unterstand kamen, wollten alle die Gräben von 1918 anschauen. Benesch ergriff die Gelegenheit und bat mich, auch in anderen Kompanien von der Verteidigung Zarizyns zu berichten. Danach fühlten die Soldaten die symbolische Bedeutung der Verteidigung Stalingrads noch stärker. Dass Stalin hier gewesen war, drang tief in die Seelen der Soldaten ein und befeuerte ihre Moral. Und Benesch wollte den Mamajew-Hügel ausserdem noch deshalb unbedingt einnehmen, weil er so eine Geschichte hatte. Aus Spass nannten wir den Mamajew-Hügel einen heiligen Ort, den Ort, an dem Stalin war.

Am 20. November erging der Angriffsbefehl an die Division und die gesamte 62. Armee. Soldaten und Kommandeure nahmen den Befehl mit grossem Enthusiasmus auf. [...] Unser Regiment war die Einheit in unserer Division, die den Angriff auf den Mamajew-Hügel und die Behälter durchführen sollte. Benesch war zu dem Zeitpunkt schon tot. Kommandeur des 1. Bataillons war Schidkich. Das 2. Bataillon stand bei der Fabrik «Metis», das 3. war mit uns am Südhang des Hügels und griff auch an, aber die entscheidende Aufgabe sollte das 1. Bataillon des 1047. Regiments übernehmen. Zu dem Zeitpunkt war bereits die neue Taktik der Angriffskämpfe ausgearbeitet worden. Damals wusste man schon, dass es viel effektiver war, mit kleinen Sturmtrupps anzugreifen. In allen Bataillonen und Regimentern griffen kleine Sturmtrupps an, und das war auch die einzige Mög-

## 412 Neun Erzählungen vom Krieg

lichkeit, obwohl der Mamajew-Hügel keine Stadt und kein Dorf, sondern ein Feld war.

Die ersten Angriffe hatten keinen Erfolg, und die Verluste waren sehr hoch. Die Männer warfen sich in den Sturm. Kommandeure gingen gegen jede Regel vorneweg, aber es nützte nichts. Von 20 blieben vier, fünf Mann im Bataillon übrig, die anderen waren verwundet

oder tot. Jeden Tag griffen wir drei- bis viermal an, und zwar zu unterschiedlichen Zeiten – frühmorgens, in der Abenddämmerung, mittags, nachts. Wir probierten alles aus, aber es nützte nichts. In den ersten Tagen griffen wir zusammen mit Panzern an. Zwei Panzer gelangten hinter die Wasserbehälter, einer verbrannte, einer blieb verschollen. Die anderen drei kamen nicht durch, einer ging kaputt, die anderen hatten Brandschäden.

Übrigens war die Artilleriesvorbereitung gerade in der heissen Phase nicht besonders gut, die unterstützende Artillerie schoss oft ungenau und traf die eigenen Leute. Am 20., 21., 22., 23., 24., 25. wurde ununterbrochen um die Wasserhochbehälter gekämpft. In den ersten Tagen war ich im Stab, der Regimentskommandeur und der Stabschef waren die ganze Zeit da. Am 26., 27., 28. war ich an der vordersten Linie, an der Beobachtungsstelle und an der vordersten Linie, mit Oberleutnant Ustjuschanin, dem Bataillonskommandeur. Fünf, sechs Tage lang gingen wir mit drei Bataillonen gegen die Wasserbehälter an. Schossen frontal und von den Flanken aus. Am sechsten Tag konnten wir uns den Behältern auf 200 Meter von Norden nähern und sie unter Beschuss nehmen. Die Lage der Deutschen verschlechterte sich. Wir hatten schon die Möglichkeit, von den Flanken aus zu feuern. Das 3. Bataillon ging nach Süden vor und konnte von den Flanken aus feuern, das 2. war östlich von den Behältern und konnte auch frontal feuern. Auf diese Weise hatten wir die Möglichkeit, von drei Seiten zu feuern, aber trotzdem konnten wir die Behälter einfach nicht einnehmen. Später, am 10.1.43, als wir die Behälter erobert hatten und der Mamajew-Hügel in unserer Hand war, interessierte uns, was die Behälter eigentlich hinsichtlich ihrer Konstruktion vorstellten. Ich bin auch reingeklettert. Die Wände waren aus Eisenbeton, bis zu einem Meter dick, von aussen waren sie mit Erde bedeckt, so dass man den Eindruck hatte, das sei kein Behälter, sondern ein Hügel. Es gab zwei solcher Hügel, sie hatten innen Zwischenwände, dort war früher das Wasser. In die Behälter hatte man viele Schiessschlitze gebrochen, die nur schwer zu treffen waren. Das war ein re-

## Der Geschichtsdozent: Hauptmann Nikolai Axjonow 413

gelrechter Bunker, von den Deutschen zum Feuern mit Artillerie ausgerüstet. Es gab dort nicht weniger als 20 MGs. Sehr gute Positionen hatten auch die deutschen Scharfschützen, sie setzten oft unsere Kommandeure ausser Gefecht. [...]

In der Nacht auf den 28. [November] fiel der erste Schnee in Stalingrad, am 27. war es noch windig und regnerisch. Die Mäntel vereisten und wurden brett-hart. Alle froren furchtbar und fühlten sich miserabel. Um die vorderste Linie in Kampf Stimmung zu bringen, wurde der allgemeine Stellvertreter des Kommandeurs des 1. Bataillons, Oberleutnant Salnikow, dorthin geschickt. Das sah so aus, dass er von einem Graben in den nächsten stieg, um den Soldaten Mut zu machen. Sie bekämen zehn Mann Verstärkung. Im Morgengrauen würde das Frühstück gebracht. Salnikow versprach, dass sie an dem Tag ihre Winteruniform bekommen würden, und übergab Kompaniechef Scheweljow den Befehl, sich auf den Angriff vorzubereiten. Wir sollten mit dem Ausbildungsbataillon der Division, das man uns gegeben hatte, und dem 1. Bataillon des 1043. Regiments zusammen vorgehen. Als alles fast bereit war, ging Salnikow zur vordersten Linie. Er wollte sich noch einmal die Gefechtsordnung seiner Männer anschauen. Es war schon hell, und ein deutscher Scharfschütze zielte auf seinen Kopf und tötete ihn. So starb Salnikow, einer der treuesten alten Bolschewiken.

Am 28. um 10 Uhr griffen wir noch einmal an, aber auch dieses Mal gelang es uns nicht, die Wasserhochbehälter einzunehmen. Das Ausbildungsbataillon war fast zur Gänze zerschlagen – es waren nur noch einige Männer übrig. Man kann sagen, dass das Ausbildungsbataillon unserer Division nach diesem Angriff aufhörte zu existieren. Seine Kommandeure wurden zum Teil in unser Regiment, zum Teil in den Divisionsstab versetzt. [...]

Die Angriffsgefechte gingen im Dezember nur zäh voran. Wir eroberten sehr wenig, aber mit unseren Operationen in der Stadt banden wir diejenigen des Gegners, und das war wichtig für die von Westen vorrückenden Verbände – dem Gegner keine Möglichkeit zu geben, sich zu bewegen, ihn im Kessel zu halten.

Unser Regiment wurde an den Nordhang des Mamajew-Hügels verlegt. Wir nahmen Verteidigungsstellungen zwischen der Bahnlinie, die den Hügel im Osten umrundet, und den Wasserhochbehältern ein. Während es im November die Behälter waren, die unserem Regiment bei der Einnahme des Mamajew-Hügels

#### 414 Neun Erzählungen vom Krieg

im Weg standen und die wir einfach nicht erobern konnten, war es jetzt die Unbenannte Höhe, eine der nördlichen Höhen des Mamajew-Hügels. Wir mussten die Höhe einnehmen, umso mehr, als sie uns daran hinderte, die Behälter einzunehmen. Sie war etwas höher als die übrigen, und die Deutschen hatten sich dort sehr gründlich festgesetzt, mit nicht weniger als 30 MGs und einem ganzen System von Laufgräben und Unterständen. Ausserdem hatten sie über den Schiessplatz, wo sie eine Masse Unterstände hatten, einen guten Zugang zur Höhe, und nachts konnten sie rüberlaufen und die Stellungen ausbauen und, wenn nötig, auch Verstärkung schicken.

Am 12. und 13. Januar nahmen die Regimenter 1043 und 1045 endlich die Behälter ein und rückten auf die Westhänge des Hügels vor. Jetzt besaßen die Deutschen noch die Unbenannte Höhe auf dem Mamajew-Hügel, und die mussten wir einnehmen.

Kommandeur des 1. Bataillons war zu dem Zeitpunkt Hauptmann Schidkich, sein Stellvertreter war Bolwatschow, ein Oberleutnant.

Einen Tag und eine Nacht lang liefen die Vorbereitungen auf den Sturm der Höhe. Kleine Sturmtrupps wurden gebildet. Am 14. Januar um ein Uhr mittags begannen die Sturmtrupps einer nach dem anderen frontal und etwas von der rechten Flanke aus den Sturm auf Feuerstellungen und Unterstände.

Ich war im Gefechtsstand des 2. Bataillons, etwa 70 Meter von der vordersten Linie entfernt an der Bahnlinie. Wir griffen in kleinen Gruppen an, insgesamt 40 Mann. Die Deutschen besaßen eine deutliche Überlegenheit an Truppen und MGs. Wir waren ihnen an Granatwerfern überlegen. Bis um ein Uhr mittags hatte man sich von beiden Seiten wie üblich beschossen. Es war ein kalter Tag, es herrschte Frost. Von unserer Seite aus hatte es keinerlei Artillerievorbereitung gegeben. Überall war es still. Man sah, dass die Deutschen sich in den Unterständen verkrochen hatten und keinen Angriff erwarteten, denn es war eine ungewöhnliche Zeit für einen Angriff. Fünf Kanonen standen bei uns auf offenem Feld. Sie fingen an, auf die Unterstände zu feuern, aus denen Rauch aufstieg. Der Angriff verspätete sich um eine halbe Stunde. Eine Gruppe MPI-Schützen in weissen Tarnumhängen liefen hundert Meter vor, stürmten in die deutschen Gräben und teilten sich für die Unterstände an beiden Enden auf. Die Deutschen sprangen aus den Unterständen, und unsere Leute fanden sich plötzlich ganz dicht vor ihnen. Die eine Gruppe wurde vom Rotarmisten Antonow geführt, die zweite von Sergeant Kudrjawzew, die dritte von Unterleutnant

Babajew, die vierte von Unterleutnant Maximow. Alle Männer zeichneten sich an diesem Tag und in den darauffolgenden Kämpfen aus.

Mir kam es so vor, als würde noch kein richtiger Kampf stattfinden, sondern nur eine Vorbereitung. In den vier Monaten Stalingrad hatten wir uns dermassen an die Gefahr gewöhnt und waren vor lauter Gefahr dermassen abgestumpft, dass es uns oft so vorkam, als wären wir in einer Übung, nicht im Krieg. Auch dieses Mal war es so, es kam mir vor, als liefe eine Übung. Unsere Soldaten trugen weisse Tarnumhänge, die Deutschen ohne Umhänge waren als schwarze Figuren sichtbar. Vor Kälte stand Dampf vor den Mündern der Männer.

In den Gräben eingedrungen, nahm Antonow sein Gewehr beim Lauf und zog es den Deutschen links und rechts über den Schädel. Übrigens, Bajonette benutzten wir in Stalingrad nicht, alle hatten sie abgelegt. Ich hatte den Befehl gegeben, aus Kanonen über die Köpfe der Deutschen zu feuern, um näher kommende Gruppen durch den Beschuss abzuschneiden. Antonows Herumfuchteln mit dem Gewehr verstanden die Soldaten als Signal, das Feuer einzustellen, und ein Scharfschütze schrie mir zu, wir sollten das Feuer einstellen.

Ich sah durchs Fernrohr, wie Antonow auf die Deutschen einprügelte und wie die Gruppe von Kudrjawzew in die andere Richtung ging und Handgranaten in die Gräben der Deutschen warf. Es entspann sich ein heftiger Kampf mit Handgranaten. Dann ging Maximows Gruppe vor. Alles geschah innerhalb von 15 bis 20 Minuten. Die Deutschen waren noch nicht zur Besinnung gekommen und feuerten noch nicht richtig. Und es wirkte sonderbar, dass ein Nahkampf stattfand und die Deutschen nicht feuerten. Von unserer Seite gab es \* ebenfalls weder MG- noch Granatwerfer-Feuer. Das erklärte sich dadurch, dass man fürchtete, mit heftigem Beschuss die eigenen Leute zu töten. Der Kampf um die Höhe spielte sich in den deutschen Gräben ab.

Als unsere Soldaten in den weissen Umhängen die Höhe hinaufliefen, schickten die Deutschen von der Höhe Verstärkung gegen die Angreifer. Da eröffneten wir MG-, Granatwerfer- und Artilleriefeuer, und den Deutschen gelang es nicht, unsere Leute abzuwehren. An dem Tag eroberten wir einen grossen Teil der Höhe, aber nicht die ganze. [...] Am 16. Januar hatten wir die Höhe komplett eingenommen und die Deutschen auf den Westhügel abgedrängt. Die Kämpfe dauerten also zwei Tage. Danach



«Die Rote Fahne weht auf dem Mamajew-Hügel» (1943). *Fotograf: Georgi Selma*

wurde auf der Höhe die Rote Flagge gehisst, mit der Aufschrift: «Für die Heimat, für Stalin!» Die Parole hatte der Regimentsagitator, Hauptmann Rakitjanski, geschrieben.

[...]

Den Tag des Zusammentreffens mit der Don-Front, den 26. Januar, nannten wir einen historischen Tag. Ein unvergesslicher Tag, ein unvergessliches Zusammentreffen. Ich war im Regimentsstab. Es war schwer, im Stab zu sitzen, während der Kommandeur und der Stabschef nach vorne gegangen waren. Ich war durch das Telefon mit der Beobachtungsstelle verbunden und konnte nicht weg.

Um zehn Uhr morgens sah der Aufklärer Schawrin in der B-Stelle<sup>142</sup> des 1. Bataillons, wie sich neun Panzer von Nordwesten dem Mamajew-Hügel näherten. Wir hatten das Gefühl, dass das unsere Leute waren, fürchteten aber, dass die Deutschen vielleicht unsere Uniformen angezogen hatten, um uns hereinzulegen. Man konnte nicht sofort sehen, wessen Panzer da ankamen. Nach ein paar Minuten meldete mir der Aufklärer, dass er schon 14 Panzer sah. Dann erkannte er auf dem Spitzenfahrzeug eine rote Flagge, und da begriffen wir, dass da unsere Panzer kamen, keine deutschen. Als Erkennungszeichen für unsere anrückenden Verbände hissten wir rote Flaggen auf der Unbenannten Höhe, den Wasserhochbehältern und den



Waggons. Zu dem Zeitpunkt waren alle angespannt. Ein historischer Moment rückte näher – das Treffen zweier Fronten.

Um elf Uhr mittags meldete Hauptmann Kotow, Kommandeur des 2. Bataillons, dass seine Soldaten das Spitzenfahrzeug erreicht hätten. Die Soldaten begrüßten sich, küssten einander, vergassen für einen Moment den Krieg. Es schien, als gäbe es keinen Krieg. Ich fragte nach, wessen Einheiten das seien. Hauptmann Kotow teilte mit, das Spitzenfahrzeug sei von Oberstleutnant Neschinski. Der schickte daraufhin seinen Major zu unseren Regimentskommandeuren. Die Begegnung fand an der Fahnenstange auf der Unbenannten Höhe statt. Am Westhang des Mamajew-Hügels fand ebenfalls ein Treffen statt. Dort wurde eine kurze Kundgebung abgehalten, und Oberstleutnant Tkatschenko, der Chef der Politabteilung unserer Division, empfing die Ankömmlinge offiziell. Diese Situation ist in der «Prawda» beschrieben.

Als diese Begegnung zweier Fronten stattfand, der 62. Armee und der Don-Front, war der Kessel mit dem Gegner in zwei Teile zerschlagen. Von dem Zeitpunkt an gab es zwei Gruppen im Kessel: die südliche Gruppe des Gegners im Stadtzentrum und der nördliche Teil, wo das Zentrum der umzingelten Gruppe die Fabrik «Barrikaden» war. Der Kommandeur der Don-Front hatte offenbar beschlossen, die Gruppierungen nacheinander zu liquidieren, zunächst die südliche in der Stadt, die stärkere, wo sich Gerüchten zufolge Paulus befinden sollte (wir irrten uns da auch nicht). [...]

Am 28. Januar beendeten wir die Operation, und unser Regiment ging auf Befehl des Divisionskommandeurs an den Nordhang der Langen Schlucht in der Gegend der Rjaschskaja- und der Artillerie-Strasse, um die Verteidigung in der Langen Schlucht zu zerschlagen und an der Bahnlinie entlang zum Stadtzentrum vorzurücken.

Den ganzen 28. plagten wir uns ab, verloren viele Männer und nahmen keinen Meter von den Deutschen ein. Wir rannten gegen ihre alte bewährte Verteidigungsstellung an. Die Lange Schlucht war mit einer Menge Feuerneister und Erde-Holz-Bunker befestigt, die Hänge waren vermint und mit Stacheldraht gesichert, und wir konnten sie nicht einnehmen. [...] Der Divisionskommandeur befahl, die Aufgabe zu erledigen, koste es, was es wolle, und wir hatten nur noch wenige Männer. [...] Die Männer waren völlig erschöpft. Die einen schliefen, die anderen hielten Wache an den MGs und anderen Waffen. Die Bataillonskommandeure schliefen auch.

## 418 Neun Erzählungen vom Krieg

[...] Ich kümmerte mich persönlich darum, dass die Männer gut zu essen und zu trinken bekamen. Die ganze Nacht bereiteten wir alles sorgfältig vor. Ustjuschanin und ich führten uns vor Augen, wie stark die Verteidigung der Deutschen war, dass sie also durch blosser Kraft nicht zu bezwingen waren, und wir setzten auf die schwache Moral der Deutschen. Man musste das Ganze vom Organisatorischen her anpacken, musste den Angriff möglichst intensiv gemeinsam vorbereiten und so dem Gegner rasch einen Schlag versetzen, ihn demoralisieren und gefangen nehmen. Zu dem Zeitpunkt setzten auch die anderen Regimenter auf diese Karte.

Im Gefechtsstand handelte ich, da ich vom Regimentskommandeur geschickt worden war, in seinem Namen und schilderte detailliert die Aufgabe, die man uns gestellt hatte, aber nicht in Form eines Befehls: Die Bataillonskommandeure trafen gemeinsam die Entscheidungen. [...] Die Aufklärer rückten weit vor und stiessen zufällig auf den Gefechtsstand eines deutschen Bataillonskommandeurs. Der und sein Adjutant sassen dort, die anderen Deutschen waren in den Unterständen an der vordersten Linie. Sobald der Adjutant des deutschen Bataillonskommandeurs rauskam und um sich schoss, warfen unsere Jungs Granaten. Danach kam der Kommandeur selbst raus und hob die Hände. Ein solider Kommandeur war das, gepflegt, mit einem steifen Pelzmantel. Ich muss sagen, dass ich nur diesen einen Deutschen im Pelz gesehen habe.

In dem Moment überschritten die Sturmtrupps die Verteidigungslinie, näherten sich den Deutschen von der Flanke her und deckten sie mit Handgranaten ein. Das stiftete Verwirrung. Vereinzelt begannen welche überzulaufen. Als wir erfuhren, dass wir den deutschen Bataillonskommandeur gefangen genommen hatten, gaben wir durch den Aufklärer den Befehl, ihn an eine hoch gelegene Stelle zu schaffen, gaben ihm ein Laken und befahlen ihm, seinen Leuten zu signalisieren, sie sollten sich ergeben. Es dämmerte. Der deutsche Bataillonskommandeur winkte seinen Soldaten mit dem Laken, sie sollten sich ergeben. Die deutschen Soldaten hoben die Hände und gaben sich zu Dutzenden gefangen. Die Aufklärer und Kommandeure entwaffneten sie und legten die Waffen auf einen Haufen. Zuerst kamen etwa sechzig, dann noch einmal mehr als hundert Mann.

Das 1043. und das 1045. Regiment kamen gerade rechtzeitig dazu, und wir teilten die Gefangenen auf. An dem Morgen machte unser Regiment 172 Gefangene. Das war die grösste Anzahl Gefangener, die das Regiment bis zu dem Tag gemacht hatte. Später machte es noch mehr. Ich nahm die

Gefangenen in Empfang, sie wurden entwaffnet. Unsere Leute machten sich ein bisschen lustig über die Deutschen. Die hatten sich in alle möglichen Sachen gehüllt. Der eine Deutsche hatte um jeden Fuss eine Bettdecke, andere hatten sich wie die Vogelscheuchen in Laken verummmt. Wir liessen die Gefangenen antreten und brachten sie zum Gefechtsstand des Regiments. Ich machte dem Divisionskommandeur Meldung, und man gratulierte uns zu dem Erfolg. Als wir am Gefechtsstand des Oberbefehlshabers der Armee, Tschuikow, vorbeigingen, gab ich auch ihm einen Bericht.

Da kam ein Kameramann und sagte, wir sollten das Steilufer hochkommen. Der Kameramann wählte den besten Platz für eine Aufnahme mit Stalingrad im Hintergrund aus, und wir liessen die Gefangenen mit dem Bataillonskommandeur im steifen Pelz die rutschige Uferböschung runterlaufen. Ich ging derweil daher und schwang eine Knute. Das war ein interessanter Tag in der Geschichte unseres Regiments.

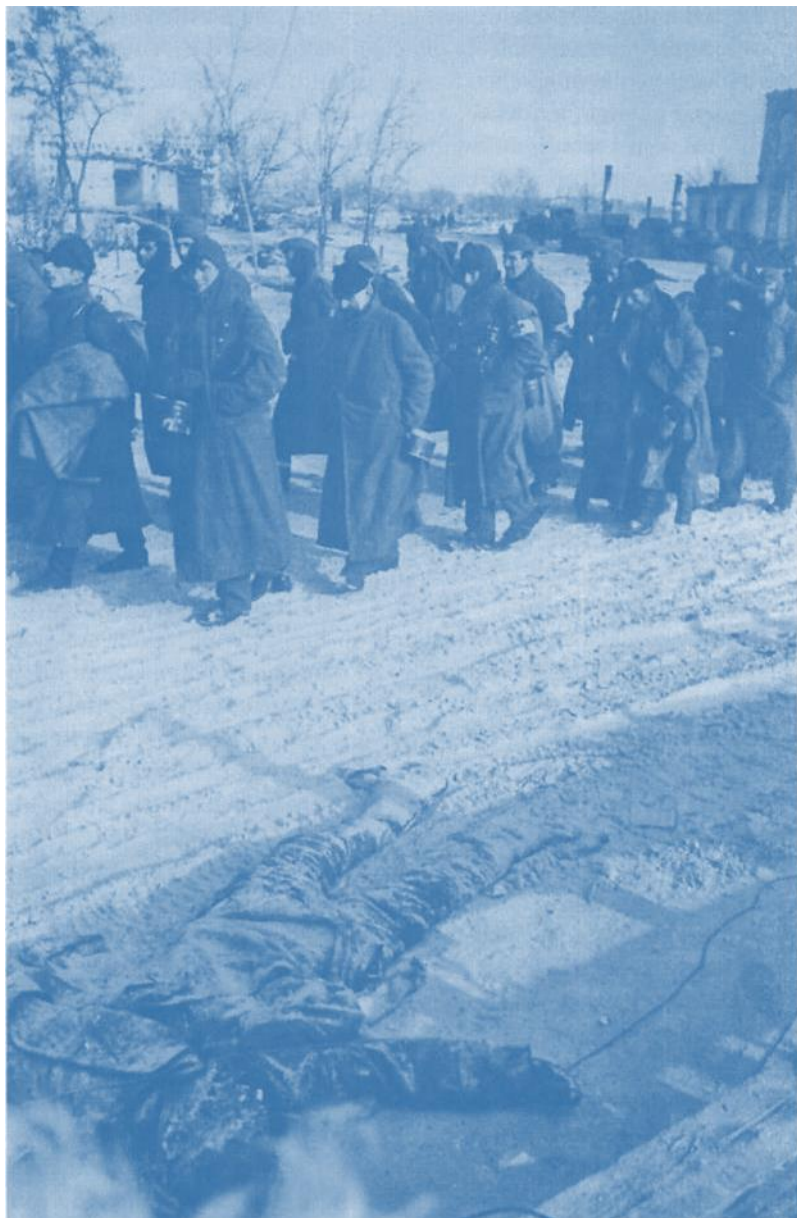
Die Lange Schlucht hatten wir durchschritten, und da es keine kontinuierliche Verteidigung vonseiten des Feindes mehr gab, konnten wir ins Stadtzentrum vorrücken.

Am 30. Januar baute unsere Division ihren Erfolg weiter aus und rückte bis zum Platz des 9. Januar vor. Die Deutschen leisteten noch Widerstand. Bisher war es kein einziges Mal so gewesen, dass die Deutschen sich in Regimentsstärke ergeben hatten. Sie waren zerschlagen, aber gemeinsam ergaben sie sich vorerst noch nicht. In der nördlichen Gruppierung der Deutschen erweiterte sich der Kessel an dem Tag sogar, und es bestand eine gewisse Gefahr. [...]

Im zentralen Hotel hatten die Deutschen eine Rundumverteidigung aufgebaut. Überall an den Ausgängen standen deutsche Offiziere. Es kam vor, dass im ersten Stock eine weisse Fahne rausgehängt wurde zum Zeichen der Kapitulation, und wenn man dorthin ging, um die Gefangenen entgegenzunehmen, wurde man von anderen Stockwerken aus beschossen. Ein Pole, der zu uns in Gefangenschaft überlief, ging danach bestimmt zehnmal als Parlamentär hin und her und brachte jeweils 15 bis 20 Deutsche auf einmal mit. Er war ein guter Agitator und wählte gerne deutsche Offiziere und Scharfschützen fürs Erschiessen aus.

Am 30. gegen Abend fragte der Divisionskommandeur an, was mit dem Offiziershaus gemacht werden solle: stehen lassen oder zerstören. Das Funktelegramm war etwa folgenden Inhalts: «Anfrage an den Oberbefehls-

420 Neun Erzählungen vom Krieg



Kriegsgefangene in Stalingrad (1943). *Fotografin: Natalja Bode*

haber, wie mit der Garnison im zentralen Hotel zu verfahren: umgehen oder zerstören.» Der Oberbefehlshaber der Armee befahl durch mich, die Garnison zu zerstören. Tatsächlich kam es dann so, dass wir einen Teil der Leute daliessen, die Division aber vorrückte, um ihre Aufgabe zu erfüllen und das Stadtzentrum und den Bahnhof einzunehmen. Am 31. um 14 Uhr erreichte die Division den Stalingrader Bahnhof. Sie nahm den Bahnhof ein und begegnete der 62. Armee, die von Süden aus zum Stadtzentrum vorgezogen war. Man kann sagen, dass es mit dem Kessel der südlichen Gruppierung der Deutschen am 31. um 14 Uhr vorbei war, das Offiziershaus sich aber noch hielt.

Dem Oberbefehlshaber wurde noch einmal von den Schwierigkeiten gemeldet, das Offiziershaus zu stürmen. Der Oberbefehlshaber ordnete an, das Haus unverzüglich einzunehmen, und schickte fünf Panzer. Von unserem Regiment agierten vier bis fünf Trupps. Hier zeichneten sich erneut Maximow, Babajew und Kudrjawzew aus, denen später Orden verliehen wurden. Die Panzer kamen und nahmen das Haus unter direkten Beschuss, und anschliessend stürzten unsere Sturmtrupps in die Zimmer, doch die Deutschen leisteten auch dort noch Widerstand. Etwa 100 Mann wurden getötet, 60 Mann gaben sich gefangen. Wir nahmen ihr Sanibataillon gefangen. Ich konnte nicht glauben, dass das ein Sanibataillon war. Die Sanitäter trugen neue Mäntel, absolut fleckenlos. Mir kamen sie wie verkleidete Offiziere vor, obwohl sie auf jede erdenkliche Weise zu zeigen versuchten, dass sie keine Offiziere waren und mit der Verteidigung des Hauses nichts zu tun hatten.

Am 31. um 16 Uhr fiel der letzte Stützpunkt der Deutschen im Stadtzentrum. Unser Künstler zeichnete das Offiziershaus.

Am 31. erlitt unser Regiment einen seiner schwersten Verluste. Wassili Iwanowitsch Rakitjanski<sup>143</sup>, Agitator des Regiments, ein furchtloser Mann, zweimal verwundet, wurde von einer Mine zerrissen. Er kam auch aus Sibirien, war zweiter Sekretär des Parteikomitees von Narym gewesen, von Haus aus Literat, Politarbeiter. Sein grösster Wunsch an diesem Tag war es, mit den Soldaten an die vorderste Linie zu gehen, und sobald der Stützpunkt eingenommen war, hatte er schon die rote Flagge bereit. Rakitjanski verabredete mit dem Kameramann, dass er die rote Flagge tragen und auf dem Hotel hissen würde. Der Kameramann hatte schon alles vorbereitet, als Rakitjanski auf die Mine trat. Ein sinnloser Tod.<sup>144</sup> [...]

## 422 Neun Erzählungen vom Krieg

Am 1. Februar rückte die ganze Division aus dem Stadtzentrum zum Kampf gegen die nördliche Gruppierung vor. [...] In der Nacht auf den 2. erhielten wir unseren Kampfbefehl: in Richtung Flughafen und Fallschirmturm vorstossen, dann nach rechts in die Fabrik «Barrikaden». Es war interessant, dass die Soldaten selbst noch vor dem Befehl mit dem Angriff begannen. Sie merkten, dass die Sache ganz gut aussah, dass die Deutschen selten schossen, in Gefangenschaft gingen, und ungefähr 30 Minuten vor dem Befehl gingen sie zum Angriff über. Der Regimentskommandeur kam an, und der Kampf war schon im Gange. Die Deutschen wehrten sich ordentlich, besonders in der Fabrik «Barrikaden», doch unser Vorstoss war stürmisch, wir hatten viele Leute und brachten die Deutschen kräftig in Bedrängnis. An dem Tag machten wir mehr als 800 Gefangene. Während der gesamten Kämpfe in Stalingrad machten wir 1'554 Gefangene. Schon zu Beginn mussten einzelne Verteidigungsherde der Deutschen vernichtet werden. Eine kompakte Verteidigung gab es im «Barrikaden»-Werk. Wir nahmen Regimentskommandeure gefangen, Stabschefs. Abends gingen wir Offiziere verhören. Ich weiss noch, wie sie mir den stellvertretenden Stabschef der 113. Division in den Unterstand brachten, einen Major. Der stellvertretende Chef eines rückwärtigen Stabs und ein Divisionskommandeur wurden gefangen genommen. Die Gefangenen verhielten sich sehr geschmeidig, sehr loyal. Als wir sie verhörten, konnten sie sich nicht gleich erinnern, irrten sie sich, doch andere verbesserten sie um die Wette, erzählten scheinbar aufrichtig und bemühten sich, ihre Aufrichtigkeit zu beweisen. Ein Major trug eine Rotarmistenmütze, doch mit faschistischem Hakenkreuz. Ein Soldat aus dem Kommandantenzug riss ihm die Mütze vom Kopf, riss das Hakenkreuz ab, warf es ihm hin, und die Mütze warf er zur Seite.

Die Fabrik «Barrikaden» wurde ebenfalls eingenommen. Das war die letzte Festung der nördlichen Gruppierung. Die Fabrik «Barrikaden» fiel am 2. Februar um 13.30 Uhr. Kurz nach 14 Uhr waren alle Operationen abgeschlossen, und unsere Division rückte ans Wolgaufer vor.

14.30 Uhr – das kann man als die historische Stunde bezeichnen, in der die Kanonade der Schlacht um Stalingrad für immer verstummte. Als ich per Telefon davon erfuhr, schrieb ich in mein Tagebuch: «Ruhm den Siegern! Heute, am 2. Februar 1943 um 14.30 Uhr, endete das letzte Gefecht um Stalingrad in der Fabrik ‚Barrikaden‘. In dieser historischen Stunde er-

tönte der letzte Schuss der grossen Schlacht. Heute verstummte die Kanonade. Wir haben Stalingrad verteidigt, und Tausende Deutsche schleppen sich jetzt über die Wolga. Sie müssen unsere Fähigkeit, zu kämpfen und zu siegen, anerkennen. Ich weiss, dass unsere Nachkommen sich noch in ferner Zukunft an diese Schlacht erinnern werden. Erst jetzt, wo der Kopf sich langsam von der Anspannung erholt, beginne ich zu begreifen, was die Stalingrader eigentlich geschafft haben.»

Ein paar Worte zu den Gefangenen. Die Gefangenen waren demoralisiert. Anfangs befragten wir sie noch einzeln, aber dann interessierten sie uns nicht mehr. Die Gefangenen sagten schon selber: «Hitler kaputt», worauf ein Soldat meinte: «Es ist nicht mehr November [1942], jetzt seid ihr schon selber massenhaft kaputt.»

Eines Tages wurden die Deutschen gefilzt. Da standen 70 Mann. Ich sprach über den Dolmetscher mit ihnen. Der Regimentskommandeur kam und fragte, worüber ich mit ihnen rede. Ich sagte, ich würde sie fragen, ob sie die Wolga gesehen hätten. Es stellte sich heraus, dass die Mehrheit die Wolga noch nicht gesehen hatte. Da wandte sich der Regimentskommandeur über den Dolmetscher an sie und sagte, heute würden sie endlich die Wolga überqueren. Und tatsächlich, eine halbe Stunde später zog sich eine lange Reihe von Gefangenen über die Wolga. [...]

Wir blieben bis zum 6. März in Stalingrad. Nach Beendigung der Kämpfe ruhten wir uns etwas aus, dann ging es ans Lernen. Die Aufgabe lautete, an Ort und Stelle das System der deutschen Verteidigung zu studieren. Material wurde direkt im Gelände gesammelt. Die Kommandeure liefen selber durch die Unterstände, Schützengräben und Feuernester des Gegners, kletterten überall herum, analysierten, welche Mängel es bei uns gegeben hatte, und zogen Schlüsse, um die Kampferfahrung zu analysieren und in Zukunft nutzen zu können.

Alle Materialien wurden von den Stäben gesammelt und ausgewertet. Die Stäbe arbeiteten besonders angespannt. Ich machte dem Regimentskommandeur Meldung über mein Material, die Regimentskommandeure machten dem Divisionskommandeur Meldung, der Divisionskommandeur lud sämtliche Kommandeure der Division ein, einschliesslich der Bataillonskommandeure, und führte eine detaillierte Auswertung des Materials durch. Der ganze Armeeklub hing voller Schaubilder und Karten der Regi-

## 424 Neun Erzählungen vom Krieg

menter und der Division. Einen sehr interessanten Vortrag über die Kampfkraft der Division hielt der Divisionskommandeur selbst. [...]

Zum ersten Mal nach 156 Tagen überquerte ich die Wolga am 25. Februar. Ich ging mit den Kommandeuren voran. Als wir uns dem Dorf Krasnaja Sloboda näherten, war das Erste, was uns auffiel, ein ganzes Haus mit ganzen Fenstern. Aus dem Schornstein des Häuschens stieg Rauch auf. Wir waren so gewöhnt an Ruinen, und sie kamen uns so normal vor, dass ein unbeschädigtes Haus etwas Ungewöhnliches für uns war und unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir blieben sogar stehen und betrachteten das heil gebliebene Haus. [...]

Für Stalingrad sind viele Männer mit Orden und Medaillen ausgezeichnet worden. Einige wurden posthum ausgezeichnet. In unserem Regiment erhielten drei Bataillonskommandeure als Erste der Division den Alexander-Newski-Orden für den Kampf mit überlegenen Kräften des Gegners und für Beweglichkeit und Taktik. Den Alexander-Newski-Orden erhielten Hauptmann Kotow, Hauptmann Nikitejew und Hauptmann Ponomarew.

Der 10. Februar war ein bedeutungsvoller Tag für unsere Division. An diesem Tag erging der Befehl der Regierung, unsere 284. Division mit dem



Rotarmisten im zerstörten Stalingrad, Februar 1943



Rotbannerorden auszuzeichnen. Wir feierten diesen Tag gebührend.

Der 2. März war ebenfalls ein bedeutungsvoller Tag, weil wir erfuhren, dass Oberst Batjuk der Rang eines Generalmajors verliehen worden war.

Und der bedeutungsvollste Tag in der Geschichte unserer Division war der 5. März, als wir im Radio hörten, dass unsere Division zur 79. Gardedivision ernannt worden war. [...]

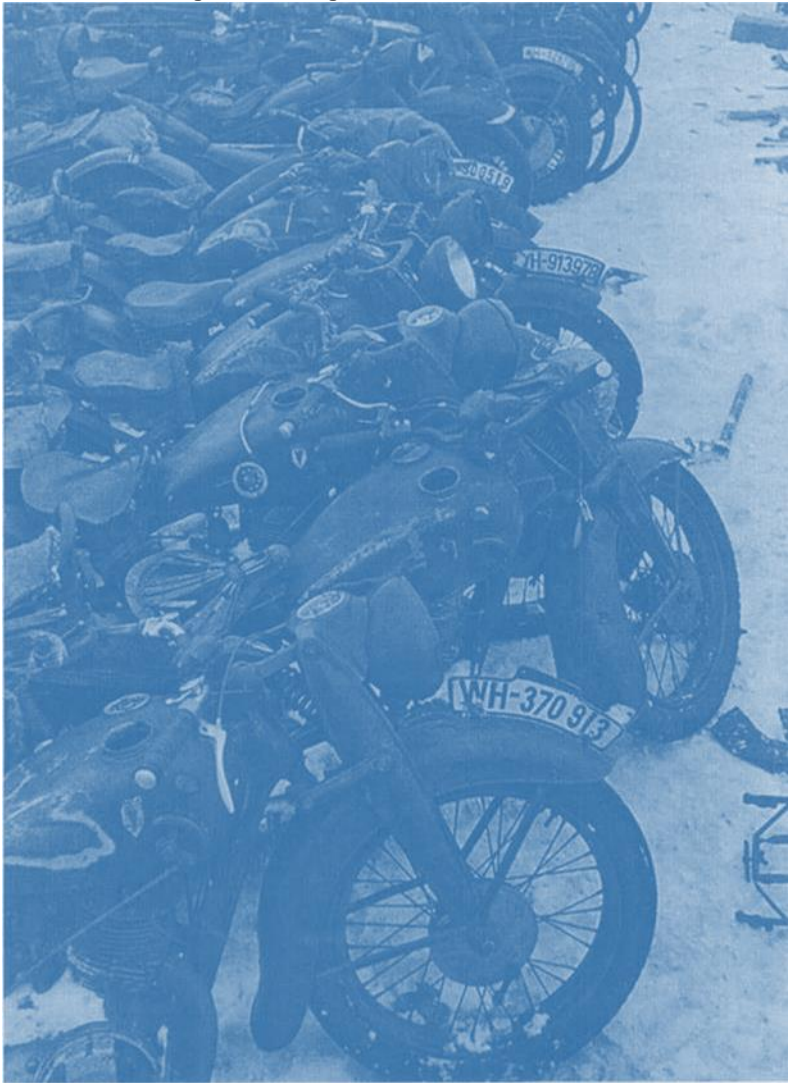
Ich hatte die Gelegenheit, am 24. Februar, als ich den Orden des Roten Sterns verliehen bekam, im Auto nach Stalingrad zu fahren und alles, was ich für wichtig hielt, zu fotografieren. Zu dem Zeitpunkt wurden gerade die Leichen der getöteten Deutschen weggeschafft. Im Stadtzentrum traf ich einen Mann in Zivil und fragte ihn, wer er sei. Er sagte, er sei Leiter der Militärabteilung des Stalingrader Parteikomitees und organisiere das Einsammeln der Leichen. Ich fragte, wie viele es seien. Er stellte sich heraus, dass sie an dem Tag in der Stadt 8'700 deutsche Leichen eingesammelt hatten. Ich machte einige Fotos zur Auswahl. Da waren Berge deutscher Leichen aufgehäuft, zu 200, 300, sogar 600 Mann. Nichts fiel in Stalingrad so sehr auf wie diese Leichenberge, diese Tausende Fahrzeuge mit Leichen. Ich fotografierte auch die Häuserruinen, die Lazarette, in denen noch verwundete Deutsche lagen. Ich schaute in dem deutschen Lazarett im Stadttheater herein. Dort lagen Tote, Verwundete und Kranke durcheinander. Es stank entsetzlich. Man musste an sich halten, den Verwundeten nicht den Gnadenschuss zu geben.

Als wir Stalingrad am 6. März verliessen, kamen wir durch den früheren Einkesselungsring. Auf Dutzenden von Kilometern lagen dort Fahrzeuge, Panzer, Waffen jedes Kalibers, Granatwerfer und vor allem viele Leichen. Das Schlachtfeld wirkte wie ein unübersehbarer Friedhof ohne Gräber. Wir konnten uns einmal mehr davon überzeugen, wie gigantisch die Schlacht um Stalingrad gewesen war.

Es kam vor, dass man auf freiem Feld ein Dorf sah und dachte, dort könne man eine Rast einlegen. Wenn man näherkam, wurde deutlich, dass das Fahrzeuge waren, die auf einem Haufen lagen und den Eindruck einer Siedlung erweckten. Es gab hier also auch Technikfriedhöfe.

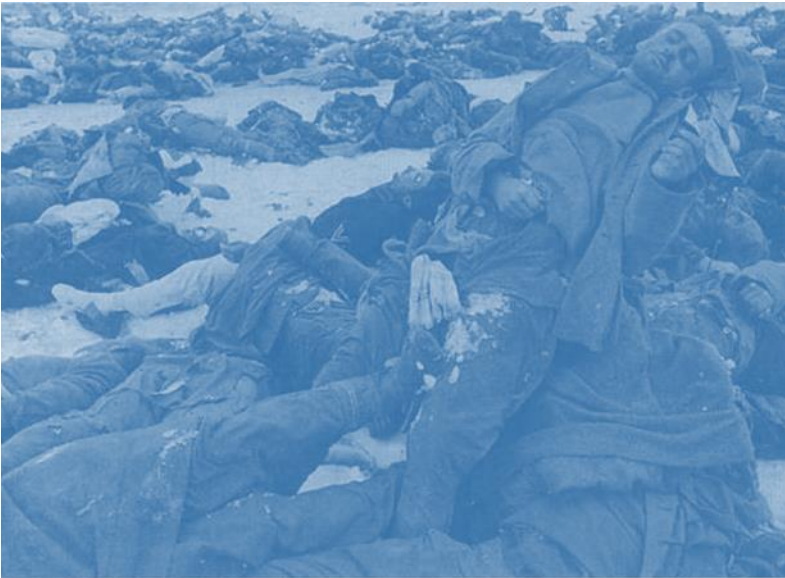
Am 7. März hielten wir eine Kundgebung auf dem Feld ab, als wir erfuhren, dass Genosse Stalin in den Rang eines Marschalls der Sowjetunion erhoben worden war. Das Ereignis erfreute alle sehr. Wir hatten schon früher

426 Neun Erzählungen vom Krieg



Nach der Schlacht. *Fotograf: Sergei Strunikov*

Der Geschichtsdozent: Hauptmann Nikolai Axjonow 427



## 428 Neun Erzählungen vom Krieg

darüber gesprochen, wie gut es wäre, den Genossen Stalin in Uniform zu sehen.

Alle Dokumente und Befehle Stalins machten grossen Eindruck auf uns. Auch in der schwersten Zeit wussten wir, dass man uns nicht im Stich liess. Ich weiss noch, wie ich im Oktober, im schlimmsten Monat für uns, mit meiner Ordonnanz Korostylew nachts unterwegs war und wir in einem Trichter darauf warten mussten, dass das Schiessen aufhört. Ich fragte ihn im Scherz: «Halten wir uns in Stalingrad oder nicht?» Er sagte: «Ich meine, dass Stalin sich nicht irrt.» Er sagte das ganz schlicht, aber im tiefen Glauben daran, dass Stalin viel an uns Stalingrader dachte.

Stalins Fürsorge für uns spürten wir besonders stark, als wir die Nachricht erhielten, dass die Medaille «Für die Verteidigung Stalingrads»<sup>145</sup> eingeführt worden war und drei Städte den Rang einer Heldenstadt erhalten hatten.<sup>146</sup>

Auf einen von Stalins Befehlen (ich glaube, vom November) reagierte unser Regimentschreiber so: «Nichts bringt so viel Ordnung in meine Gedanken wie dieser Befehl.» Auf diese Weise haben die Befehle des Genossen Stalin Taten wie Gedanken der Menschen in Ordnung gebracht. Wir spürten die ganze Zeit die Fürsorge und die Weisheit des Genossen Stalin.

In Stalingrad wurde ich Parteimitglied. In Stalingrad wurde ich auch Hauptmann und Ordensträger.

[Unterschrift:] N. Axjonow, 20. 5. 43.

[Handschriftlich hinzugefügt:] Stenogramm gelesen. Major Axjonow 5. 3.46.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 4, / 3-16 ob.*

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Scharfschütze Wassili Saizew

Der Name Wassili Saizew wird dank des Spielfilms «Duell – Enemy at the Gates» (2001) vielen Lesern vertraut sein. Der Film erzählt die Geschichte des Rotarmisten aus Sibirien, der bereits als Kind von seinem Grossvater auf die Wolfsjagd mitgenommen wird, bevor er in Stalingrad als Scharfschütze zum Einsatz kommt und zahlreiche deutsche Soldaten tötet. Ein Kommissar propagiert Saizews Taten, die Zeitungen berichten über ihn. Die Deutschen, denen es nicht gelingt, Saizew zu töten, schicken ihren erfahrensten Scharfschützen aus Berlin nach Stalingrad. In den Ruinen des Fabrikgeländes lauern sich die beiden Männer gegenseitig auf. Saizew entscheidet das Duell für sich.

Abgesehen davon, dass Jude Law, der im Film den Scharfschützen spielt, dem gedrunghenen Wassili Saizew in keiner Weise ähnelt, sind viele Teile der auf der Leinwand erzählten Geschichte frei erfunden. Major Erwin König, Saizews Gegner im Film, ist in keiner deutschen Quelle verbürgt.<sup>147</sup> Saizew wurde nicht von einem kommunistischen Kommissar entdeckt; er folgte dem Beispiel anderer Stalingrader Scharfschützen, deren tödliche Bilanzen innerhalb der Roten Armee weithin propagiert wurden. Wie er den Historikern im Interview mitteilte, erlernte er sein Handwerk nicht mit dem Grossvater auf der Wolfspirsch. Vielmehr ging die ganze Familie – Vater, Mutter, zwei weitere Brüder und eine kleine Schwester – in den Wald und machte Jagd auf Eichhörnchen. Sie nahmen sich vor, so viele Eichhörnchen zu schiessen, damit die Mutter für die kleine Schwester einen Eichhornpelz nähen konnte.

Die Scharfschützenbewegung in Stalingrad begann, wie Major Axjonow bereits erwähnte, während der heftigsten Kämpfe um Stalingrad im Oktober 1942. Der Einsatz von Scharfschützen gehörte ebenso wie die Verwendung von Stosstrupps für das Kommando der 62. Armee zu bevorzugten Taktiken im neuartigen Häuser- und Strassenkampf. Besonderes Aufsehen

### 430 Neun Erzählungen vom Krieg

erregten die Scharfschützen im Regiment von Gardeoberstleutnant Meteljow (284. Schützendivision). Die 48 Scharfschützen im Regiment töteten Axjonow zufolge 1278 Deutsche. Der erste Schütze, der sich in dem Regiment einen Namen machte, war der Rotarmist Alexander Kalentjew.

Kalentjew war als Scharfschütze ausgebildet worden, arbeitete aber als Verbindungsmann im Regimentsstab. Im Gespräch mit einer Armeezeitung Anfang Oktober erklärte er, dass die weithin propagierten Taten anderer sowjetischer Scharfschützen ihn anspornten, es ihnen gleichzutun. Er ging an die Hauptkampflinie und «tötete zehn Fritzen, mein erstes Zehnerpack». Mit Blick auf den anstehenden 25. Jahrestag der Oktoberrevolution verkündete Kalentjew, werde er seine «Bilanz» bis zum 7. November um ein Mehrfaches erhöhen.<sup>148</sup> Er brachte es auf 24 getötete Gegner, bevor er selbst durch eine deutsche Scharfschützenkugel ums Leben kam.<sup>149</sup> Kalentjew und andere Rotarmisten an der Stalingrader Front erhielten von der Politischen Hauptverwaltung «Kampfkonten» ausgehändigt, kleine Heftchen, in denen sie die Zahl der getöteten Soldaten und der vernichteten Militärtechnik des Gegners festhalten sollten. Auf dem Titelblatt des Vordrucks standen Worte von Ilja Ehrenburg: «Wenn du an einem Tag keinen Deutschen getötet hast, / dann hast du den Tag vergeudet.»<sup>150</sup>

Im Verlauf des Oktobers nahm die Propaganda um die Scharfschützen stetig zu. Namhafte Schützen gelobten öffentlich, zu Ehren des Revolutionsfeiertags ihre tödlichen Schüsse zu vervielfachen. Die Armeeführung hielt sie an, Schüler auszubilden und eine regelrechte Scharfschützenbewegung in Gang zu bringen.<sup>151</sup> Zeitungen propagierten die ansteigenden Bilanzen der Scharfschützen – ein Artikel vom 21. Oktober trug als einzige Überschrift eine fett gedruckte Zahl «66» – und lobten einen «sozialistischen Wettbewerb» zum Revolutionsfeiertag aus. «Scharfschütze Sytnikow hat 88 Deutsche erschossen. Und wie viele hast du erschossen?», fragte eine Schlagzeile pointiert. Soldaten, die noch nicht getötet hatten, wurden namentlich an den Pranger gestellt.<sup>152</sup> Die Kampagne ging im Stil der Stossarbeit der dreissiger Jahre vor sich; tatsächlich erzählte der erwähnte Schütze Sytnikow, dass er als Bergbauarbeiter vor dem Krieg in der Stachanow-Bewegung aktiv gewesen war. Als er vom Wettbewerb zum Revolutionsfeiertag hörte, sei ihm der Gedanke gekommen, als Scharfschütze seine Leistung überzuerfüllen.<sup>153</sup> In den dreissiger Jahren wurden die Stachanowisten als «vortreffliche Menschen» (*snatnye ljudi*) der neuen

sozialistischen Ära gefeiert. Dieselbe Bezeichnung bürgerte sich in Stalingrad ein: Als «Vortrefflicher Schütze» firmierte ein Scharfschütze mit mehr als 40 tödlichen Schüssen.<sup>154</sup>

Der politische Apparat spornte nicht nur zur Auszeichnung im «sozialistischen Wettbewerb» an, er setzte auch gezielt auf den Hass der Rotarmisten auf die Deutschen. Die Erziehung zum Hass trug Früchte. Jeder Soldat und jeder Kommandeur in Stalingrad, so Axjonow im Gespräch, «brannte» darauf, so viele Deutsche wie möglich umzubringen. Dieser Hass bildete seiner Ansicht nach die Grundlage für die Scharfschützenbewegung in der 284. Schützendivision. Den Hass als Antriebsfeder benannte auch der Scharfschütze Anatoli Tschechow (13. Gardedivision), mit dem Wassili Grossman im Oktober 1942 sprach. Tschechow erinnerte sich an den ersten von ihm getöteten Deutschen: «Ich fühlte mich schrecklich: Ich hatte einen Menschen getötet! Aber dann dachte ich an unsere Leute – und fing an, erbarmungslos auf sie zu schießen. [...] Ich bin ein grausamer Mensch geworden – ich töte sie, ich hasse sie, als müsste mein ganzes Leben so aussehen. Ich habe 40 Männer getötet – dreien habe ich in die Brust geschossen, den anderen in den Kopf.»<sup>155</sup> Auch Wassili Saizew beschreibt den Hass auf die Deutschen als eine zentrale Motivation zum Töten.

Am 2. November berichtete die Armeezeitung erstmals über Wassili Saizew als einen Neuankömmling an der Stalingrader Front, der binnen kurzem zu einem der treffsichersten Scharfschützen aufgerückt sei. Die Zeitung beschrieb die Arbeit des Schützen, der sich «jeden Morgen bei Anbruch der Dämmerung auf die ‚Jagd‘ nach Fritzen» begeben. Anerkennend vermerkte die Zeitung Saizews Bilanz – 116 getötete Gegner – und die Tatsache, dass er andere Soldaten seiner Einheit unter seine Fittiche nehme, sie zu Scharfschützen ausbilde.<sup>156</sup> Vier Tage später konstatierte die Zeitung zum anstehenden Revolutionsfeiertag, dass Saizew bereits 135 gegnerische Soldaten auf dem Konto habe; sie vermerkte auch die Bilanzen seiner Schüler, die «ihre Verpflichtungen ehrenhaft» erfüllten: einer von ihnen habe 20, ein anderer 25 und ein dritter 33 Deutsche erschossen.<sup>157</sup> Nach dem Feiertag appellierte die Zeitung an die Scharfschützen, den «kämpferischen Wettbewerb» mit unverminderter Kraft weiterzuführen.<sup>158</sup>

Zum Ende der Schlacht um Stalingrad hatte Saizew 242 Deutsche getötet, mehr als jeder andere Scharfschütze in der 62. Armee.<sup>159</sup> Am 15. Janu-

ar 1943 erlitt er eine Augenverletzung und lag drei Wochen im Lazarett. Dann wurde er zu einem Augenspezialisten nach Moskau überführt. Am 22. Februar erfuhr Saizew in Moskau, dass er als Held der Sowjetunion ausgezeichnet worden war. Noch vor der Ordensverleihung am 26. Februar durch den Vorsitzenden des Obersten Sowjets der UdSSR Michail Kalinin im Kreml erhielt Saizew die Nachricht, dass er sich in einem Institut für die Erforschung des Grossen Vaterländischen Krieges einfinden solle. Ein Professor Minz wünsche mit ihm zu sprechen. Saizew glaubte, dass man von ihm einen Vortrag über die Scharfschützenbewegung in Stalingrad erwartete, und erschien schlecht vorbereitet und nervös zum Gespräch, bei dem auch der Prawda-Chefredakteur Pospjelow zugegen war: «Ich beantworte Fragen, erzähle von meinen Kameraden, ohne in meine Notizen zu schauen, wo die Thesen vom ersten Teil meines Vortrags stehen. Eine Stunde vergeht, eine weitere. Ich wundere mich, dass der Vortrag so lange nicht angekündigt wird. Schliesslich kommen meine Gesprächspartner zu dem Schluss, dass mein Bericht von wissenschaftlichem Wert ist. Mir bleibt die Spucke weg: Was für ein Wert! Ich hatte doch noch keine einzige These aus meinen Notizen verlesen!»<sup>160</sup>

Das Gespräch zwischen Minz und Saizew fand ohne Stenographin statt. Daher wurde Saizew im April 1943 erneut in das Institut eingeladen, wo das nachfolgende Interview protokolliert wurde.<sup>161</sup> Im August 1943 fand ein ergänzendes Gespräch statt. Der durchgesehene Interviewtext wurde noch im gleichen Jahr als Broschüre veröffentlicht.<sup>162</sup> Dieses Gespräch mit Saizew ist das einzige von der Historikerkommission publizierte Interview mit einem Augenzeugen der Schlacht von Stalingrad. Ein Vergleich von veröffentlichtem und unveröffentlichtem Text zeigt wesentliche Abweichungen. Viele Textabschnitte wurden gekürzt oder stilistisch überarbeitet, ohne dass das kenntlich gemacht worden wäre. Durchweg sieht man, wie Passagen, die Saizew als weniger denn heldisch zeigen, wahlweise beseitigt oder aufgebauscht wurden. Aus 80 Metern, der Entfernung, aus der Saizew den ersten deutschen Soldaten erschoss, machte die Veröffentlichung 800 Meter. In dem Duell mit einem deutschen Scharfschützen, die der Spielfilm von 2001 zur Schlüsselszene erhebt, erschoss Saizew den Gegner, als er sah, dass dieser seine Waffe weggelegt hatte. Die Publikation beschreibt die Szene anders: der bewaffnete Deutsche «verliert den Kopf», als Saizew aus dem Graben springt, und wird von der «heiligen russischen Kugel» niedergestreckt.<sup>163</sup>



Saizew kämpfte im weiteren Kriegsverlauf erneut an der Front und erlebte das Kriegsende in Berlin im Rang eines Hauptmanns. Nach dem Krieg leitete er die Kiewer Nähmaschinenfabrik «Ukraine». Er verstarb 1991 in Kiew und wurde dort begraben. 2006 wurde er, seinem zu Lebzeiten geäußerten Wunsch entsprechend, umgebettet und auf dem Mamajew-Hügel in Wolgograd beerdigt.<sup>164</sup>

Die hohe Verehrung, die die Rote Armee ihren Scharfschützen zuteil werden liess, erstreckte sich nicht auf die besten Schützen des Gegners – im Gegenteil, diese betrachtete man als Massenmörder und liess sie nach der Gefangennahme aussondern und erschiessen.<sup>165</sup> Oberst Iwan Burmakow beaufsichtigte die Gefangennahme des Stabs der 71. Infanteriedivision am 31. Januar 1943 und gewährte die Bitte von Divisionskommandeur Fritz Roske, sich vor der Fahrt in die Gefangenschaft von seinen Offizieren verabschieden zu dürfen: «Seine Kommandeure traten an, er küsste sie alle, drückte ihnen die Hand. Dann trat so eine miese Rotznase von Fritz vor. Bei dem ging die Geste eindeutig von Roske aus. Neben mir stand Iltschenko [Leutnant Fjodor Iltschenko sprach Deutsch und fungierte als Dolmetscher, J. H.]. Der Deutsche trat vor, Roske drückte ihm die Hand, küsste ihn. Ich fragte: ‚Wer ist das?‘ Roske antwortete, dass das sein bester MG-Schütze sei, er habe 375 Russen umgebracht. Als er ‚375 Russen‘ sagte, trat ich Iltschenko, der neben mir stand, unbemerkt auf den Fuss. Der rotznasige Fritz hatte noch keinen Schritt aus dem Keller getan, als man ihn, bevor er die Nummer 376 anpeilen konnte, erledigt hatte.»

**Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Kriegs.  
Stenogramm des Gesprächs mit Gen. W. G. Saizew, 12. April 1943.  
Wassili Grigorjewitsch SAIZEW – Held der Sowjetunion, Vortrefflicher  
Schütze.<sup>166</sup>**

Ich wurde am 23. April 1915 in der Siedlung Jeleninka im Rajon Agapowka, Gebiet Tscheljabinsk, in einer Bauernfamilie geboren. Mein Vater war Waldarbeiter. Bis 1929 wurde ich im Wald grossgezogen. Meine ganze Kindheit verbrachte ich im Wald. Im Wald lernte ich gut schiessen, jagte Hasen, Eichhörnchen, Füchse, Wölfe, wilde Ziegen. Ich liebe den Wald sehr, wahrscheinlich, weil ich meine ganze Kindheit im Wald verbracht habe. Deshalb verirre ich mich auch nie im Wald, egal in welchem Wald

#### 434 Neun Erzählungen vom Krieg

ich herumlaufe, ich verlaufe mich nie. 1929 trat mein Vater in die Kolchose ein. Ich kam mit meinen Eltern in die Kolchose, in unsere Siedlung Jeleninka. Einen Winter lang ging ich in die Klasse für Spätentwickler, im Sommer war ich beim Vieh, war Hirte.

In Magnitogorsk war eine Baufachschule. Auf die habe ich mich vorbereitet. Ich habe mir nicht ausgesucht, wo ich studieren möchte, ich stellte mir nur die Aufgabe zu lernen. Eigentlich gefiel mir das Bauwesen nicht, aber ich wollte lernen. Es war mir schon peinlich, Vieh zu hüten. Trotzdem hütete ich weiter das Vieh und lernte gleichzeitig. Liess das Vieh laufen, band das Pferd an die lange Leine, legte mich unter einen Busch und las. Im Sommer 1929 hütete ich das Vieh, im Winter ging ich an die Baufachschule. Wenn man mich gefragt hätte, wo ich studieren will, hätte ich natürlich gesagt, ich will auf die Flugfachschule. Pilot hätte ich werden wollen. Jetzt habe ich nicht mehr die Gesundheit und die Augen dafür.

1930<sup>167</sup> ging ich an die Baufachschule. Ich lernte sehr gut. Im 2. und 3. Schuljahr bekam ich Preise. Mein Abschlusszeugnis bestand ich mit der Note «Ausgezeichnet». 1932 schloss ich die Baufachschule ab. Als Kind war ich klein, mager, spillerig. In meiner Ausbildungszeit bauten wir die ersten beiden Hochöfen in Magnitogorsk.<sup>168</sup> Ich baute Hochöfen und Puddelöfen. Das heisst, ich habe da als Praktikant ein bisschen mitgearbeitet. Die Arbeiter dort waren schon alt, von Theorie hatten sie keine Ahnung, aber sie waren grosse Praktiker. Wenn man da eine Bemerkung machte, hiess es: «Noch nicht trocken hinter den Ohren, aber sich einmischen, ich habe mein Lebtage auf diesem Gebiet gearbeitet.» Das gefiel mir nicht, es hat meinen Stolz verletzt, und ich ging weg. Ich habe dort nur drei Monate gearbeitet. Ausserdem ist die Arbeit schmutzig, die Temperatur hoch, man trägt ständig verdrecktes Zeug.

Ich besuchte einen Buchhalterkurs. In der Stadt Schadrinsk absolvierte ich einen neunmonatigen Buchhalterkurs. Danach wurde ich in den Rajon Kisilskoje im Gebiet Tscheljabinsk geschickt. Ab 1933 arbeitete ich als Buchhalter in der Rajon-Konsumunion. Mir gefiel die Arbeit, eine ruhige sitzende Tätigkeit. Bis 1936 arbeitete ich als Buchhalter. [...] Über die Komsomol-Einberufung kam ich zur Armee, zur Pazifikflotte. Noch an der Baufachschule bin ich in den Komsomol eingetreten. Bei der Pazifikflotte traf ich im Februar 1937 ein. [...] Die Division war in Wladiwostok statio-

niert. Eine eigentümliche Stadt ist das, im Gebirge liegt sie. Wenn man sie mit Tscheljabinsk, Swerdlowsk, Schadrinsk oder Tjumen vergleicht, macht Wladiwostok keinen guten Eindruck. Ein schmutziges Städtchen. Es waren viele Chinesen und Koreaner da. Die fand ich zuerst ganz schlimm, doch als ich dort lebte, gewöhnte ich mich an die Stadt, an die Flotte, und jetzt sehne ich mich schrecklich nach dem Fernen Osten. Ich würde in jeder beliebigen Tundra im Fernen Osten dienen, mir gefällt die Gegend einfach. Die Natur dort ist grossartig, und die Stadt ist auch grossartig, ich mag sie jetzt sehr gern. Gut, die klimatischen Bedingungen sind extrem hart, aber die Stadt mag ich sehr. Wenn ich nach dem Krieg noch lebe, möchte ich auf jeden Fall im Fernen Osten dienen, obwohl man nach sechs Dienstjahren von dort versetzt wird, und ich habe schon sieben Jahre da verbracht.

Nach einem Beschluss des Militärrats der Pazifikflotte bekamen die Absolventen der Militärwirtschaftlichen Schule, die ausgezeichnete Noten erhalten hatten, den Dienstgrad eines Technikerintendanten zweiten Ranges verliehen. Die Verfügung kam per Telegraf, und der Befehl würde später kommen, hiess es. Ich wurde mittlerer Kommandeur, mit dem Dienst eines mittleren Kommandeurs, dabei war ich nur Matrose der Roten Flotte<sup>169</sup> gewesen. Ich wurde Gruppenführer und zum Buchhalter der 4. U-Boot-Brigade in Wladiwostok bestimmt.

Von 1940 bis März 1941 diente ich als Buchhalter mit dem Dienstgrad eines Technikerintendanten zweiten Ranges. Als die neuen Dienstgrade verliehen werden sollten, stellte sich heraus, dass mir noch nicht einmal der erste verliehen worden war. Es stellte sich heraus, dass der Volkskommisariatsbefehl<sup>170</sup> zur Verleihung des Dienstgrads eines Technikerintendanten zweiten Ranges gar nicht ergangen war. Und da ging es los mit dem Nervenkrieg, da ging es los mit den Tücken der Bürokratie. Sechs Monate war ich Unteroffizier gewesen, jetzt sollte ich wieder Matrose sein. Ich habe in meiner ganzen Dienstzeit keine einzige Disziplinarstrafe erhalten, weder von der Partei noch vom Komsomol noch von dienstlicher Seite her. Der Militärrat hat mir seinen Dank für meine Arbeit ausgesprochen. Keine einzige Strafe habe ich bekommen während der ganzen Zeit, ich habe ausschliesslich diszipliniert gedient. Man kam zu dem Schluss: Ich hatte die Uniform eines Unteroffiziers auszuziehen und wieder die Uniform eines Matrosen der Roten Flotte anzuziehen. Befehl ist Befehl. Mein Gesuch wurde abgelehnt, ich wurde in die Kaserne zurückversetzt, meine Dienst-

## 436 Neun Erzählungen vom Krieg

zeit wurde verlängert. Ich schrieb einen Brief an den Genossen Stalin. Nach 15 Tagen kam Antwort. Im Namen des Genossen Stalin wurde geantwortet: Angelegenheit klären und Meldung erstatten. Da wurde die Angelegenheit rasch geklärt, und man gab mir den Dienstgrad eines Längerdienenden. Ich wurde vom gemeinen Soldaten zum Soldaten mit zehn Jahren Dienstdauer befördert. [...]

Als die Deutschen auf dem Vormarsch gegen Stalingrad waren, stellten wir beim Militärtrat einen Antrag auf die Organisation freiwilliger Komsomolverbände von Seeleuten zur Verteidigung Stalingrads. Ich habe mich als Freiwilliger zur Verteidigung Stalingrads gemeldet. [...] Wir wurden im September 1942 in Krasnoufimsk aufgestellt, am 6. September waren wir dort angekommen, am 7. stiegen wir direkt von einem Zug in den nächsten und fuhren nach Stalingrad. Der Transport war gross, um die 5'000 Mann. In Krasnoufimsk wurden wir Batjuks Division zugeteilt, als sie noch eine einfache Schützendivision war. Die Ausbildung mussten wir unterwegs machen, im Zug. Ich habe das MG so studiert: Auf die obere Pritsche stelle ich das MG, hole mir einen MG-Schützen her, der erklärt und zeigt mir alles. Ich bin Kommandeur, er ist Gemeiner, aber er sitzt bei mir und unterweist mich. Ich war zum Führer eines Versorgungszugs ernannt worden, aber ich lehnte das ab und ging als einfacher Soldat, als Schütze. Nahm ein Gewehr und ging als Schütze. Ich hatte schon in der Flotte sehr gut geschossen.

In Stalingrad kamen wir am 21./22. September an. Am 20. und 21. September standen wir bei Burkowka.<sup>171</sup> Stalingrad brannte zu dem Zeitpunkt. Von morgens bis sieben Uhr abends gab es Luftkämpfe zwischen unseren und gegnerischen Flugzeugen. Eins nach dem anderen stürzten Flugzeuge ab, gingen in Flammen auf, die ganze Stadt brannte. Wenn man von der Wolga herüber zur Stadt schaute, sah man hier einen Flammenherd, dort einen Flammenherd, dann verschmolz das alles und bildete eine riesige Feuersbrunst. Verwundete gingen oder krochen daher. Sie wurden über die Wolga transportiert. Das hatte eine erschütternde Wirkung, wenn man gerade erst angekommen war, und erbitterte sehr.

Wir hatten schon unsere Waffen gereinigt, das Bajonett befestigt, und nun warteten wir, und warteten nicht nur, sondern drängten förmlich zur Eile. Wir waren absolut kampfbereit. Munition hatten wir bei uns, Granatwerfer und MGs schleppten wir mit. Wir erreichten die Wolga unbemerkt und setzten in der Nacht vom 21. auf den 22. September über. Man hatte

uns den Vertreter einer Gardedivision mitgegeben, ich weiss nicht mehr, von welcher. Als wir übergesetzt hatten, legten wir am Wolgaufer an. Zu dem Zeitpunkt waren die Deutschen schon in der Stadt. Um sechs Uhr morgens bemerkten sie uns und beschossen uns heftig mit Granatwerfern. Es gab dort zwölf Benzintanks. Diese zwölf Tanks besetzten wir.<sup>172</sup> Dann kamen 60 feindliche Flugzeuge und beschossen uns. Die Benzintanks explodierten, das Benzin floss über uns. Wir rannten zur Wolga zurück, löschten uns im Wasser, rissen uns die brennende Kleidung vom Leib, hatten nur noch die Matrosenblusen an, einige waren sogar nackt, einige bedeckten sich mit dem Zeltumhang. Mit gefälligem Gewehr gingen wir zum Angriff über. Wir eroberten den Teil einer Fabrik von den Deutschen zurück, eroberten die Fabrik «Metis», eroberten das Fleischkombinat.<sup>173</sup> Wir setzten uns in der Gegend fest und bezogen eine Verteidigungsstellung. Die Deutschen griffen nach einiger Zeit wieder an, aber wir wehrten alle ihre Angriffe ab.

Nach den ersten Kämpfen nahm der Bataillonskommandeur mich als Adjutanten. Ich war Adjutant des Bataillonskommandeurs, d.h. seine rechte Hand. Im Verlauf der Gefechte war das Bataillon zerstreut worden, die Deutschen hatten unsere Gefechtsordnung zerschlagen. Der Bataillonskommandeur gab mir den Befehl, die Mannschaften zu sammeln und ihm Meldung zu erstatten. Ich hatte einen eigenen Adjutanten, und ich sammelte gemeinsam mit ihm die verstreuten Männer und füllte die Kompanien auf. Den Listen nach waren nur noch etwa sieben Mann in einer Kompanie. Später, als wir Leute aufgetrieben hatten, waren 60 bis 70 Mann in den Kompanien. Wir organisierten die Gefechtsordnung. In der Langen Schlucht war einer unserer Verbände ins Wanken geraten, fing an, sich zurückzuziehen. Ich lief mit meinem Melder dorthin. Der Bataillonskommandeur hatte mir den Befehl gegeben, die Frontlinie zu halten und auszurichten. Ich befolgte den Befehl, hielt die Linie. Wir griffen an, wehrten die Deutschen ab und richteten die Front aus, hielten den Vorstoss der Deutschen auf. Nach den Gefechten, als wir in Verteidigungsstellung gegangen waren, schlug der Kommandeur mich für die Tapferkeitsmedaille<sup>174</sup> vor. Am 23. Oktober erhielt ich die Tapferkeitsmedaille.

Die Deutschen setzten ihre Scharfschützen gegen uns ein und wollten mit den Scharfschützen einen Keil in die Einheiten treiben. Einmal gingen Bataillonskommandeur Hauptmann Kotow und ich daher und sahen, dass ein

## 438 Neun Erzählungen vom Krieg

Deutscher auf den Weg sprang. Kotow befahl:

«Da ist ein Deutscher, töte ihn.» Ich legte durchs Fenster an, feuerte, der Deutsche fiel. Es waren 80 Meter<sup>175</sup>, ich hatte ihn mit einem einfachen Gewehr getroffen. Da erhob sich ein Sturm der Begeisterung, weil mich alle schon kannten, ich genoss schon grosse Autorität bei den Soldaten. Man lachte im Scherz über mich, war begeistert. Da sahen wir, dass ein zweiter dem ersten zu Hilfe kam. Offenbar hatte der, den ich getötet hatte, eine Meldung bei sich. Man rief: «Saizew, Saizew, da kommt noch einer, knall den auch ab!» Ich legte an, feuerte – der Deutsche fiel. Schon zwei in etwa 30 Minuten. Die Sache begann mich zu interessieren. Ich stand am Fenster, guckte – da kroch noch ein Deutscher zu den zwei Erschossenen. Ich schoss auch auf diesen Deutschen und tötete auch ihn.

Zwei Tage darauf liess mir Regimentskommandeur Oberstleutnant Meteljow durch Bataillonskommandeur Kotow mein persönliches Scharfschützengewehr mit Zielfernrohr aushändigen. Ich lernte mit diesem Gewehr schiessen. Bei uns im Regiment war damals ein Scharfschütze, Alexander Kalentjew. Er half mir, das Scharfschützengewehr kennenzulernen. Drei Tage lief ich mit dem Scharfschützen Kalentjew herum, schaute mir genau an, was er tat, wie er mit dem Gewehr arbeitete. Bei Handhabung und Pflege des Gewehrs half mir Oberleutnant Wassili Bolscheschtschapow. Seitdem legte ich mich immer wieder in den Hinterhalt und hatte schon grosse Erfolge. Wenn ich allein agierte, war es leichter für mich, die Deutschen auszuspähen. Übrigens waren sie häufig hinter mir her, die Deutschen kannten mich schon.

Ich beschloss damals, eine Gruppe Scharfschützen zusammenzustellen und zu unterweisen. Täglich erschoss ich einen, drei, vier Deutsche, dann suchte ich mir Schüler aus. Ich wählte fünf bis sechs. Der Unterricht fand in der Schmiede statt. Die Handhabung des Gewehrs übten wir im Ventilationsschornstein der Metis-Fabrik. Wir gingen in die Schmiede, ich zeigte ihnen praktisch, wie man schiessen muss, dann legten wir uns auf die Lauer. Insgesamt kam eine Gruppe von 30 Schützen zusammen. Wenn ich überzeugt war, dass die Männer das Gewehr sicher beherrschten, nahm ich sie mit in den Hinterhalt – einen, zwei, drei Tage. Die Männer gewöhnten sich daran zu schiessen, studierten die Verteidigungsstellungen des Gegners, seine Operationen usw. Ich suchte die Leute selbst aus, war befreundet mit ihnen, mochte sie. Teilte alles mit ihnen: Manchmal gab es Schwierig-



Scharfschütze Saizew (rechts) und seine Schüler begeben sich in den Hinterhalt.  
Stalingrad, Dezember 1942

keiten mit der Verpflegung, man musste Zwieback oder Tabak mit ihnen teilen. Sehen die Männer, dass du offenherzig zu ihnen bist, fassen sie Zuneigung zu dir. Wenn ein Soldat mich von Herzen liebgewonnen hat, dann, so hoffe ich wenigstens, lässt er mich nie im Stich und ich ihn auch nicht. Ich bilde ihn aus, er merkt sich jedes Wort von mir. Auf diese Weise suchte ich mir Männer und bildete sie aus.

Die kämpferischen Qualitäten eines Mannes an der Front zu bestimmen ist nicht besonders schwer. Ein Scharfschütze muss mutig sein, kaltblütig, hartnäckig, muss die Waffe gut beherrschen, muss taktisch beschlagen sein, er muss gute Augen haben. Diese Eigenschaften bestimmen, ob ein Mann Scharfschütze sein kann oder nicht. Ich bildete sie aus und legte mich mit ihnen auf die Lauer.

In der Gegend vom Mamajew-Hügel mussten wir eine befestigte Feuerstellung einnehmen, die uns daran hinderte zu manövrieren, von einer Gegend in die andere zu kommen, Essen herzubringen, Munition herbeizuschaffen. Die Führung stellte uns die Aufgabe, die Stellung einzunehmen. Unsere Infanterie war einige Male hingegangen, aber ihre Angriffe wurden zurückgeschlagen. Dort sassen deutsche Scharfschützen. Ich schickte zwei Scharfschützen aus

#### 440 Neun Erzählungen vom Krieg

meiner Gruppe hin, aber die vermässelten es, sie wurden verwundet und ausser Gefecht gesetzt. Der Bataillonskommandeur befahl mir, selbst dort hin zu gehen und zwei Scharfschützen mitzunehmen. Ich ging in die Gegend. Ich war an einen guten deutschen Scharfschützen geraten. Kaum zeigte ich meinen Helm aus dem Graben, schoss er danach, der Helm fiel runter. Wir mussten rauskriegen, wo er steckte. Das war sehr schwierig, denn sobald man herausguckte, schoss er und tötete einen. Also musste man ihn überlisten, austricksen, d.h. taktisch richtig vorgehen. Ich stellte den Helm auf die Brustwehr, er schoss, der Helm flog weg. Fünf Stunden machte ich Jagd auf ihn. Dann wandte ich folgende Methode an. Zog meinen Handschuh aus, steckte ihn auf ein Brett und hielt ihn aus dem Graben. Der Deutsche dachte, dass jemand die Hand hob, nicht kämpfen wollte. Er gab einen Schuss ab. Ich holte den Handschuh runter, guckte nach, wie er durchschlagen war. Nach dem Durchschuss konnte ich feststellen, von woher er schoss. Der Handschuh war von dieser Seite aus durchschlagen, also befand er sich irgendwo dort. Wenn er an einem anderen Ort gesteckt hätte, wäre der Handschuh mehr seitlich durchschlagen worden. Dieser Schuss hatte mir die Richtung angegeben, woher er schoss. Ich nahm das Schützengraben-Periskop und hielt Ausschau, und da sah ich ihn. Unsere Infanterie lag hinter der vordersten Linie, sie musste nur 30 Meter bis zur deutschen Feuerstellung überwinden. Ich hatte ihn erspäht, er reckte sich hoch, um nach unserer Infanterie zu sehen, und löste sich dabei vom Gewehr. In dem Moment sprang ich aus dem Graben, legte an, schoss, und er fiel. Ich feuerte auf die Schiessscharten der Stellung, wo ihre MGs waren. Ich schoss auf die Schiessscharten, damit die MG-Schützen nicht an ihre MGs konnten. In dem Moment stürzte unsere Infanterie wie ein Mann gegen die Feuerstellung vor. Wir nahmen sie ohne Verluste.

Das ist eine Vorgehensweise, die taktisch korrekt ist – jemanden überlisten, deshalb selbst keine Verluste erleiden und die Aufgabe erfüllen.<sup>176</sup>

Eine Kompanie von uns war auf einer Anhöhe von MG-Feuer und deutschen Scharfschützen abgeschnitten. Der Zugang zu ihr war sehr schwierig. Die Führung versuchte, den Gegner aufzuspüren, herauszufinden, wo er sass. Zwei-, dreimal gingen Männer los, aber ohne Erfolg. Oberstleutnant Meteljow, der Regimentskommandeur, gab den Befehl, herauszufinden, wo sich die Feuerpunkte des Gegners befanden, wo die Scharfschützen sasssen, und den Zugang zu säubern. Ich ging mit meinen Rotarmisten Nikolai



Kulikow und Dwojaschkin los. Wir brachen um fünf Uhr morgens auf, es war noch dunkel. Tagsüber sieht man einen Schuss nicht, man erkennt nicht, wo einer schießt, also muss man nachts operieren. Wir stiegen in den Schützengraben, drehten aus Machorka eine grosse Papirossa<sup>177</sup>, nagelten zwei Latten überkreuz zusammen, wickelten einen Lappen oben drum, dass es wie ein Gesicht aussah. Wir setzten einen Helm obenauf, steckten die brennende Papirossa in den Mund, warfen einen Pelz drüber und zeigten das Ganze. Was sieht der deutsche Scharfschütze – ein Mann raucht eine Papirossa. Er gibt einen Schuss ab, und wenn im Dunkeln geschossen wird, sieht man das Mündungsfeuer vom Gewehr. Auf diese Weise konnte ich rausbekommen, wo sich der deutsche Scharfschütze befand. Als Kulikow die Latte – den angeblichen Mann – aus dem Graben hielt, schoss der Deutsche darauf. Er schießt, Kulikow senkt die Latte, hebt sie dann wieder. Der Deutsche denkt, er hätte den Mann noch nicht getötet, schießt wieder. In dieser Zeit habe ich die Position der deutschen Feuerstellung und die Position der Scharfschützen festgestellt. Es gelang mir nicht, das Feuernest des Scharfschützen auszulöschen. Ich stellte nur die Positionen fest. Ich setzte mich mit unserer Panzerabwehrartillerie in Verbindung. Unsere Panzerabwehrartillerie zerschoss die deutschen Unterstände und die deutschen Scharfschützen. So hauten wir unsere Kompanie raus, die abgeschnitten gewesen war.

Man muss Sitzfleisch haben. Man muss sich dem Feind taktisch korrekt nähern, ihn überlisten. Töten, das geht schnell, aber überlisten, sich ausdenken, wie man den Feind überlisten kann – das ist kompliziert.

Noch ein Beispiel. Wir wollten eine Eisenbetonbrücke einnehmen. Versuchten es mehrere Male, ohne Erfolg. Unsere Angriffe schlugen fehl. Ich ging mit einer vier Mann starken Gruppe Scharfschützen unbemerkt von der Flanke aus an die Deutschen heran, vermutlich sogar nicht von der Flanke, sondern von hinten. Wir versteckten uns in den Ruinen kleiner Häuser. Als unsere Leute angriffen, liefen die Deutschen heraus und warfen Granaten auf sie. In dem Moment, als sie aus der Deckung herausliefen, schossen wir auf sie. Sie bemerkten uns und drehten ein Geschütz gegen uns. Wir töteten die ganze Bedienung. Innerhalb von zwei Stunden töteten wir zu viert 28 Deutsche. Das war am 17. Dezember 1942. Unsere Infanterie konnte dann diese stark befestigte Brücke besetzen. Vorher war sie so

## 442 Neun Erzählungen vom Krieg

oft berannt worden, so oft unter direkten Granatenbeschuss genommen worden – aber sie konnte einfach nicht zerstört werden. Der Beton war ungefähr sechs Meter dick. Das Geschoss schlägt auf, macht eine Delle, und das war's.

Vom 5. Oktober 1942 bis zum 10. Januar 1943 gingen 242 getötete Deutsche auf mein Konto. Insgesamt bildete ich 30 Scharfschützen aus. Ich gründete die Scharfschützen-Bewegung. In der Zeitung «Rote Flotte» vom 15. März 1943 ist ein Artikel von Gardehauptmann Axjonow, der meine Tätigkeit beschreibt. In der Flotte haben sie mich ja übel schikaniert, der Dienst war geradezu unerträglich, sogar kluge Leute haben mir gesagt: «Saizew, an deiner Stelle hätte ich mir die Kugel gegeben.» Aber ich habe es überlebt und liebe die Flotte, obwohl sie dort Trottel sind, nicht alle natürlich, aber im Versorgungsdienst waren ausnahmslos Trottel.

Noch ein Beispiel. Die Deutschen zogen Verstärkung zusammen. Ich weiss nicht mehr, was für ein Datum das war, ich war damals schon in einem anderen Regiment. Ich war mit meinen Schülern da. Vier Mann waren gerade in einem anderen Gebiet beschäftigt. Ich sass in einer Beobachtungsstelle, der Kommandeur der Stelle war auch da. Da kommt ein Melder, er sucht nach mir. Macht Meldung: Gen. Saizew, in dem und dem Beobachtungssektor wurden Bewegungen der Deutschen festgestellt, es kommt Verstärkung. Um die Verstärkung auszukundschaften, ging ich mit meinen Scharfschützen los. Ich holte die vier anderen, wir waren zu zweit, also gingen wir zu sechs Mann los. Liefen hin, gingen in die Ruinen eines kleinen Hauses, legten uns auf die Lauer, die Deutschen marschierten heran. Wir liessen sie auf etwa 300 Meter an uns heran und schossen dann mit Gewehren auf sie. Das brachte sie völlig aus der Fassung. Es waren 90 bis 100 Mann. Vor Überraschung verloren sie den Kopf, blieben stehen: Einer fiel, der zweite, der dritte. Um einen Schuss abzufeuern, braucht man zwei Sekunden, aber das SWT-Gewehr<sup>178</sup> ist zehnschüssig, du drückst nur ab, und es lädt und wirft selbst aus. In etwa anderthalb Stunden haben wir zu sechst 46 Deutsche getötet. Das war der denkwürdigste Hinterhalt überhaupt. Nach uns feuerten Artillerie und Granatwerfer dorthin.

In meiner Erinnerung gibt es noch einen interessanten Vorfall. Die Soldaten lachen häufig darüber, wenn wir uns treffen. Zum ersten Mal erlitt ich eine Verletzung. Ich war in einen kaputten Ofen gekrochen: Das Haus war abgebrannt, nur Ofen und Schornstein waren übrig geblieben. Ich war

in den Ofen gekrochen und schoss auf Deutsche, aber die Deutschen hatten mich entdeckt und schossen ein paar Granaten in den Schornstein. Ich wurde im Ofen von Ziegeln verschüttet, mein Gewehr ging kaputt. Dort im Ofen hatte ich viele Deutsche getroffen. Als ich verschüttet wurde, wurden mir die Stiefel – ich hatte grosse Stiefel, Grösse 45 – von den Füßen gezogen, mein Zeltumhang zerriss in zwei Teile und wickelte sich um meine Füße. Ich zog die Füße raus, die Stiefel blieben da. Übrigens war ich ungefähr zwei Stunden bewusstlos. Dann, als ich zu mir kam, warf ich die Ziegel zur Seite, zog die Füße raus, aber, wie ich schon sagte, die Stiefel blieben im Ofen. Ich schmiss die Ziegel alle weg, dachte, wenn sie mich umbringen, na gut, zum Teufel mit ihnen. Das kaputte Gewehr hing ich mir am Gurt um den Hals, um die Füße wickelte ich mir Lappen, packte die Stiefel, und mit den Stiefeln in der Hand rannte ich barfuss durch die Gasse. Die Soldaten lachten. Man hätte ein interessantes Foto machen können. Aus irgendwelchen Gründen schossen die Deutschen nicht.

Noch ein Vorfall. Es war in der Langen Schlucht. Dort hatten sie ihre Küche. In einem Keller. Abends, schon spät, die Sonne war untergegangen. Wir sassen in einem Gebäude und rauchten. Da sahen wir, wie ein riesenhafter Deutscher rauskam. Sie hatten sehr grosse Thermoskannen. Der Deutsche kam raus, ganz in Weiss, offenbar ein Koch, und fing an, die Thermoskanne zu spülen. Die Entfernung betrug etwa 400 Meter. Er war nur gerade eben zu sehen. Man schrie mir zu: «Saizew, schiess auf ihn!» Ich legte an, und als er nach dem Rand griff und in die Kanne schaute, schoss ich ihm in den Kopf. Er fiel mit dem Kopf in die Kanne, der Leib blieb draussen. Die Soldaten sagten: «Er hat sein Geschütz auf den Feind gerichtet.» Darüber wurde viel gelacht.

Ich fing mit zwölf Jahren an zu schiessen. Ich habe noch einen Bruder. Als Kinder haben wir Rebhühner und Birkhühner gejagt. Ich konnte schon als Kind gut schiessen. Unser Vater brachte uns bei, Eichhörnchen zu schiessen. Wenn es von einem Baum zum anderen sprang, sagte er, wir sollten schiessen. Wir gingen oft auf die Jagd: Vater, Mutter, wir zwei Brüder und unsere kleine Schwester. Zogen los, um uns zu amüsieren. Wenn man mit einer Schrotladung auf Eichhörnchen schießt, werden sie zerschmettert, das Fell verdorben. Wir hatten eine Schwester und beschlossen, so viele Eichhörnchen zu schiessen, dass man ihr einen Eichhornpelz nähen konnte.

#### 444 Neun Erzählungen vom Krieg

Ein Eichhörnchen muss man mit einem Schrotkorn treffen, und so erlernten wir diese Kunst. Die Schrotkörner machten wir selbst. Sie waren so klein wie die Kugel von einer kleinkalibrigen TOS<sup>179</sup>. Ungefähr zwölf war ich damals. Weil ich mich im Schiessen so auszeichnete, schenkte mir mein Vater ein Jagdgewehr. Und wir schossen für unsere Schwester die Eichhörnchen für einen Pelz zusammen, 200 Stück schossen wir, und man machte ihr einen Pelzmantel. Meine Schwester ist älter als ich. Mein Bruder ist 1918 geboren. Meine Schwester und meine Mutter schossen auch. Meine Mutter ist eine Kämpferin. Der Wald dort besteht vor allem aus Kiefern, ein paar Birken gibt es auch. Ich kann mit dem linken und mit dem rechten Auge schiessen. Das linke sieht noch gut, das rechte schon schlechter.

Ich hatte eine schwere Verwundung. Ich habe einen Splitter unter dem rechten Auge und einen zweiten am Augenwinkel, auch rechts. Den Splitter unter dem Auge kann man nicht entfernen, weil er unter der Schleimhaut sitzt. Der stört mich auch nicht, aber wenn ich nach unten und dann schnell nach oben schaue, tauchen rote Kreise auf. Im linken Auge sitzt auch ein Splitter. Ich konnte fünf Tage schlecht sehen. Mein ganzes Gesicht war verbrannt.

Im Fernen Osten ging ich auf die Jagd. Ich habe dort Wildschweine, Bären, Wisente, Luchse, Wölfe, Füchse, Fasane gejagt. In der Armee habe ich auch sehr gut geschossen. Als Kind schoss ich gut, meine Eltern schiessen gut, es ist also Veranlagung. Meine Mutter ist jetzt schon alt, trägt eine Brille, und trotzdem, sie geht raus, es knallt, getroffen. Ein Birkhahn kommt geflogen, setzt sich auf eine Birke, sie geht raus, schießt – und hat ihn getötet. Kommt rein und rupft ihn.

Von der Verleihung des Titels «Held der Sowjetunion» erfuhr ich am 23. Februar 1943. Ich kam auf Befehl des Chefs der Hauptpolitverwaltung, Gen. Schtscherbakow, hierher. Als ich zu Hauptmann Bedjukow kam, seinem Gehilfen, wusste ich noch nichts von der Auszeichnung. Ich kam an, man gratulierte mir. Der Erlass über meine Auszeichnung war vom 22. Februar 1943. Am 26. Februar erhielt ich den Leninorden. Michail Iwanowitsch Kalinin hat ihn mir überreicht. Jetzt fahre ich zu einer Ausbildung nach Solnetschnogorsk.

Wir Scharfschützen lagen normalerweise in einem Gebäude im Hinterhalt. Als unsere Verbände vor der Stadt waren, mussten wir im Feld operieren. Vorab erkundet man das Gelände. Kriegt heraus, wo der Gegner auftauchen kann, wie er vorrückt, sucht sich den besten Platz für einen Hinterhalt, studiert die Verteidigung des Gegners.

Wenn man auf Offiziere oder Soldaten des Gegners Jagd macht, hackt man ihre Handlungen in Stücke, lässt sie nicht aufstehen, etwas holen, sagen wir, Munition, Patronen, Essen. Man kriegt heraus, wann sie das machen. Man kommt an und setzt sich hin, orientiert sich, was besser anzuwenden ist, MPi oder Gewehr. Wenn es viele sind, kann man sie nicht alle mit dem Gewehr töten, dann ballert man mit der MPi los und mäht sie alle um. Man schießt einige Zeit von einer Stelle aus, dann wechselt man zu einer anderen. Sie beschossen die Stelle, aber man ist schon weg, man ist woanders. Man bereitet immer vorab mehrere Feuerpositionen vor. Man bastelt viele täuschende Figuren, man verwirrt den Gegner ordentlich. Er schießt, aber er trifft nicht. Ich habe zum Beispiel schon unter einem Toten gelegen und geschossen. Man kann auch hinter einem Stein liegen.

Wie ich verwundet wurde. Ich sass im Hinterhalt. Die Deutschen entdeckten mich. Erwischen konnten sie mich zu dem Zeitpunkt nicht, denn ich liess ihre Scharfschützen nicht aufstehen. Ich sass unter einem Waggon. Sie beschlossen, auf den Waggon zu feuern, denn vom Waggon würden Splitter, Eisen- und Holzstücke usw. wegfliegen und mich verletzen. So machten sie es. Sie nahmen den Waggon unter direkten Beschuss. Ich wurde von Splintern getroffen. Ein Geschoss detonierte direkt über mir. Mein Gesicht war verbrannt, ich wurde durch Splitter verwundet, meine ganze Kleidung war zerfetzt, das Bein am Knie ausgerenkt, im rechten Ohr platzte das Trommelfell. Ich wurde also sehr schwer verwundet.

In die Partei trat ich im Oktober 1942 ein.<sup>180</sup> Wir waren einmal eingekesselt. Da war die Wolga, über die Wolga konnte man nicht. Wir waren eingeschlossen. Kein Anzeichen, dass wir am Leben bleiben würden. Ich war damals Kommandeur. Ich war überzeugt davon, aber den Soldaten darf man das nicht sagen. Die Lage war extrem schwer. Ich war damals Meister, einen Rang über dem Obermaat. Nach dem ersten Kampf hatte ich ja eine staatliche Auszeichnung erhalten, den Tapferkeitsorden.

Wir waren in einer furchtbar schweren Lage. Ein Vertreter der Hauptpolitverwaltung der Roten Armee war bei uns. Ich erklärte der Führung: «Für die 62. Armee gibt es hinter der Wolga kein Land. Hier ist unser Land, wir halten es, wir halten stand.»<sup>181</sup>

Von sechs, sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends wurde bombardiert, nur bombardiert. Es gab [Leerstelle im Protokoll] Luftangriffe pro Tag. Geschosse explodierten, Granatwerfer feuerten. Der Nebelwerfer 41



Dem Scharfschützen Saizew wird der Parteiausweis (Kandidatenstatus) überreicht.  
Stalingrad, Oktober 1942

heulte unentwegt, alles brodelte von morgens bis abends. Nachts flogen Nachtbomber und warfen ihre Fracht ab, immerzu, immerzu. In so einer Lage gibt es nicht die Spur eines Anzeichens, dass man am Leben bleibt. Hier gibt es Verwundete, dort gibt es Tote. Aber man speichert ordentlich Hass in so einer Zeit. Wenn man einen Deutschen fängt, weiss man nicht, was man alles mit ihm anstellen soll – aber das darf man nicht, er hat seinen Wert als Informant. Schweren Herzens führt man ihn ab.<sup>182</sup>

Als wir in der Gegend der Fabrik «Metis» sassen, schlepten Deutsche eine Frau weg (wohl um sie zu vergewaltigen). Ein kleiner Junge schreit: «Mama, wohin bringen die dich?» Sie schreit von dort, es war nicht weit von uns weg: «Brüder, rettet mich! Helft mir!» Hat das etwa keine Wirkung? Wie soll man sie befreien, wenn man an der vordersten Linie ist? Wir waren wenige, wenn wir loslaufen, werden wir getötet, und die Front ist aufgerissen. Oder man sieht, wie im Park an den Bäumen die jungen Mädchen hängen, die Kinder – hat das etwa keine Wirkung? Das hat eine ungeheure Wirkung.

Müdigkeit kannten wir nicht. Wenn ich jetzt durch die Stadt laufe, werde ich müde, damals hat man um vier, fünf Uhr morgens gefrühstückt, um neun, zehn zu Abend gegessen, den ganzen Tag nichts gehabt und keinen Hunger verspürt. Drei, vier Tage hat man nicht geschlafen und auch kein Bedürfnis danach gehabt. Wie kann man das erklären. Die ganze Zeit war man aufgewühlt, die ganze Situation hatte eine fürchterliche Wirkung. Jeder Soldat, ich auch, hat nur darüber nachgedacht, wie er sein Leben möglichst teuer verkaufen kann, wie er möglichst viele Deutsche töten kann. Man hatte nur vor, ihnen möglichst viel Schaden zuzufügen, ihnen die Suppe zu versalzen, wie es nur ging. Vor Stalingrad wurde ich dreimal verwundet. Jetzt habe ich kranke Nerven, zittere ständig. Da muss man sich oft erinnern, und die Erinnerung hat eine starke Wirkung.

Ich war Politgruppenführer bei der Woroschilow-Batterie und Büromitglied in der Komsomol-Basisorganisation. Parteigeschichte habe ich gut bestanden, Geschichte der Völker der UdSSR auch. Parteigeschichte habe ich 1939/40 gelernt. Parteigeschichte gefällt mir, aber am besten gefällt mir Geschichte des Bürgerkriegs. Ich habe viel gelesen. Furmanows *Tschapajew*<sup>183</sup>, über Parchomenko<sup>184</sup>, Kotowski<sup>185</sup>, Suworow<sup>186</sup>, Kutusow<sup>187</sup>, die Brussilow-Offensive<sup>188</sup>. Alles, als ich bei der Flotte war. *Zwei Welten* von Sarubin<sup>189</sup>, *Bagration*<sup>190</sup>, *Denis Dawydow*<sup>191</sup> (der erste Partisan), Sergej Laso<sup>192</sup> – ein dickes Buch. Sehr gern mochte ich die Seegeschichten von Stanjukowitsch<sup>193</sup>, Stendhals *Schwarz und Rot* [sic], Nowikow-Priboi<sup>194</sup> habe ich gelesen, *Krieg und Frieden*, *Der Glöckner von Notre Dame*<sup>195</sup>

Buchhaltung ist eine ruhige, stille, gute Arbeit, sie ergründet die Tiefe des Lebens. Man fühlt sich als Chef, ein wenig hängt auch von einem selbst ab – mir hat das gefallen. Eine selbständige Arbeit, und was man arbeitet, muss man im Leben anwenden.

[...] Aus der Hauptpolitverwaltung der Roten Armee kam Oberst Wedjukow. Am 23. [Oktober 1942] beorderte man mich zu Generalleutnant [unleserlich, es muss sich um Tschuikow handeln]. Dort sollte die Verleihung stattfinden.<sup>196</sup> Ich sass noch im Hinterhalt zu dem Zeitpunkt. Man hatte mir



General Tschuikow und Kommissar Gurow inspizieren Saizews Scharfschützengewehr. *Fotograf: Georgi Selma*

mitgeteilt, dass ich einbestellt würde, um eine staatliche Auszeichnung zu erhalten. Scharfschützen und Matrosen waren mit mir da. Alle kannten mich. Es ging herum: Saizew kriegt eine staatliche Auszeichnung. Ich fragte meine Matrosen: «Was soll ich ausrichten lassen, Jungs?» Wir wussten ja, dass Oberst Wedjukow bei uns an der vordersten Linie war. Ich sagte: «Was soll ich dem Genossen Stalin von uns ausrichten lassen, Matrosen und Komsomolzen? Oberst Wedjukow ist hier», sagte ich, «der fährt nach Moskau und gibt's weiter.» Es wurde hin und her geredet. Ich sagte: «Folgendes werd ich ausrichten lassen ...» Und hab's gesagt. «Richtig so, geh hin.» Ich ging hin, und dann stand es schon in der Zeitung.

\* \* \*

In die Partei bin ich in den schwersten Tagen eingetreten. Im Oktober gaben die Deutschen uns keine Ruhe. Ich hatte bereits Schüler. War die ganze Zeit Agitator. Ich muss mich wohl selber auf den Parteieintritt vorbereiten, dachte ich mir. (Man riet mir auch dazu.) Ich dachte, wie soll ich in die Partei eintreten, ich kenne ja das Programm noch nicht. Las das Programm durch, stellte einen Antrag direkt im Schützengraben. Nach zwei Tagen be-



## Scharfschütze Wassili Saizew 449

stellte mich die Parteikommission ein. Ich hatte damals 60 erschossene Deutsche, ich hatte Auszeichnungen. Das war nach dem 23. [Oktober].<sup>197</sup>

\* \* \*

[...] Stabsarbeit ist das Scheusslichste in der Armee. Ich war gerade von der Wirtschaftsarbeit hierhergekommen und sollte zurück zur Wirtschaftsarbeit. Ich dachte: Die Leute kämpfen doch. Ich wollte etwas tun, um in die Geschichte einzugehen, damit die Leute wussten, dass man existiert hat, denn sonst lebt man, läuft herum und stiehlt dem Herrgott den Tag.

\* \* \*

Man muss nicht unbedingt mit einem Scharfschützengewehr schießen. Ein Scharfschützengewehr hat ein Zielfernrohr, das vierfach vergrößert. Wenn du mit einem einfachen Gewehr schießt, sind 200 Meter Entfernung eben 200 Meter Entfernung. Die Genauigkeit des Zielens wird geringer, doch wenn man schießt, ist das nicht mehr wichtig. Ich hatte 30 Scharfschützen,



Hauptmann Saizew wird von seinen Kameraden zum Erhalt der Schultestücke<sup>198</sup> gratuliert. Februar 1943

#### **450 Neun Erzählungen vom Krieg**

aber nur acht Scharfschützengewehre, die anderen schossen mit einfachen Gewehren. Wenn man in einer Ortschaft, sagen wir, in einem Haus sitzt, ist die Schiessscharte klein. Auf dem Scharfschützengewehr sitzt aber das Zielfernrohr, also braucht man eine grössere Schiessscharte, und wenn die Schiessscharte gross ist, kann einen der Gegner sehen; es gibt also Fälle, wo es bequemer ist, mit einem einfachen Gewehr zu schiessen.<sup>199</sup>

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 4, l. 17-28*

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Ein einfacher Rotarmist: Alexander Parchomenko

Am 28. Februar 1943 interviewte Esfir Genkina, assistiert von der Stenographin Olga Rosljakowa, eine Reihe von Kommandeuren und Soldaten der 38. Schützenbrigade (mot), die am 31. Januar Feldmarschall Paulus und seinen Stab festgenommen hatten. Gemeinsam begaben sie sich zum Ort des Geschehens, dem Stalingrader Kaufhaus, wo sich die Historiker den Hergang ausführlich schildern liessen, (s. S. 273 ff.) Im Kaufhaus stiess Genkina auf den Rotarmisten Alexander Parchomenko, der dort seit Anfang Februar zusammen mit anderen Soldaten seiner Kompanie Quartier bezogen hatte. Parchomenko hatte bei der Festnahme von Paulus keine Rolle gespielt. Das Gespräch mit ihm scheint zufällig entstanden zu sein; es fällt aus dem Rahmen vieler anderer Interviews, die in gezielter Absicht mit hoch ausgezeichneten Soldaten oder wichtigen Funktionsträgern geführt wurden. Zugleich bietet dieses Interview eine gute Vorstellung davon, wie ein einfacher Rotarmist über sich im Krieg sprach und dachte.

Parchomenko redet schlicht und unvermittelt. Er misst das Schlachtgeschehen mit einem persönlichen Radius, im Gegensatz zu den Generälen und Stabsoffizieren, die panoramisch und ausschweifend erzählen. Anders als Wassili Saizew präsentiert Parchomenko keine Heldengeschichte. Ganz im Gegenteil bekennt er, dass andere mutig waren, er jedoch nicht. Seine Schilderungen der von ihm in Kampfhandlungen durchstandenen Angst sind aufschlussreich. So verortet er seine Angst in der Frühphase der Schlacht um Stalingrad und gibt damit zu erkennen, dass sie der Vergangenheit angehört. Es war für ihn statthaft, von vergangenen Schwächen zu sprechen («Ich war überhaupt ein Feigling»); damit signalisierte Parchomenko, dass er inzwischen als guter Sowjetbürger seine niederen Instinkte bezwungen hatte.

Interessant ist zuletzt die Beschreibung des «wenig erfahrenen» Leut-

## 452 Neun Erzählungen vom Krieg

nants, der, nur mit Benzinflaschen versehen, mehrere Feindpanzer angriff und dabei ums Leben kam. Der Soldat Parchomenko hielt offensichtlich wenig von selbstmörderischen Aktionen, die in erster Linie der Zurschaustellung und allein der Zurschaustellung der eigenen Opferbereitschaft dienten. Im Frühjahr 1943 priesen kommunistische Agitatoren solche Aktionen nicht mehr so häufig wie noch in der ersten Phase des Krieges, aber sie bildeten dennoch eine von mehreren konkurrierenden Normen des soldatischen Verhaltens. Parchomenko, der auch beschrieb, wie er an die für die Deutschen bestimmten Versorgungsbomben herankam, lag hier auf einer Linie mit seinem Armeekommandeur Schumilow, der Wert auf militärische Kenntnisse legte und mit List den Gegner zu bezwingen suchte, anstatt ihn mit offener Brust zu konfrontieren.<sup>200</sup>

### 64. Armee

#### 38. Schützenbrigade (mot)

Alexander Iwanowitsch PARCHOMENKO<sup>201</sup>

Ich wurde 1921 im Fernen Osten geboren, in der Gegend der Primorje-Bahnlinie. Habe die Ingenieurfachschule in Wladiwostok besucht. Komsołmole bin ich seit 1942. Zur Flotte kam ich im September 1939. Als ich 1941 aus Krankheitsgründen heim in den Fernen Osten fuhr, sah ich, dass die Jungs in meinem Alter alle weg waren. Ich fragte bei Verwandten und Bekannten, wo sie seien. Man sagte mir, sie seien an die Front gegangen. Die Jungs waren also alle an die Front gegangen, und ich äusserte den Wunsch, auch an die Front zu gehen. Ich schrieb Gesuche an meine Führung. Die Führung liess mich nicht weg: Bleib hier, wir werden hier kämpfen.<sup>202</sup> Als eine Seebrigade aufgestellt wurde, nahmen sie mich. Das war am 22. Februar 1942. Ich wurde in die Regimentsschule bei der Station Rosengardowka geschickt. Dort wurde ich ungefähr fünf Monate ausgebildet. Ich verliess die Schule im Rang eines Obersergeanten.

Am 12. Juni 1942 fuhren wir an die Front. Am 28. Juni erreichten wir die Front in Stalingrad. Unsere Seebrigade wurde aus einem Infanterieverband aufgefüllt. Aus Stalingrad fuhren wir direkt hinter den Don. Wir waren mit dem Krieg nicht vertraut, uns kam das alles ganz furchtbar vor. Wenn nachts die Luftwaffe flog, Leuchtraketen abgeschossen wurden und das

Bombardement begann – ich hielt das kaum aus. Offen gesagt, andere waren mutig, ich nicht.

Wir marschierten zum Weiler Wertjatschi, bezogen Verteidigungsstellungen. Der Aufklärungschef und ich gingen zur Gefechtssicherung nach vorne, also als Gefechtsvorposten. Der Aufklärungschef hatte mir befohlen, die Kräfte des Gegners zu erkunden. Wir waren der dritten Marschgruppe zugeteilt, genau am Weiler Wertjatschi. Wir gingen zur Gefechtssicherung ans andere Ufer des Don. (Wir kannten die Feldjacke der Infanterie-Uniform nicht.) Nacht, man sah nichts. Vor der Gefechtssicherung ging einer, kein Russe, in eben dieser Uniform. Wir riefen: Parole! Er wusste sie nicht. Da er die Parole nicht wusste, gaben wir einen Schuss ab. Er auch. Ihre Brigade rückte gegen uns zum Angriff vor, wir gingen ihnen entgegen. Sie eröffneten das Feuer auf uns. Eröffneten von beiden Seiten MG-Feuer, hörten aber gleich wieder auf. Wir meldeten das per Funk unserer Brigade. In der Brigade lief schon alles auseinander, um anzugreifen. Wir hatten in der Zeitung gelesen, dass der Gegner in Kolonnen zur psychischen Attacke überging.<sup>203</sup> Ich guckte, ob die Kolonne zur Front ging oder von der Front kam. Wir feuerten gleich Signalraketen an unsere Leute ab und machten gleich per Funk Meldung. Per Funk teilte man uns mit, dass das unsere Truppen seien.

Danach waren wir hinter dem Don. Am 15. Juli griff unsere Brigade an und erlitt grosse Verluste. Ich war zum Adjutanten des Aufklärungschefs ernannt worden. Wir stürzten uns in der Gegend der Siedlung Tingut-Peskowatka gleich auf den Gegner. Wir hatten keine Fahrzeuge, mussten zu Fuss dorthin gehen. Kaum hatten wir zu kämpfen begonnen und Verluste erlitten, schickte man uns schon zurück. [...]

Am 23. August 1942 gab es einen schweren Luftangriff auf uns. Vorweg flogen vier Flugzeuge; zwei bombardierten, zwei holten neue Ladung. Die einen flogen schon weg, die anderen kamen gerade wieder. Staub erhob sich. Unter dem Staub näherten sich deutsche Panzer. Die ganze Zeit kreisten die Flugzeuge. Wissen Sie, in der Festung Stalingrad war ja ein ungeheurer Staub, ganz unglaublich, und kein Wasser, nichts. [...] Deutsche Panzer rückten gegen uns vor. Am 24. August kamen Panzer aus der Gegend Blinkino und konzentrierten sich in der Gegend von Sarepta. Der Aufklärungschef gab den Befehl, die Kräfte des Gegners in der Gegend von Sarepta zu erkunden. Wir gingen los, um den Befehl auszuführen. Zu dem Zeitpunkt wurde der Aufklärungschef verwundet. Mir als Adjutanten war

befohlen worden, ob er nun verwundet oder in Stücke gerissen worden war, ihn unverzüglich zur Einheit zu schaffen, andernfalls müsse ich selbst mein Leben opfern und die wertvollen Dokumente retten, die der Aufklärungschef bei sich hatte. Ich nahm die Dokumente und brachte den Aufklärungschef zum Stab der Brigade. Er war schwerverwundet. Ich führte ihn ganz vorsichtig. Er war kaum beim Brigadekommandeur angekommen, als er auch schon verstarb. Eine ausweglose Situation: Ich musste zur Kompanie zurück und die Arbeit fortsetzen. Zum Aufklärungschef wurde Oberleutnant Chodnew ernannt. Wir stiegen in ein BOB-I-Panzerfahrzeug und fuhren los, um die Kräfte des Gegners in der Gegend der Station Blinkino zu erkunden. Wir erkundeten die Kräfte des Gegners und kehrten um. Die Kräfte des Gegners waren festgestellt. [...] Er hatte seine Panzer nicht besonders getarnt, sie standen einfach auf einem Hügel.

Ein wenig erfahrener Leutnant aus einer anderen Einheit erkundete ebenfalls die Zahl der gegnerischen Panzer. Er wollte die Panzer verbrennen. Das Kommando «Hinlegen» ertönte. Die Panzer wurden mit Flaschen voll Flüssigkeit beworfen, sie wendeten, feuerten – und fertig, der ganze Zug war erledigt, und der Leutnant sprang, als die Panzer näher kamen, in den Schützengraben. Ein Panzer fuhr dorthin, drehte sich etwa fünfmal und zerquetschte ihn. Als wir zurückgekehrt waren, meldeten wir alles der Führung. Aufklärungschef war Leutnant Kuwin, der, der getötet worden war.

Ende August kamen wir nach Stalingrad, gingen an der Wolga in Stellung. Die Brigade brauchte eine Verbindung zur linken Flanke. Per Auto fuhren wir auf Erkundung. Das war am 27. August. Der Gegner war damals schon an der Traktorenfabrik und beschoss die Wolga mit MGs. Wir fuhren also im Panzerfahrzeug auf Erkundung, und ich dumme Kerl verlor aus Feigheit den Kopf. Ich war überhaupt ein Feigling, aber in dem Moment dachte ich das nicht. Unser Fahrzeug wurde von 15 Bombern im Sturzflug angegriffen. Ich dachte, wenn uns eine Bombe trifft, ist das mein Ende. Ich gab den Befehl anzuhalten und lief in eine Senke. Einer kam im Sturzflug runter und durchschoss mir die linke Hand und beide Beine. Der Fahrer blieb unverletzt. Der kletterte danach in seinen Turm und fuhr zu seiner Einheit zurück. [...] Wir kamen an, ich konnte nicht aussteigen. Sie schickten mich nach Beketowka. Dort war ein Lazarett. Im Lazarett lag ich bis zum Abend, dann wurde ich auf die Insel übergesetzt, von der Insel dann zum Weiler Schtschutschi ins Feldlazarett Nr. 2209.

## Ein einfacher Rotarmist: Alexander Parchomenko 455

Dort lag ich etwa fünf Tage. Dann wurde ich nach Leninsk geschickt. Von Leninsk sollte ich ins tiefe Hinterland evakuiert werden. Ich wurde in den Waggon geladen. Ich war gerade drin, da flog die gegnerische Luftwaffe einen Angriff und zerbombte und verbrannte fast den ganzen Zug. Ich wurde nach Kapustny Jar verlegt. Dort blieb ich im Lazarett. Lag da vom 27. August bis zum 26. Oktober. Am 26. Oktober wurde ich zum 178. Reserveregiment in Soljanka geschickt. Am selben Tag wurde ich zur 38. Brigade geschickt. Da kam ich wieder zu den Aufklärern, wurde Gehilfe des Aufklärungschefs. Am 3. November ging es an die Front. Wegen der Schwäche meiner Beine blieb ich zurück. Als ich zurückblieb, wurde ich auf Befehl von Major Beljajew zum Leiter der Depotversorgung ernannt. War dann als Depotversorgungsleiter tätig, transportierte Munition vom linken ans rechte Wolgaufer. Den ganzen November versorgten wir die Truppen mit Munition. Wir nahmen auch erbeutete Waffen in unser Artilleriedepot auf. Von dort fuhren wir direkt nach Beketowka. In Beketowka wurde ich über den taktischen Verband der Aufklärung zugeteilt.



Soldaten der 13. Garde-Schützendivision nach dem Ende der Schlacht. Stalingrad, Februar 1943. *Fotograf: G. B. Kapustjanski*

#### 456 Neun Erzählungen vom Krieg

[...] Von dort aus gingen wir am 28. Januar in der Gegend von Stalingrad zum Angriff über. Scharin, Kisseljow, Klimow und ich gingen die linke Flanke erkunden, da die linke Flanke vorgerückt war. Das 2. Bataillon der 57. Armee operierte an der linken Flanke. Wir beschossen den Gegner frontal. Danach gingen wir in Verteidigungsstellung. Als wir in den Stellungen saßen, was taten wir da? Wenn deutsche Flugzeuge flogen, schossen wir [Signal-]Raketen ab. Und die warfen Thermosbehälter mit Schokolade, Brot, Munition in unsere Stellungen. Verschiedene Lebensmittel warfen sie ab, viele Male warfen sie über Beketowka Proviant ab. Die ganze Zeit bekamen wir hier etwas von der Beute ab.

Am 31. Januar war ich im Gefechtsstand. Wir standen gerade am Schifferkrankenhaus. Zu dem Zeitpunkt umzingelten unsere Truppen General Paulus. Früh am Morgen stand ich auf, kam hierher, schaute mir an, wie er umzingelt worden war. Mit dem Politruk ging ich ein Auto suchen. Wir fanden eins, mit Benzin, mit allem. Kehrt zum Kompaniechef zurück. Zogen um, wohnten jetzt in diesem Kaufhaus im Keller.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14, l. 154-159.*

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*



## Feindpropagandist: Hauptmann Pjotr Sajontschkowski

Einer der besten Kenner der Deutschen an der Front bei Stalingrad war Hauptmann Pjotr Andrejewitsch Sajontschkowski, Chefausbilder in der mit Feindpropaganda betrauten 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee.<sup>204</sup> Die 66. Armee war nördlich von Stalingrad stationiert und nahm im September 1942 am vergeblichen Versuch mehrerer Armeen teil, den deutschen «Nordriegel» vor Stalingrad zu sprengen.<sup>205</sup> Erst im Laufe des Januars 1943 gelang es der Armee, nach Stalingrad vorzustoßen. Mit ihren stark dezimierten Einheiten eroberte sie am 2. Februar das von den Deutschen bis zuletzt verteidigte Traktorenwerk. Nach der Kapitulation des deutschen «Nordkessels» leitete Sajontschkowski die Verhöre der von seiner Armee eingebrachten kriegsgefangenen deutschen Offiziere und Soldaten. Die Verhörprotokolle befinden sich im Schlussteil dieses Bandes.

Der 39-jährige Hauptmann bekam den Posten in der Abteilung für Feindpropaganda wegen seiner guten Deutschkenntnisse, die er schon vor der Revolution in seinem Elternhaus und im Kadettenkorps erworben hatte. Um Erfolg zu haben, setzte die Feindpropaganda gründliche Kenntnisse des Gegners voraus – der Namen der jeweiligen Kommandeure, zu denen Sajontschkowski mit einem Sprachrohr sprach, um sie zum Aufgeben zu bewegen, aber auch der Denkweise und der Verhaltensformen der Deutschen. Das Ziel bestand darin, die kämpferische Moral der Feindsoldaten zu untergraben, sie zu «zersetzen».<sup>206</sup> Im Gespräch mit den Historikern analysierte Sajontschowski die Soldaten der deutschen 6. Armee, ihre soziale Herkunft und ihren «politisch-moralischen Zustand». Er beschrieb im Einzelnen, wie die Siegeszuversicht, die sich in Briefen und Tagebüchern vom Sommer 1942 ausdrückte, angesichts des heftigen sowjetischen Widerstands zunehmend Erschöpfung und Resignation wich. Besonders für die Zeit nach der Einkesselung schrieb er der sowjetischen Antikriegspropaganda eine hohe Wirkung zu. Kritisch äusserte sich Sajontschkowski

## 458 Neun Erzählungen vom Krieg

zur «Räubermoral» der Deutschen, den von den Soldaten gestohlenen Kinderwagen und Säuglingshemden, die er nach der Beendigung der Kämpfe in verlassenem deutschen Unterständen vorfand. Diese Diebstähle führten Sajontschkowski vor Augen, wie innerlich zerrüttet der Gegner war, denn nur ein moralisch ungefestigter Soldat könne sich auf militärisch so sinnlose Art an der Zivilbevölkerung vergehen.

Mit ähnlich scharfem Blick kommentierte Sajontschkowski auch Mängel in der sowjetischen Kriegführung – die schlechte Abstimmung zwischen einzelnen Truppenteilen, die erbärmliche Leistung der sowjetischen Luftwaffe während der Anfangsphase der Schlacht und die verbreitete Disziplinlosigkeit innerhalb der Truppe. Zugleich vermerkte er anerkennend die hohe Disziplin und Ordnungsliebe der Deutschen.

Bevor Sajontschkowski sich 1941 freiwillig an die Front meldete, hatte er ein Geschichtsstudium mit anschließender Promotion abgeschlossen. In seiner Erzählung beobachtete er nicht nur als Zeitzeuge, sondern urteilte auch als Historiker. Er hatte von der Politabteilung erbeutete Briefe und Tagebücher von gefangenen oder gefallenen deutschen Soldaten vor sich liegen und unterzog diese Dokumente einer eingehenden Quellenkritik. An einer Stelle bemerkte er, dass ein deutscher Brief, aus dem er zitierte, nicht mit der Post geschickt, sondern einem anderen Soldaten mitgegeben worden sei. Sajontschkowski wollte damit sagen, dass der Autor dieses Briefes die Militärzensur nicht zu fürchten brauchte und sich offen mitteilte. Der Brief hatte für den Historiker Sajontschkowski einen hohen Quellenwert.

Für Historiker heute ist der Einstieg dieser Erzählung besonders interessant. Stolz verkündet Sajontschkowski seine Herkunft aus der Familie des russischen Admirals Nachimow, der 1853 die osmanische Flotte in der Seeschlacht bei Sinope vernichtete und anschließend im Krimkrieg das belagerte Sewastopol verteidigte. Der Name Nachimow war im Zweiten Weltkrieg wieder zu Ehren gekommen, und 1944 stiftete Stalin den Nachimow-Orden für Angehörige der sowjetischen Flotte. Das stand im Einklang mit der russischen Traditionspflege, die das Sowjetregime seit Ende der dreissiger Jahre betrieb und die auch in der Namensgebung des «Grossen Vaterländischen Krieges» zum Ausdruck kam.<sup>207</sup> Vor dem Krieg hätte Sajontschkowski so nicht über seine Familie reden können, ohne eine Haftstrafe oder Schlimmeres befürchten zu müssen. Als Abkömmling einer adeligen Fami-

lie gehörte er in den Gründungsjahren des Sowjetregimes zu den sogenannten «gewesenen Leuten», die weder wählen noch studieren durften und unter dem Verdacht standen, der Konterrevolution anzugehören. Hinter Sajontschkowskis lapidarer Mitteilung im Interview – «Etwa sieben Jahre arbeitete ich in einer Fabrik als Hobelwerker. Trat 1931 in die Partei ein» – verbarg sich der Kampf eines jungen Mannes um Zugehörigkeit zum sowjetischen Klassensystem. Bis zu seiner Schliessung 1918 besuchte Sajontschkowski das Moskauer Kadettenkorps, dann wechselte er für ein Jahr zur Kadettenschule in Kiew über. In den anschliessenden Jahren verdingte er sich bei der Feuerwehr und der Eisenbahn, um dann mehrere Jahre lang in einer Moskauer Maschinenfabrik zu arbeiten.<sup>208</sup> Von anderen jungen Menschen «klassenfremder» Herkunft ist bekannt, dass sie durch die Resozialisierung ihre «verseuchte» Vergangenheit von sich zu streifen versuchten. So mag Sajontschkowski auch beabsichtigt haben, als Fabrikarbeiter ein echtes «proletarisches» Bewusstsein zu erlangen.<sup>209</sup> Vermutlich verfälschte er seine Biographie, als er beim Eintritt in die Partei nach seiner Familienherkunft befragt wurde.

Während er in der Fabrik arbeitete, absolvierte Sajontschkowski ein Abendstudium der Geschichte am prestigeträchtigen Moskauer Institut für Geschichte, Philosophie und Literatur (IFLI). 1937 schloss er sein Studium erfolgreich ab und verteidigte drei Jahre später seine Doktorarbeit (*kandidatskaja*) über die slawophile «Kyrill und Method «-Geheimgesellschaft im 19. Jahrhundert.

Nach der Schlacht von Stalingrad arbeitete Sajontschkowski weiter in der Abteilung für Feindpropaganda der 6. Armee, die am 5. Mai 1943 in die 5. Gardearmee umbenannt wurde. Im Anschluss an eine im Dezember 1943 erlittene Kopfverletzung wurde er als Gardemajor aus der Armee entlassen und kehrte zu seinem Historikerberuf zurück. Von 1944 bis 1952 leitete er die Manuskript-Abteilung der Staatlichen Leninbibliothek in Moskau. Ab 1948 lehrte Sajontschkowski als Dozent – und nach seiner Habilitation 1950 als Professor – an der Moskauer Staatlichen Universität. Er schrieb acht Monographien und edierte und gab eine Vielzahl von Quelleneditionen heraus, vorwiegend zu politischen und militärischen Aspekten der ausgehenden Zarenzeit, einem Forschungsgebiet, auf dem er unübertriffen geblieben ist. Die von ihm herausgegebene vielbändige Bibliographie von vorrevolutionären russischen Memoiren und Tagebüchern ist noch heute ein unverzichtbares Hilfsmittel für Russlandhistoriker.<sup>210</sup>

## 460 Neun Erzählungen vom Krieg

Als Hochschullehrer war Sajontschkowski schulbildend; er betreute eine Vielzahl von sowjetischen sowie von amerikanischen und japanischen Doktoranden, die sich zu Forschungen in der Sowjetunion aufhielten. 1968 erhielt er den McVane-Preis der Harvard University und wurde 1973 Ehrenmitglied der British Academy, durfte jedoch nicht ins Ausland reisen, um die Preise entgegenzunehmen. Zu Lebzeiten galt Sajontschkowskis quellennahe Forschung als ideologisch anstössig, weil sie sich ausserhalb der geltenden ideologischen Schablonen bewegte. Dieser «positivistische» Blick prägt bereits seine Stalingrader Erzählung.

Sajontschkowski verstarb am 30.9.1983 an Herzschwäche, während er in der Leninbibliothek an einer Geschichte des russischen Offizierkorps vor dem Ersten Weltkrieg schrieb.

### **Stenogramm des Gesprächs mit Major Pjotr Andrejewitsch SAJONTSCHKOWSKI 28. 5.1943 Das Gespräch führte Gen. G. N. Anpilogow<sup>211</sup> Es stenographierte A. I. Schamschina**

Ich wurde 1904 geboren, mein Vater<sup>212</sup> war Militärarzt adeliger Abstammung<sup>213</sup>. Meine Grossmutter war die Nichte von Admiral Nachimow<sup>214</sup>. Ich stamme aus einer Offiziersfamilie. Mein Urgrossvater hatte für die Schlacht von Borodino<sup>215</sup> das Georgskreuz<sup>216</sup> erhalten, ich selbst wurde drei Jahre im Kadettenkorps ausgebildet.

Von Kindheit an wurde ich im Heldengeist des Krieges von 1812 erzogen. Ich kannte zum Beispiel mit sechs, sieben Jahren alle Helden des Krieges von 1812. Die Familientraditionen der Nachimows spielten natürlich eine grosse Rolle. Es sind einige Briefe erhalten, insbesondere ein Brief, den Nachimow nach Sinope an meinen Grossvater schrieb. Ich habe ihn ins militärhistorische Archiv gegeben.

Natürlich sollte ein Marineoffizier aus mir werden. Zuerst lernte ich am 1. Moskauer Kadettenkorps. Die Traditionen, die Ehre der russischen Armee, die Ehre des russischen Offiziers hinterliessen bei mir einen tiefen Eindruck. Ich erinnere mich an das Jahr 1917, die Oktoberrevolution. Was für eine Einstellung hatte mein Vater? Jedenfalls etwas in der Richtung Kadetten und Oktobristen<sup>217</sup>. Ich war 13 Jahre alt. Ich fand, wenn die Bolsche-



Rotarmist Pjotr Sajontschkowski, 1942

wiki die Schulterklappen beibehielten, konnte man sich mit ihnen abfinden. Dann entsinne ich mich noch, wie mein Vater im November eines Tages fluchte, er sagte, dass die Schulterklappen abgenommen würden, und brach in Tränen aus, ich weinte auch, und mein elfjähriger kleiner Bruder weinte auch. Jetzt bin ich auch wieder froh über die Schulterklappen.<sup>218</sup> Diese Traditionen spielten eine grosse Rolle in unserer Familie.

Was meinen Vater betrifft, er war in keiner Armee, er war Arzt und starb 1926. Meine Mutter ist Rentnerin. Wenn Sie fragen, ob mein Vater sich der «Plattform der Sowjets» anschloss, so lautet die Antwort, natürlich nicht.

Mein Vater war lange krank. Deshalb lag die ganze familiäre Last auf meinen Schultern. In der Schule lernte ich immer in den höheren Klassen. Als ich mit der Schule fertig war, starb mein Vater. Ich war die ganze Zeit Fernstudent und schloss Institut und Promotionsstudium als Fernstudent ab. Etwa sieben Jahre arbeitete ich in einer Fabrik als Hobelwerker. Trat 1931 in die Partei ein. 1940 wurde ich promoviert, 1937 hatte ich das Studium am Institut abgeschlossen. Im Dezember 1941 ging ich als Freiwilliger zur Armee. Am 3. Juli kamen wir zur Landwehr. Dort blieben wir einige Tage, dann wurde unser Regiment bis

auf Weiteres entlassen. Danach wurde ich den Flugmeldetruppen zugewiesen. Konnte ich etwa nicht mehr als auf einem Baum sitzen und gucken, ob ein Flugzeug vorbeifliegt? Ich hatte kein Glück, ich kam zur Politverwaltung des Sibirischen Militärbezirks. «Sie sind promoviert – Sie werden Referent.» Drei Monate war ich Referent. Dann stellte ich den Leiter der Politverwaltung vor die Alternative: Entweder Sie demobilisieren mich, oder Sie schicken mich an die Front, ich bin nicht zur Armee gegangen, um in Nowosibirsk herumzusitzen. Da zu dem Zeitpunkt Einheiten zusammengestellt wurden, wurde ich zum Ausbilder für die Arbeit innerhalb feindlicher Truppen in der 315. Schützendivision bestimmt, mit der ich zur Stadt Kamyschin, Stalingrader Gebiet, ausrückte, als Teil der 8. Reservearmee.

Der Stab der 8. Reservearmee lag in Saratow. Bald wurde ich in die Politabteilung der Armee verlegt, und zwar als Chefausbilder der 7. Abteilung, die sich mit der Arbeit innerhalb feindlicher Truppen befasst. Nachdem das 14. Panzerkorps der Deutschen am 23. August beim Weiler Wertjatschi durchgebrochen war, den Don überschritten hatte und zur Wolga vorgestossen war, wurde die 8. Reserve am 26. August zur aktiven 66. Armee. [...]

Am 4. September näherte sich die Armee der Frontlinie und besetzte in der Nacht auf den 5. einen Kampfabschnitt zwölf Kilometer vom rechten Wolgaufer aus nach Westen, in der Gegend der Siedlung Jersowka<sup>219</sup>, 16 Kilometer nördlich vom Bezirk Traktorenwerk. Am 5. September trat die Armee in den Kampf ein, mit der Aufgabe, die deutsche Verteidigungslinie auf einer Frontbreite von zwölf Kilometern zu überwinden.<sup>220</sup> Die Armee bestand aus sechs Schützendivisionen: der 64., der 299., der 231., der 420., der 99. und der 84. Daneben gab es zwei Panzerbrigaden und zwei Raketenregimenter. Unser Angriff kostete grosse Opfer und erbrachte innerhalb von acht Tagen keinen merklichen Erfolg. Es gelang uns nicht, vorzurücken und die deutsche Verteidigungslinie zu durchbrechen. Die Verluste waren immens hoch. Wir verloren fast alle unsere Panzer und eine grosse Anzahl Männer. Wenn man dies vom Standpunkt der Armeeführung aus betrachtet, so wurde hier eine ganze Reihe schwerster Fehler begangen. Zum Beispiel wurde ohne Geländeerkundung mit dem Kampf begonnen, ohne Aufklärung, und ausserdem hätte man den Verbänden einen bis zwei Tage geben müssen, um sich in Ordnung zu bringen. Sie hatten ja einen weiten Weg

### Feindpropagandist: Hauptmann Pjotr Sajontschkowski 463

zurückgelegt. Einige waren in Marschordnung aus Saratow gekommen. Wenn man das Problem aber jetzt im Zusammenhang betrachtet, muss man sagen, dass eine Verzögerung von ein bis zwei Tagen Stalingrad gekostet hätte.

Die Verluste der Deutschen waren ebenfalls immens hoch. Ich kann einen Brief zitieren, den wir damals bei einem Toten gefunden haben. Der Brief war am 23. September verfasst worden. Absender war der Gefreite Hubert Hüsken, Feldpost 06388. Der Brief war an seinen Freund Franz Dahlin gerichtet, und zwar sollte er nicht mit der Post geschickt, sondern jemandem mitgegeben werden.

«Lieber Franz!

Die besten Grüsse von Hubert. Endlich raffte ich mich dazu auf, Dir ein paar Zeilen zu schreiben. Du weisst so gut wie ich, wie es um Briefe bestellt ist, besonders hier, wo Sachen vorkommen, über die nicht geschrieben werden darf. Viele aus unserer Kompanie sind schon nicht mehr am Leben. Von 180 sind noch 60 übrig. Unsere Feuertaufe war besonders hart. Sprenger wird Dir davon erzählen. Ich habe mir den Krieg ganz anders vorgestellt. Ich habe nicht gedacht, dass es so ernst ist. Das muss jeder selbst erleben. Die Kämpfe am Don waren nicht so hart, obwohl der Nahkampf dort oft an erster Stelle stand.

Am 22. August hat die grosse Schlacht um Stalingrad an der Wolga angefangen. An einem Tag rückten wir vom Don an die Wolga vor, um sieben Uhr abends waren wir schon an der Wolga. Die Russen haben am ersten Tag vollkommen den Kopf verloren. Zehn von unseren Soldaten nahmen 150 Mann gefangen, unter ihnen 60 junge Frauen von 18 bis 20 Jahren, mit denen man den Krieg nun keinesfalls gewinnt. Aber einen Tag später hatten sie sich gefasst, und nun begann von allen Seiten etwas, was Du Dir nicht vorstellen kannst, und das geht bis heute so weiter.

Das zweite Bataillon sollte nach Norden gehen, damit die Russen von dort nicht nach Stalingrad vordringen können. Von unseren Stellungen bis zur Vorstadt waren es etwa zehn Kilometer. Aber ich kann Dir sagen, dass das nicht so einfach war. Jeden Tag durchbrachen sie erbittert mit der Unterstützung von Panzern unseren Abschnitt, so dass unsere Verbände in Panik gerieten. Du kannst Dir unsere Verluste vorstellen. An einem Divisionsabschnitt waren ungefähr hundert Panzer eingegraben. Allmählich kam es so weit, dass die Nerven es nicht mehr aushielten. Ich war noch nie in so einer Lage wie hier. Wir haben nichts bekommen, alles kam verspätet, sogar die Verpflegung. Fast alle Marketenderwaren und ähnliche Sachen der 5.

Kompanie, die links von uns stand, wurden von den Russen geschnappt. Die Kompanie wurde gestern aufgelöst. Von ihr waren 27 Mann übrig. In der 7. Kompanie wurden 26 Mann wegen Feigheit und panischem Rückzug zum Strafbataillon verurteilt. Mit dem 1. Bataillon passierte dasselbe, davon blieben noch weniger übrig. Aus unserer Gruppe sind noch 4 Mann übrig, die ich führe. Jetzt kannst Du Dir vorstellen, was hier los ist. Jeden Tag erwarten wir die Ablösung, die hoffentlich bald kommt. Wir haben uns vier Wochen lang nicht gewaschen.»

Man muss sagen, dass der Brief typisch ist. Er charakterisiert die Stimmung unter den deutschen Soldaten. Uns steht eine grosse Anzahl Briefe und Tagebücher toter Soldaten zur Verfügung, so dass ich diesen Brief als Illustration anführen kann.

Ein paar Worte zum Gegner. Stosstrupp der 6. Armee war das 14. Panzerkorps, bestehend aus der 16. Panzerdivision, der 3. Infanteriedivision (mot.) und der 60. Infanteriedivision (mot.). Das Korps wurde von Generalleutnant von Wietersheim<sup>221</sup> kommandiert. [...] Ich betone, dass alle diese Divisionen ausschliesslich aus Deutschen zusammengestellt waren. Darüber hinaus war in keiner dieser Divisionen ein Sudetendeutscher, da waren ausschliesslich Männer aus dem nordwestlichen oder westlichen Deutschland, aus Westfalen, Sachsen, Brandenburg, Preussen, Soldaten im Alter von 20 bis 25, die jahrelang die Schule der Hitlerjugend durchlaufen hatten. Das bedingte auch ihre politisch-moralische Standfestigkeit.

Ein Fehler unserer Operation im September, der sich natürlich mit keinerlei objektiven Umständen rechtfertigen lässt, war vor allem die miserable Zusammenarbeit von Panzern und Infanterie. Als Bestätigung kann ein typischer kleiner Vorfall angeführt werden. Der am 25. September gefangen genommene Gefreite Johann Weingran, 79. Panzergrenadierregiment, 16. Panzerdivision, berichtete Folgendes darüber, wie er in Gefangenschaft geraten war: «Die Russen durchbrachen unsere Verteidigung. Am Abend kamen Panzer. Wir sassen in den Unterständen. Die Panzer standen eine Zeit lang da und fuhren wieder zurück. Nach einiger Zeit, gegen Morgen, kamen erneut Panzer. Infanterie war nicht da; erst nach etwa zwei Stunden kam Infanterie und nahm uns gefangen.»

Der zweite Fehler war die tiefe Staffelung der Truppen, die zu riesigen unnötigen Verlusten führte. Und schliesslich haben einige Divisionen in Einzelfällen die Ausgangslinie tagsüber besetzt. [...]

Schwach stand es auch mit der Luftwaffe. Im September beherrschten



die Deutschen unbestritten den Luftraum, in quantitativer Hinsicht. Und die Aktionen unserer Luftwaffe taugten auch nicht viel. Unsere Flugzeuge bombardierten oft, ohne zu zielen. Es gab Fälle, in denen sie nicht nur unsere vorderste Linie bombardierten, sondern sogar Divisionsgefechtsstände. Am 7. September bombardierten neun unserer Flugzeuge die Gefechtsstände der 64. und der 231. Division.

Am 13. September ging die Armee zur aktiven Verteidigung über. Ende September indessen wurde unsere Front noch einmal um etwa zwölf Kilometer verbreitert, weil unserer Armee einige Divisionen überstellt wurden, darunter die 38. und 41. Gardedivision. Diese Gardedivisionen waren in der Nähe von Moskau aus Luftlande-Brigaden zusammengestellt worden, die hinter den deutschen Linien operiert hatten. Ihre Mannschaften waren herausragend. Sie hatten in der Gegend von Kletschaja<sup>222</sup> mit den Deutschen gekämpft, und zwar buchstäblich wie die Löwen. Als sie unserer Armee überstellt wurden, bestanden sie aus 5'000 bis 5'500 Mann. In der vierten Septemberwoche wurden die Gardisten aufgefüllt. Das Auffüllen geschah zufällig, und infolgedessen hatten wir in den Gardedivisionen unter den aufgefüllten Truppen viele Selbstverstümmelter, und es gab auch Überläufer zu den Deutschen. Es muss gesagt werden, dass ich mit angesehen habe, wie hart das die Gardisten mitnahm. Es war hart für sie, dass ihr Gardebanner von Vorfällen befleckt wurde, an denen sie völlig unschuldig waren. Dieser Umstand weist darauf hin, dass man unbedingt darauf achten muss, dem Auffüllen von Gardeverbänden den zufälligen Charakter zu nehmen. Vielleicht müssen zu diesem Zweck Reservegarderegimenter geschaffen werden.

Man muss sagen, dass es bei uns in der Roten Armee meiner Ansicht nach bis heute beim Auffüllen kein solches System gibt, wie es in der deutschen Armee praktiziert wird. In der russischen Armee hatten wir seit 1812 das 1. und 3. Bataillon aktiv im Regiment, das 2. stand in der Reserve. So ist es auch bei den Deutschen, die Deutschen haben spezielle Reserve-Bataillone, die von der betreffenden Division ergänzt werden. Infolgedessen lernt der Soldat noch in der Etappe seine Division kennen, er wird von einem Offizier ausgebildet, der in dieser Division war, die militärischen Traditionen werden ihm eingepflegt, er kommt in einen Verband, den er bereits kennt, und das dient in hohem Masse der Festigung des Verbands. Bei uns gibt es das nicht.<sup>223</sup> Vielleicht ist es problematisch, zu fordern, dass die Di-

vision ein Reserveregiment in der Etappe haben sollte, aber auf jeden Fall ist es nötig, dass der Rotarmist weiss, wohin er geht. Nehmen wir an, wir haben einen Verwundeten, einen Kommandeur, der ins Militärlazarett kommt – es ist sehr schwer zu organisieren, dass er wieder zu seiner Division zurückkehrt. Bei den Deutschen ist er verwundet, hält sich sechs Monate in seinem Reserveregiment in der Etappe auf und kehrt zu seinem Verband zurück, in seine Kompanie. Wir müssen dem ernsthaft Beachtung schenken. In der Frage des Auffüllens gibt es bei uns kein spezifisches System und keine Transparenz. [...]

Ich möchte mich ein wenig beim politisch-moralischen Zustand der Deutschen aufhalten. Oben habe ich schon gesagt, dass ihr politisch-moralischer Zustand kraft einer Reihe von Faktoren anfangs stabil war. Man muss allerdings sagen, dass die riesigen Verluste, die den Deutschen im September zugefügt wurden, in gewissem Masse einen Zustand extremer Erschöpfung bedingt haben. Die ganze Zeit hielt sie die Hoffnung aufrecht, das 14. Panzerkorps würde, sobald Stalingrad eingenommen wäre, Urlaub bekommen und in Frankreich überwintern, und von dieser Hoffnung lebten sie. Ausserdem muss gesagt werden, dass die Gefechte im September und Oktober dazu führten, dass die Deutschen unserer Antikriegspropaganda gerne das Ohr liehen. Unsere Flugblätter fanden wir bei Gefangenen, bei Toten. Dabei erzählten deutsche Kriegsgefangene, den stärksten Eindruck hätte auf sie das Flugblatt «Papi ist tot» gemacht. Darauf war ein vierjähriges Mädchen abgebildet. Sie hält einen Brief in der Hand, und es liegt ein getöteter deutscher Soldat da. Ein Gefangener hat mir erzählt, sein Kamerad hätte das Flugblatt mit einer Mitnahmegelegenheit nach Hause geschickt.

Generell kommt die soziale Propaganda, die das Hitlerregime entlarven will, nicht gut an,<sup>224</sup> die Antikriegspropaganda dagegen kommt an. Durch die Antikriegspropaganda ziehen sie ihre Schlüsse – Sie wissen ja, wie stumpf und beschränkt die Deutschen sind.

Mitte Oktober sendete ich in der Gegend von Wolga und der Steppenschlucht Suchaja mit einer Feldstation. Ich muss sagen, dass wir aus einem Unterstand in etwa 180 Meter Entfernung von den Deutschen sendeten. Sobald der Lautsprecher zu reden begann, gab es Bewegung in den Verbindungsgängen. Die Deutschen kamen eilig näher an den Lautsprecher heran. In der Regel schossen sie während einer Sendung nicht. Nach der Sendung schossen sie wieder.

Im selben Abschnitt spielte sich Mitte November, noch vor der Einkes-



Sowjetisches Flugblatt, das bei Stalingrad zum Einsatz kam.

selung, ein sehr interessanter Vorfall ab, von dem hier berichtet werden soll. Am Morgen des 19. November bemerkte Oberleutnant Duplenko, Kommandeur des 2. Bataillons, 197. Schützenregiment, 99. Division, dass ein Soldat aus dem deutschen Schützengraben kletterte und fluchend sein Gewehr mit dem Bajonett in den Boden rammte. Nach einiger Zeit kletterten zwei weitere Soldaten heraus und machten dasselbe. Da zeigte Duplenko sich und rief ihnen zu: «Fritzen, kommt her!» Die Deutschen gingen ein Stück, 40 Meter vielleicht, und blieben stehen. Duplenko ging ihnen mit zwei MPi-Schützen entgegen. Erreichte sie. Die Deutschen boten Zigaretten an. Er nahm eine, und ein Gespräch in Gesten begann. Dann hakte er beide unter und ging in Richtung unserer Schützengräben. Die Deutschen gingen etwa 20 Meter. Da kam aus den deutschen Gräben offenbar ein Feldwebel oder Unteroffizier und rief ihnen etwas zu. Sie machten ihre Arme frei, sagten: «Russe, Nacht...» und gingen fort. Duplenko ging auch fort, niemand hatte einen Schuss abgegeben. In der Nacht wurden Massnahmen getroffen. Der Aufklärungschef vom Regiment und Oberleutnant Makarow, der Ausbilder für die Arbeit innerhalb feindlicher Truppen, legten sich in den Hinterhalt und erwarteten die Deutschen. Infolge der

## 468 Neun Erzählungen vom Krieg

Möglichkeit einer Provokation lagen dort 20 Aufklärer und MPi-Schützen. In der Nacht passierte das, was man am wenigstens erwartet hatte. Die Deutschen gingen nicht direkt die Front entlang – das Ganze spielte sich an der Wolga ab –, sondern klettern zum Fluss hinunter und stiegen dann wieder hoch. Sie hatten keine Waffen bei sich. Unser Posten reichte dem ersten Deutschen die Hand, und der kam nach oben. In dem Moment gab der Politstellvertreter der Aufklärungskompanie Schewtschenko den Befehl zu feuern. Es hiess, sie hätten geschlafen, seien aufgewacht, hätten die Deutschen gesehen und einen Schreck gekriegt, und die Deutschen seien zurückgelaufen. Am Morgen fand man elf Brotbeutel, Decken und ihre ganze Habe. [...]

Während unserer Angriffe im Oktober erlitten die Deutschen immens hohe Verluste. Das wird sowohl durch Angaben von Kriegsgefangenen als auch durch einige Dokumente, die uns zur Verfügung stehen, bestätigt. So berichtete der am 20. Oktober gefangen genommene Schütze Johann Schmitz, 8. Kompanie, 8. Schützenregiment (mot.), 3. Division, das 8. Regiment habe am 18., 19. und 20. Oktober sehr grosse Verluste erlitten, vor allem in der Artillerie. Nach den Angaben von Schmitz, aber auch von anderen Gefangenen sind in den 7 Kompanien noch 25 bis 30 Mann. Die Deutschen waren überrascht von der Hartnäckigkeit, mit der unsere Verbände kämpften. Bei einem toten Feldwebel, sein Name war Steinberg, wurde ein nicht abgesandter Brief gefunden, in dem er schrieb: «Die Russen verteidigen: sich auf diesem Abschnitt besonders erbittert und hartnäckig. Sie wissen sehr gut, was diese Stadt für eine Bedeutung hat und was ihr Fall für Folgen haben würde.» Unter Feldwebeln kann man auf ziemlich gebildete Deutsche treffen, sehr oft mit Hochschulabschluss, normalerweise mit Mittelschulbildung.

So stand es bis zur Kesselbildung. Mitte November wurden im Don-Gebiet und südlich von Stalingrad Schläge gegen die Deutschen geführt, und der Kessel um die 6. Armee begann sich zu schliessen. Ab dem 19. November warfen die Deutschen fieberhaft Verbände von Stalingrad an den Don. Ich habe selbst am 20., 21. und 22. November eine Kette deutscher Fahrzeuge mit Infanterie gesehen, die sich nach Westen bewegte. Schon am 17. November war die 16. Panzerdivision, mit Ausnahme weniger kleiner Einheiten, abgezogen und nach Kalatsch geworfen worden, um unsere Truppen daran zu hindern, den Kessel zu schliessen. Am Abend und in der Nacht des 22. November war ich Zeuge permanenter Detonatio-

nen im Rücken der Deutschen, wobei die Deutschen erbittert feuerten, besonders an unserer linken Flanke. Ich persönlich konnte nicht zur vordersten Linie gehen. Man hätte 400 Meter über die offene Steppe laufen müssen, und das war unmöglich. So ging es bis sechs Uhr morgens, dann wurde es still. Als unsere Aufklärer sich gegen acht Uhr morgens den deutschen Schützengraben näherten, war niemand da. Auf der linken Flanke unserer Armee, von der Wolga nach Westen, hatten sich die Deutschen auf einem Abschnitt von acht bis zehn Kilometern zurückgezogen. Am 23. November nahmen wir auf der linken Flanke der 99. Division kampfflos Tomilin, Akatowka, Winnowka und Lotoschanka<sup>225</sup> ein und vereinigten uns mittags mit den Verbänden der 62. Armee. Erst nach der Vereinigung trafen Verbände der 99. Division beim Versuch, eine beherrschende Höhe einzunehmen, in der Gegend von Rynok auf erbitterten deutschen Widerstand. Doch die Höhe wurde eingenommen. Hier hatten wir schon auf dem ganzen Abschnitt keinen Toten mehr. [...]

An der rechten Flanke unserer Armee blieben die Deutschen wie vorher liegen. Die Deutschen zogen sich hastig zurück, sprengten Vorratslager, Fahrzeuge, zündeten Unterstände an, vergruben Dinge. So gruben wir in der Stepenschlucht Suchaja Metschetka am Morgen ein Lager von Uniformen, Stiefeln usw. aus. Dort hatten deutsche Bataillone und die Etappe von den Regimentern gelegen. Ich musste in die meisten Unterstände gehen. Es waren die ersten deutschen Unterstände, in denen ich war. Wir haben dort fürchterliche Dinge gefunden, die die deutschen Räuber voll und ganz charakterisierten. Es genügt, Folgendes zu berichten. Ich verstehe, dass man, ausgehend von der Logik des Siegers und von der Logik des Soldaten, ein Federbett mitnimmt, warme Kleidung vielleicht, einen Spiegel, aber warum zum Teufel nimmt man einen Kinderwagen mit? Zum nächsten Dorf waren es zehn Kilometer! Oder ein Säuglingshemdchen – das habe ich mit eigenen Augen in einem Unterstand gesehen. Die reinste Bibelgeschichte. Das Hemdchen kann man noch nach Deutschland schicken, aber wohin mit dem Kinderwagen? Mir haben Dorfbewohner erzählt: da hängt eine alte zerrissene Bauernbluse, eine Frauenbluse. Ein Deutscher geht hin, steckt sie in die Tasche. Er braucht sie vielleicht nicht, aber die Räuberpsychologie ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, dass er alles nehmen muss, egal, ob er es braucht oder nicht. [...]

Kopfflosigkeit und Panik der Deutschen beim Rückzug in den Novemberta-

## 470 Neun Erzählungen vom Krieg

gen werden sowohl durch Aussagen von Gefangenen als auch durch sicher-gestellte Tagebücher und andere Dokumente bezeugt. Ich zitiere aus dem Tagebuch des Soldaten Heinz Gossmann, Feldpost 1287 Z.

«21. November. Gestern wurde um drei Uhr plötzlich geweckt, um fünf Uhr war Abmarsch. Die Russen sind im Abschnitt der Italiener und Rumä-nen durchgebrochen. Die haben alles hingeworfen und sind abgehauen, und wir müssen die Suppe auslöffeln. Um 17 Uhr schnitten die Russen uns die Strasse für den Rückzug ab. Um 18 Uhr waren wir eingekreist. Unsere drei Geschütze, das einzige Mittel zur Verteidigung, sind zerstört.

20 Uhr. Endlich, nach zweistündigem Ansturm rauf und runter, fanden wir einen Durchschlupf. Alle Fahrzeuge, in denen Treibstoff war, sind zer-stört.

22. November. Sechs Uhr früh. Endlich ist die Strasse wieder frei. Wir können es wagen zu fahren. Die Strasse ist von Pferdekadavern bedeckt, die die Rumänen zurückgelassen haben. Fast alle Tiere sind erfroren. Überall stehen Geschütze herum, Fahrzeuge, Munition liegt da, alles, was die Ver-bände mithatten. Nachdem wir dreimal beschossen worden waren, kamen wir zur Don-Fähre. Um 13 Uhr waren wir glücklich in Karpowka angekom-men, aber hier drängen die Russen von Süden her.»

Der Ende November gefallene Obergefreite Horeski drückte sich in sei-nem Tagebuch ein wenig knapper aus.

«23. November. Flucht vor den Russen von einem Ort zum anderen.

26. November. Die Russen haben die Front durchbrochen, wir fahren weiter.

27. November. Halt in einer Steppenschlucht. Erneut Bau von Unter-ständen.

28. November. Unterstände fast fertig, aber morgens fahren wir weiter. Scheisse das alles.

1. Dezember. Wir sind immer noch umzingelt. Mit der Verpflegung ist es mau, die Nachschubwege sind abgeschnitten.

2. Dezember. Wir bekommen keine Post und können keine schicken. Hoffen wir mal, dass wir den Sack zerreißen können.»

Die Deutschen haben, wie ich schon sagte, Technik und Vorräte zerstört. Das bestätigt in seiner Aussage auch der Kriegsgefangene Rudolf Bormann, Unteroffizier der 4. Kompanie, 267. Regiment, 94. Infanteriedivision. In der

## Feindpropagandist: Hauptmann Pjotr Sajontschkowski 471

Gegend von Orlowka wurde ein Riesenlager Uniformen und Proviant verbrannt. Es wurden Verpflegungsvorräte vernichtet, die für Weihnachten vorgesehen waren, darunter viel Wein. Einen Teil des Weins tranken die Offiziere allerdings, aber was sie nicht trinken konnten, wurde vernichtet.

Im Tagebuch von Heinz Werner, Gefreiter der 24. Panzerdivision, der zur Zeit der Kapitulation gefangen genommen wurde, findet sich folgender Eintrag:

«22. November. Auf dem Flugplatz wegen fehlenden Benzins 20 Flugzeuge gesprengt.

23. November. Morgens einen Grossteil der Fahrzeuge und Panzer gesprengt.»

Die Deutschen zappelten in den ersten Tagen des Kessels buchstäblich wie die Ratten im Sack. Küchenbullen, Schreiber, sogar Leichtverwundete und Kranke aus dem Lazarett in Kalatsch wurden an die vorderste Linie geworfen. Soldaten der 1. Kavallerie der rumänischen Division, die nach der Niederlage auseinandergelaufen waren und sich in der Umzingelung wiederfanden, wurden erfasst und zu drei bis fünf Mann pro Kompanie in deutsche Verbände gesteckt. Unter den Gefangenen fanden sich Schreiber, Küchenbullen und andere nicht zur kämpfenden Truppe gehörende Personen. Der Conférencier eines grossen Berliner Variétés fiel uns in die Hände. Er sagte: «Wissen Sie, Herr Hauptmann, ich war noch nie in einer so komischen Situation wie hier bei Ihnen.»

Doch Anfang Dezember gelang es der deutschen Führung, Panik und Kopflosigkeit zu liquidieren. Von General Paulus kam ein Befehl, der besagte, die Aufgabe der Armee bestehe darin, Stalingrad um jeden Preis zu halten, da die Stadt eine entscheidende Bedeutung für den Ausgang des Krieges habe. Der Befehl endete mit den Worten: «Drum haltet aus, der Führer haut uns raus!» In diesem Befehl wurde auch Hitlers Aufruf zitiert, der im pseudonapoleonischen Stil verfasst war: «Kameraden, ihr seid eingeschlossen und umzingelt. Das ist nicht eure Schuld. Ich setze alle Hebel in Bewegung, um euch aus eurer Lage zu befreien, denn der Kampf um Stalingrad hat seinen Höhepunkt erreicht. Hinter euch liegen schwere Tage, vor euch noch schwerere. Ihr müsst eure Stellungen verteidigen bis zum letzten Mann. Von Rückzug kann keine Rede sein. Wer seinen Platz verlässt, den trifft die ganze Härte des Gesetzes.»<sup>226</sup>

Auf diese Weise gelang es den Deutschen Anfang Dezember, einen Ver-

## 472 Neun Erzählungen vom Krieg

teidigungsring aufzubauen und eine relative Ordnung herzustellen.

Ich komme zur Frage der Kriegsverbrechen. Am 26. November wurde mir aufgetragen, zur Stellung der 99. Division in der Gegend von Akatowka-Winnowka-Rynok zu fahren, um die Propaganda unter den gegnerischen Truppen zu organisieren und um Gräueltaten zu dokumentieren. Dazu muss gesagt werden, dass hier am 1. und 2. November einige Verbände der 300. Division vom linken Wolgaufer aus gelandet waren.<sup>227</sup> Das Schicksal dieser Landtruppen war schlimm. Einige ertranken in der Wolga, einige erreichten das Ufer, wurden jedoch teils getötet, teils gefangen genommen. In den Stellungen der deutschen Unterstände, wo die Landtruppen nicht gewesen waren, fand ich Leichen, die keine Leichen Gefallener sein konnten, nämlich bestialisch gefolterte Leichen. Zum Beispiel war dort die Leiche eines Rotarmisten, von dessen rechter Hand die Haut mitsamt der Fingernägel abgezogen war. Die Augen waren ausgebrannt, und auf der linken Schläfe war mit einem glühenden Eisen eine Wunde zugefügt worden. Die rechte Gesichtshälfte war mit einer brennbaren Flüssigkeit übergossen und angesteckt worden. Ich habe ein Foto davon und eine Akte.

Ich möchte ein wenig abschweifen und zwei Punkte besonders hervorheben. Vor allem dies: Als ich an den Ort kam, wo die Leichen der Gefolterten lagen, war ein Teil von ihnen schon verscharrt, und ich musste sie ausgraben lassen. Dabei waren die Leichen dieser Helden in Massengräbern verscharrt, ohne einen Hinweis auf die Stätte ihres Begräbnisses. Leider ist dies kein Einzelfall. Wir haben keinen Gefallenenkult, und trotz der strengen Direktiven der Hauptpolitverwaltung der Armee und des Volkskommissariats für Verteidigung<sup>228</sup> ist der Umgang mit Leichen bei uns empörend. Es ist uns noch nicht gelungen, einen Gefallenenkult zu entwickeln.

Ich komme jetzt zur Zersetzung der gegnerischen Truppen zur Zeit der Einkesselung. Seit Dezember hat die Zersetzungsarbeit stark an Schwung gewonnen. [...] Besonders grossen Raum nahm die mündliche Propaganda ein. Über eine Feldsendestation oder einen Schalltrichter sprachen wir täglich aus den Schützengräben zu den Deutschen. Das wichtigste Dokument in unserer Propaganda war ein Appell an deutsche Offiziere und Soldaten, den Generaloberst Jerjomenko und Generalleutnant Rokossowski unterzeichnet hatten.<sup>229</sup> Hier wurde zum ersten Mal an Offiziere appelliert. Aus-



### Feindpropagandist: Hauptmann Pjotr Sajontschkowski 473

serdem stand dort zum Beispiel, dass die Militärgeschichte nicht wenige Beispiele mutiger Soldaten und Offiziere kennt, die kapitulierten, als sie sich in auswegloser Lage befanden. Dies sei kein Akt der Feigheit, sondern ein Akt der Vernunft.

Damals übermittelten wir den Deutschen durch den Schalltrichter die tägliche Sowinformbüro-Sendung «Letzte Stunde» jeweils in der folgenden Nacht. Meistens schossen die Deutschen nicht, eröffneten allerdings gegen Ende der Sendung hin das Feuer. Die Zahl der freiwillig in Gefangenschaft gehenden Soldaten und der Überläufer stieg an. Unsere Propaganda erreichte aber auch jeden Tag mehr Leute. Ich kann dazu folgenden Vorfall wiedergeben. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar ging ich mit dem Technikerintendanten Gerschman, Übersetzer der 116. Division, zur vordersten Linie, um den Deutschen eine Mitteilung über Paulus' Ablehnung des Kapitulationsangebotes vorzulesen. Es war am frühen Morgen, gegen sechs Uhr. Wir kamen zur vordersten Linie. Weil es zuvor eine Offensive



Ein sowjetischer Soldat überträgt in deutscher Sprache gegnerischen Soldaten die Nachrichtensendung «Letzte Stunde», Stalingrad, Dezember 1942.

*Fotograf: Leonidow*

#### 474 Neun Erzählungen vom Krieg

gegeben hatte, war die Entfernung zwischen uns und den Deutschen gross, ungefähr 200 Meter. Über 200 Meter hinweg konnte man nicht zu den Deutschen sprechen. Also gingen wir zu zweit über die vorderste Linie hinaus auf neutrales Gebiet, 80 bis 100 Meter von unseren Gräben entfernt, legten uns zwischen die Toten und begannen mit der Wiedergabe. Zu dem Zeitpunkt feuerten die Deutschen eine Rakete ab, und wir sahen 50 bis 60 Meter von uns entfernt eine Gruppe deutscher Soldaten, die uns zuhörten. Offen gesagt, es war ein bisschen zum Fürchten. Doch wir lasen ein Mal, lasen ein zweites Mal, und die Deutschen schossen nicht, obwohl sie uns gesehen hatten. Nachdem wir die Meldung zweimal durchgegeben hatten, liefen wir zurück. Die Deutschen schossen wieder nicht auf uns, obwohl sie uns mühelos hätten töten können.

Ein sehr wirksames Mittel war das Zurückschicken von Gefangenen. Das wurde seit Mitte Dezember intensiv praktiziert. Meistens nahm man Deutsche gefangen, schickte sie gleich zum Gefechtsstand des Bataillons oder des Regiments, gab ihnen zu essen und liess sie ohne jede konkrete Aufgabe wieder laufen. Sie sollten nur hingehen und die Wahrheit darüber erzählen, wie es in Gefangenschaft war. Das hatte grossen Einfluss, denn die Deutschen waren der Propaganda wegen überzeugt, die Russen würden ihnen die Augen ausstechen, die Ohren abschneiden usw.

Ich weiss noch, wie Ende Dezember der Gefreite Werner gefangen genommen wurde. Er war Musiker und Komponist von Beruf, Mitglied der faschistischen Partei seit 1928. Ich verhörte ihn im Unterstand und führte ihn dann zu dem Unterstand, wo die Gefangenen sass. Er hinkte, weil er eine kleine Wunde am Bein hatte. Es war glatt. Wir gingen bergauf. Ich nahm seinen Arm und half ihm. Dabei sagte ich: «Wissen Sie, was ich bin? Ich bin Kommissar.» Sie können sich nicht vorstellen, was daraufhin mit ihm los war, er schrak gleich vor mir zurück usw.

Ich brachte ihn in den Unterstand zu den Deutschen, die in der Nacht an der vordersten Linie berichten sollten, wie es ihnen in russischer Gefangenschaft erging, machte sie mit Werner bekannt und sagte ihnen, sie sollten ihm berichten, was sie bei uns gesehen hatten. Als ich abends im Unterstand vorbeischaute, wandte sich Werner mit der Bitte an mich: «Gestatten Sie, Herr Hauptmann, dass ich meinen Kameraden heute erzähle, was ich bei Ihnen gesehen habe!» Und dieser Werner erstattete in derselben Nacht

in 200 Meter Entfernung von den Schützengräben, in denen er eine Nacht vorher gegessen hatte, am Mikrofon Bericht.

Doch der Erfolg unserer Propaganda hing natürlich ganz und gar von dem Erfolg der Kampfhandlungen ab, die die Deutschen in eine extrem schwere Lage brachten.

Wir benutzten zwei Kommunikationsmittel im Kontakt mit den Deutschen. In der 149. Brigade kam zum Beispiel eine Katze aus einem etwa 60 Meter entfernten deutschen Unterstand in unseren Unterstand. Sie kam zu uns, weil es bei den Deutschen nichts zu fressen gab. Diese Katze haben wir auch zur Zersetzung der gegnerischen Truppen herangezogen. Anfangs befestigen wir ein Flugblatt an ihrem Schwanz und schickten sie zu den Deutschen. Nach einiger Zeit kam die Katze zurück. Nachdem wir diese Prozedur mehrere Male wiederholt hatten, nähten wir ihr ein Korsett, in dem bis zu 100 Flugblätter Platz hatten, und sie lief zwei Wochen zu den Deutschen und kam ohne Flugblätter zurück, bis die Deutschen ihr die Hinterbeine zerschossen und sie sterbend in unseren Unterstand kam.<sup>230</sup>

Die Deutschen hörten regelmässig unsere Sendungen und lasen unsere Flugblätter. Das bestätigten zahlreiche Aussagen von Gefangenen. Um den Verbreitungsgrad unserer Propaganda zu überprüfen, hielt ich – es war schon nach der Kapitulation – in Dubowka eine Gruppe Gefangener an, etwa 500 Mann. Nachdem ich ihnen über die Lage an der Front berichtete hatte (wir hatten gerade Rostow zurückerobert), fragte ich, wer von ihnen unsere Flugblätter gelesen oder unsere Schalltrichter-Sendungen gehört hatte. Bis auf wenige Ausnahmen hoben alle die Hand.

In den letzten Tagen vor der Kapitulation gaben wir während des Sturms auf das Traktorenwerk mit einer starken Sendestation Informationen über die Situation ihrer Gruppierung an die Deutschen weiter, ausserdem «Letzte Stunde», und zwar so, dass unser Radio auf dem ganzen Gelände des Traktorenwerks zu hören war.

Ein paar Worte über das Heldentum. Ohne jede Übertreibung kann man sagen, dass während der ganzen Zeit der Stalingrader Kämpfe Kommandeure und Soldaten, natürlich mit einigen wenigen Ausnahmen, ein ungeheures Heldentum an den Tag gelegt haben. Oft, wenn ich während der Verteidigung an der vordersten Linie war, bestürmten mich die Rotarmisten mit Fragen, ob sie noch lange da liegen und wann sie zum Angriff übergehen würden.

Ein negatives Element unseres Heldentums, wenn man das so ausdrü-

## 476 Neun Erzählungen vom Krieg

cken darf, ist eine übertriebene, schon irrsinnige Kühnheit und ein bisweilen völlig unnötiges Risiko. Tagsüber an der vordersten Linie passiert das immer wieder: «Wanka, gib mir Feuer», und er kriecht aus dem Graben und läuft los, um sich Feuer für seine Papirossa zu holen. Oder wo man kriechen müsste, gehen die Männer aufrecht und werden dabei reihenweise getötet.

Von Stalingrader Helden ist viel gesagt und viel geschrieben worden. Ich möchte etwas von der Heldin unserer Armee sagen, Marussja Kucharskaja<sup>231</sup>, die 440 Verwundete vom Feld getragen hat. Ich sah sie auf dem Schlachtfeld. Sie ist tatsächlich ein vollkommen furchtloser Mensch. Sass im Unterstand und rechnete: «Also», sagte sie, «wenn ich noch 60 raushole, werde ich Heldin der Sowjetunion.» Dann ist da Hauptmann Abuchow<sup>232</sup>, Bataillonskommandeur im 1153. Regiment, 343. Division. Mit seinem Bataillon, in dem nicht mehr als 30 aktive Bajonette waren, schlug er im Januar einige Dutzend Panzer-Gegenangriffe zurück. Mitte Januar wurde er von einer zufällig detonierenden Granate getötet. Die Artilleristen des 803. Art. Reg., 226. Division, trugen während unseres gesamten Vormarsches von der Steppenschlucht Jablonewaja, wo sie in Verteidigungsstellung gelegen hatten, bis zum Stalingrader Traktorenwerk ihre Geschütze selbst, denn wegen der Schneeverwehungen konnten Pferde nichts ausrichten, und die Männer begriffen gar nicht das Heldenhafte ihres Tuns. Man sah nichts Besonderes darin, es wurde zum Teil des Alltags.

Ich möchte noch von der starken mechanischen Disziplin der Deutschen berichten. Ungeachtet der bekannten Erfolge unserer Propaganda und des beginnenden Prozesses der Zersetzung in den eingekreisten Verbänden muss betont werden, dass die grosse Masse der Soldaten Offiziersbefehle widerspruchslos befolgte. Einerseits verstärkte das die Probleme, die wir mit der Liquidierung der Gruppierung hatten, andererseits verweist das auf die Stärke der mechanischen Disziplin in der deutschen Armee. Wenn man nämlich mit jedem Deutschen, mit jedem Soldaten, einzeln spricht, will er angeblich nicht mehr kämpfen, aber sobald ein Feldwebel schreit: «Antreten!», wird er antreten und stehenbleiben. Ich war selbst Zeuge davon. In der Nacht vom 2. auf den 3. Februar waren Regimenter, die kapituliert hatten und in Gefangenschaft gegangen waren, in der Nähe der Sowchosa Stalingrad konzentriert, einige Kilometer vom Traktorenwerk entfernt. Hier nahmen wir sie in Empfang, registrierten sie, teilten jedem 250 Gramm

Brot zu, gaben eine Wachmannschaft mit und schickten sie nach hinten, nach Dubowka. Die Nacht war sehr kalt. Ich weiss noch, ich trat zu einem Regiment, es waren etwa tausend Mann. Sie standen in einem ungeordneten Haufen herum. Ich kommandierte, sie sollten antreten, schrie: «Unteroffiziere und Feldwebel zu mir!» und sagte ihnen, sie sollten Gruppen von zehn Mann bilden, je zwei Laib Brot entgegennehmen und auf die Wachmannschaft warten. Warten mussten sie einige Stunden. Bisweilen hörte man unmenschliches Geheul. Das waren Männer mit Erfrierungen, die so schrien. Sie fielen zu Boden, starben, und die Soldaten blieben weiter in Reih und Glied stehen. Wenn ein Feldwebel oder Unteroffizier ihnen befohlen hat, stehenzubleiben, stehen sie. Diese starke mechanische Disziplin hat Ehrenburg ganz richtig beobachtet.

Während der Kapitulation geschahen viele amüsante, interessante Dinge. So zum Beispiel der Abschied Generalmajor von Lenskis, des Kommandeurs der 24. Panzerdivision, von seinen Offizieren. Als er sich bereits im Gefechtsstand der 343. Division befand, bat er den Divisionskommandeur, Generalmajor Ussenko<sup>233</sup>, um die Erlaubnis, sich von seinen Offizieren zu verabschieden. Ein Regimentskommandeur seiner Division, Oberst von Below<sup>234</sup>, liess die Offiziere antreten, machte von Lenski Meldung und nahm an der rechten Flanke Aufstellung. Von Lenski trat an die Offiziere heran und sprach folgendermassen zu ihnen: «Meine Herren Offiziere, Ich danke Ihnen, dass Sie während unserer gemeinsamen Kampfhandlungen meine Befehle stets exakt ausgeführt haben. Sie haben Ihre Pflicht bis zum Ende erfüllt. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise.» Diese Rede im Geiste von Napoleons Abschied von der Alten Garde machte auf die Offiziere grossen Eindruck. Viele von ihnen brachen in Tränen aus.

Wir verteilten die Offiziere auf die Autos, organisierten den Transport. Ich ging zu einem deutschen Stabsoffizier. Dort sass ein Oberst. Ich sagte:

«Herr Oberst, bei Ihnen müssen einige Offiziere mitfahren.»

Er erklärte mir in gebrochenem Russisch, dass viele Sachen im Auto seien, dass das kaum klappen werde. Er lächelte. Ich fragte:

«Woher können Sie Russisch?»

«Sehen Sie», antwortete er, «ich mache diese Reise zum zweiten Mal. 1915 bin ich in Gefangenschaft geraten und habe drei Jahre in Krasnojarsk verbracht. Offenbar fahre ich jetzt in dieselbe Richtung.»

## 478 Neun Erzählungen vom Krieg

Am 22. Januar fingen die Deutschen unter dem Druck unserer Verbände an, sich nach Stalingrad zurückzuziehen. Ich habe zum Beispiel selbst gesehen, wie am 23. und 24. die ganze Zeit hindurch eine Masse Fahrzeuge pausenlos zum Traktorenwerk fuhr. Im Traktorenwerk konzentrierte sich eine sehr grosse Anzahl Deutscher. Wir schätzen, dass es dreitausend sein würden, aber später haben wir bekanntlich dort allein schon etwa fünftausend Gefangene gemacht.

Am 23., 24., 25. und 26. näherten sich unsere Verbände von Westen her dem Traktorenwerk. Von Norden hatten wir die ganze Zeit Verteidigungsstellungen direkt am Traktorenwerk inne. Ein Bataillon der 149. Schützenbrigade stand im sogenannten Stiefelchen auf dem Territorium des Traktorenwerks. Dort war eine Ziegelfabrik. Die Grube und ein paar Hütten am Hügel gehörten uns, der Rest den Deutschen. Am 25. und 26. näherten sich unsere Verbände vom Westen dem Traktorenwerk. Auf diese Weise war es von unseren Einheiten zur Hälfte eingekreist. Ausserdem schnitten Verbände, die sich im Süden des Traktorenwerks befanden, den südlichen vom nördlichen Teil ab.

Am 27. Januar begann der Sturm aufs Traktorenwerk. In der Nacht des 26. war ich von einem Mitglied des Militärarrats und vom Leiter der Politabteilung beauftragt worden, in Tuchfühlung mit den Deutschen zu gehen, um ihnen die Kapitulation vorzuschlagen. Die Deutschen hatten das Traktorenwerk besetzt, hinter dem Werk begannen einige schmale Steppenschluchten. Hier war der sogenannte Neue Park. Diese Schluchten hatten sie besetzt. Auf der anderen Seite der Schlucht Mokraja Metschetka<sup>235</sup>, wo die Deutschen ihre Unterstände hatten, waren unsere Unterstände. Ich ging also hin; ich kannte den Namen des deutschen Bataillonskommandeurs. Dort lag das 274. Regiment, sein Kommandeur hiess Kannengiesser. Nach internationalem Recht konnte ich nur mit jemandem verhandeln, der den gleichen Rang hatte wie ich. Bis zu ihrem Unterstand waren es etwa 50 Meter. Ich sagte, hier spreche der Offizier der Roten Armee Sajontschkowski im Auftrag des Befehlshabers der Armee. Ich würde Hauptmann Kannengiesser zu Verhandlungen auffordern. Ich sprach durch einen Schalltrichter aus dem Graben, zeigte mich sogar ein wenig. Kein Resultat. Ich wiederholte das Ganze. Eine MG-Salve peitscht über mich hinweg. Ich fing an, ihn zu reizen, sagte: «Sie, ein deutscher Offizier, sind ja offenbar ein mutiger Mann, wie können Sie da Angst haben zu antworten?» Wieder das MG. Da wandte ich mich an die Soldaten. Als der Hundesohn sechs

Tage später in Gefangenschaft war, wollte ich nicht mit ihm sprechen, ich schickte den Dolmetscher. Er sagte, er habe das nicht gehört, er sei im Gefechtsstand des Regiments gewesen. Eine Lüge. Ich hatte die Deutschen gebeten, dreimal in die Luft zu schießen, und sie taten es nicht. Er erklärte, er habe doch nicht auf den Herrn Hauptmann schießen können! Also, mit ihm kam kein Kontakt zustande.

Der Sturm auf das Traktorenwerk war auf den 27. festgesetzt. Ich muss sagen, dass wir nur noch sehr wenige aktive Bajonette hatten. In der Nacht vom 26. auf den 27. verliessen die Deutschen von selbst die schmalen Schluchten und rückten dicht ans Traktorenwerk heran. Das entdeckten wir auf folgende Weise. Ich hatte die ganze Nacht [mit den Deutschen] gesprochen. Gegen sechs Uhr morgens kam ich im Gefechtsstand der Kompanie an und legte mich hin. Nach einer Stunde weckte mich der Kompaniechef und sagte: «Hör mal, Hauptmann, hast nicht umsonst gearbeitet, hier sind Gefangene, Überläufer.» Es waren drei Rumänen. Die Rumänen kamen an und sagten: «Die Deutschen sind weg.» Wir glaubten ihnen nicht. Eine Stunde später kam ein Deutscher, auch ein Überläufer, wie er erzählte, ein ehemaliger Komsomolze, Otto hiess er, mit einem grossen Vorrat pornographischer Postkarten und anderem Zubehör, das für die Liebe nötig war. Er bestätigte, dass alle weg seien. Ich sagte: «Gut, du gehst voran, wir kommen hinterher. Merk dir, wenn du gelogen hast, kriegst du sofort eine Kugel in den Kopf.» Wir kamen hin, keiner war da, sie waren wirklich gegangen.

Am 27. Januar um zwölf oder ein Uhr begann der Sturm aufs Traktorenwerk. Ich war auf der nördlichen Seite. Wir stiegen in die Steppenschlucht Mokraja Metschetka hinunter und konnten ein paar Häuschen einnehmen, die am Hang standen. Sie hielten sich sehr zäh. Ein extrem starkes MG-Feuer bestrich uns – da war nichts zu machen. Sie hatten kaum noch Artilleriegeschütze, sie hatten keine Granaten, aber noch viele Patronen für Gewehre und MGs.

Hier geschah tatsächlich etwas Fürchterliches. Sie können sich nicht vorstellen, wie massiv unsere Luftwaffe angriff, unaufhörlich flogen 30 bis 35 Flugzeuge, in Wellen. So viel Artillerie hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Wirklich, da standen massenweise Kanonen, und alles feuerte auf die Deutschen. Da gab es alles, auch Raketen, alles gab es dort. Hier zeigte sich nicht die Weisheit unserer Armeeführung, sondern die des Genossen Stalin selbst. Uns kam das wüst vor: Wir hatten keine Leute, es

## 480 Neun Erzählungen vom Krieg

waren zehn Mann pro Bataillon übrig, konnte man uns etwa keine Verstärkung schicken? Es gab keine Leute. Der Sturm war im Wesentlichen ein Sturm von Luftwaffe und Artillerie. Hätte man uns zehntausend Mann Infanterie gegeben, wären die auch nicht wiedergekommen.

Man kann eigentlich nicht sagen, dass sich der Kampf im Traktorenwerk selbst abspielte, das war nicht so, abgesehen von einigen kleinen Häusern. Die Stärke von Artilleriefeuer und Luftangriffen führte dazu, dass sie massenhaft Verwundete in ihren Kellern hatten. Ihre Regimenter hatten in den letzten Tagen keine Verbindung untereinander gehabt, sie war vom Artilleriefeuer zerstört worden, und das führte zur Kapitulation. Die Deutschen wunderten sich: «Wo ist eure Infanterie?» Sie sassen in den kleinen Häusern und schossen. Eine vorderste Linie, wie wir sie uns vorstellten, gab es nicht, doch ihre Feuerkraft war ziemlich hoch. Sie schossen die ganze Zeit und koordiniert.

Am Morgen des 2. Februar, als die Kapitulation bereits stattgefunden hatte, rückten unsere Panzer vor, fuhren direkt dorthin, und sie ergaben sich, und zwar ziemlich organisiert. Unter uns gesagt, unsere Infanterie war fertig. Hatten wir noch 15'000 Mann in der Armee? Mit der Etappe waren es natürlich 15'000. In jeder Division sind nur noch 4'000 Mann, aber das ist der Artillerie zu verdanken, die haben fast keine Verluste, ebenso die Granatwerferschützen, die Nachrichtenkompanien, die Sani-Bataillone, aber Bajonette gab es keine. Schliesslich übernahm die 149. Schützenbrigade den Abschnitt am «Stiefelchen». Die Front war dort etwa 200 Meter lang. Da gab es vielleicht noch 30 aktive Bajonette. Das Traktorenwerk wurde eindeutig durch die Operationen unserer Artillerie und unserer Luftwaffe eingenommen, keinesfalls durch die Infanterie.

In diesen Tagen kamen wir nicht vorwärts, aber die Stärke des Artilleriefeuers, das über das Traktorenwerk hereinbrach, führte dazu, dass die Deutschen keinen Widerstand mehr leisten konnten. Das Traktorenwerk war zu einem glühenden Kessel geworden, in das die ganze Zeit über eine solche Menge Stahl und Eisen hineinstürzte, dass man dort nicht bleiben konnte. [...]

Der NKWD-Chef des Bezirks Traktorenwerk war ein absolut furchtloser Mann. Ich weiss seinen Namen nicht. Zunächst einmal hat er sich nicht evakuieren lassen, sondern sass die ganze Zeit in Spartakowka oder in Rynok. Als die Deutschen für einen halben Tag nach Rynok kamen, sah ihn niemand von den Bewohnern. Seit Januar oder schon seit Dezember



### **Feindpropagandist: Hauptmann Pjotr Sajontschkowski 481**

wohnte er in Spartakowka, ganz in der Nähe, 200 Meter vom Traktorenwerk entfernt, und beschäftigte eine Agentur von Bewohnern aus dem Bezirk Traktorenwerk. Wir bekamen jeden Tag Meldung darüber, wie viele Deutsche eingeschleust wurden. Plötzlich bekamen wir ein Telegramm aus der Politabteilung der 49. Division, dass eine Frau und ein Leutnant eingeschleust worden seien. Es stellte sich heraus, dass der NKWD-Chef jeden Tag vom Traktorenwerk aus Meldung machte. Er wohnte dort, half, nahm unsere Flugblätter, und seine Frauen brachten sie dorthin. Der Mann war tatsächlich die ganze Zeit vor Ort. Rynok, Spartakowka waren Teile seines Bezirks. Dort mochten keine Bewohner mehr sein, aber es war sein Bezirk. Dort tat er seine Arbeit an der vordersten Linie, als NKWD-Mann. Er stand in Verbindung, in Kontakt mit der Armee, war ständig beim Brigadekommandeur oder beim Politstellvertreter der Brigade, aber er machte eben Kontaktarbeit und mischte sich nicht in unsere Aufgaben ein. Noch zu Friedenszeiten hatte er den Lenin-Orden erhalten.

Im Gefechtsstand der Brigade sah ich den Direktor des Traktorenwerks, noch vor der Kapitulation, während des Sturms. Er war gekommen, wohnte in Spartakowka, noch jemand war da. Sie waren bereit, ihr Werk wieder in Ordnung zu bringen.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 54.*

*Aus dem Russischen von Christiane Körner*

## Die Deutschen sprechen



Deutsche Kriegsgefangene, Stalingrad, Januar 1943

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943

Generalfeldmarschall Paulus begab sich am 31. Januar 1943 in sowjetische Gefangenschaft. Am gleichen Tag legten die deutschen Soldaten im Südkessel der Stadt ihre Waffen nieder. Zwei Tage später kapitulierte schliesslich auch der von Generaloberst Karl Strecker<sup>1</sup> kommandierte Nordkessel. Während Zehntausende Soldaten den Weg in die Gefangenschaft antraten, machte sich der sowjetische Nachrichtendienst an die Arbeit. Am 5. Februar begannen Hauptmann Sajontschkowski (siehe das Interview mit ihm, S. 475 ff.) und sein Kollege Major Lerenman, die von der sowjetischen 66. *Armee* im Nordkessel gefangen genommenen Soldaten und Offiziere zu verhören. Nach dem Krieg übergab Sajontschkowski, inzwischen an die Moskauer Staatliche Universität zurückgekehrt, wo er ab 1951 als Professor für Russische Geschichte lehrte, Dokumente zu seiner Tätigkeit an der Stalingrader Front, darunter auch Akten mit Verhörprotokollen, an das Archiv der Historikerkommission von Isaak Minz. Örtlich und zeitlich knüpfen die im Folgenden vorgestellten Dokumente fast nahtlos an die Szenen im Keller des Stalingrader Kaufhauses und im Stab von General Schumilow an. Die Verhöre lesen sich mit besonderer Spannung, nicht nur, weil sie die Stimmungen und Eindrücke einzelner, namentlich genannter deutscher Soldaten und Offiziere unmittelbar nach ihrer Gefangennahme beleuchten, sondern auch, weil sie erkennen lassen, wie die Sowjets mit den Gefangenen umgingen und welche Kenntnisse sie von ihnen zu gewinnen suchten.

Kurz nach dem Ende der Stalingrader Schlacht hielt Sajontschkowski, inzwischen zum Major befördert, vor den Mitarbeitern der Siebten Abteilung («Abteilung für Spezialpropaganda bei den Truppen und der Bevölkerung des Gegners») einen Vortrag über den Zweck des «politischen Verhörs von Kriegsgefangenen» und die Art seiner Durchführung<sup>2</sup>. Vermutlich wurden die Siebten Abteilungen aller an der Kesselschlacht beteiligten

sowjetischen Armeen im Februar und März 1943 personell aufgestockt, um des anwachsenden Gefangenenstroms Herr zu werden. Als Chefausbilder führte Sajontschkowski die neuen Mitarbeiter in ihre Aufgaben ein.

Die primäre Aufgabe des verhörenden Offiziers, schärfte er seinen Zuhörern ein, bestehe darin, den «politisch-moralischen» Zustand der Wehrmacht zu bestimmen. Wie dachten die Kriegsgefangenen über den Krieg? Glaubten sie noch an einen deutschen Sieg? Wie stand es um die Disziplin in der Truppe, und wie fest war die faschistische Ideologie innerhalb der Wehrmacht verankert? Ähnlich wie bei ihren eigenen Soldaten nahmen die politischen Offiziere der Roten Armee an, dass auch die Armee des Gegners weltanschaulich geleitet war und dass ideologische Überzeugungen und politische Indoktrination den soldatischen Kampfgeist beförderten. Das Ziel des politischen Verhörs bestand darin, Bruchstellen in der Loyalität der Soldaten zum nationalsozialistischen Herrschaftssystem freizulegen; diese Schwachstellen musste die sowjetische Feindaufklärung an der Front gezielt bearbeiten, um das politisch-moralische Gerüst des Gegners zum Einsturz zu bringen. Weil Sajontschkowski und seine Mitarbeiter insbesondere auf dem Gebiet der Feindpropaganda arbeiteten, enthielten die von ihnen erstellten Verhöre detaillierte Fragen zum Einfluss der sowjetischen Frontpropaganda auf die deutschen Soldaten. Die Sowjets wollten erfahren, welche Techniken der Beeinflussung funktionierten und wo nachgebessert werden musste. (Von mehreren Soldaten mussten sie sich anhören, dass die sowjetischen Flugblätter vor allem zu Kriegsbeginn primitiv gewesen seien und allenfalls für Belustigung gesorgt hätten. Ein Deutscher merkte auch an, dass er mit dem Begriff Faschismus nichts anzufangen wisse.)

Sajontschkowski ging in seinem Vortrag detailliert auf die Art der Durchführung des Verhörs ein. Das individuelle Gesprächsformat, bei dem nur der verhörende Offizier und der Gefangene im Raum zugegen seien, empfehle sich, denn so würde sich der gefangene Soldat eher mitteilen als in der Gegenwart seiner Kameraden oder Vorgesetzten. Grundsätzlich müsse das Verhör die Form wahren und dürfe nicht im Geist der Fraternalisierung durchgeführt werden, denn das schade der «Ehre und Würde» der befragenden sowjetischen Offiziere. Nur in Ausnahmefällen, etwa bei der Befragung von hochrangigen Offizieren, die besonders wichtige Mitteilungen machen könnten, biete sich ein ungezwungener Verhörstil bei einer Tasse Tee an. Während des Gesprächs müsse der verhörende Offizier be-

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 487

zeugen, dass er die gegnerische Armee gut kenne. Das Einstreuen von Angaben zur Einheit des jeweiligen Gefangenen, die namentliche Erwähnung seines Divisionskommandeurs etwa, werde einen starken Eindruck erzeugen. Auch die Art der Fragestellung müsse gut überlegt werden. Die Frage, ob ein deutscher Soldat Mitglied der Nationalsozialistischen Partei sei, werde häufig keine wahrheitsgemässen Antworten ergeben und empfehle sich daher nicht. Die Frage müsse vielmehr lauten: «Wann sind Sie der NS-Partei beigetreten?»

Fast alle der nachfolgend dokumentierten Verhöre fanden zwischen dem 5. und 9. Februar 1943 im Stab der 66. Armee in der Stadt Dubowka, 50 Kilometer nördlich von Stalingrad, statt. Die verhörten Offiziere und Soldaten gaben Auskunft über die letzten Wochen und Tage im Stalingrader Kessel und über die Umstände, die zur Kapitulation ihrer Einheiten führten. Sie äusserten sich zur verbliebenen Kampfkraft der Wehrmacht und zur Stärke des russischen Gegners. Die Verhörprotokolle enthalten etliche bislang unbekannte Informationen über die letzten Tage der Schlacht von Stalingrad, etwa die unterschiedliche Art, mit der verschiedene Kommandeure (die Generäle Strecker und Arno von Lenski<sup>3</sup>) mit den Auflösungserscheinungen in den von ihnen befehligten Einheiten umgingen. Man erfährt von den horrenden Lebensbedingungen der russischen Kriegsgefangenen in deutschem Gewahrsam und vom Schrecken, den die auf engem Raum zusammengepferchten, den sowjetischen Artillerie- und Luftangriffen ausgesetzten Soldaten der 6. Armee erlitten haben müssen.

Wenn die Deutschen trotz Hungers, Erschöpfung und Massensterbens weiterkämpften, so schienen sie es aus einer Mischung aus Trotz, soldatischem Gehorsam und ideologischer Überzeugung zu tun. Als besonders starker Antrieb wirkte die Angst vor der russischen Gefangennahme. Hier war die sowjetische Gegenpropaganda zumindest in der ersten Phase der Einkesselung weitgehend erfolglos. Die Soldaten der Wehrmacht taten die Bilder von wohlgenährten und gutgekleideten deutschen Soldaten in sowjetischer Gefangenschaft als leere Propaganda ab. In der späteren Phase bewährte sich die sowjetische Praxis, deutsche Gefangene mit Tabak und Brot versehen zu ihren Kameraden zurückzuschicken, als leibhafter Beweis dafür, dass die sowjetische Gefangenschaft nicht gleichbedeutend mit dem Tod war. Der in mehreren Verhören dokumentierte Vorfall vom deutschen Soldaten Holzapfel liest sich besonders eindrucksvoll.

Trotz dieser interessanten Details können die Verhöre kein zuverlässiges

## 488 Die Deutschen sprechen

Stimmungsbild der deutschen Armee in den letzten Tagen der Stalingrader Schlacht bieten, schon deswegen nicht, weil die Verhörsituation und die Leitfäden der sowjetischen Befrager die Aussagen der Deutschen entscheidend strukturieren. Oberleutnant Conrady, Nachrichtenoffizier («lc») bei der 389. Infanteriedivision (I. D.), brachte die Situation auf den Punkt, als er im Verhör erzählte, wie er selbst im Sommer und Herbst reihenweise gefangen genommene Sowjetsoldaten vernahm und von ihnen zu hören bekam, dass sie nur unter Gewaltandrohung ihrer Kommissare kämpften und in der Roten Armee tagelang nichts zu essen bekämen. Sein Divisionskommandeur bezeichnete die von Conrady auf der Grundlage der Verhöre angefertigten Stimmungsberichte als wertloses Geschwätz. Der heftige sowjetische Widerstand, auf den die 389. I. D. in Stalingrad traf, strafte die von den gefangenen Rotarmisten bezugten Stimmungen Lügen. Somit steht zu vermuten, dass alle Gefangenen, ob Rotarmisten in deutschem Gewahrsam oder Deutsche in sowjetischem Gewahrsam, den verhörenden Offizieren zumindest teilweise nach dem Mund redeten.

Um so schwerer wiegen vor diesem Hintergrund die Bekenntnisse zum Nationalsozialismus, auf die man in den Verhören immer wieder stösst. Generalstabsoffizier Hermann Lüben traute den nationalsozialistisch konditionierten deutschen Soldaten weiterhin den Sieg zu, wenngleich ihm die gefährdete «Blutreinheit» des deutschen Volks zu denken gab. An den militärischen Misserfolgen der Deutschen in Stalingrad, so Lüben, trügen die nichtarischen italienischen und rumänischen Verbündeten die Hauptschuld. Nachhaltig in Erinnerung bleibt die Äusserung von Zugführer Ernst Eichhorn (24. Panzerdivision), der sich – vielleicht zum Zweck der Anbiederung bei den Russen – überrascht über die gute Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen äusserte. Seine Männer, so Eichhorn weiter, stellten sich die Frage, warum Deutsche und Russen eigentlich gegeneinander kämpften. Im nächsten Satz – dem Schlusssatz im Verhörprotokoll – ergänzt Eichhorn, dass es für ihn und andere deutsche Offiziere klar sei, wer die Schuld am Krieg trage: die Juden, die in allen Staaten ausser Deutschland die Macht ergriffen hätten. Es lag wohl jenseits von Eichhorns Vorstellungskraft, dass der ihn verhörende Offizier Lerenman auch Jude war.

**Protokoll  
des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Max Hütler, Oberleutnant,  
Dubowka, 6. Februar 1943  
Das Verhör führten Major Koltynin, Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee und Techniker-Intendant 2. Ranges Gersch, Dolmetscher der 99. Schützendivision**

*Max Hütler*, Oberleutnant. Adjutant 544. I. R. 389. I. D. Deutscher. 34 Jahre. Gebürtiger Westfale. Verheiratet. Mitglied der Nationalsozialistischen Partei. Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forstwirtschaft, Assistent an der Universität Göttingen. Reserveoffizier. Heimatadresse: *Göttingen Universität*<sup>4</sup>. Feldpostnr.

—

Der Gefangene sagte aus: «Vom Beginn der Stalingrader Operation an war mir, und nicht nur mir, sondern fast allen Offizieren klar, dass unser Oberkommando ein grosses Risiko eingeht, wenn es so einen riesigen Keil einschlägt. Es war offensichtlich, dass die Russen versuchen würden, den Keil abzuschneiden, die an seiner Spitze befindlichen Truppen zu umfassen und ins Hinterland der Truppen der Kaukasusgruppe einzudringen. Aber wir dachten, das Kommando weiss besser, was es tut. Wir dachten, es habe ausreichend Reserven und könne die Keilflanken sichern. Ich begreife bis heute nicht, warum keine Truppen an die Flanken herangeführt worden sind. Es gibt Reserven, und zwar grosse. Kurzum, das ist für mich eine rätselhafte Geschichte. Als Ihre Armeen Ende November 1942 unsere Verteidigung durchbrachen, entstand Panik, wer sie verbreitete, wusste man nicht. Es waren weniger die Soldaten, die den Kopf verloren, sondern vielmehr die Kommandeure, besonders die Kommandeure der grossen Verbände.

Etwa zu Weihnachten hatte sich die ganze Hoffnungslosigkeit unserer Lage herausgestellt. Es gab keine Hilfe und würde keine geben. Das sah jeder von uns ein, fürchtete sich aber, es zuzugeben. Wir wussten, dass wir zum Untergang verurteilt waren. Dennoch dachten die meisten von uns nicht daran, sich in Gefangenschaft zu begeben. Wir hatten den Auftrag bekommen, möglichst grosse Kräfte zu binden, die im gegenteiligen Fall in die Räume Kaukasus und Rostow geworfen worden wären. Das sagten wir den Soldaten. Sie wussten um ihr Schicksal, und nun haben nur kleinste Gefechtseinheiten, wie Sie sehen, die



Waffen gestreckt und sich ohne den entsprechenden Befehl in Gefangenschaft begeben. Der Hauptmasse der Soldaten sind Pflichtgefühl und Opferbereitschaft fest eingeeimpft. Sie hält eisern zusammen. Diese kleinen Einheiten machen uns keine Angst. Sie stellen für uns keinerlei Gefahr dar.

Sie sagen, jeder Soldat sei doch ein Mensch und als solchem sei ihm sein Leben lieb, er hege den Gedanken, in die Heimat zurückzukehren, in die eigene Familie, zu Frau und Kindern. Ja, das stimmt. Und dennoch steht die Heimat über allem. Für sie wird sich jeder von uns opfern. Alle unsere Soldaten sind so gedrillt. Als wir im Kessel waren, wusste jeder, dass ihm nur blieb, seine Pflicht zu erfüllen, und 1 er erfüllte sie.

In den zwei Monaten der Einschliessung kam kein einziger Sonderbefehl über Disziplin oder Verstärkung der Kontrolle über die gemeinen Soldaten heraus. Ich weiss nur, dass – ich erinnere mich nicht genau, am 27.1.43 oder am 28.1.43 – General Strecker einen Befehl mit folgendem Inhalt erteilte: 1. Auf jeden, der sich von seiner Einheit entfernt und der Verfügungsgewalt des Feindes übergibt, wird unverzüglich das Feuer eröffnet; 2. Jeder, der sich vom Flugzeug abgeworfene Lebensmittel aneignet, wird unverzüglich vor das Kriegsgericht gestellt; 3. Jeder, der Ungehorsam zeigt oder sich weigert, die Befehle der Kommandeure zu erfüllen, wird vor das Kriegsgericht gestellt.

Warum haben wir uns trotzdem ergeben? Erstens, der Hauptteil der Truppen mit Generalfeldmarschall Paulus an der Spitze hat sich am 30.1.43 [sic] ergeben, es wäre unvernünftig gewesen, den Widerstand fortzusetzen. Unsere Gruppe hätte zu wenige russische Kräfte auf sich lenken können, unsere Opfer wären nicht mehr gerechtfertigt gewesen. Wir erfüllten unseren Auftrag, solange wir dazu in der Lage waren, und wenn wir Ihre Armeen noch zwei oder drei Wochen hätten binden können, dann hätten wir die Waffen nicht gestreckt, sondern weitergekämpft. Zweitens, wir hatten zu viele Verwundete, sie hinderten uns daran, zu kämpfen. Jedes zweite Haus war mit ihnen über belegt, weiterer Widerstand hätte bedeutet, dass die Verwundeten durch Artilleriefire vernichtet worden wären.

Wie ich die jetzige Kriegslage Deutschlands einschätze? Deutschland macht eine sehr bittere und schwere Krise durch, aber es ist keine Niederlage. Das Land kann noch etwa zwei Millionen Soldaten in die Armee ein-

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 491

berufen. Im Übrigen, wenn Ihre Offensive im selben Tempo noch zwei Monate weitergeht, dann kann sich die Krise zur Niederlage auswachsen.»

Im Übrigen erklärte der Gefangene, eins der Anzeichen, nach dem man urteilen könne, wer siegen werde, sei der Eintritt der Türkei in den Krieg. Sie werde auf der Siegerseite eintreten, und zwar dann, wenn es keinen Zweifel mehr über den Ausgang des Krieges gebe.<sup>5</sup> «Bevor ich zur Armee kam, war ich Nationalsozialist, jetzt bin ich Soldat. Wir haben in der Armee keine Nationalsozialisten – alle sind Soldaten.

Von April bis Oktober 1942 war ich Kompaniechef. Was Sie über Gräueltaten an russischen Kriegsgefangenen sagen, höre ich zum ersten Mal.<sup>6</sup> Weder in der Kompanie noch im Regiment hatten wir solche Fälle. Ausnahmen sind zwar möglich, aber eben Ausnahmen. Das ist per Befehl verboten. Das Gleiche gilt für die örtliche Bevölkerung. Es gibt Sonderbefehle, denen zufolge Soldaten für Gewalt an der örtlichen Bevölkerung mit Arrest bestraft werden. Es ist auch verboten, den Einwohnern Wertsachen und überhaupt irgendwelche Dinge wegzunehmen. Nur etwas Essbares wegzunehmen wird manchmal erlaubt. Die Pakete mit Schuhen, Kleidern usw., die manche von uns nach Deutschland geschickt haben, wurden aus den Sachen gepackt, die in zerstörten oder verlassenen Häusern gefunden worden waren.

Die russischen Soldaten sind keine schlechten Soldaten. Bei der Verteidigung sind sie wesentlich besser als beim Angriff. Aber auch hier, wo sie sich in kleinen Gruppen verteidigen, handeln sie erfolgreicher als in der grossen Masse. Ihre Scharfschützen sind gut.»

**Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee**

**Major Koltynin**

**Dolmetscher der 99. Schützendivision und Techniker-Intendant**

**2. Ranges Gersch**

**Protokoll  
des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Helmut Pist, Unteroffizier des 21. Panzergrenadierregiments der 24. Panzerdivision  
Dubowka, 9. Februar 1943**

Das Verhör führte Hauptmann Sajontschkowski, Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung.

*Pist, Helmut.* Geboren am 11. Januar 1916 in Schwarzenau (Posen). Absolvierte das Realgymnasium. Beruf: Agronom. Protestant. Deutscher. Mitglied der Hitlerjugend. 1937 zur Armee eingezogen. Heimatadresse: *Kreinfeld am Rhein, Prinz-Friedrich-Karl-Str. 139.*

Helmut Pist sagte auf die Frage nach der Lage seiner Einheit in den letzten Tagen im Kessel Folgendes aus: «In den ersten Januartagen existierten die Regimenter in unserer Division nicht mehr als solche, es wurden einzelne Gruppen gebildet, die die Namen der Offiziere trugen, von denen sie befehligt wurden. Zum Beispiel wurde aus dem 21. und 26. Regiment eine Gruppe gebildet, die Oberst Brendahl befehligte. Ausserdem wurden sogenannte Alarmgruppen gebildet. Diese Gruppen waren unterschiedlich stark, zum Beispiel bestand die Gruppe, der ich angehörte, aus 50 Mann, wurde von Oberleutnant Hermanns befehligt, lag bei Orlowka. Die Stimmung der Soldaten war schlecht, viele schimpften auf die Regierung und warfen ihr vor, sie habe sie einfach dem Schicksal überlassen. Mit der Versorgung wurde es von Tag zu Tag schlechter. Beispielsweise wurden seit dem 20. Januar 50 g Brot am Tag ausgegeben. Trotz der strengen Befehle und der angedrohten Erschiessungen wurde der Proviant, der von den Flugzeugen abgeworfen und geborgen wurde (Versorgungsbombe), von denen versteckt, die ihn gefunden hatten. So war die Verpflegung der Truppen bei Weitem nicht gleichmässig. Die Disziplin liess mit jedem Tag nach, immer häufiger kam es unter den Soldaten zu Gesprächen über Kapitulation. Um den 25. Januar sagte uns Leutnant Koars aus dem Divisionsstab, dass General von Lenski, der Kommandeur unserer Division, einen Befehl erteilt habe, der allen Truppenkommandeuren Handlungsfreiheit gewähre, also erlaube, zu kapitulieren. Einen Tag später wurde dieser Befehl jedoch aufgehoben.

Wenn Ihre Flugblätter vor der Einschliessung bei unseren Soldaten kei-

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 493

nen Erfolg hatten, dann verhielt es sich im Kessel anders, besonders im Januar lasen die Soldaten begierig Ihre Flugblätter. Wir suchten buchstäblich nach den Flugblättern mit der Karte, auf der die Lage an der Front eingezeichnet war, die Sie von den Flugzeugen abwarfen.

Die letzten Tage in Stalingrad waren entsetzlich: Tausende von Leichen, Verwundete starben auf der Strasse, weil alle Lazarette überfüllt waren, und ausserdem furchtbarer Beschuss durch Ihre Artillerie und Luftwaffe. Die Kapitulation erfolgte unorganisiert. Unser Unterstand befand sich 50 Meter vom Divisionsstab entfernt, und obwohl wir sehr nah beim Stab waren, erfuhren wir erst von der Übergabe, als schon Russen im Stab auftauchten. Wir verliessen den Unterstand und legten die Waffen nieder. Der Krieg in Russland ist anders als im Westen. Während des Frankreichfeldzugs 1940 verlor unsere Schwadron, die ständig ganz vorne kämpfte, nur zwei Mann, die gefallen waren.

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Koltynin Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Hauptmann Sajontschkowski

### **Protokoll des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Ernst Eichhorn, Rittmeister der 9. Kompanie des 24. Panzerregiments der 24. Panzerdivision.**

**Dubowka, 5. Februar 1943**

Das Verhör führte Major Lerenman, Instrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee

*Ernst Eichhorn. Heimatadresse: Regensburg an der Donau. Luitpoldstrasse 11a. Feldpostnr. 11468*

Deutscher. Seit 1935 in der Armee. Kein Mitglied der Nationalsozialistischen Partei. An den Fronten des Kriegs gegen Russland seit Juni 1941. Absolvierte die Kavallerieschule in Hannover. Geboren 1902. Teilnehmer an den Feldzügen gegen Polen, Holland, Belgien, Frankreich.

Ledig.

Ein Grund für die Kapitulation der bei Stalingrad eingeschlossenen

deutschen Truppen ist die Verengung der Front in den letzten Tagen. Fehlende Möglichkeiten für Manöver. Die grosse Masse der Truppen konzentrierte sich auf einem kleinen Abschnitt ohne Flugplätze. Infolgedessen erlitten die deutschen Truppen riesige Verluste durch Artillerie und Luftwaffe. Der zweite Grund ist die schwere Versorgungslage in Bezug auf Proviant und Treibstoff. In den letzten Tagen erhielten die Soldaten 100 g Brot, etwas Pferdefleisch, 40 g Fett, einmal am Tag Suppe und 4 Zigaretten.

Artilleriegeschosse waren in unbedeutender Menge vorhanden, Patronen für die Infanteriegeschütze reichten jedoch aus. Die Panzer waren in Kampfstände umgewandelt worden. Im Zusammenhang damit kämpfte das gesamte Regiment als Infanterieeinheit.

Die Offiziere der 24. Panzerdivision verstanden, dass die Lage der eingeschlossenen Truppen äusserst kompliziert und schwer war, hielten sie jedoch nicht für hoffnungslos.

Die Kapitulation erfolgte auf Befehl des Divisionskommandos. Dieser Befehl war mündlich erteilt worden, dann wurden Parlamentäre geschickt, und Teile der 24. Division legten die Waffen nieder. Die Lage der Division war schwer, doch der Kapitulationsbefehl kam für alle überraschend. Die meisten Offiziere hatten bis zum letzten Tag auf Hilfe von aussen gehofft. Wie die Gefechtsbefehle in der Zeit der Einschliessung, so erfüllten die Soldaten nun auch den Kapitulationsbefehl ohne Widerspruch. Der deutsche Soldat ist so gedrillt, dass er in jeder Richtung nur auf Befehl handelt. Die Verbindung zur Aussenwelt bestand bis zur Einnahme des Flugplatzes im Raum Pitomnik durch russische Truppen. Danach war die Postverbindung abgebrochen.

In der deutschen Wehrmacht ist bei Offizieren und Soldaten die Meinung weit verbreitet, dass russische Gefangenschaft bedeutet: schlechte Behandlung der Gefangenen, Folter und Tod. Soldaten und Offiziere haben die russischen Flugblätter gelesen, in denen von guter Behandlung der Gefangenen die Rede ist. Es gab auch Flugblätter mit Fotos, die das Leben der Gefangenen in Russland zeigen. Niemand glaubte jedoch daran, alle hielten sie für Propaganda, da viele beim Angriff Leichen mit durchschossenen Köpfen usw. angetroffen hatten. All das hat uns davon überzeugt, dass die Russen Kriegsgefangene erschossen.

Alle Offiziere des 24. Panzerregiments äussern sich positiv über die russische Artillerie. Sie schießt hervorragend, spart nicht an Geschossen.

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 495

Wenn bei Stalingrad keine Artillerie gestanden hätte, sondern nur Infanterie gegen die eingeschlossenen deutschen Truppen vorgegangen wäre, hätten diese leichter kämpfen können, und der Widerstand hätte länger gedauert. Die russische Infanterie verdient kein besonderes Lob. Es mangelt ihr an Angriffsschwung. 1942 arbeitete die russische Luftwaffe besser als zu Beginn des Krieges. Aber die deutschen Jäger sind besser als die russischen. In der russischen Luftwaffe sind sehr viele junge, unerfahrene Flieger. Sehr gut funktionieren die Panzer. Der T-34 ist ein sehr gutes Fahrzeug. Die russischen Panzer sind sehr gut ausgerüstet. Die Panzersoldaten sind hervorragend ausgebildet.

Der Grund für den Erfolg des Angriffs auf die eingeschlossenen deutschen Truppen besteht darin, dass die Stöße von Norden und Süden und anschliessend von Osten und Westen gleichzeitig erfolgten. Ausserdem sind die rumänischen Truppen, die am Oberlauf des Don standen, geflohen. Mit dem Erfolg des russischen Angriffs ging auch eine gewisse Panik in den deutschen Truppen einher, die sich im Kessel befanden. In den ersten Tagen der Einkesselung hatte die Vernichtung der Lager für Lebensmittel und Kriegsgerät begonnen. Das erschwerte die Lage der eingeschlossenen Truppen.

Im Verlauf des Angriffs auf Stalingrad hatten die Offiziere oft Gespräche geführt, dass die Russen ihre Hoffnungen auf den Winter setzen und ihren Angriff auf den Winter anberaumen würden. Das deutsche Kommando, das den Feind für zu schwach hielt, verwarf den Gedanken an die Möglichkeit eines russischen Angriffs. Es war der Meinung, es könne den Sieg bis zum Wintereinbruch erreichen. Die Offiziere erinnern sich, dass dies nicht der erste Fall ist, wo die strategischen Pläne des deutschen Kommandos gescheitert sind. Anfangs war es nicht klar, aber jetzt ist es offensichtlich, dass die Pläne für den Feldzug des Jahres 1942 unrealistisch waren. Man durfte nicht auf den gleichzeitigen Stoss auf Leningrad und Stalingrad setzen und die Eroberung des Kaukasus planen. Da hatte man sich zu viel vorgenommen. Insbesondere hatte das deutsche Kommando damit gerechnet, Stalingrad einzunehmen und anschliessend auf der Wolga nach Astrachan vorzurücken. Stalingrad hatten sie nicht einnehmen können, deshalb musste man sich durch die Kalmückensteppen<sup>7</sup> nach Astrachan durchschlagen, das führte nur zur Vergrösserung der Verluste des deutschen Heeres.

Wenn die Offensive der Roten Armee so weitergehen wird wie bisher und, vor allem, wenn Rostow und Charkow eingenommen werden, dann

wird das von entscheidender Bedeutung für den Ausgang des Krieges sein. Das Wichtigste und Entscheidendste für das deutsche Heer ist es, Charkow und Rostow zu halten.<sup>8</sup>

Eine zweite Front in Europa ist unmöglich. In Nordfrankreich stehen die besten deutschen Truppen in Bereitschaft, ausserdem ist die Küste stark befestigt. Nach der Besetzung Südfrankreichs durch die Deutschen ist auch ein Einmarsch vonseiten Spaniens unmöglich. In Italien werden englische und amerikanische Truppen ebenfalls nicht landen können. Das wird die U-Boot-Flotte Deutschlands nicht zulassen. Eine Landung in Europa muss sehr klug geplant werden, aber das kann nicht passieren.

«Deutschland hat genügend Reserven an Menschen und Material», sagt der Kriegsgefangene, «es wird so lange kämpfen können, wie es nötig ist.»

Die russischen Flugblätter bringen Soldaten und Offiziere oft zum Lachen. Die russische Propaganda berücksichtigt nämlich nicht die psychische Besonderheit des deutschen Soldaten, seine besondere Diszipliniertheit. «Auf einem Flugblatt habe ich, zum Beispiel, den Aufruf an die Soldaten gelesen», sagte der Gefangene, «sie sollten die Offiziere erschlagen, da sie besser gepflegt würden, aber nicht ins Gefecht gingen. Ein anderes Flugblatt enthielt den Aufruf, alle Faschisten zu töten und zu den Russen überzulaufen. Erstens», erklärte der Gefangene, «bekommen Offiziere und Soldaten die gleiche Verpflegung, zweitens verstehen wir das Wort ‚Faschisten‘ nicht, unter Faschismus verstehen wir das italienische Staatssystem.»

Während der Kapitulation bangten die deutschen Offiziere um ihre Zukunft, sie sagten: «Wenn wir uns schon in Gefangenschaft begeben, dann bei den Amerikanern, Engländern oder Franzosen. Dort leben die Gefangenen offenkundig in Sicherheit.»

Der Gefangene stellt die Frage: «Warum bemühen Sie sich so um uns? Wir haben diese gute Behandlung nicht erwartet, besonders nicht vonseiten der russischen Offiziere. Wenn damit beabsichtigt ist, die deutschen Offiziere zu stimulieren, sich in Gefangenschaft zu begeben, dann ist das sehr klug. In dieser Hinsicht würde die Erlaubnis, unseren Angehörigen zu schreiben, eine grosse Rolle spielen. Heute sagen unsere Soldaten: ‚Hier, in der Gefangenschaft, sehen wir, dass die Russen keine schlechten Menschen sind. Wir verstehen nicht, weswegen der Krieg begonnen wurde, weshalb so viel Blut vergossen wird.‘

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 497

Für uns Offiziere ist klar, dass an dem Krieg die Juden schuld sind, die in allen Ländern ausser Deutschland die führende Rolle im Staat an sich gerissen haben.»

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee

Major Koltynin

Instrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee

Major Lerenman

### **Protokoll des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Herrmann Strotmann, Leutnant, Adjutant des 1. Bataillons des 79. Panzergrenadierregiments der 16. Panzerdivision 9. Februar 1943**

Das Verhör führte Hauptmann Sajontschkowski, Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee

*Strotmann, Herrmann.* Deutscher. Katholik. Geboren am 13. Mai 1918 in Münster. Bankangestellter. Ledig. Heimatadresse: *Münster, Westfalen, Herrmannstrasse 50.*

1938 als Soldat zur Armee einberufen. 1941 zum Offizier ernannt. Vom 5. September bis Oktober 1942 befehligte er die 3. Kompanie des 79. Regiments, seit September Adjutant des 1. Bataillons, das Major Wota befehligte.

«Während der Kämpfe nördlich von Stalingrad (südlich von Jersowka) von September bis November verlor das 79. Regiment 80-90 Prozent seiner Stärke. Es wurde ununterbrochen aus dem Tross aufgefüllt, was seine Qualität erheblich verschlechterte. Nur einmal um 300 Mann. Den grössten Schaden fügten uns Ihre Granatwerfer zu, die wir ‚böse Waffe‘ nannten.»

Auf die Frage nach der Lage seiner Einheit im Kessel sagte Leutnant Strotmann Folgendes aus: «Die Stalingrader Operation war ziemlich riskant. Freilich nahmen wir ursprünglich an, dass es uns gelingen würde, Stalingrad in 2-3 Wochen einzunehmen. Das klappte nicht, zurückgehen konnten wir nicht, da dies eine Bedrohung der kaukasischen Heeresgruppe bewirkt hätte. Überhaupt besteht der Fehler unseres Kommandos darin, dass



#### 498 Die Deutschen sprechen

wir vor dem Spätherbst angreifen mussten und uns infolgedessen nicht an der erreichten Frontlinie in der gebührenden Weise verschanzen und auf den Winter vorbereiten konnten. Das haben Sie sich zunutze gemacht, sowohl im vorigen wie auch in diesem Jahr. Wenn wir am Don geblieben wären, hätten wir die Möglichkeit gehabt, uns richtig zu verschanzen, und es wäre nicht zur Katastrophe gekommen. Der Hauptgrund für unsere Kapitulation ist: fehlende Nahrung, fehlende Kräfte, fehlende Munition, aber auch die Unmöglichkeit, die physische Unmöglichkeit, den Kampf weiterzuführen. Die Qualität der Soldaten war miserabel (die meisten von ihnen stammten ja aus dem Tross). Wir hungerten, die meisten waren frostgeschädigt. Sogar die Offiziere konnten sich vor Müdigkeit und Hunger kaum auf den Beinen halten. Der Mensch kommt an die Grenze seiner Möglichkeiten, und diese Grenze war am 2. Februar erreicht. Wir ergaben uns. Die Kapitulation erfolgte spontan. Um 6 Uhr morgens wurde mir gesagt, dass russische Panzer zu unserem Unterstand gekommen seien, ich begann zu weinen, ging aus dem Unterstand hinaus und legte die Waffe nieder. «

Auf die Frage nach unserer Propaganda sagte Strotmann, dass sich die Qualität unserer Flugblätter in der letzten Zeit erheblich verbessert habe. «In der ersten Zeit», erklärte Leutnant Strotmann, «waren sie sehr primitiv. Zum Beispiel haben Sie behauptet, wir hätten bei Stalingrad 4'100 Geschütze verloren, aber so viele gab es in der ganzen Armee nicht.»

Zum Schluss erklärte Leutnant Strotmann Folgendes: «Jeder Soldat glaubt an den Sieg, aber offen gesagt, wenn Amerika in den Krieg eintritt, dann werden wir wohl kaum siegen.»

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee

Major Koltynin

Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Hauptmann Sajontschkowski [Unterschrift Sajontschkowski]

**Protokoll**

**des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Wilhelm Vugeler, Unteroffizier der 3. Kompanie des 79. Panzergrenadierregiments der 16. Panzerdivision.**

**Dubowka, 9. Februar 1943**

**Das Verhör führte Hauptmann Sajontschkowski, Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee**

*Vugeler, Wilhelm.* Deutscher. Protestant. Geboren am 1.3.1916 in Nienburg/Weser. Seit 1934 Mitglied der Nationalsozialistischen Partei. Absolvierte die Volksschule. Beruf: kaufmännischer Angestellter. Heimatadresse: *Nienburg /Weser bei Hannover, Quellhorststrasse 10.*

«Zum Zeitpunkt der Einkesselung waren 80-100 Mann in unserer Kompanie, täglich verloren wir 15-20 Mann, Auffüllung erhielten wir ununterbrochen aus dem Tross. Vom 20. Dezember an verbesserte sich die Lage ein wenig, da die Unterstände gebaut waren und die Verluste geringer wurden. Am 4. Januar wurde ich in den Tross versetzt. Mitte Januar wurden die Reste der 16. Panzerdivision der 24. Panzerdivision zugeteilt. Nur der Tross blieb in der 16. Panzerdivision.

Die Stimmung der Soldaten verschlechterte sich von Tag zu Tag: Schon vor dem Januar hatten die meisten auf Hilfe gehofft, doch als wir im Januar begannen, uns zurückzuziehen, verschlechterte sich die Stimmung auf einen Schlag. Ab dem Zeitpunkt des Rückzugs nach Stalingrad verstanden die meisten Soldaten die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage. Vor der russischen Gefangenschaft fürchteten sich die Soldaten jedoch sehr.

Ihre Flugblätter habe ich gelesen, während der Weihnachtstage habe ich zweimal Ihren Rundfunk gehört (wir befanden uns damals an der Eisenbahn nordöstlich von Orlowka). Ihren Rundfunk haben alle Soldaten mit grosser Aufmerksamkeit gehört. Bei vielen von uns keimte der Zweifel auf, dass unsere Lage nicht dem entsprach, was unsere Offiziere sagten. Die Gegenpropaganda war jedoch stark, und wir glaubten Ihnen nicht vollständig.

Am 1. Februar wurde ich im Raum der Traktorenfabrik verwundet und kam ins Lazarett. In der Nacht auf den 2. Februar um 3.30 Uhr (Berliner Zeit) teilte uns der Chefarzt mit, dass das Lazarett in zwei Stunden den Russen übergeben werde. So bin ich in Gefangenschaft geraten.»

## 500 Die Deutschen sprechen

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Koltynin  
Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Hauptmann Sajontschkowski

### **Protokoll des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Heinz Hühnel, Unteroffizier der 12. Kompanie des 544. Regiments der 389. Infanteriedivision Armeestab**

Das Verhör führte Major Lerenman, Instrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee.

Heinz Hühnel. Heimatadresse Feldpostnr. 40886.

Geboren am 27. Mai 1908. Bildung: 8 Klassen Volksschule, höhere Handelsschule. Ausserdem studierte er 2Vi Jahre an der Pädagogischen Hochschule. Verheiratet. Seit 1933 Mitglied der Nationalsozialistischen Partei.

Hühnel, seit 1933 Mitglied der Nationalsozialistischen Partei, versucht den Verhörenden im Verlauf des Verhörs davon zu überzeugen, dass er sich gänzlich verändert habe, nachdem er in Gefangenschaft geraten sei; er versucht, sich als einen Mann darzustellen, der mit Hitlers Partei gebrochen hat. Er erklärt, dass er hier, in Russland, das staatliche und ideologische System studieren wolle, als ein anderer Mensch nach Deutschland zurückkehren oder sogar in Russland als Propagandist der neuen Ideen bleiben wolle, als Verbreiter der kommunistischen Ideologie. Früher, so erklärt der Gefangene, habe ihn Politik gar nicht interessiert. In die Nationalsozialistische Partei sei er unter dem Einfluss der nationalsozialistischen Psychose eingetreten, ausserdem hätten ihn die Verwandten seiner Frau dazu überredet. Jetzt, da er in der Nationalsozialistischen Partei gewesen sei und die nationalsozialistische Wirklichkeit in Deutschland erlebt habe, sei er zu dem Schluss gekommen, dass die Ideologie des Hitler'schen Faschismus eine Ideologie von Eroberung und Versklavung sei.

Was in Deutschland über den Kommunismus und Russland gesagt werde, habe sich als völlig falsch erwiesen. Die Bekanntschaft mit der russischen Wirklichkeit während des Krieges habe das bestätigt.

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 501

Zu Beginn der Einschliessung hatten die Soldaten Hoffnung auf einen raschen Durchbruch des Rings. Sie erwarteten Hilfe, aber schon damals hielten manche Soldaten die Lage für ernst und rechneten damit, den Winter im Kessel verbringen zu müssen, um im März/April auszubrechen. Die Stimmung der Soldaten wurde von Tag zu Tag schlechter. Jetzt hatten sich die Soldaten in stumpfe mechanische Befehlsausführer verwandelt, waren endgültig abgestumpft, und die meisten dachten: Komme, was will.

An eine Rettungsmöglichkeit dachten die wenigsten, da die Überzeugung gross war, Gefangenschaft sei gleich Tod. Die Soldaten lesen die russischen Flugblätter, aber nur wenige glauben ihnen.

Hühnel erzählt, dass ein deutscher Soldat aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt sei. Er sagt: «Am 8. Januar, etwa um 20 Uhr, erschien Holzapfel im Unterstand unserer Kompanie. Er erzählte, er habe 24 Stunden in russischer Gefangenschaft verbracht. Man habe ihn gepflegt, ihm viel Brot gegeben und Tabak angeboten. Holzapfel erzählte, er habe nur gute Behandlung der deutschen Gefangenen erlebt, habe selbst gesehen, wie gut die Rotarmisten gekleidet und bewaffnet seien. Unter den Anwesenden befand sich Oberfeldwebel Polte, der Kommandeur. Er unterbrach Holzapfel und sagte: Das ist alles Propaganda, dich haben sie gut gepflegt, in Wirklichkeit ist das in Gefangenschaft nicht so. Polte brachte Holzapfel zum Bataillonschef Hauptmann Bitermen. Danach wurde Holzapfel nicht mehr gesehen, wohin er verschwunden ist, weiss niemand.»

Drei Tage vor dem Fall Holzapfel hätten sich die Soldaten auch schon darüber unterhalten, dass jemand aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt sei und erzählt habe, die Gefangenen würden dort gut behandelt.

Nach Holzapfels Verschwinden redeten die Soldaten darüber, dass an seinem Bericht wohl einiges wahr sei. «Ich», erklärte der Kriegsgefangene, «sagte den Soldaten: Seid ruhig, warten wir ab, was kommt, vielleicht werden wir uns in Gefangenschaft begeben. Habt keine Angst, tut, was ich euch befehlen werde.» Am 10. Januar, als der Angriff von Einheiten der Roten Armee begann, habe Hühnel kommandiert: Alle anziehen und rausgehen! «Ich hatte zwei Maschinengewehre und sieben Soldaten zur Verfügung», sagte der Gefangene. «Wir hätten uns verteidigen müssen und können, aber als die Russen kamen, befahl ich, nicht zu schießen, sondern die Hände hochzuheben. Von 7 Mann hoben 6 die Hände, einer stürzte ans Telefon,

## 502 Die Deutschen sprechen

um dem Kompaniechef zu melden, was hier los war. Er wurde von den anrückenden Rotarmisten getötet, die Übrigen ergaben sich.

Alle Soldaten sind bereit, sich in Gefangenschaft zu begeben, aber dafür brauchen sie den Befehl. Ohne den Befehl ihrer Vorgesetzten gehen nur sehr wenige in Gefangenschaft. Alle sind dermassen abgestumpft und physisch geschwächt, dass sie die Fähigkeit verloren haben, selbständig zu denken. Auch begeben sich die deutschen Soldaten nicht in Gefangenschaft, weil sie dies für Feigheit und Verrat an ihren Kameraden halten. Wenn aber der Befehl gegeben wird, in Gefangenschaft zu gehen, dann trägt der Befehlende die Verantwortung für die Folgen. «

Im Zusammenhang mit der Verschlechterung der Stimmung sei die Beobachtung der Soldaten in letzter Zeit verstärkt worden. In allen Tonarten versuche man, die Soldaten zu trösten. Die Offiziere wiederholten ständig – Geduld, bald wird es leichter. Anfang Januar stand in allen deutschen Zeitungen Görings Rede, in der es hiess, wer im Kessel bei Stalingrad gewesen sei, der werde Urlaub und ein Paket vom Führer erhalten. Der Proviant werde den Eingeschlossenen aus der Ukraine geliefert, und die Soldaten hätten keinen Grund zur Sorge.

Die Soldaten lasen diese Rede, und viele lachten bitter, war doch der Sommer im Kampf vergangen, die Truppen hatten grosse Verluste erlitten, man hatte ihnen versprochen, sie zu entsetzen, und tat es nicht. Den Eingeschlossenen versprach man Hilfe, aber diese Hilfe kam nicht, also konnte man auch dieser Rede nicht glauben.

In den letzten Tagen hatten die Soldaten bemerkt, dass man, wenn jemand Unzufriedenheit und, wie die Offiziere sagen, «schädliche Stimmungen» äussert, ihn beobachtet und zu entschärfen versucht. Bei der Bespitzelung der Soldaten helfen freiwillig Nazis, die sich durch Spionage einschmeicheln wollen. Es gibt keinen Befehl, die Soldaten zu bespitzeln, aber die Nazis halten dies für ihre Pflicht.

Die Soldaten sagen oft unter sich, dass die Offiziere abgeschottet leben, sie interessieren sich nur für die Auszeichnungen, nicht für die Angelegenheiten der Kompanie, nicht für das Schicksal der Soldaten.

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Koltynin  
Instrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee  
Major Lerenman

**Protokoll  
des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Karl-Heinz Pütz, Unteroffizier des 64. Regiments, am 10. Januar von Einheiten der 343. Schützendivision gefangenengenommen.**

**11. Januar 1943**

Das Verhör führte Hauptmann Sajontschkowski, Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee.

Geboren am 15.5.1924 in Köln. Heimatadresse: *Köln-Nippes, Escherstrasse 21*, Vater Elektrotechniker. Absolvierte die Volksschule und das Gymnasium. Deutscher. Katholik.

Er trat im September 1941 in die Armee ein und wurde in das Reserve-Krad-Bataillon aufgenommen, das in Iserlohn lag. Er arbeitete als Waffenmeister im Bataillon. An der russischen Front traf er im September 1942 ein und wurde dem 64. Regiment der 16. Panzerdivision zugeteilt.

Nach der Einschliessung befand sich der Verhörte in einer selbständigen Einheit, die vor allem aus Teilen der 16. Panzerdivision zusammengestellt ist. Der Einheit gehören zwei Bataillone aus den Soldaten des 64. und 79. Regiments und das 16. Krad-Bataillon an sowie ein Bataillon des 544. Regiments der 389. Division.

Das erste Bataillon, in dem sich Pütz befand, besteht aus 40-50 Mann. Das zweite Bataillon hat etwa die gleiche Stärke. In einem Infanterie-Bataillon wird eine Stärke von 150-200 Mann erreicht. Der Kommandeur der Einheit ist Hauptmann Dornemann. Im ersten Bataillon gibt es nur einen Offizier, Oberleutnant Schlippe, der am 1. Januar per Flugzeug aus Deutschland eingetroffen ist. (Nach den Worten des Verhörten werden in Transportflugzeugen Munition, Proviant, Treibstoff und auch Reserveoffiziere eingeflogen.)

Die Einheit belegt den Abschnitt von Höhe 137,8 bis zu den Südhängen der Höhe 139,7.

Verpflegung: Gegenwärtig erhalten die Soldaten täglich 200 g Brot, das jeden zweiten Tag zu 400 g ausgegeben wird, 40 g Fleischkonserven und kalte Suppe ganz ohne Fett (alle Pferde sind aufgegessen). Dazu werden täglich Vitaminplätzchen ausgeteilt. Während der Zeit im Kessel erhielt der Kriegsgefangene einmal 80 g Butter. Zu Weihnachten wurden 300 g und zu Silvester 100 g Schokolade ausgeteilt. «Die Soldaten hungern», erklärte

## 504 Die Deutschen sprechen

der Gefangene, «was man uns heute für 7 Mann gegeben hat, ist in etwa die Menge, aus der die Tagesration des ganzen Bataillons besteht.»

Um die Heizung stand es ebenfalls schlecht: Einmal pro Woche wird mit dem Auto Brennholz gebracht, aber es reicht nur, um den Ofen zwei- bis dreimal zu heizen.

Die Soldaten verwenden zum Heizen Holzmaterial aus leeren Unterständen. Jedoch auch davon gibt es nur sehr wenig. Eine grosse Zahl von Frostgeschädigten: So erlitten zum Beispiel am 25. Dezember im Bataillon 25-30 Männer Erfrierungen, die sich gegenwärtig im Tross befinden, da es im Lazarett keinen Platz gibt.

Die Stimmung der Soldaten ist schlecht. Die meisten glauben, ihre Lage sei hoffnungslos, die Offiziere versuchen jedoch, Zuversicht zu verbreiten, dass bald Hilfe komme, und erzählen den Soldaten, die Hauptkräfte des deutschen Heeres befänden sich nicht weiter als 40 Kilometer von der eingeschlossenen Gruppe entfernt.

Die Soldaten haben Angst vor russischer Gefangenschaft, da ihnen die Offiziere versichern, die Russen würden sie erschliessen. Die Wahrheit über die russische Gefangenschaft erfuhr Pütz vom Soldaten Holzapfel, der in der Nacht auf den 9. Januar in den Unterstand kam. Pütz stand um diese Zeit Wache und sah, wie Holzapfel von den Russen herüberkam. Holzapfel befand sich, als er den Unterstand betrat, in erregtem Zustand und begann sofort von der guten Behandlung in russischer Gefangenschaft zu erzählen, ausserdem holte er aus seiner Tasche Brot, das von allen Anwesenden gegessen wurde. Im Unterstand befanden sich zu dem Zeitpunkt 7 Mann und der Oberfeldwebel des Infanteriebataillons, dem Holzapfel angehörte.

Der Feldwebel verlangte von Apfel [sic], er solle mit ihm gehen, und brachte ihn in den Tross. Am anderen Tag hörte er von den Soldaten: «Der Rotfuchs Holz wird als Vaterlandsverräter erschossen.» Die Soldaten brachten ihr Mitgefühl für Holzapfel zum Ausdruck und warfen ihm nur mangelnde Vorsicht vor.

Als er über die Umstände sprach, unter denen er in Gefangenschaft geraten war, berichtete Pütz Folgendes: «Am 10. Januar, als sich die angreifenden Russen unserem Unterstand näherten, sagte der Unteroffizier zu uns, dass Widerstand zwecklos sei und wir uns ergeben sollten. Als wir die Hände hoben, wurde aus anderen Unterständen das Feuer auf uns eröffnet, dabei wurde ich verwundet, und mein Kamerad, Gefreiter Hilbeck, wurde getötet.» Hauptmann Sajontschkowski [Unterschrift]

**Protokoll  
des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Herrmann Lüben, Major,  
zweiter Offizier des Generalstabs, Chef der Rückwärtigen Dienste  
der 389. Infanteriedivision  
Dubowka, 5. Februar 1943**

Das Verhör führte Major Lerenman, Instrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee.

Major *Lüben, Herrmann*, geboren 1908. Seit 1929 in der Armee. Beendete 1940 die Generalstabsakademie. Heimatadresse: *Deutsch-Eylau, Hindenburgstrasse 32*.

Der Kriegsgefangene arbeitete im deutschen Kriegsministerium, war dann – nach seinen Worten – an der Planung und am Bau von militärischen Befestigungen in Holland beteiligt (nach der Besetzung durch die Deutschen). Er war in Frankreich. Nahm am Krieg gegen Polen, Belgien und Holland teil und war an der Zerschlagung und Demobilisierung der französischen Armee beteiligt. Im Generalstab nahm Lüben an der Zusammenstellung neuer Truppenverbände teil und leitete diese Arbeit sogar.

Während seiner Tätigkeit als Offizier bewegte sich Major Lüben in den verschiedensten Offizierskreisen der deutschen Wehrmacht.

Im Lauf des Verhörs sagte der Kriegsgefangene, dass sich in der letzten Zeit, beeinflusst durch die Schläge der Roten Armee auf die deutsche Kriegsmaschinerie, die Tendenz in der Führungsspitze verstärkt habe, das Offizierskorps des deutschen Heeres noch enger mit der Nationalsozialistischen Partei zu verschweissen. Zu diesem Zweck verbreite die Propaganda in grossem Stil die Theorie, der Sieg des deutschen Heeres sei dank der Politik der Nationalsozialistischen Partei erreicht worden. Zu diesem Zweck sei die alte, zum Teil oppositionell eingestellte Armeeführung gegen Generäle ausgetauscht worden, die eindeutig Anhänger Hitlers seien.

Besonders zugespitzt habe sich die Notwendigkeit, die Führung der Nationalsozialistischen Partei und das Offizierskorps miteinander zu verschweissen, weil die strategischen Pläne der deutschen Wehrmacht in Russland gescheitert seien, sagte der Gefangene. [...]

Ab der Machtergreifung hätten sich Hitler und seine Regierung bei der überwiegenden Mehrheit des führenden Offizierspersonals keiner Sympa-



thie erfreut. Eine Reihe militärischer Erfolge, welche die deutsche Wehrmacht in Europa errungen habe, habe Hitlers Autorität eine Zeit lang gestärkt. Doch der Krieg gegen Russland und das völlige Scheitern der abenteuerlichen Pläne, in Moskau einzumarschieren und nach Rostow sowie Stalingrad durchzubrechen, habe Hitlers Ansehen erheblich untergraben. [...]

In letzter Zeit sei im Offizierskorps die Theorie im Umlauf, es gebe für Deutschland günstige und ungünstige Jahreszeiten, viele glaubten also, Deutschland könne und werde im Sommer siegreich vormarschieren, der Winter begünstige dagegen die Rote Armee.

Der Kriegsgefangene bestätigt, dass es beim Offizierspersonal eine Parallelmeinung zu den strategischen Plänen des Oberkommandos gebe, versucht aber zu beweisen, dass sie nicht den Charakter des Widerspruchs angenommen hätte. Der Plan, 1941 nach Rostow vorzurücken und nach Stalingrad durchzubrechen, war bei vielen Generälen, darunter bei General Brauchitsch, und vielen Offizieren auf Ablehnung gestossen, doch sie drückten sie nur in Form eines Vorschlags anderer Pläne aus. Mit dem Erhalt des Befehls endeten gewöhnlich alle Gespräche. Die Kritik an der abenteuerlichen Absicht, Stalingrad einzunehmen, wurde jedoch in Offizierskreisen immer lauter.

Der Gefangene charakterisierte die Lage an den Fronten und die Perspektiven mit folgenden Worten: «Die Niederlage bei Stalingrad und der Angriff der Roten Armee sind ein schwerer Schlag für die deutsche Armee, aber dieser Angriff bietet vorerst keine Grundlage, um über einen ersten Umschwung an der Front und den Beginn der Niederlage Deutschlands zu sprechen. Wenn es der Roten Armee gelingt, Rostow und Charkow zurückzuerobern, wird dies ein ernsthafter Indikator für den Umschwung sein, dann wird man davon sprechen können, dass sich das Kriegsglück von der bis jetzt angreifenden deutschen Armee abgewendet hat. Aber es fällt schwer, zu glauben, dass es der Roten Armee gelingen wird, diese Städte einzunehmen», schloss der Kriegsgefangene.

Im Laufe des Verhörs erklärte Major Lüben, es sei falsch, die menschlichen Reserven Deutschlands für erschöpft oder an der Grenze befindlich zu halten. Im Zusammenhang mit der Politik, Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in der Industrie zu verwenden, könne Deutschland 10 (?) [sic], vielleicht auch 12 (?) [sic] Millionen Männer zum Teil aus den wehrfähigen

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 507

Jahrgängen, zum Teil aus der vom Wehrdienst freigestellten Reserve einberufen. Ausserdem werde das deutsche Heer grosse Kontingente aus den Lazaretten wieder in den Dienst nehmen.

Dennoch konstatierte der Gefangene, dass die Arbeitsproduktivität der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen, die Zwangsarbeit leisten, niedrig sei. Ausserdem erhebe sich das Problem der Bluteinheit. Es gebe Sondergesetze, die den Umgang dieser Kontingente mit der Bevölkerung verbieten, aber der Schutz der Bluteinheit sei dennoch in grosser Gefahr, und das wachse sich zum Problem aus. Das folgende Moment, das es dem Gefangenen erlaube, auf einen für Deutschland günstigen Kriegsausgang zu hoffen, sei der Glaube an die unerschütterliche Disziplin der deutschen Armee. Trotz offenkundiger Fehler in strategischer und taktischer Hinsicht enthalte das Niveau der Disziplin in der deutschen Armee, nach Meinung des Gefangenen, die Möglichkeit zu weiteren Offensiven im geeigneten Augenblick.

Als Hauptgrund für alle Misserfolge betrachtet er die Schwäche der mit Deutschland verbündeten Streitkräfte. Die Tragödie der italienischen Armee sei darauf zurückzuführen, dass es in ihr kein ausgebildetes und an der richtigen Stelle eingesetztes Personal der unteren Führungsebene gebe. Das Ausbildungssystem der italienischen Armee fördere nicht die Bedingungen, Personal auf der unteren Führungsebene, das die Hauptrolle auf dem Schlachtfeld spielen muss, bereitzustellen, sondern schliesse dies im Gegenteil aus. Die Rumänen seien keine schlechten Soldaten, man könnte aus ihnen machen, was man braucht, aber die rumänischen Offiziere hätten vor dem Krieg ihre ganze Zeit im Café verbracht und ihre Aufgabe, nämlich die Ausbildung der Soldaten, vernachlässigt, daraus resultierten die gravierenden Schwächen der rumänischen Armee. «Ja, es ist sehr traurig, mit diesen Verbündeten zu tun zu haben», schloss Lüben. Die Tatsache, dass sich in letzter Zeit immer mehr deutsche Soldaten in Gefangenschaft begeben, erklärt er ebenfalls damit, dass die Verbündeten die Deutschen in Schwierigkeiten bringen, und verneint ein Nachlassen der Disziplin in der deutschen Armee. [...]

Über die Einstellung der Bevölkerung in den von Deutschland besetzten Ländern den Besatzern gegenüber berichtet der Kriegsgefangene Folgendes: «In Frankreich kam es wiederholt zu Schiessereien auf deutsche Soldaten auf den Strassen und in der Metro, wir haben in Frankreich jedoch keine Aufstände gegen die Deutschen zu erwarten. Die Franzosen waren

## 508 Die Deutschen sprechen

immer ein leichtsinniges Volk, auch jetzt haben sie der Krieg und die Niederlage nichts gelehrt. Die Franzosen singen und tanzen wie zuvor.»

Auf den Einwand, der Gefangene habe das Leben Frankreichs wahrscheinlich durch die Fenster eines Cafés oder deutschen Restaurants beobachtet, erklärte er, er spreche von seinen Eindrücken, die Stimmung der breiten Masse kenne er jedoch nicht im Detail. In Holland und Belgien sei er ebenfalls auf Feindseligkeit den Deutschen gegenüber gestossen. Er sagt, dass sich dies auf die Handels- und Industriekreise in Holland und Belgien beziehe, deren Geschäfte im Zusammenhang mit der Besitzergreifung der belgischen und holländischen Kolonien durch Deutschland eingebrochen seien.

Der russischen Gefangenschaft stehen deutsche Offiziere und Soldaten nicht nur deshalb negativ gegenüber, weil es als Feigheit und Verrat gelte, sich in Gefangenschaft zu begeben, sondern auch, weil man wenig über die tatsächliche Behandlung der Gefangenen in Russland wisse. Wenn die Kriegsgefangenen die Möglichkeit hätten, nach Hause zu schreiben, dann würde der Umgang mit ihnen natürlich auch in der Armee bekannt. Das würde alle Gerüchte zerstreuen, die über die russische Gefangenschaft im Umlauf seien.

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Koltynin [Unterschrift]

Instrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Lerenman [Unterschrift]

### **Protokoll des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Otto Conrady, Oberleutnant, Chef der Aufklärungsabteilung 1c der 389. Infanteriedivision.**

**Dubowka, 7. Februar 1943**

Das Verhör führte Hauptmann Sajontschkowski,  
Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee.

Oberleutnant Conrady, Otto. Geboren am 3.3.1904 in Berlin. Vater Polizeibeamter. Deutscher. Katholik. 1926 Abschluss des Jurastudiums an der Universität Berlin. Verheiratet. 4 Kinder. Arbeitete in letzter Zeit als Ober-

## Die gefangenen Deutschen im Februar 1943 509

staatsanwalt in Hamm (Westfalen). Heimatadresse: *Hamm Westfalen, Ostentallee 93*. Am 26. August 1939 in die Armee einberufen, wo er bis zum 2.12. dieses Jahres blieb, danach wurde er in die Reserve entlassen und im November 1940 erneut einberufen. Seit Juni 1940 arbeitet er als Leiter Ic im Stab der 389.1. D.

Die Aufklärungsabteilung des Divisionsstabs besteht aus folgenden Personen: dem Chef, 0-3 (Ordonnanzoffizier), zwei Dolmetschern, einem Zeichner, zwei Schreibern (die letzten drei sind Soldaten) und einem Oberfeldwebel.

Auf die Frage nach der Lage der Division in den letzten Tagen im Kessel erklärte Oberleutnant Conrady Folgendes: «Seit Mitte Januar wussten wir von der Hoffnungslosigkeit unserer Lage, verteidigten uns jedoch weiter, da unser Auftrag darin bestand, die russischen Armeen um Stalingrad möglichst stark zu binden und ihnen keine Möglichkeit zu geben, an einer weiteren Offensive teilzunehmen. Es war ein schweres Opfer, aber im Namen des Vaterlandes mussten wir es bringen. In der letzten Zeit hatten wir überhaupt keine Artilleriegranaten und Minen mehr, MG-Patronen waren jedoch genügend vorhanden. Die Verpflegung war ebenfalls miserabel – 100 g Brot, etwa 100 g Fleischkonserven und Suppe.

Nachdem Generalfeldmarschall Paulus am 31. Januar kapituliert hatte, war unser weiterer Widerstand absolut sinnlos. Einen Übergabebefehl an die Division gab es nicht, alles geschah spontan (bis zu einem gewissen Grad). Unser Stab war in den 10 Tagen bis zur Kapitulation an drei Orten untergebracht, insbesondere befand sich die Aufklärungsabteilung südlich der Traktorenfabrik, im Bereich des Hauptverbandplatzes der 305.1. D. Etwa um 7 Uhr morgens (Berliner Zeit) rollten drei russische Panzer vor das Haus, in dem wir untergebracht waren, und wir ergaben uns. Wie es sich in den anderen Divisionen verhält, weiss ich nicht. Nach der Übergabe wurden wir nach Orlowka gebracht, unterwegs plünderten uns die russischen Soldaten aus und nahmen uns alles weg, allerdings muss ich sagen, dass die russischen Offiziere dies verboten hatten, aber alle zu kontrollieren waren sie nicht imstande. Was hilft es: À la guerre comme à la guerre – «Krieg ist eben Krieg.»

Auf die nächste Frage, wie er die Stalingrader Operation einschätze, berichtete Conrady, dass viele Offiziere sie schon zu Beginn für ziemlich risikant gehalten hatten, da die Flanken des nach Stalingrad durchbrechenden Truppenverbandes entblösst waren. Zu Beginn der Operation konnte man

sich damit noch abfinden, da man davon ausgegangen sei, Stalingrad äusserst schnell einzunehmen und nach Norden vorzurücken, etwa bis zur Linie Ilowlin [...] (unleserlich, heute Ilowlja) – Wolga. Damit wäre eine durchgehende Front von der Wolga bis zum Don und weiter nach Westen geschaffen worden. Die hartnäckige Verteidigung Stalingrads durch die Russen habe eine andere Lage geschaffen, was letzten Endes zur Katastrophe geführt habe. [...]

Als er die Stärke unserer Roten Armee beschrieb, bewertete Oberleutnant Conrady unsere Generalität sehr hoch, insbesondere den Marschall der Sowjetunion Schukow, der die Operationen im Süden leitete.

«Sie haben während des Krieges viel gelernt und sich als fleissige Schüler erwiesen.» Weiter befragt nach der Stärke des Widerstands der Roten Armee, sagte er Folgendes: «Die Truppen der Roten Armee leisten immer hartnäckigen Widerstand, aber einen besonders tapferen Gegner haben wir im August am Don im Kampf um Dobrinskaja vom 6. bis 10. August angetroffen. Es war die Krasnodarer Offiziersschule (Krasnodarer Militärakademie – Hauptmann Sajontschkowski), sie kämpften wie die Löwen. Als etwa 100 Mann von ihnen gefangengenommen waren, liess sie der Divisionskommandeur General Janeke<sup>9</sup> antreten und sagte, er habe selten so tapfere Soldaten gesehen.» Die Truppen der einzelnen Waffengattungen charakterisierte Oberleutnant Conrady folgendermassen: Die russische Artillerie und die Granatwerfer leisten sehr gute Arbeit, was die Luftwaffe betrifft, so ist sie schwächer als die deutsche. «Ihre Luftwaffe fügt uns wenig Schaden zu, selbst in der letzten Zeit war der Schaden durch die Luftwaffe gering.»

Auf die Frage nach den Kenntnissen der Aufklärungsabteilung und der Division über die gegen sie kämpfenden Truppen erklärte Conrady Folgendes: «Wir befanden uns immer in einer ziemlich schwierigen Lage: Die Hauptinformationen erhielten wir von Gefangenen und Überläufern. Wir hatten von Juni 1942 an ungefähr 30'000 davon, 95 Prozent von ihnen sprachen von starker Antikriegsstimmung in Ihrer Armee – die Soldaten kämpfen nur aus Angst, im Land herrscht Hunger, in der Armee bekommen die Soldaten 4 bis 5 Tage lang nichts zu essen –, so entstand der Eindruck, als stehe Ihre Armee kurz vor dem Zerfall, andererseits erlebten wir den hartnäckigen Widerstand von Truppen der Roten Armee. Was ist los? Das ist für mich bis heute ein Problem. Ich bin sehr oft

in eine dumme Situation geraten, wenn ich die Protokolle der Gefangenenverhöre dem General vorlegte. Er fragte mich mehrmals: ‚Was für ein Geschwätz legen Sie mir da vor? In Wirklichkeit leisten die Truppen der Roten Armee doch hartnäckigen Widerstände«

Auf die Frage nach der Propaganda unter den feindlichen Truppen berichtete Oberleutnant Conrady, damit befasse sich die Unterabteilung Propaganda. Sie sei für den Druck und die Verbreitung von Flugblättern zuständig, aber auch für mündliche Propaganda und habe für diesen Zweck 2-3 mobile Rundfunkstationen. Das Personal dieser Abteilung besteht aus Offizieren, mehreren Dolmetschern sowie einigen Feldwebeln und Unteroffizieren.

Auf die Frage nach der Wirkung unserer Propaganda antwortete Oberleutnant Conrady: «Ihre Propaganda ist wenig wirksam, da sie lediglich auf moralisch instabile Truppen Einfluss ausübt, bei uns aber waren die Soldaten selbst im Kessel bis in die letzten Tage hinein vollständig in der Hand ihrer Kommandeure. Überläufer hatten Sie wenig, nur Einzelne sind zu Ihnen übergelaufen. Als das wirksamste Mittel betrachte ich die Flugblätter, was die Radiosendungen betrifft, so nehme ich an, dass sie ineffektiv sind, weil ich aus meiner Praxis weiss, dass man keinen Gebrauch von ihnen macht.

Uns war bekannt, dass Sie in letzter Zeit die Methode, Gefangene zurückzuschicken, breit praktiziert haben. Das ist natürlich das effektivste Mittel. Die von Ihnen geschickten Gefangenen haben wir gewöhnlich nach dem Verhör in andere Truppen an einem anderen Frontabschnitt verlegt.»

Zum Abschluss wurde Oberleutnant Conrady die Frage nach der Tätigkeit der Propagandakompanien gestellt. «Die Propagandakompanien befinden sich in der Armee», erklärte Conrady. «Sie zählen 100-120 Mann. Sie machen Folgendes: die Herausgabe der Armeezeitung, dafür gibt es eigenes Redaktionspersonal sowie Druckereien, das Fotografieren von Kampfepisoden für das Versenden von Karten ins Hinterland und die Aufnahme von Filmen ebenfalls für das Hinterland (es arbeiten bis zu 15 Fotografen), des Weiteren die Tonbandaufzeichnung von Berichten über einzelne Episoden, die Offiziere und Soldaten geben, und das Besprechen von Schallplatten, auf denen Sprecher von diesen oder jenen Ereignissen im Frontleben erzählen (die Zahl der Sprecher beträgt etwa 10 Personen). An der Front bedienen die Propagandakompanien kaum die kämpfenden Truppen. Erst wenn die Truppen zur Erholung verlegt werden, organisieren die

## 512 Die Deutschen sprechen

Propagandakompanien Filmvorführungen, Vorträge und den Auftritt von Künstlern aus Deutschland (Kabarett-Varieté).

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Koltynin  
Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Hauptmann Sajontschkowski  
[Unterschrift Sajontschkowski]

### **Protokoll des politischen Verhörs des Kriegsgefangenen Waldemar Bredahl, Dolmetscher der 389. Infanteriedivision Dubowka, 6. Februar 1943**

Das Gespräch führte Hauptmann Sajontschkowski,  
Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee

*Bredahl, Waldemar.* Geboren 1904 in Sankt-Petersburg. Protestant.

Deutscher. Ledig. Vater Ingenieur, Besitzer einer Steinhobelfabrik in Sankt-Petersburg. Besuch der Petersburger Oberschule. 1918 Umzug mit den Eltern nach Estland, wo er bis 1940 lebte. 1940 Übersiedelung nach Deutschland (Posen). Beruf Kaufmännischer Angestellter, arbeitete in der Firma Untech [? Wort handschriftlich, unleserlich] in Posen. Am 2. Oktober 1942 in die Armee einberufen. Am 4. November 1942 an der Front eingetroffen, Dolmetscher in der Gefangenessammelstelle der 389.1. D.

Auf die Frage nach der Stimmung in den letzten Tagen im Kessel berichtete Bredahl Folgendes: «Am 22. Januar gingen wir nach Stalingrad zurück, und den meisten Offizieren war vollkommen klar, dass weiterer Widerstand zwecklos ist und nur zu vergeblichen Menschenopfern führt (keine Kriegführung, aber zielloses Menschenmorden). Die Offiziere haben untereinander offen darüber gesprochen und sich zudem gewundert, dass das Kommando nicht in Übergabeverhandlungen eintrete. In den letzten Tagen war es das einzige Gesprächsthema. Was die Soldaten betrifft, die die wahre Lage nicht kannten, so hofften sie weiter auf Hilfe. Der Hauptgrund, der uns zur Übergabe zwang, besteht in Folgendem: Erschöpfung aller Ressourcen sowie die Hoffnungslosigkeit und Perspektivlosigkeit unserer Lage, da wir von nirgendwo Hilfe zu erwarten hatten. Am 1.

Februar liess mich Stabskommandant Hauptmann Stegner zu sich kommen und befahl, dass ich, der Dolmetscher, wenn die Russen kämen, mit einer weissen Fahne hinausgehen und erklären müsse, dass wir keinen Widerstand leisten würden, da sich im Gebäude ein Lazarett befinde. Am 2. Februar etwa um 8 Uhr ertönte plötzlich ein Schrei: Dolmetscher, raus, drei russische Panzer vor der Tür! » Die russischen Panzersoldaten nahmen ihnen auf der Stelle Waffen und Uhren ab. «Was die Disziplin betrifft», erklärte Bredahl, «so kenne ich nur wenige Fälle, dass gegen sie verstossen wurde, allerdings hat die Disziplin in den letzten Tagen vor der Übergabe nachgelassen, so war ich zum Beispiel selbst Zeuge davon, wie Soldaten, die in die Schützengräben geschickt worden waren, nach einer Stunde wieder auf dem Gefechtsstand auftauchten und die Befehle, sich sofort an die vorderste Linie zu begeben, nicht erfüllten.»

Auf die Frage nach der Roten Armee erklärte Bredahl: «Ihre Artillerie arbeitet sehr gut, auch die Granatwerfer arbeiten nicht schlecht. Was die Luftwaffe betrifft, so ist sie schwächer als unsere. Erstens fürchten Ihre Flugzeuge unsere Jäger, die sie häufig abschiessen, zweitens treffen sie kaum das Ziel, obwohl sich Ihre Flugzeuge in der letzten Zeit wie zu Hause fühlen konnten, da unsere Flak-Artillerie ausgefallen war. Über das Kommando der Roten Armee ist unter unseren Offizieren folgende Meinung verbreitet: Die Russen haben von uns Deutschen kämpfen gelernt, jetzt kämpfen sie nicht schlecht.»

Über die Lage der russischen Kriegsgefangenen sagte Bredahl aus, dass am 15. Januar vom Divisionskommando der Befehl erteilt worden sei: Für jeden Geflüchteten werden zwei Gefangene erschossen, dieser Befehl war dadurch bewirkt worden, dass sich im Januar die Fluchtfälle erheblich gehäuft hätten. Nach Bredahls Worten wurde dieser Befehl nicht ausgeführt. «Die Lage Ihrer Gefangenen war schwer: In der letzten Zeit erhielten sie überhaupt kein Brot mehr, und vor der Einschliessung bestand ihre Verpflegung aus 370 g Brot und Pferdefleischsuppe.»

Chef der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Major Koltynin Oberinstrukteur der 7. Abteilung der Politabteilung der 66. Armee Hauptmann Sajontschkowski [Unterschrift Sajontschkowski]

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 258, d. 5, l. 1-22 u. ch. 2.<sup>10</sup>*

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*



## Ein deutsches Tagebuch aus dem Kessel

Unter den von der Historikerkommission in Stalingrad gesammelten Dokumenten befinden sich Auszüge aus dem Tagebuch eines deutschen Gefreiten, das sowjetische Soldaten während der Kämpfe in Stalingrad im Dezember 1942 oder Januar 1943 vermutlich bei seinem toten Besitzer fanden. Zu Auswertungszwecken wurde das Tagebuch dem Nachrichtendienst der 62. Armee übergeben, der in Auszügen eine russische Übersetzung anfertigen liess.

Diese in Übersetzung erhalten gebliebenen Auszüge beginnen mit dem 22. November, als das in Kalatsch am Don stationierte Regiment des Soldaten von sowjetischen Panzertruppen angegriffen wurde, die von Norden und Südosten her vorstossend die beiden Speerspitzen der Operation Uranus bildeten und bei Kalatsch aufeinandertrafen. Damit war der Stalingrader «Kessel» geschlossen. Das Tagebuch dokumentiert die Verwirrung der nächsten Tage, die erfolglosen Versuche der Deutschen, den Kessel zu sprengen, und danach den Rückzug nach Osten, Richtung Stalingrad. Im Fabrikbezirk wurden die inzwischen auf Hungerrationen gesetzten Männer in den Kampf geschickt. Die am 18. Dezember 1942 mit Todesahnungen und wehmütigen Gedanken an die Familie in der Heimat endenden Eintragungen lesen sich als ein ergreifendes Zeugnis schierer menschlicher Not.

Die häufig verzweifelten Stimmen aus dem Kessel sind in Deutschland seit der ersten Veröffentlichung der «Letzten Briefe aus Stalingrad» (1951) gut bekannt.<sup>11</sup> Weniger bekannt ist der sowjetische Umgang mit einigen dieser Quellen wie etwa dem vorliegenden Tagebuch. Wie sowjetische Teilnehmer der Schlacht dieses Tagebuch lasen und wie sie es für ihre eigenen Zwecke nutzten, wird im Anschluss an das Dokument gezeigt.

## Übersetzung

Aus den erbeuteten Dokumenten, die in der 7. Abtlg. der Politabteilung der 62. Armee am 1. Januar 1943 eingegangen sind

### Tagebuch eines Gefreiten der 10. Kompanie des 578. Regiments der 305. Infanteriedivision

22. November – nachts Rückzug von Kalatsch

23. November – russische Flieger, pausenlose Angriffe

24. November – Um 3.45 Uhr aufgestanden und schweren Marsch auf Sand zum Don begonnen.

Pausenloser Beschuss. Am Donsteilufer Russen. Sie sind deutlich zu sehen. Ständig hört man Geschosse detonieren. Am Abend die Stellung verlassen. Die Nacht auf der gefrorenen eisigen Erde verbracht.

25. November – Haben die Einheit verloren. Bomben, Flieger, Artillerie.

27. November – Eiliger Rückmarsch auf Sand. Sind eingeschlossen, sehr kalt. Bin ganz starr. Wir werden beschossen.

28. November – Im Dunkeln sassen alle auf, wir bereiteten uns auf die Abfahrt vor. Ich und auch 8 von meinen Leuten. Wohin, weiss niemand.

29. November – Stehen auf der Landstrasse, wissen nicht weiter. Bin furchtbar hungrig. In den letzten Tagen gab es kaum etwas zu essen. Wie geht es weiter? Obwohl andere Einheiten in der Nähe Essen kochten, bekam ich keinen Löffel Suppe. Fuhren weiter. Hielten in einer Schlucht an. Suchten nach unserer Kompanie. Im nahen Dörfchen grosses Durcheinander: Rumänen, Russen, Deutsche. Haben nach langer Suche unsere Kompanie gefunden.

30. November – Kamen am frühen Morgen zu unserem Zug. Grub mich in die kalte Erde ein. Tag und Nacht erbitterte Kämpfe. Gegen Abend brachen russische Panzer durch, wir mussten uns verteidigen. Luftangriff und Granatenbeschuss. Ich hatte 36 Stunden nichts mehr gegessen. Jetzt erhielt ich Vs Brot, VÎ6 Konservendose, mehrere Löffel Erbsensuppe und einen Schluck Kaffee.

1. Dezember – Die Nacht im Schützengraben verbracht: die gleiche Ration Essen. Ununterbrochen detonieren Granaten. Bin schrecklich durchgefroren. Waren an vorderster Linie, sind dann zurückgekehrt. Übernachteten in der nächstgelegenen Ortschaft in einem Stall. Lag in Dreck und Mist. Alles nass, furchtbar durchgefroren.

## 516 Die Deutschen sprechen

2. Dezember – Morgens Beschuss. Tote und Verwundete. Bin selbst kaum am Leben geblieben. Man hat mir meine ganze Habe gestohlen: Besitze nur noch, was ich am Leib trage. Sind 12 km marschiert, bin todmüde und ausgehungert. Wieder den ganzen Tag kein Essen. Bin schon völlig geschwächt.

3. Dezember – Wieder Marsch und wieder kein Wasser. Man kann nicht mal den Durst löschen. Mir ist furchtbar schlecht. Wir essen Schnee. Abends die Quartiere nicht gefunden. Es schneit, ich bin ganz nass, in den Stiefeln Wasser. Haben einen Erdbunker gefunden. Wohne mit sechs anderen Kameraden darin. Haben etwas Pferdefleisch in Schneewasser gekocht. Was bringt die Zukunft? Sind eingeschlossen.  $\frac{1}{12}$  Brot!!!

4. Dezember – 19 km schwerer Marsch. Alles vereist, kamen nach Gumrak, übernachteten in Waggons.

5. Dezember – Es wird immer schlimmer. Viel Schnee, mir sind die Zehen erfroren. Starker Hunger. Abends nach schwerem Marsch in Stalingrad angekommen. Wir wurden von Geschossdetonationen empfangen. Wir gelangten mit Glück in einen Keller. Hier sind 30 Mann. Wir sind unwahrscheinlich schmutzig und unrasiert. Können uns kaum rühren. Sehr wenig Essen. 3-4 Papirossi. Ein fürchterliches Gedränge. Ich bin sehr unglücklich! Alles ist verloren. Hier wird ununterbrochen gestritten, die Nerven liegen bei allen blank. Post kommt nicht, schrecklich.

6. Dezember – Das Gleiche. Liegen im Keller, man darf kaum rausgehen, die Russen sehen uns sonst. Jetzt haben wir wenigstens  $\frac{1}{11}$  Brot am Tag erhalten, eine Konservendose für 8 Leute, ein bisschen Butter.

7. Dezember – Alles wie gehabt. Lieber Gott, hilf, dass ich gesund in die Heimat zurückkehre. Meine arme Frau, meine lieben Eltern. Wie schwer sie es haben. Allmächtiger, mach dem allem ein Ende. Gib uns wieder Frieden. Wenn ich nur bald nach Hause könnte, zurück zum menschlichen Leben.

9. Dezember – Heute eine etwas grössere Portion Mittagessen, aber  $\frac{1}{12}$  Brot,  $\frac{1}{12}$  Konserve. Gestern hatte meine blonde Frau Geburtstag. Mir ist schwer ums Herz. Das Leben ist vollkommen sinnlos geworden. Hier ununterbrochene Streitereien. Was der Hunger anrichten kann!

10. Dezember – Seit gestern habe ich nichts gegessen. Nur schwarzen Kaffee getrunken. Ich bin vollkommen verzweifelt. Gott, wie lange wird das noch dauern? Die Verwundeten befinden sich bei uns.

Wir können sie nicht wegbringen. Wir sind eingeschlossen. Stalingrad ist die Hölle. Wir kochen das Fleisch verendeter Pferde. Es gibt kein Salz. Viele haben Durchfall. Wie furchtbar das Leben ist! Was habe ich Schlimmes in meinem Leben getan, dass ich jetzt so bestraft werde. Hier, in diesem Keller, drängen sich 30 Mann zusammen, in 2 Stunden wird es dunkel. Die Nacht ist lang, ob der Tag anbricht?

11. Dezember – Heute haben wir *Y?* Brot erhalten, etwas Fett, und es sollte noch warmes Essen geben. Aber am Abend bin ich vor Schwäche umgefallen.

12. Dezember – Immer noch in Stalingrad. Eine neue Einheit versorgt uns. Um das Essen ist es immer noch schlecht bestellt. Gestern habe ich etwas Pferdefleisch mitgebracht. Heute leider nichts. Ich hoffe trotzdem, durchzuhalten. Es muss doch besser werden. Die Nacht war heute sehr stürmisch: Artilleriefeuer, Granaten. Die Erde bebte. Unser Unteroffizier ist ins Gefecht gegangen. Bald werden auch wir folgen. Unter uns sind Durchfallkranke. Ich bin furchtbar hungrig. Wenn es doch etwas leichter würde. Nur nicht krank oder verwundet werden. Lieber Gott, beschütze mich. Die Kanonen schießen pausenlos. Granaten pfeifen. Habe heute einen Brief geschrieben. Will hoffen, dass meine Lieben bald Nachricht von mir bekommen. Jetzt sehe ich meine Frau ganz deutlich vor mir.

13. Dezember – Heute Abend gab es Reismehl und *Vie* Konserve. Ich war glücklich darüber. Sonst nichts Neues. Fühle mich sehr schwach, starker Schwindel.

14. Dezember – Die Ohnmächten dauern an. Es gibt keine Hilfe. Hier sind viele Verwundete, die nicht gepflegt werden. Alles wegen des Kessels.

Habe meine letzte Papirossa angesteckt. Alles geht dem Ende zu. Was ich in der letzten Woche durchgemacht habe, ist einfach zu viel. Ich habe die ganze Zeit furchtbaren Hunger. Das vorige Jahr in Russland kann man für eine gute Zeit halten im Vergleich zu dem, was jetzt los ist. Habe heute bis zum Mittag *V?* Brot und ein winziges Stückchen Butter gegessen. Die ganze Nacht und auch jetzt werden wir beschossen. Was für ein hartes Leben! Was für ein schreckliches Land! Ich setze alle meine Hoffnungen auf Gott, den Glauben an die Menschen habe ich schon verloren.

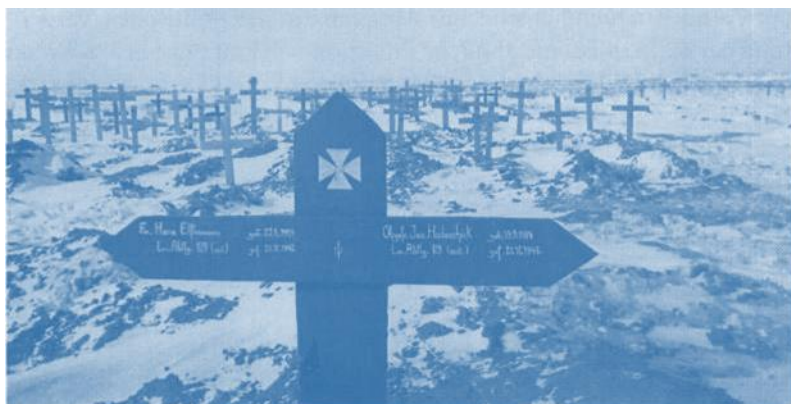
15. Dezember – Wir müssen an die vorderste Linie. Über den Schützengraben stolpernd und robbend, gingen wir zwischen den Ruinen Stalingrads hindurch. Ein Schwerverwundeter wurde vorbei getragen. Wir ka-

men zum Gefechtsstand. Dann stiegen wir in den Fabrik Keller hinunter, dann ging ein Grossteil von uns ins Gefecht. Es blieben nur 13 Mann zurück. Ich war der Ranghöchste unter diesen Männern. Ringsum Dreck und Trümmer. Man kann nicht raus. Alles bewegt sich und reisst unter den Schlägen der russischen Artillerie.

16. Dezember – Immer noch hier. Hier kommen die Verwundeten runter. Im Keller ist es Tag und Nacht dunkel. Wir haben auf dem Fussboden ein Feuer gemacht. Um 16 Uhr kam der Essensverteiler: Suppe,  $\frac{1}{8}$  Brot, etwas Butter, ein wenig Fleischkonserven. Ich habe schon alles aufgegessen und mich hingelegt. Bis zur nächsten Mahlzeit sind es 24 Stunden. Am 15. Dezember habe ich einen Brief per Luftpost abgeschickt, hoffe, dass er bis Weihnachten ankommt. Meine arme liebe Frau und meine Eltern.

18. Dezember – Der Tag vergeht wie alle vorigen. Am Abend essen wir. Einmal in 24 Stunden erhalten wir Verpflegung, dann gibt es wieder nichts. Ich musste einen Verwundeten schleppen. Nach langer Suche fanden wir einen Arzt, auch im Keller eines völlig zerstörten Hauses. Als ich in meinen Schützengraben zurückkam, sah ich einen Gefallenen. Es war Rill, drei Tage zuvor hatte ich noch mit ihm geredet. Ich sitze mit einem weiteren Soldaten im Schützengraben. Es ist ein 20-jähriger Bursche aus Österreich, er hat Durchfall, er stinkt unerträglich. Pausenloser Beschuss. Die Ohren tun mir weh, und mir ist sehr kalt. 50 Meter von mir entfernt ist die Wolga. Wir sind gleich neben dem Feind. Bin allem gegenüber gleichgültig. Sehe keinen Ausweg aus dieser entsetzlichen Hölle. Die Verwundeten werden nicht weggebracht, sie liegen in den Dörfern innerhalb des Einschliessungsrings. Ich kann nur auf ein Wunder Gottes hoffen. Nichts anderes kann hier helfen. Unsere Artillerie ist völlig verstummt, wahrscheinlich ist die Munition alle. Ich bin hungrig und durchgefroren, meine Beine sind wie Eis. Wir reden beide kein Wort – worüber sprechen? Das lichte Weihnachtsfest ist nahe. Was für schöne Erinnerungen sind damit verbunden, die Kindheit...

Liebe Eltern, ich wünsche euch von Ferne frohe Weihnachten. Danke für alles, was ihr für mich getan habt. Verzeiht, wenn ich euch Sorgen gemacht habe. Es war keine böse Absicht. Meine arme Mama, wie wird es dir gehen? Meine liebe Schwester, das Herz ist mir schwer, wenn ich daran denke, wie wir zusammen gespielt haben, ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück für dein weiteres Leben. Niemanden habe ich so sehr geliebt wie dich, meine liebe Frau, meine blonde Mitzi. Ich würde alles geben, um



Deutsche Soldatengräber bei Stalingrad, 1943. *Fotografin: Natalja Bode*

zu erfahren, ob wir uns glücklich wiedersehen werden. Wenn uns das nicht bestimmt ist, danke ich dir für die glücklichen Stunden, die du meinem Leben geschenkt hast.

Ich weiss nicht, ob diese Zeilen jemals in deine Hände gelangen werden. Schreiben verschafft mir in dieser Einsamkeit und inneren Leere Erleichterung. Möge Gott dir Kraft geben und dich trösten, wenn mir etwas passiert. Aber ich will nicht daran denken. Das Leben ist so schön. Ach, wenn wir doch in Frieden leben könnten! Ich kann mich noch nicht mit dem Gedanken an den Tod abfinden, aber die Höllenmusik des todbringenden Kampfes hört einfach nicht auf.

Jetzt ist Tag, die Sonne scheint, aber ringsum explodieren unaufhörlich Granaten. Ich bin vollkommen zerquält. Kann man das überleben? Alles bewegt sich wie bei einem Erdbeben.

*Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3a, l. 4-5 ob.*

*Aus dem Russischen von Annelore Nitschke*

\* \* \*

In sowjetischen Händen entfaltete dieses Tagebuch ein Eigenleben. Es wurde von Spezialisten ausgewertet und für militärstrategische und propagandistische Zwecke verwendet. Die Übersetzung ins Russische besorgte wahrscheinlich Major Alexander Scheljubski, der als Leiter der 7. (nach-

richtendienstlichen) Abteilung in der politischen Verwaltung der 62. Armee eine ähnliche Funktion wie Pjotr Sajontschkowski in der 66. Armee bekleidete. Wie Sajontschkowski war Scheljubski Historiker von Beruf und sprach fließend Deutsch.<sup>12</sup> Während der Schlacht um Stalingrad fertigte er in mehrwöchigen Abständen Berichte über den «politisch-moralischen Zustand» der deutschen Einheiten an, gegen die die 62. Armee kämpfte. Die Berichte gingen auf einzelne Divisionen und ihre Kommandeure ein und zeichneten auf der Grundlage von erbeuteten Tagebüchern und Briefen sowie von Gefangenaussagen ein detailliertes Bild von den Stimmungen in der 6. Armee. Einem dieser Berichte, dem vom 5. Januar 1943, fügte Scheljubski im Anhang das Tagebuch des deutschen Gefreiten bei.<sup>13</sup>

Scheljubski selbst sprach auch mit den Moskauer Historikern und erläuterte dabei seine Einschätzung des Gegners.<sup>14</sup> Die gegen die 62. Armee kämpfenden Soldaten seien fast ausnahmslos «Elitetruppen» und «Kaderdivisionen» gewesen, bestehend aus «reinblütigen Ariern» – nicht etwa aus rumänischen oder italienischen Verbündeten der Deutschen, die nach der Erfahrung der Sowjets schlechter kämpften.<sup>15</sup> Bis Anfang Oktober hätte die deutschen Soldaten die Hoffnung getragen, «Stalingrad im Flug zu erobern». Einen Wendepunkt habe der unter anderen von der 305. Infanteriedivision gestartete deutsche Grossangriff im Industrieviertel gebracht: «Lasst den Ruf des Sieges ertönen»<sup>16</sup> So konnte man die Stimmung in dieser Division beschreiben. Sie trat ungefähr am 14. Oktober in den Kampf ein. Nach zwei, drei Tagen hatte sie riesige Verluste. Diese Division wurde gegen das ‚Barrikaden‘-Werk geworfen. Nach dieser Zuversicht, dem Gefühl, dass alles gut läuft und Stalingrad schon uns gehört, als sie dann wie es sich gehört in die Mangel genommen wurden, da haben sie einfach nicht mehr verstanden, was hier vor sich geht. Wir haben versucht, ihnen die Lage klarzumachen, und haben bei ihnen verschiedene Flugblätter verteilt ...» – ein Hinweis darauf, dass Scheljubski die Stimmungen des Gegners immer mit strategischem Blick las und nach Möglichkeiten suchte, sie zu beeinflussen.

Scheljubski erzählte, wie der schon ab Oktober 1942 verbreitete Fatalismus in den Briefen und Tagebüchern der deutschen Soldaten sich nach der Einkesselung der 6. Armee im November vielfach in regelrechter Verzweiflung entlud. Er wertete diese Entwicklung als Ausdruck der mangelnden «moralischen» Gefestigkeit der deutschen Soldaten. Bei den Verhören von Gefangenen und der Lektüre von gegnerischen Dokumenten fielen ihm

zwei Dinge besonders auf. Erstens die vielfachen Diebstähle und anderen Formen von soldatischen Übergriffen gegen die sowjetische Zivilbevölkerung, «die so sehr in den Alltag der deutschen Soldaten und Offiziere übergegangen sind, dass die Kriegsgefangenen uns davon mitunter ohne jede Verlegenheit erzählen».<sup>17</sup> Zweitens die Klagen der deutschen Soldaten über ihren Hunger:

«Hier muss man noch ein Moment benennen, das, wie ich glaube, eine riesige Rolle beim moralischen Zustand des umzingelten Gegners spielte: das Essen. Die Deutschen können nicht hungern. Unser russischer Soldat hat nicht nur während des Vaterländischen Krieges, sondern auch im Bürgerkrieg und in allen anderen Kriegen seine Fähigkeit gezeigt, Hunger zu erdulden. Die Deutschen können nicht hungern; wenn sie kämpfen, sind sie es gewohnt, sich wie die Schweine vollzustopfen. Das kann man anhand von vielen Briefen belegen. Es ist irgendwie unheimlich – sie reden nur vom Essen. Ich habe Dutzende von Gefangenen verhört, meine Mitarbeiter ebenso, und es gab nicht einen einzigen Fall, in dem der Gefangene nicht mit dem Essen anfängt. Essen, das steht bei denen an vorderster Stelle. Das ganze Hirn ist nur mit Fressen ausgefüllt. Bei ihnen sah es in letzter Zeit sehr schlecht aus. Sie bekamen zuletzt nur noch 100 Gramm Brot oder weniger.»

Scheljubski und andere politische Offiziere der Roten Armee lasen die Mitteilungen der Deutschen durch ihre eigene sowjetkommunistische Brille; sie projizierten dabei ihre eigenen Vorstellungen vom Soldaten, der massgeblich kraft seines Willens kämpfte, auf die Aussagen des Gegners. Der soldatische Wille war ihrer Meinung nach gefestigt und «gesund», wenn er hohen Zielen diente, dem «Kampf gegen den Faschismus», der «Befreiung der geknechteten Völker». Eine Armee, die solche Ziele nicht auf ihre Fahnen schrieb und allein eroberte, raubte und vernichtete, konnte nur moralische Krüppel hervorbringen. Dass Paulus und die anderen gefangen genommenen deutschen Generäle keine grösseren Ziele für ihr Handeln zu benennen wussten und erklärten, dass sie als Militärs nicht für politische Fragen zuständig seien, legten ihre russischen Befrager ihnen als Schwäche aus. Die Disziplin in der Wehrmacht nötigte den Sowjets Respekt ab; politisch hingegen war in ihren Augen die Rote Armee weit gefestigter.

Aus Scheljubskis Bericht wanderte das Tagebuch des deutschen Gefreiten in die sowjetischen Medien. Am 25. Januar 1943 wurden kurze



## 522 Die Deutschen sprechen

Auszüge im sowjetischen Rundfunk verlesen, tags darauf erschienen sie auch in der *Prawda*.<sup>18</sup> Zumeist hielt sich die Zeitung an Scheljubskis Vorlage, sie verdichtete diese jedoch zu einem Kampf ums Überleben innerhalb der Wehrmacht und akzentuierte den Streit zwischen den Soldaten und die blankliegenden Nerven. Das Drama des seinem Schicksal ausgelieferten Soldaten ist nun nicht mehr erkennbar. Thematisiert wird stattdessen der moralische Verfall der deutschen Armee.

An einer Stelle verfälschte die *Prawda* auch das Tagebuch. Während der Gefreite in der von Scheljubski übersetzten Fassung allein noch «auf ein Wunder Gottes» hofft, beschwor die Zeitung eine andere Perspektive: «Aus dieser schrecklichen Hölle sehe ich nur noch einen Ausweg: die Gefangenschaft». Zum Ende der Schlacht von Stalingrad hin verstärkten Scheljubski, Sajontschkowski und die anderen sowjetischen Feindpropagandisten ihre Bemühungen, die deutschen Soldaten zum Aufgeben zu bewegen. Sie versuchten den unter den Deutschen verbreiteten Glauben zu entkräften, dass sowjetische Gefangenschaft gleichbedeutend sei mit Folter und Tod. Der anhaltende Widerstand der Deutschen, massgeblich von der Angst vor der sowjetischen Gefangenschaft geschürt, nährte seinerseits den Hass auf der gegnerischen Seite. In der Tat: Reihenweise schildern die Stalingrader Protokolle, wie deutsche Soldaten, die sich nach dem Kampf ergaben, von Rotarmisten geschlagen oder erschossen wurden.

## Krieg und Frieden

Am 4. Februar 1943 begann im Deutschen Reich eine dreitägige Staats-  
trauer; alle Kinos und Theater blieben geschlossen, der Rundfunk intonierte  
«ernste» Musik. Die Meldung vom Fall Stalingrads, hielt Joseph Goebbels  
in seinem Tagebuch fest, habe die Deutschen schockiert. «Wir müssen jetzt  
alles tun, das Volk über diese schwere Stunde hinwegzubringen.»<sup>1</sup> Eben-  
falls am 4. Februar meldete die *Prawda* den Ausgang der Schlacht von Sta-  
lingrad und den Untergang einer 330'000 Mann starken deutschen Armee.  
Die *Prawda* erhob das abgeschlossene «historische Ringen» um Stalingrad  
zu einer der grössten Schlachten der Weltgeschichte, sowohl was den Ein-  
satz als auch was die Material- und Menschenverluste betreffe.<sup>2</sup> Die Ar-  
meezeitung *Roter Stern* schrieb: «Ein solcher Sieg, zumal unter den  
schwierigen Bedingungen der modernen Kriegführung, kann nur mit dem  
höchsten militärischen Können und mit den Kräften einer erstklassigen  
Streitmacht errungen werden. Die Rote Armee hat einen solchen Sieg er-  
rungen.»<sup>3</sup>

Das gewachsene Selbstbewusstsein der siegenden Roten Armee hatte  
sich schon Anfang Januar 1943 mitgeteilt, als per Ukas die seit der Revo-  
lutionszeit verpönten Schulterstücke der zarischen Armee wieder einge-  
führt wurden. Einige Soldaten, vermerkte ein NKWD-Geheimbericht von  
der Don-Front, wunderten sich, warum man erst 25 Jahre gegen die golde-  
nen Epauletten agitiert hätte, um sie nun mit grossem Pomp wieder einzu-  
führen; andere witterten den Druck der mit der Sowjetunion verbündeten  
Westmächte und fürchteten die Umwandlung der Roten Armee in eine  
«bürgerlich-kapitalistische» Armee. Weit mehr Rotarmisten schienen die  
Massnahme jedoch zu begrüßen, sie empfanden es als nur folgerichtig,  
dass ihre Armee einige der militärischen Gepflogenheiten der westlichen  
Verbündeten und der feindlichen Wehrmacht, um deren Anerkennung sie  
kämpfte, übernahm. Die begeisterte Aufnahme der Reform schilderte

Kommissar Lewykin von der 284. Schützendivision im Gespräch mit Vertretern der Historikerkommission: «Wir haben nicht einen einzigen negativen Vorfall der Art registriert, wie man sie aus den Jahren 1918 oder 1919 kannte. Die Einstellung hat sich völlig verändert. Noch bevor die Schulterstücke eintrafen, hatten die Rotarmisten zu ihrer Befestigung Maschen an die Uniformen genäht. Alle warteten ungeduldig auf die Schulterstücke. Einige meinten im Scherz, ohne die Schulterstücke würden sie sich wie gerupfte Hühner vorkommen.»

Tausende von Rotarmisten wurden nach dem Ende der Schlacht befördert – so gut wie jeder Offizier, der mit den Historikern sprach, stand nun in einem höheren Rang als während der Schlacht. Regimenter, Divisionen und Armeen erhielten den Gardetitel und wurden umbenannt. Allein in der 62. Armee, die nun 8. Gardearmee hiess, wurden bis zum Juni 1943 9'602 Soldaten für ihren Einsatz in Stalingrad mit Orden bedacht. Bei der Ordensvergabe sprach die Politische Verwaltung der Armee ein entscheidendes Wort; ihre Kaderabteilungen führten über jeden dekorierten Soldaten Buch.<sup>4</sup>

Die Vergabe von Anerkennung entfachte Streit darüber, wem die Lorbeeren für den Sieg gebührten. Wassili Grossman registrierte dies mit scharfem Blick. Nach seiner Abberufung aus Stalingrad am Neujahrstag 1943 traf der Schriftsteller und Kriegsberichterstatter im Mai 1943 erstmals wieder auf die Kommandeure der 62. Armee, die nun in der Kursker Steppe in Reservestellung standen. Er beschrieb im Tagebuch, wie aufgewühlt er vor dem Wiedersehen mit den Menschen war, mit denen er die Erinnerung an die Zeit in Stalingrad teilte. Dann schilderte er das Treffen:

«Mittagessen bei Tschuikow auf der Terrasse des kleinen Sommerhauses. Garten. Tschuikow, Krylow, Wassiljew, zwei Oberste – Mitglieder des Militärrats.

Kalte Begegnung, alle sind gereizt. Unzufriedenheit, Ehrgeiz, zu wenig Auszeichnungen, Hass auf alle, die grosszügiger mit Auszeichnungen bedacht worden sind, Hass auf die Presse, grob abfällige Reden über den Film ‚Stalingrad‘<sup>5</sup>. Grosse Männer, beklemmender ungueter Eindruck. Kein Wort über die Gefallenen, über ein Denkmal, über die Verewigung derer, die nicht zurückgekehrt sind. Jeder redet nur von sich und seinen Verdiensten.

Am nächsten Morgen bei Gurjew. Dasselbe Bild. Keine Bescheidenheit. ‚Ich habe das gemacht, ich habe das ausgehalten, ich ich ich ...‘ Über die anderen Kommandeure reden sie respektlos, Weibergetratsche: ‚Man

hat mir zugetragen, dass Rodimzew das und das gesagt hat ...' Im Allgemeinen denkt man hier: ‚Alle Verdienste kommen nur uns zu, der 62., und in der 62. gibt es nur mich, die anderen rangieren unter ferner liefen.‘ Alles ist eitel und nichtig.»<sup>6</sup>

Stalin schaltete sich wiederholt in den anhaltenden Streit unter seinen Kommandeuren ein, der noch lange nach dem Kriegsende weiter schwelte. Im Anschluss an die Siegesparade vom 24. Juni 1945 lud der sowjetische Diktator zu einem Empfang ein und hielt dabei einen vielbeachteten Trinkspruch «auf die einfachen, gewöhnlichen, bescheidenen Menschen, auf die ‚Schräubchen‘, die unseren grossen staatlichen Mechanismus in allen Bereichen der Wissenschaft, der Wirtschaft und des Krieges im Betrieb halten. Sie sind sehr viele an der Zahl – Dutzende von Millionen. Sie sind bescheidene Menschen, über die niemand schreibt. Sie haben keine Titel, und ihr Status ist gering, doch sind es diese Menschen, die uns tragen, ebenso wie das Fundament die Spitze trägt. Ich trinke auf die Gesundheit dieser Menschen, auf unsere verehrten Genossen.»<sup>7</sup> Stalins Geste war ein kalkulierter Affront gegen die im Festsaal des Kremls versammelten Marschälle, Generale und Offiziere. Stalin wachte über die Vergabe der Auszeichnungen und über seinen eigenen Platz auf der Pyramide des Ruhmes. Am 27. Juni 1945 wurde er zum alleinigen Generalissimus der Sowjetunion erhoben, einem für ihn neu eingeführten militärischen Rang. Die Siegesparade hatte sein Stellvertreter Marschall Schukow auf einem galoppierenden Schimmel abgenommen. Nach Auffassung einiger Beobachter war Schukows Schimmel zu weiss und die Haltung des Marschalls zu stolz für Stalins Gespür. Wenig später wurde gegen Schukow ein Verfahren eingeleitet; er wurde des «Bonapartismus» bezichtigt und zum Leiter des Wehrkreises von Odessa degradiert.<sup>8</sup>

Als nach Stalingrad der sowjetische Sieg über Deutschland zunehmend zur Gewissheit wurde, schlug die Stunde der Kriegschronisten. Für die beteiligten Schriftsteller stand die Form bereits fest: Tolstois Roman *Krieg und Frieden*. Ebenso wie die Rote Armee auf vorrevolutionäre Traditionen zurückgriff, besann sich die sowjetische Kultur in diesen Jahren auf den Roman des 19. Jahrhunderts. Der ikonoklastische Geist der sowjetischen Avantgarde war passé. Tolstois grosses Werk erschien ab 1941 in hoher Auflage – es inspirierte Tausende von Lesern, die es gewohnt waren, in der Literatur nach Antworten auf das eigene Leben zu suchen. Die Menschen,

so beschrieb es die Literaturkritikerin Lidia Ginsburg, die selbst während der Kriegsjahre im belagerten und hungernden Leningrad ausharrte, «verschlangen *Krieg und Frieden*, um sich selbst zu überprüfen (und nicht etwa Tolstoi, an dessen angemessener Darstellung des Lebens niemand zweifelte)». Tolstois Helden, die im Verlauf des Romans ihr persönliches Leben der «gemeinsamen Sache des Volkskriegs» widmeten, gaben die Norm vor, an der sich ihre sowjetischen Lesermassen. «Wer las», so Ginsburg, «sagte sich: ‚Aha, das empfinde ich richtig. So ist das also‘». <sup>9</sup> Im Gespräch mit den Historikern in Stalingrad machte Tschuikow deutlich, wie er sich als Kommandeur an den von Tolstoi gezeichneten Generälen mass, und General Rodimzew gab an, den Roman dreimal «wie im Rausch» gelesen zu haben.

Das Volkskommissariat für Bildungswesen druckte Broschüren mit Anleitungen, wie *Krieg und Frieden*, ein für seinen Umfang und seine unüberschaubare Handlung berichtigtes Werk, soldatischen Lesern zugänglich gemacht werden sollte. Eine 1942 erstellte Studie zum Leseverhalten von Rotarmisten kam zum Schluss, dass Tolstois grosser Roman mehr diskutiert wurde als jedes andere Buch. <sup>10</sup> Spätestens zum Kriegsende hin waren jedem sowjetischen Leser die Parallelen zwischen dem Krieg von 1812 und dem «Grossen Vaterländischen Krieg» offenbar. In beiden Fällen waren die feindlichen Invasoren bis ins Herz von Russland vorgedrungen, um dann durch eine gewaltige Kraftanstrengung des russischen Volks vernichtend geschlagen zu werden. Tolstois Roman reicht bis ins Jahr 1815 und zeigt Alexander!. in der Rolle des «Befrieders Europas». <sup>11</sup> So sah sich auch die Sowjetführung 1945: sie hatte den Sieg über Hitlerdeutschland herbeigeführt, sie befreite Europa vom Fluch des Faschismus. Die Frage war: Wer würde sich als sowjetischer Tolstoi etablieren, wer würde «Krieg und Frieden» für das 20. Jahrhundert schreiben? <sup>12</sup>

Wassili Grossman spielte in diesem Wettbewerb eine zentrale Rolle. Seit 1943 arbeitete er an einem Kriegsepos, das er sich als einen vielbändigen Roman in Anlehnung an *Krieg und Frieden* vorstellte. <sup>13</sup> Er arbeitete seine eigenen Kriegserfahrungen in den entstehenden Roman ein, weitete diesen zugleich aber zu einer Chronik des gesamten Kriegsgeschehens aus. Wie Tolstoi versuchte Grossman in epischer Form den Geist einer gesamten historischen Epoche zu bündeln. Von Tolstoi entlehnte er auch die Technik, die vielen individuellen Darsteller durch das Geflecht zweier verzweigter Familien miteinander in Bezug zu setzen. Der erste Band, den

Grossman 1949 fertigstellte, erzählt die Geschichte des Krieges von seinem Ausbruch bis zum September 1942. Er schliesst mit einer Beschreibung von Kommissar Krymows nächtlicher Überfahrt über die Wolga in das brennende Stalingrad. Grossman reichte das Werk im August 1948 bei der Zeitschrift *Novy Mir (Neue Welt)* ein, wo es in Fortsetzungen erscheinen sollte. Es trug den Titel *Stalingrad*. Das Manuskript wanderte fast vier Jahre lang durch die Instanzen, dabei überarbeitete Grossman es mindestens dreimal, um seinen kritischen Lesern Genüge zu tun. Diese bestanden aus den Redakteuren der Zeitschrift, der Leitung des sowjetischen Schriftstellerverbands und Mitgliedern des Zentralkomitees und des Politbüros. Eingeschaltet wurden auch sowjetische Militärs, die Grossmans Darstellung des Kampfesgeschehens kritisch unter die Lupe nahmen.<sup>14</sup>

Konstantin Simonow, der das Manuskript 1948 als Chefredakteur von *Novy Mir* entgegennahm (er wurde 1950 von Alexander Twardowski abgelöst), bemängelte Grossmans streng historische Perspektive auf den Krieg. Sein Roman schildere den Krieg im Jahre 1942, ohne das Wissen um seinen Ausgang mitzuteilen. Das gehe nicht: das Buch müsse für den heutigen Leser geschrieben werden, Optimismus verbreiten.<sup>15</sup> Andere Kritiker erhoben Einspruch gegen den Romantitel: Er beanspruche eine historische Objektivität, die die Darstellung mit ihren vielen subjektiven Perspektiven nicht einlöse. Starken Anstoss erregte die Figur des Physikers Viktor Strum – er war erkennbar als Jude gezeichnet. Auf dieses Thema spielte der Schriftsteller Michail Scholochow an, der im Zuge der Diskussion um Grossmans Roman bei Chefredakteur Twardowski anrief und ihn anschnauzte: «Wen haben Sie da betraut, über Stalingrad zu schreiben? Sind Sie noch bei Verstand?» Die Sowjetunion war seit Ende der vierziger Jahre Schauplatz einer gewaltigen antisemitischen Kampagne. Grossman war ebenso wie sein Protagonist Strum Jude – nach Scholochows Meinung durfte ein Jude ein so russisches Thema wie Stalingrad nicht anrühren.

Erstaunlicherweise erschien der Roman dennoch in Fortsetzungen im Sommer und Herbst 1952. Grossman wurde sogar für den Stalin-Preis nominiert. Im Januar 1953 sorgte die Bekanntmachung einer Verschwörung von jüdischen Kreml-Ärzten, die verdächtigt wurden, Stalin umbringen zu wollen, für einen erneuten Umschwung. Am 13. Februar 1953 druckte die *Prawda* eine vernichtende Kritik von Grossmans Roman. Sie war von Mi-

chail Bubjonnow verfasst, einem Rivalen Grossmans im sowjetischen Tolstoi-Wettbewerb. Rasch fielen bisherige Befürworter Grossmans von ihm ab, bezogen öffentlich gegen ihn Stellung.

Dann starb am 5. März 1953 Stalin. Das Verfahren gegen die Kremlärzte wurde eingestellt. Die Vorwürfe gegen Grossman verhallten; einige seiner Kollegen entschuldigten sich bei ihm im privaten Gespräch. Seine weitere Arbeit am Stalingradroman, dem er bereits 1949 den Arbeitstitel *Leben und Schicksal* gegeben hatte,<sup>16</sup> geriet zu einer scharfen Abrechnung mit Stalin – Grossman war der erste sowjetische Kritiker, der die Wesens Verwandtschaft des Stalinregimes mit der totalitären NS-Ideologie herausstellte –, mit dem Antisemitismus und mit den anfechtbaren Menschen der Stalinzeit, zu denen Grossman auch sich selbst rechnete. Dieses 1959 fertiggestellte Werk konnte nicht erscheinen. Der für Ideologiefragen zuständige ZK-Sekretär, den Grossman bei einer Anhörung traf, verglich die Wirkung des Romans (den er bekannte nicht selbst gelesen zu haben) mit einer Atombombe. Andere Funktionäre, die konsultiert wurden, schlossen die Publikation des Werks «für die nächsten 250 Jahre» aus.<sup>17</sup> Grossman starb 1964, verbittert und krank. Das verbotene Manuskript wurde nach seinem Tod ins Ausland geschmuggelt und publiziert. Es erschien 1988 in der Sowjetunion als Teil von Michail Gorbatschows Kampagne für mehr Transparenz (*glasnost*). Heute hat sich *Leben und Schicksal* weltweit als ein literarisches Zeugnis des 20. Jahrhunderts etabliert. Der Vorgängerband *Für die gerechte Sache*, Band 1 der von Grossman so angelegten Stalingrad-Dilogie, fristet hingegen ein Schattendasein; er gilt aufgrund seiner Veröffentlichung unter Stalin als kontaminiert.<sup>18</sup> Erst das Zusammenstellen der beiden Bände enthüllt, trotz der Bruchlinien, die ihre Entstehung begleiteten, die gesamte Tolstoi'sche Konzeption dieses grossen Romans. Sichtbar wird dadurch auch, wie stark Grossman – ungeachtet seiner zunehmenden Kritik am sowjetischen Staat – dem Glauben verbunden blieb, dass das massenhafte Heldentum gewöhnlicher sowjetischer Menschen die Schlacht von Stalingrad, ja den Krieg als Ganzes entschieden hatte.<sup>19</sup>

Diese Überzeugung Grossmans teilt sich auch an einem Ort mit, an dem man sie nicht vermuten würde – an der monumentalen Gedenkstätte auf dem Mamajew-Hügel in Wolgograd. Hätte Grossman lang genug gelebt, um diese von einer 82 Meter hohen Frauenfigur mit ausgestrecktem Schwert («Mutter Heimat») gekrönte Gedenkstätte zu sehen – sie wurde

1967 zum 25. Jahrestag der Schlacht um Stalingrad eingeweiht – , hätte er sie wohl als Bestätigung seiner These vom übermächtigen Staat des 20. Jahrhunderts gesehen, der Menschen nach Belieben in Richtung seiner machtpolitischen Ziele presst. Die Museumsanlage enthält aber auch Worte von Grossman aus dem Krieg. Einige von ihnen sind auf einer Wand eingemeisselt, an der Besucher der Gedenkstätte auf dem Weg zur «Mutter Heimat» vorbeikommen: «Eiserner Wind schlug ihnen ins Gesicht, sie gingen immer weiter vorwärts, und wieder ergriff abergläubische Angst den Feind: Rückten da Menschen zum Angriff vor, waren sie sterblich?» Die Worte sind aus «Hauptstossrichtung», Grossmans Essay über das Regiment der 308. Schützendivision, das beim deutschen Angriff auf das «Barrikaden»-Werk zugrunde ging (siehe S.235-248 in diesem Band). Geht der Besucher weiter, gelangt er in den «Saal des soldatischen Ruhmes». In dessen Mitte erhebt sich aus dem Boden eine Hand aus weissem Marmor, die eine Fackel mit ewigem Feuer hält. Die Wände des runden Pantheons sind mit den Namen von 7'200 in Stalingrad gefallenen Rotarmisten bedeckt, Offiziere und Soldaten, Männer und Frauen. (Die Namen wurden nach einem Zufallsprinzip aus den Gefallenenlisten ausgewählt.<sup>20</sup>) Unterhalb der Decke verläuft eine Inschrift. Sie geht ebenfalls auf Grossmans Essay zurück und enthält die Antwort auf seine Frage: «Ja, wir waren sterblich, und kaum einer von uns hat überlebt. Aber wir alle haben unsere patriotische Pflicht gegenüber der heiligen Mutter Heimat erfüllt.» Grossmans ursprüngliche Worte waren schlichter: «Ja, sie waren einfache Sterbliche, und kaum einer von ihnen hat überlebt, aber sie haben ihre Sache erledigt.» Von sowjetischen Designern pathetisch aufgebauscht, aber dennoch erkennbar verkünden die Worte den Mythos vom sowjetischen Volkskrieg Tolstoi'scher Prägung, wie ihn Grossman bereits von Anbeginn der Schlacht um Stalingrad beschworen hatte. Freilich ist Grossman nirgendwo als Autor dieser Zeilen vermerkt, und kaum einer der Museumsführer auf dem Mamajew-Hügel scheint von ihrer Herkunft zu wissen.<sup>21</sup>

\* \* \*

Ähnlich wie Grossman ging es auch der Historikerkommission um Isaak Minz, deren Versuche, ihre Chronik des «Grossen Vaterländischen Krieges» zu veröffentlichen, auf Jahre hinweg behindert und dann unterdrückt



wurden, mit dem Ergebnis, dass die Urheber weitgehend in Vergessenheit gerieten. Bis 1945 arbeitete die Kommission verstärkt an ihrer Kriegsdokumentation. Minz wollte die gesamte Geschichte des Krieges erfassen, nicht nur die militärischen Vorgänge an ausgewählten Frontabschnitten, sondern auch den Partisanenkampf, die Arbeit der Kriegswirtschaft, die sowjetische Kultur und das Alltagsleben an der Heimatfront, die Auswirkungen der deutschen Besatzungsherrschaft. Nach der sowjetischen Kriegserklärung gegen Japan im August 1945 schickte Minz mehrere Mitarbeiter seiner Kommission nach Fernost, damit sie an dem Kriegsschauplatz Rotarmisten interviewten.<sup>22</sup> Im Dezember 1945 wurde die Arbeit der Kommission per Präsidiumsbeschluss der Akademie der Wissenschaften auf eine neue Grundlage gestellt. Aus der Kommission wurde ein mit 18 wissenschaftlichen Mitarbeitern ausgestatteter «Sektor zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges», der am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften angesiedelt war. Isaak Minz wurde zum Leiter des Sektors ernannt. Im Jahr darauf wurde Minz' Laufbahn mit seiner Wahl in die Akademie der Wissenschaften gekrönt.<sup>23</sup>

Die erhalten gebliebenen Unterlagen des Sektors zeigen eine rege Tätigkeit bis ins Jahr 1947 hinein. Minz unterbreitete dem sowjetischen Militärverlag Publikationsvorschläge. Mit an erster Stelle stand eine Dokumentation zum fünften Jahrestag der Schlacht von Stalingrad – «ein lehrreiches historisches Buch, von den Schlachtteilnehmern selbst geschrieben». Fertig sei auch ein Buch zur Verteidigung Moskaus. Eine Arbeitsgruppe sei dabei, eine Veröffentlichung zum Thema «Frauen an der Front des Vaterländischen Krieges» vorzubereiten, eine andere trage für eine Enzyklopädie Kurzbiographien von 3'000 sowjetischen Kriegshelden zusammen. Die Verlagsmitarbeiter äusserten sich unverbindlich, die Projekte bewegten sich nicht weiter.<sup>24</sup> Minz schien zu wissen, dass er, um Chancen auf eine Veröffentlichung zu haben, die führende Rolle Stalins in allen Bereichen des Krieges herausstreichen musste.<sup>25</sup> Das widersprach freilich dem Geist der gesammelten Interviews aus dem Krieg, in denen die befragten Menschen über ihre eigenen Gedanken und Taten sprachen und das soldatische Kollektiv, nicht aber den grossen Führer Stalin, in den Mittelpunkt stellten. Im Klima des seit 1945 wieder vermehrt wuchernden Stalinkults hatte der soldatische Chor keine Daseinsberechtigung. Wie die Schlacht von Stalin-

grad darzustellen war, verdeutlichte ein preisgekrönter Film aus dem Jahr 1949. Der Film zeigt die Kommandeure der 62. Armee unter deutschem Beschuss und in grosser Bedrängnis, allein noch auf ihren Beschützer Stalin hoffend. Der Film schneidet zum Kreml in Moskau, wo Stalin als ruhender Pol die Verteidigung des fernen Stalingrad lenkt, frische Truppen herbeibefiehlt und die Einkesselung der Deutschen plant. Die anderen Vertreter des Oberkommandos, die Generäle, Offiziere und Soldaten – sie sind allesamt nur ausführende Organe, Schräubchen und Rädchen, vom Weltgeist Stalin angetrieben und zum Sieg gelenkt.

Es gab einen weiteren Grund, warum die Interviewprotokolle aus dem Krieg nun nicht mehr opportun waren. Minz war Jude. Ebenso wie dem Schriftsteller Grossman machte dem Leiter der Historikerkommission der anwachsende Antisemitismus in der Sowjetunion zu schaffen. Die Welle erfasste Minz früher als Grossman, und sie brach ihm beinahe das Genick. Schon während des Kriegs hatte sich antijüdisches Ressentiment im öffentlichen sowjetischen Leben breitgemacht. Weithin hörbar war der Spruch, dass die Juden den Krieg in Taschkent ausfochten, das heisst, sich mit Hilfe von Geld und Verbindungen ins Hinterland evakuieren liessen, während andere – das heisst Russen – an der Front ihren Kopf hinhielten. Dabei kämpften jüdische Soldaten in der Roten Armee mit besonderer Hingabe, was ihre hohen Ausfälle und die Zahl der von ihnen erworbenen Auszeichnungen belegen, doch wurden diese Angaben von der Parteiführung unterdrückt.<sup>26</sup> Verschwiegen wurde auch das den sowjetischen Juden von Deutschen in besonderem Mass zugefügte Leid; die Zeitungen stellten den Holocaust als einen Massenmord an «unschuldigen Sowjetbürgern» dar. Grossman und Ilja Ehrenburg, die als Mitglieder eines 1941 gegründeten «Jüdischen Antifaschistischen Komitees» an einem Schwarzbuch arbeiteten, in dem sie die deutschen Verbrechen am jüdischen Volk dokumentierten, wurden argwöhnisch beäugt – sie schienen sich für besondere jüdische Belange einzusetzen, die im Widerspruch zu allgemeinen sowjetischen Zielen standen. Das Schwarzbuch durfte nicht erscheinen. Zugleich begann die Partei die Russen als die besten Soldaten und opferwilligsten Verteidiger der sowjetischen Heimat zu loben. Diese Kampagnen verstärkten sich noch nach Kriegsende. Die Sowjetführung bezog nun Front gegen die Westalliierten, verdammt ausländische Einflüsse und betonte russische Werte als das Mass aller Dinge. Im russozentrischen Sowjetkosmos der späten Stalinzeit firmierten die Juden als heimatlos und suspekt; sie galten als «wur-

zellose Kosmopoliten», von ihrer Natur her zu einem sowjetrussischen Patriotismus nicht befähigt und allein bestrebt, diesen zu untergraben.<sup>27</sup>

In diesem Umfeld veröffentlichte Isaak Minz 1947 ein Büchlein über den «Grossen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion». Die siebzigseitige Publikation erwähnte die Tätigkeit seiner Historikerkommission im Krieg mit keinem Wort. Stattdessen überschlug sie sich mit Huldigungen an das «grosse russische Volk», ein Volk, das im Kriegsverlauf «die geballte Kraft seiner Talente» offenbart habe, und schloss mit einer Ode an Generalissimus Stalin, den «in der Geschichte des Sowjetlands unvergänglich strahlenden Stern».<sup>28</sup> Offenkundig versuchte Minz sich als ein russisch fühlender Patriot zu zeigen. Doch vermochte das Buch nicht die schweren Vorwürfe zu entkräften, die im gleichen Jahr gegen ihn erhoben wurden.

Diese kamen von Arkadi Sidorow, einem seiner engsten Mitarbeiter in der Historikerkommission. Sidorow war einige Jahre jünger als Minz; wie jener war er während des Bürgerkriegs der Kommunistischen Partei beigetreten. Beide kannten sich seit 1924, als sie gemeinsam an einer höheren Parteschule studierten.<sup>29</sup> Während Minz danach eine einflussreiche Position nach der anderen erklomm, blieb Sidorow in seinem Schatten. Vorübergehend arbeitete er im Redaktionsstab der von Minz betreuten *Geschichte des Bürgerkriegs*. 1936 wurde er aus der Partei ausgeschlossen und nach wenigen Monaten rehabilitiert. Zu einer Anhörung seines Falls wurde auch Minz vorgeladen, um ein Urteil über seinen Kollegen abzugeben. Minz erschien nicht, was ihm Sidorow übelnahm.<sup>30</sup> Zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs bereitete Sidorow seine Habilitation am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften vor.<sup>31</sup> Als am 14. Oktober 1941 in Moskau Panik ausbrach und die Bevölkerung massenweise vor den anrückenden Deutschen flüchtete, schloss er sich einem bewaffneten kommunistischen Aufgebot an, das wenig später in die Rote Armee eingegliedert wurde. Während der Schlacht um Moskau wurde Sidorow, der inzwischen als Bataillonskommissar im Range eines Majors arbeitete, schwer verwundet und nach einem Lazarettaufenthalt in die Reservestellung gebracht. Von dort rekrutierte Minz ihn im Mai 1942 als festen Mitarbeiter der Historikerkommission.<sup>32</sup> Nach Kriegsende betreute Sidorow eine Arbeitsgruppe im von Minz geleiteten «Sektor zur Geschichte des Vaterländischen Krieges».

Im November 1947 veröffentlichte die Zeitschrift der Abteilung für Pro-

paganda und Agitation des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei eine Rezension Sidorows. Sie enthielt eine heftige Kritik an einer von Minz herausgegebenen Vorlesungsreihe zur frühen Sowjetgeschichte.<sup>33</sup> Bereits im Juni 1947 war Minz von der Leitungsstelle der *Geschichte des Bürgerkriegs* entbunden worden. 1948 verlor er seine Professur an der Moskauer Staatlichen Universität (MGU). Zu Jahresbeginn 1949 erreichte die Kampagne gegen den «wurzellosen Kosmopolitismus», also der Antisemitismus, ihren Höhepunkt. Sie wütete in vielen Bereichen der sowjetischen Wissenschaft ebenso wie in sowjetischen Theatern und Orchestern.<sup>34</sup> Am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften wurde die «Gruppe Minz» als eine feindliche jüdische Kolonne identifiziert. Die höhergestellten Mitarbeiter wurden für mehrere Tage zusammengerufen, um alle Mitglieder dieser Gruppe zu entlarven und Sanktionen zu beschliessen. Einer der Hauptankläger war Sidorow. Minz wohnte dem Geschehen bei und musste sich in einer demütigenden Selbstkritik ergehen.<sup>35</sup> Er verlor seine Anstellung am Institut und wurde als Professor an das Moskauer Staatliche Pädagogische Institut strafversetzt. Sidorow erhielt den seit Minz' Rücktritt vakanten Lehrstuhl für sowjetische Geschichte an der MGU, 1953 erfolgte seine Ernennung zum Direktor des Instituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften.<sup>36</sup>

Sidorow vollzog diesen Aufstieg nicht allein; er brachte eine Phalanx von Doktoranden mit, die meisten von ihnen Weltkriegsveteranen. Front erfahren, selbstbewusst und mit kommunistischem Parteibuch in der Tasche, drängten die vormaligen Soldaten in die Hörsäle und beanspruchten Stellen im Behördenapparat der sowjetischen Wissenschaft.<sup>37</sup> Minz' Schicksal entbehrte nicht der Ironie: Während des Kriegs hatte er das Heldentum der einfachen Rotarmisten beschworen und ihnen zu einer Stimme und dem Bewusstsein ihrer historischen Rolle verholfen. Nach dem Krieg reklamierten die in ihrem Bewusstsein erstarkten Soldaten einen Platz für sich im grossen sowjetrussischen Staat und empörten sich über die «jüdische Clique», die diese Plätze besetzt hielt. Ihre Aversion galt nicht nur Minz und seinen Mitarbeitern, sondern auch den von ihnen gesammelten Dokumenten. Sie erschienen bürgerlich-»empirizistisch« im Geist und nicht von der gebotenen russischen Heimatliebe erfüllt. Niemand setzte in jenen Jahren die editorische Arbeit an den Dokumenten fort. Sie gerieten in Vergessenheit.

Minz wurde nach Stalins Tod rehabilitiert.<sup>38</sup> Anders als der Schriftsteller

## 534 Krieg und Frieden

Grossman, der die Schläge, die ihn trafen, literarisch verarbeitete, schwieg sich Minz später über die Stalinzeit weitgehend aus.<sup>39</sup> Sein Widersacher Sidorow, der 1966 starb, äusserte sich noch kurz vor seinem Tod abfällig über Minz als einen heuchlerischen und lavierenden Zeitgenossen, «der überall, wo er erschien, immer nur Juden um sich scharte». Sidorow erwähnte besonders Minz' gute Englischkenntnisse, um dessen mangelndes Russentum zu unterstreichen. Sich selbst hielt Sidorow es zugute, diesen «Parasiten» rechtzeitig aus der Universität entfernt zu haben.<sup>40</sup>

Minz überlebte Sidorow um 25 Jahre. In seinen Arbeiten ab den fünfziger Jahren wandte er sich der Erforschung der Oktoberrevolution zu, im Einklang mit dem späten Sowjetregime, das sich unter Ausklammerung der kontroversen Stalinzeit auf seine revolutionären Ursprünge besann.<sup>41</sup> Im Zuge dieses Umschwungs wurde Stalins Name aus den Lehrbüchern getilgt und sein Leichnam aus dem Leninmausoleum entfernt. 1961 wurde Stalingrad in Wolgograd umbenannt.<sup>42</sup>

1984 kamen die Mitarbeiter der Historikerkommission aus dem Krieg zu einem Erinnerungsabend zusammen. Als ältestes überlebendes Mitglied fand sich auch der 87-jährige Minz ein. Minz bekannte seinen ehemaligen Mitarbeitern einen unvollendet gebliebenen Wunsch: «Als ich jünger war, träumte ich davon, dass wir eine Galerie der Helden der Sowjetunion veröffentlichen, doch kamen wir damit nicht vom Fleck.» In noch stärkerem Masse als Grossman pflegte Minz bis zum Lebensende eine heldisch-verklärende Erinnerung an den Krieg, die er selbst in den Kriegsjahren mitgeformt hatte und die auf die Matrix seines Ziehvaters Maxim Gorki von den unscheinbaren Arbeitern, die sich zu Menschen mit Grossbuchstaben erheben, zurückging.

Grossman fertigte vor seinem Tod mehrere Kopien seines verbotenen Romans an und versteckte sie bei Freunden; so entkam sein Werk dem Zugriff des KGB, der nicht nur die Reinschrift von *Leben und Schicksal* in Grossmans Wohnung konfiszierte, sondern auch das Durchschlagpapier mitnahm, das beim Tippen des Romans verwendet worden war. Aus den Schreibmaschinen, auf denen der Roman entstanden war, wurden die Farbbänder entfernt.<sup>43</sup> Minz unternahm etwas Ähnliches, um seine Dokumente für die Nachwelt zu sichern. In den Jahren nach Stalins Tod erfuhr er, dass das in Podolsk bei Moskau gelegene Archiv des sowjetischen Verteidi-

gungsministeriums sich für die Interviewprotokolle seiner Kommission interessierte. Die Anfrage entsprach dem Trend der Zeit: Zentralisierung der Erinnerung an den Krieg und staatliche Bevormundung bei seiner Deutung. Was das Militärarchiv vereinnahmte, das wusste Minz, würde auf lange Sicht verschwunden sein. Auch das Ende der Sowjetunion änderte hieran wenig. Bis heute hat das russische Verteidigungsministerium, das sich als Gralshüter der Geschichte der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg geriert, nur einen Bruchteil seiner geschätzten fünf Millionen Dokumente aus der Kriegszeit freigegeben. Als Minz von der Anfrage aus Podolsk erfuhr, reagierte er geistesgegenwärtig: Er versteckte die Interviews. Mehrere Jahre lang lagerten sie im Keller des Sanatoriums «Uskoje» der Akademie der Wissenschaften. Später wurden sie in den Keller des Instituts für Geschichte verfrachtet. Institutsmitarbeiter, unter ihnen eine Veteranin der Historikerkommission, brachten das Archiv in Ordnung und fertigten erste Beschreibungen seines Inhalts an.<sup>44</sup> So wurde die Spur gelegt, die zur heutigen Veröffentlichung der Stalingrader Interviews führt.

## Anhang



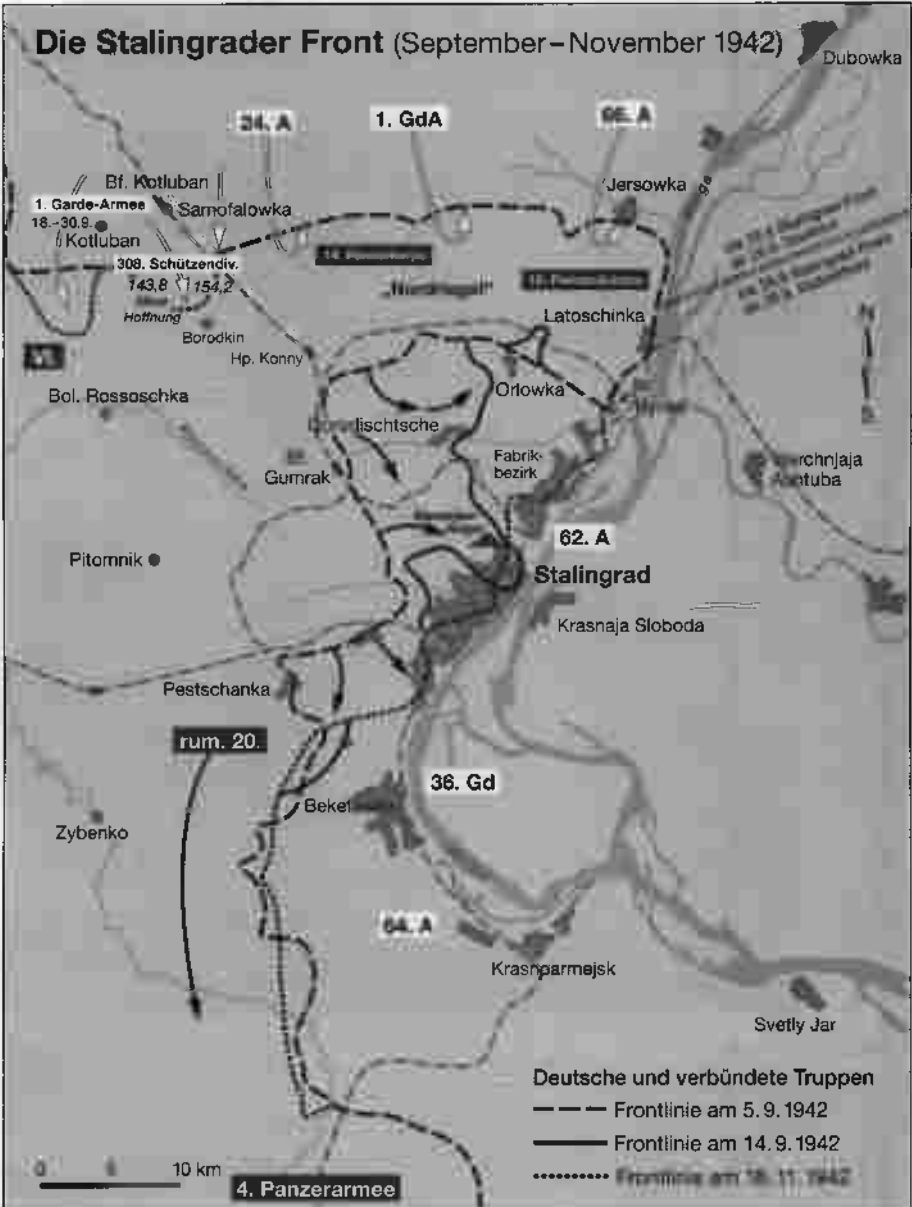
Deutsche Kriegsgefangene in Stalingrad. *Fotograf: Samsonow.*



# Karten

## Die Stalingrader Front (September–November 1942)

Dubowka



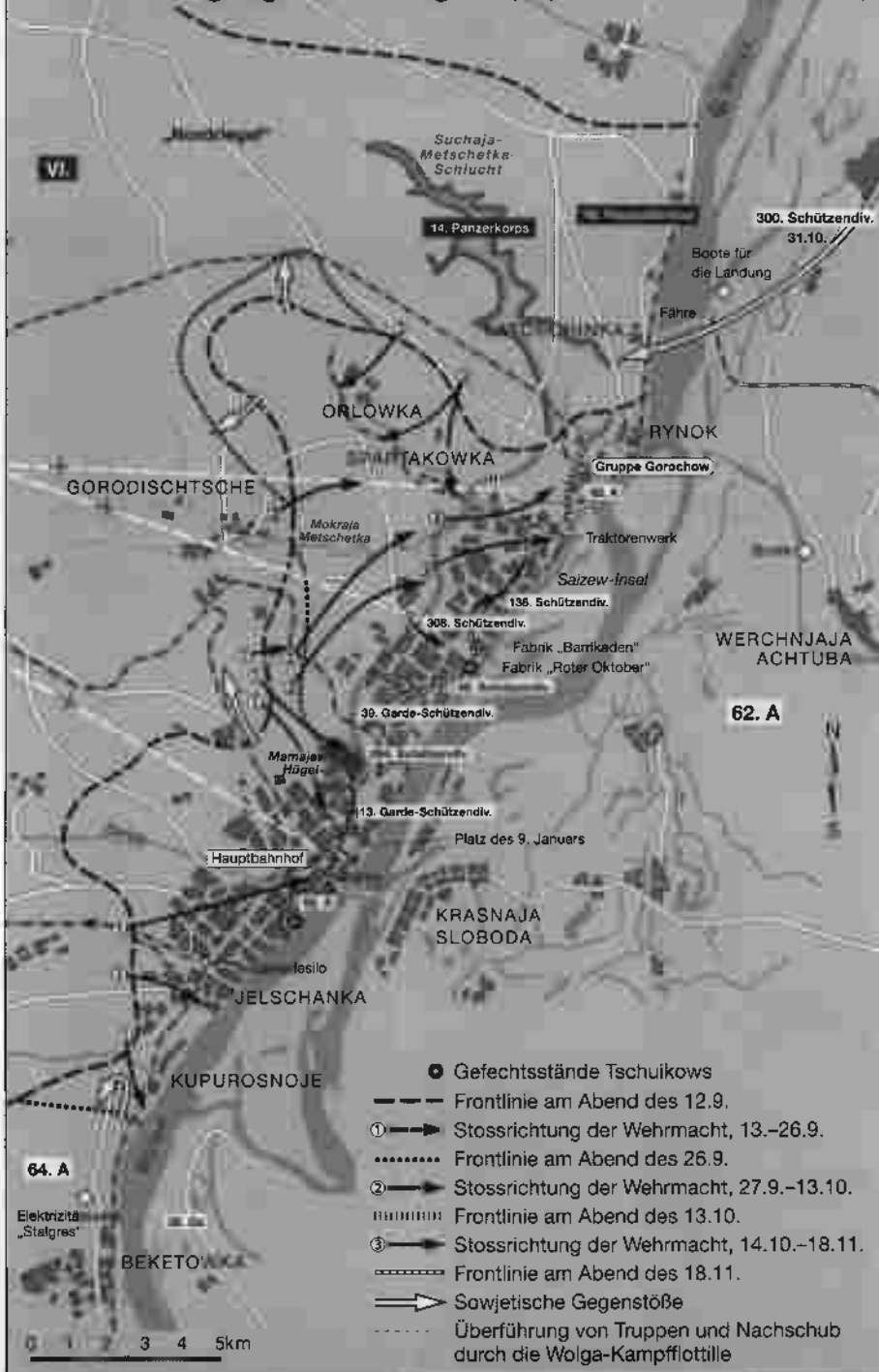
Deutsche und verbündete Truppen

- Frontlinie am 5. 9. 1942
- Frontlinie am 14. 9. 1942
- ..... Frontlinie am 18. 11. 1942

10 km

4. Panzerarmee

# Die Verteidigung von Stalingrad (September–November 1942)



# Die Vernichtung der 6. Armee

(25. Januar–2. Februar 1943)

GORODISCHTSCHJE

Traktorenwerk  
 („Nordkessel“  
 2. 1943)

Saizew-Insel

Tiefe Schlucht  
 („Todesschlucht“)

Fabrik „Barrikaden“

ehemaliger  
Flugplatz

Fabrik „Roter Oktober“

Banny-Schlucht

Stahlfabrik „Metis“

am 26.1.1943 Vereinigung  
der Truppen der Donfront  
(links) und der Stalingrader  
Front (rechts) am Mamajew-  
Hügel

Mamajew-  
Hügel

Lange  
Schlucht

Tiefe  
Schlucht

Zariza

36. Garde-Schützendiv.

Städtzentrum  
(Platz der Ge-  
fallenen Helden,  
Kaufhaus)  
31.1.1943

38. Schützenbrigade (mot)

Getreidesilo

500 1000 1500 m

## Archive und Bildquellen

### Archive

- CAMO RF: Central'nyj archiv Ministerstva oborony Rossijskoj Federacii (Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation), Podolsk bei Moskau  
CAGM: Central'nyj archiv goroda Moskvj (Zentralarchiv der Stadt Moskau)  
GAVO: Gosudarstvennyj archiv Volgogradskoj oblasti (Staatsarchiv des Gebiets Wolgograd), Wolgograd  
Hoover Institution Archives, Stanford University  
Privatarchiv Tatjana Jerjomenko, Moskau  
NA IRI RAN: Nauönyj archiv Instituta rossijskoj istorii Rossijskoj akademii nauk (Wissenschaftliches Archiv des Instituts für Russische Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften), Moskau  
PhotoSoyuz Agency, Moskau  
Privatarchiv Bodo Roske, Krefeld  
RIAN: RIA Novosti (Bildarchiv der Nachrichtenagentur Nowosti), Moskau  
RGAFD: Rossijskij gosudarstvennyj archiv fonodokumentov (Staatliches Russisches Tonarchiv), Moskau  
RGAKFD: Rossijskij gosudarstvennyj archiv kinofotodokumentov (Staatliches Russisches Film- und Fotoarchiv), Krasnogorsk bei Moskau  
RGALI: Rossijskij gosudarstvennyj archiv literatury i iskusstva (Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst), Moskau

### Bildquellen

- CAGM – Seite 426, 427  
GAVO – Seite 125, 138, 158, 168, 360  
<http://soviet-art.livejournal.com/987.html> – Seite 347  
<http://yahooeu.ru> – Seite 467  
<http://34bloga.ru/2307/> – Seite 315  
K istorii russkich revoliutsij Moskau 2007 – Seite 90  
P. A. Zajonökovskij. Sbornik stajej i vospominanij k stoletiju istorika, hg. L. G. Zacharova, Moskau 2007 – Seite 461  
Panorama-Museum zur Schlacht von Stalingrad, Wolgograd – Seite 293  
Privatarchiv Tatjana Jerjomenko, aus dem privaten Nachlass von Andrej Jerjomenko – Seite 16  
public domain, Fotograf Oleg Knowing, Seite 235  
NA IRI RAN – Seite 55,60, 80, 83,109,182,184,196,204,205,206,219,232,247,309, 313, 322, 400, 446  
PhotoSoyuz Agency – Seite 3, 4, 20, 78, 420, 519  
RIAN – Seite 339, 364, 376, 424, 537, 602  
RGAKFD – Seite 46, 52, 63, 114, 120,133, 145, 157, 161, 162, 163, 173, 208, 255, 314, 316, 329, 362, 368, 380, 416, 439, 448, 449, 455, 473, 483  
Soiuouskinošurnal 1943, Nr. 8, Standbilder aus der sowjetischen Wochenschau – Seite 307  
[www.stalingrad-battle.ru](http://www.stalingrad-battle.ru) – Seite 129

## Anmerkungen

In den Texten wurden die Eigennamen zur besseren Lesbarkeit transkribiert, in den Anmerkungen wissenschaftlich transliteriert.

### Einführung

- <sup>1</sup> Wassili Iwanowitsch Tschuikow (1900-1982), Marschall der Sowjetunion (1955) und Politiker. Zu seiner Biographie s. Interview Tschuikow.
- <sup>2</sup> Friedrich Wilhelm Ernst Paulus (1890-1957), deutscher Heeresoffizier, ab 1943 Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der 6. Armee während der Schlacht von Stalingrad.
- <sup>3</sup> Nikolaj N. Voronov, Na sluzbe voennoj, Moskau 1963, S. 318 f.
- <sup>4</sup> Isaak Israelewitsch Minz (1896-1991), sowjetischer Historiker. Zur Biographie Minz' siehe S. 89 ff.
- <sup>5</sup> Sönke Neitzel, Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft. 1942-1945. Berlin 2005; Sönke Neitzel u. Harald Welzer, Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt/Main 2010.
- <sup>6</sup> Die meisten personenbezogenen Quellen zum Zweiten Weltkrieg liegen im Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation in Podolsk (CAMO RF). Obwohl im Juni 2007 per Minister-Erlass alle aus dem Grossen Vaterländischen Krieg stammenden Materialien dieses Archivs freigegeben werden sollten, haben Forscher bis auf wenige Ausnahmen mit zumindest erschwerten Arbeitsbedingungen zu kämpfen.
- <sup>7</sup> Die praktisch unbekanntete Entstehungsgeschichte der Kommission wird auf S. 86 ff. geschildert.
- <sup>8</sup> S. die Tagebucheintragungen und Briefe von Ursula von Kardoff und Rudolf Tjaden in: Walter Kempowski, Das Echolot: Ein kollektives Tagebuch, Januar und Februar 1943, 4 Bde., München 1993; Friedrich Kellner, «Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne». Tagebücher 1939-1945, hg.v. Sascha Feuchert u.a., Göttingen 2011. General Walther von Seydlitz soll während seiner Gefangennahme in Stalingrad für Deutschland ein «Stalingrad im Quadrat» prognostiziert haben; diese Aussage mag ihm jedoch auch aus einer späteren Erinnerungsperspektive zugeschrieben worden sein, nachdem der volle Umfang der deutschen Niederlage deutlich geworden war (Bernd Ulrich, «Stalingrad», in: Deutsche Erinnerungsorte II, hg.v. Etienne François u. Hagen Schulze, München 2009, S. 332; Walther von Seydlitz, Stalingrad, Konflikt und Konsequenz. Erinnerungen. Oldenburg 1977).
- <sup>9</sup> Wassili Grossman (1905-1964), sowjetischer Schriftsteller und Journalist. 1941 meldete er sich nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion als

Freiwilliger an die Front. Als Kriegsberichtserstatter berichtete er für die Zeitung *Roter Stern* [russ. *Krasnaja Swesda*] u. a. von der Schlacht um Stalingrad und der Schlacht um Berlin.

- <sup>10</sup> Vasilij S. Grossman, *Gody vojny*, Moskau 1989, S. 5.
- <sup>11</sup> Im Wortlaut abgedruckt in: *Prikazy narodnogo komissara oborony SSSR*. 22. ijunija 1941 g.–1942 g. (Velikaja Otečestvennaja, Bd. 13), Moskau 1997, S. 276–279.
- <sup>12</sup> Joseph Goebbels (1897–1945), deutscher Politiker, Propagandaminister während der Zeit des Nationalsozialismus.
- <sup>13</sup> Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Russlands, hg. v. Elke Fröhlich, Teil II: Diktate 1941–1945, Bd. 5: Juli–September 1942, München 1995, S. 353; vgl. auch Bernd Wegner, *Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43*, in: *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 6: Horst Boog u. a., *Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative*, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1990, S. 761–1102, hier S. 993.
- <sup>14</sup> Georgi Konstantinowitsch Schukow (1896–1974), General, Marschall der Sowjetunion (1943), vierfacher Held der Sowjetunion, Verteidigungsminister. Ab 1942 Kommandeur der Westfront.
- <sup>15</sup> Evan Mawdsley, *Thunder in the East. The Nazi-Soviet War, 1941–1945*, London 2005, S. 151.
- <sup>16</sup> Lazar' Brontman, *Voennyj dnevnik korrespondenta »Pravdy«: vstreči, sobytija, sud'by, 1942–1945*, Moskau 2007, S. 57. (Tagebucheintragung vom 30. 8. 1942).
- <sup>17</sup> David M. Glantz, *Armageddon in Stalingrad: September–November 1942*, Lawrence 2009, S. 119.
- <sup>18</sup> Mit »Front« bezeichneten die sowjetischen Militärs das, was im deutschen Sprachgebrauch eine Heeresgruppe war.
- <sup>19</sup> Andrei Iwanowitsch Jerjomenko (1892–1970), Generaloberst, Held der Sowjetunion (1944), Marschall der Sowjetunion (1955). Ab dem 12. 8. 1942 Befehlshaber der Südostfront und der Stalingrader Front, ab September 1942 nur noch der Stalingrader Front.
- <sup>20</sup> Alexander Michailowitsch Wassilewski (1895–1977), sowjetischer Heerführer, Marschall der Sowjetunion (16. 2. 1943), zweimaliger Held der Sowjetunion (1944, 1945). Während des Krieges war er Chef des Generalstabs. 1949–53 Minister der Streitkräfte und Kriegsminister der UdSSR.
- <sup>21</sup> Konstantin Konstantinowitsch Rokossowski (1896–1968), Generalleutnant, Marschall der Sowjetunion (1944), zweimaliger Held der Sowjetunion (1944, 1945), Marschall von Polen (1949), Verteidigungsminister von Polen. Von Sept. 1942 bis Januar 1943 Kommandeur der Don-Front.
- <sup>22</sup> Ausführliche Darstellung bei Manfred Kehrigh, *Stalingrad. Analyse und Dokumentation einer Schlacht*, Stuttgart 1979, S. 86–119.
- <sup>23</sup> »Das ist der Unterschied«, in: *Das Schwarze Korps*, 29. 10. 1942, S. 1–2.
- <sup>24</sup> Ausführlich zum Halte-Befehl: Johannes Hürter, *Hitlers Heerführer: Die deut-*

## Anmerkungen zu S. 12-19 545

schen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42, München 2007, S. 326-340.

- <sup>25</sup> Faksimile des Befehls s.: <http://www.historisches-tonarchiv.de/stalingrad/stalingrad-kampfl75a.jp> g [vom 27.4.2012].
- <sup>26</sup> Erich von Manstein (1887-1973), deutscher Heeresoffizier, Generalfeldmarschall (1942), war von Nov. 1942 bis Febr. 1943 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don, der die 6. Armee zugeordnet war.
- <sup>27</sup> Hermann Göring (1893-1946), deutscher Politiker, Oberbefehlshaber der Luftwaffe während der Zeit des Nationalsozialismus.
- <sup>28</sup> Für den Zeitraum 21. August bis 17. Oktober 1942 verzeichnete die 6. Armee 40'000 Tote sowie schätzungsweise weitere 100'000 Tote bis zum 19. November. Hinzu kamen geschätzte 30'000 Tote in der 4. Panzerarmee (Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 716; Rüdiger Overmans, Das andere Gesicht des Krieges: Leben und Sterben der 6. Armee, in: Jürgen Förster (Hg.), Stalingrad. Ereignis – Wirkung – Symbol, München und Zürich, S. 446). 113'000 Überlebende: Manfred Kehrigh, Die 6. Armee im Kessel von Stalingrad, in: Stalingrad, hg. Förster, S. 109. Overmans veranschlagt die Zahl der rumänischen Verbündeten im Kessel mit nur 5'000 (Overmans, Das andere Gesicht, S.441E). Die niedrigsten sowjetischen Verlustzahlen bei G. F. Krivosheev, Soviet Casualties and Combat Losses in the Twentieth Century, London u.a. 1997, S. 125, 127; höhere Verlustzahlen bei S. N. Michalëv, Ljudskie poteri v Velikoj Otecestvennoj vojne 1941-1945 gg. Statisticeskoe issledovanie, Krasnojarsk 2000, S. 17-41; noch höhere Schätzungen bei B. V. Sokolov, «The Cost of War: Human Losses for the USSR and Germany, 1939-1945», in: Journal of Slavic Military Studies 9 (March 1996), S. 152-193. Sokolov macht geltend, dass die präzisen Verlustangaben der Divisions- und Armeestäbe, auf die sich Krivosheev bezieht, die enormen Todesraten in der Roten Armee beschönigen. Diese seien jedoch nur indirekt messbar.
- <sup>29</sup> Stalingradsckaja êpopeja: Vpervye publikuemye dokumenty, rassekrečennye FSB RF: Vospominanija fel'dmaršala Pauljusa; Dnevnik i pis'ma soldat RKKA i vermachta: Agenturnye donesenija; Protokoly doprosov; Dokladnye zapiski osobyej otdelev frontov i armij, Moskau 2000, S. 404.
- <sup>30</sup> Christian Gerlach, Militärische «Versorgungszwänge», Besatzungspolitik und Massenverbrechen: Die Rolle des Generalquartiermeisters des Heeres und seiner Dienststellen im Krieg gegen die Sowjetunion, in: Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik, hg. Norbert Frei u.a., München 2000, S. 176-208 (S. 199); T.Pavlova, Zasekrečennaja tragedija. Grazdanskoe naselenie v Stalingradsckoj bitve, Volgograd 2005, S. 521; Sergej Sidorow, Die Kriegsgefangenen in den Stalingrader Lagern 1943 bis 1954, in: Russen und Deutsche im Zeitalter der Katastrophen. Die Erinnerung an den Krieg und die Überwindung der Vergangenheit, hg. v. Jochen Hellbeck, Alexander Vatlin, Lars-Peter Schmidt, Moskau 2012. S. 301-311.
- <sup>31</sup> Kritisch dazu hingegen: Michael Kumpfmüller, Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines Deutschen Mythos, München 1995; Wolfram Wette und Gerd R.

- Ueberschär (Hg.), *Stalingrad: Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt 2012; Wegner, *Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43*, S. 962-1063.
- <sup>32</sup> Siehe u.a. *Letzte Briefe aus Stalingrad*, Gütersloh 1954; Kempowski, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*. November 1942 bis Februar 1943, hg.v. Jens Ebert, Göttingen 2006; kritisch: Jochen Hellbeck, *Vorletzte Briefe aus dem Krieg: der deutsche Weg nach Stalingrad*, in: *Russen und Deutsche im Zeitalter der Katastrophen*, S. 274-293.
- <sup>33</sup> Hierzu erhellend Bernd Boll und Hans Safrian, *Auf dem Weg nach Stalingrad*. Die 6. Armee 1941/42, in: *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, hg.v. Hannes Heer u. Klaus Naumann, Hamburg 1995, S. 260-296.
- <sup>34</sup> *«Stalingrad – Eine Trilogie»* (2003), Regie Sebastian Dehnhardt und Manfred Oldenburg.
- <sup>35</sup> Erich v. Manstein, *Verlorene Siege*, Bonn 1955, S. 319 f.
- <sup>36</sup> U.a. *Feldpostbriefe aus Stalingrad; Es grüsst Euch alle*, Bertold: *Von Koblenz nach Stalingrad*. Die Feldpostbriefe des Pioniers Bertold Paulus aus Kastel, Nonnweiler-Otzenhausen 1993. Siehe auch den Spielfilm *«Stalingrad»* (Regie: Joseph Vilsmaier, 1993). Jüngere Beiträge hingegen akzentuieren die ideologische Konditionierung des Alltags an der Front: Mark Edele u. Michael Geyer, *States of Exception: the Nazi-Soviet War as a System of Violence, 1939-1945*, in: *Beyond Totalitarianism: Stalinism and Nazism Compared*, hg.v. Sheila Fitzpatrick u. Michael Geyer, Cambridge 2008, S. 345-395; Peter Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge, Mass. 2008, S. 143-154; Jochen Hellbeck, *«The Diaries of Fritzes and the Letters of Gretchens»: Personal Writings from the German-Soviet War and Their Readers*, in *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* vol. 10, no. 3, Summer 2009, S. 571-606.
- <sup>37</sup> Inge Scholl, *Die Weisse Rose*, Frankfurt/Main 1952, S. 108-110.
- <sup>38</sup> Manstein, *Verlorene Siege*, S. 303-318; Heinrich Gerlach, *Die verratene Armee*, München 1957. Zur Entstehungsgeschichte von Gerlachs Erinnerungen an Stalingrad: Jochen Hellbeck, *Breakthrough at Stalingrad: The Repressed Soviet Origins of a Bestselling West German War Tale*, in: *Contemporary European History*, 2013, H. 1, S. 1-31.
- <sup>39</sup> Susanne zur Nieden, *«Umsonst geopfert?» Zur Verarbeitung der Ereignisse in Stalingrad in biographischen Zeugnissen*, in: *Krieg und Literatur/War and Literature* 5 (1993), H. 10, S. 33-46; *Tagebücher und Briefe von Martin Fiebig, Paulheinz Quack, Martin Rahlenbeck, Wilhelm Saak, Hildegard Wagener u.a.* in: Kempowski, *Das Echolot*. Ian Kershaw stellt fest, dass der Führerkult um Adolf Hitler bereits vor Stalingrad in der deutschen Bevölkerung verblasste, und er glaubt auf dieser Grundlage, dass die Niederlage bei Stalingrad den schwindenden Rückhalt des Regimes in der Bevölkerung nur noch beschleunigte. Michael Geyer und Peter Fritzsche verweisen hingegen auf andere Bindungen zwischen dem NS-Regime und der Bevölkerung, die während des Stalingrader Geschehens geschaffen wurden und sich im weiteren



Kriegsverlauf noch intensivierten: Die Deutschen begannen sich nun zunehmend als Opfer einer gewaltigen Katastrophe zu sehen. Diese nationale und europäische Opferperspektive wurde massgeblich von der NS-Führung inszeniert. Michael Geyer, «*Endkampf*» 1918 and 1945: German Nationalism, Annihilation, and Self-Destruction, in: *No Man's Land of Violence: Extreme Wars in the 20th Century*, hg.v. Alf Lüdtke u. Bernd Weisbrod, Göttingen 2006, S. 52 f.; Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 279 f.

- <sup>40</sup> Franz Halder (1884-1972), deutscher Heeresoffizier, Generaloberst (1940), Generalstabschef des Heeres (1938-1942). Halder war an der Verschwörung zum Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 beteiligt.
- <sup>41</sup> Ronald Smelser, Edward J. Davies III, *The Myth of the Eastern Front: The Nazi-Soviet War in American Popular Culture*, New York, 2008, bes. S. 69; s. auch die Erörterung der «deutschen historiographischen Schule», in: David M. Glantz, *The Red Army at War, 1941-1945: Sources and Interpretations*, in: *The Journal of Military History*, Vol. 62, No. 3 (Jul. 1998), S. 595-617.
- <sup>42</sup> Horst Giertz, *Die Schlacht von Stalingrad in der sowjetischen Historiographie*, in: *Stalingrad: Mythos und Wirklichkeit*, S. 214; A. M. Samsonov, *Stalingradskaja bitwa*, 4. Aufl., Moskau 1989.
- <sup>43</sup> Siehe vor allem die vielbändige Reihe *Russkij archiv: Velikaja Otečestvennaja*, Moskau: Terra 1993-2002, mit zahlreichen Dokumenten aus dem Zentralarchiv des russischen Verteidigungsministeriums. Ein vorgesehener Band zur Schlacht von Stalingrad (Band IV, Teil 2) ist in der Reihe bislang nicht erschienen. Ein interessanter Band mit Dokumenten aus dem FSB-Archiv, der Einblicke in die Mechanismen der politischen Überwachung während der Schlacht von Stalingrad gibt, ist *Stalingradskaja èpopeja*.
- <sup>44</sup> Konstantin M. Simonov, *Raznye dni vojny. Dnevnik pisatelja*, 2 Bde., Moskau 2005; Grossman, *Gody vojny*. Siehe auch Vasilij Cevalov, *Voennyj dnevnik: 1941. 1942. 1943*, Moskau 2004; Nikolaj N. Inozemcev, *Frontovoj dnevnik*, Moskau 2005; Boris Suris, *Frontovoj dnevnik: dnevnik, rasskazy*, Moskau 2010; *Poslednie pis'ma s fronta*, 5 Bde., Moskau 1990-1995; Aleksandr D. Sindel' (Hg.), *Po obe storony fronta. Pis'ma sovetkich i nemeckich soldat 1941-1945 gg.*, Moskau 1995.
- <sup>45</sup> Siehe etwa die recht belanglosen Briefe des Kommandierenden der Don-Front, Konstantin Rokossovski, an seine Familie, «Posylaju mjaso, muku, kartofel', maslo, sachar i t. p.» [«Ich schicke euch Fleisch, Mehl, Kartoffeln, Butter, Zucker u.s.w.»]. *O čem pisał s fronta Konstantin Rokossovskij*, in: *Diletant*, 2012, H. 2, S. 58-62.
- <sup>46</sup> Zu den Ausnahmen gehören: *Iz istorii zemli Tomskoj 1941-1945. Ja piäu tebe s vojny... Sbornik dokumentov i materialov*, Tomsk 2001; *Pis'ma s fronta rjazancev-učastnikov Velikoj Otečestvennoj vojny, 1941-1945 gg.*, Rjazan 1998.
- <sup>47</sup> Antony Beevor, *Stalingrad*, München 2010, S. 12, 491.
- <sup>48</sup> John Erickson, *Red Army Battlefield Performance, 1941-1945: The System and The Soldier*, in: *Time to Kill: The Soldier's Experience of War in the West, 1939-1945*,

- hg.v. Paul Addison u. Angus Calder, Pimlico 1997, S. 244. Kritisch hierzu: Frank Ellis, A Review of: Antony Beevor and Luba Vinogradova (ed. and trans.), A Writer at War: Vasilij Grossman with the Red Army 1941-1945, in: The Journal of Slavic Military Studies, 20:1 (2007), S. 137-146.
- <sup>49</sup> Stalingradskaja épopėja, S. 222.
- <sup>50</sup> Nikolai Axjonow (1908-?), Gardehauptmann. Zur Biographie Axjonows s. Interview Axjonow.
- <sup>51</sup> Wassili Saizew (1915-1991), sowjetischer Scharfschütze. Zur Biographie s. Interview Saizew.
- <sup>52</sup> Beevor, Stalingrad, S. 114-116, 139 f., 236.
- <sup>53</sup> «Die Deutschen bereiteten sich offensichtlich darauf vor, uns anzugreifen. Sie zogen ihre Soldaten zusammen und griffen an. Zum Angriff gingen sie folgendermassen vor: Sie legten die Uniformröcke ab, krepelten die Ärmel ihrer Hemden auf, viele in Unterwäsche, wie Banditen. So griffen sie uns an.» (Interview mit Oberstleutnant Pjotr Moltschanow, stellvertretender Kommandeur für Politische Angelegenheiten der 36. Schützendivision, 64. Armee, Stalingrad 1943). Der Kampfpilot Hans-Ulrich Rudel schreibt in seinen Memoiren, wie er im Winter 1943 in einem ukrainischen Dorf zusammen mit einem Freund Sport trieb. Nach einem Geländelauf wuschen sie sich heiss und kalt und wälzten sich anschliessend nackt vor dem Badehaus im Schnee. «Irgendwelchen Pans und Paninkas, die vom kalten Wetter sowieso nicht allzuviel halten und gerade in einiger Entfernung vom Haus vorbeikommen, bleibt der Mund offenstehen vor Staunen. Sicher bestärkt sie das doch wieder in ihrem Propagandaschlagwort ‚Germanski nix Kultura‘.» Hans-Ulrich Rudel, Mein Kriegstagebuch. Aufzeichnungen eines Stukafliegers, Wiesbaden 1983, S. 129.
- <sup>54</sup> Catherine Merridale, Iwans Krieg, S. 372, 403.
- <sup>55</sup> Ebd., S. 127.
- <sup>56</sup> So konzidiert Merridale dann auch: «Die meisten [Rotarmisten] waren [...] tiefer von der Ideologie ihres Regimes durchdrungen als Wehrmachtssoldaten, da die Sowjetpropaganda bei Hitlers Machtantritt schon seit fast fünfzehn Jahren wirkte.» Merridale, Iwans Krieg, S. 24.
- <sup>57</sup> Catherine Merridale, Vortrag am Harriman Institute, Columbia University, 22.2.2006, siehe: <http://www.c-spanvideo.org/program/191531-1> [vom 27.4.2012].
- <sup>58</sup> The People's War: Responses to World War II in the Soviet Union, hg. v. Bernd Bonwetsch u. Robert W. Thurston, Urbana 2000; Elena S. Senjavskaja, Frontovoe pokolenie. Istoriko-psichologičeskoe issledovanie, 1941-1945, Moskau 1995; Amir Weiner, Making Sense of War: The Second World War and the Fate of the Bolshevik Revolution, Princeton 2001; Lisa A. Kirschenbaum, The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941-1995: Myth, Memories, and Monuments, New York 2006. Anna Krylova, Soviet Women in Combat: A History of Violence on the Eastern Front, New York 2010. Ohne wirklich auf die Einbindung von Bevölkerungsgruppen oder einzelnen Menschen einzugehen, betonen mehrere Studien die mobilisierende und

realitätsstiftende Wirkung der sowjetischen Ideologie im Krieg. Siehe besonders: *Culture and Entertainment in Wartime Russia*, hg.v. Richard Stites, Bloomington 1995; Jeffrey Brooks, *Thank You, Comrade Stalin! Soviet Public Culture from Revolution to Cold War*, Princeton 2000.

- <sup>59</sup> Hierzu siehe auch Roger Reese, *Why Stalin's Soldiers Fought: The Red Army's Military Effectiveness in World War II*, Lawrence 2011. Reese geht bei seiner Auflistung individueller Motive zum Kämpfen additiv vor und misst den mobilisierenden Bemühungen des Regimes eine eher untergeordnete Rolle zu.
- <sup>60</sup> Wörtlich: «Politleiter», auf Kompanieebene tätiger politischer Offizier in der Roten Armee. Die ihnen vorgesetzten Kommissare agierten auf Armee-, Divisions- und Regimentsebene.
- <sup>61</sup> Agitatoren führten primär Anschauungsunterricht unter Soldaten mit geringer Schulbildung durch, wohingegen Parteisekretäre sich mit Propaganda befassten, das heisst einer vertieften Form der politischen Erziehung. Karl Berkhoff, *Motherland in Danger: Soviet Propaganda during World War II*, Cambridge, Mass. 2012, S. 3.
- <sup>62</sup> Overy, *Russia's War*, S. 187-189; Merridale, *Ivan's War*, S. 160, weitere Angaben bei Colton, *Commissars, Commanders and Civilian Authority*, S.4f., 60, 68; Mawdsley, *Thunder in the East*, S. 213. Die beiden letzteren Autoren betonen die anhaltende Präsenz der Partei in der Roten Armee. Roger Reese äussert sich zwiespältig und letztlich unklar: Reese, *Soviet Military Experience*, S. 78, 126.
- <sup>63</sup> Stephen Kotkin, *Magnetic Mountain: Stalinism as a Civilization*, Berkeley u. London 1995, S. 198-225.
- <sup>64</sup> Jochen Hellbeck, *Revolution on My Mind: Writing a Diary under Stalin*, Cambridge, Mass. 2006; ders., *Alltag in der Ideologie. Leben im Stalinismus*, in: *Mittelweg* 36, 19. Jg., 2010, Heft 1, S. 19-32; *Tagebuch aus Moskau 1931-1939*, hg. Jochen Hellbeck, München 1996; Igal Halfin, *Terror in My Soul: Communist Autobiographies on Trial*, Cambridge, Mass. 2003; Karl Schlögel, *Terror und Traum. Moskau 1937*, München 2008, v.a. S. 328-337 u. 386-410.
- <sup>65</sup> Krylova, *Soviet Women in Combat*. Besonders deutlich thematisierten drei von der sowjetischen Historikerkommission interviewte Fliegerinnen (Oberstleutnant Jewdokija Berschanskaja, Gardehauptmann Galina Dschunkowskaja, Gardehauptmann Klawdija Fomitschewa) ihre bewusste Orientierung hin zum Krieg. Jede von ihnen beschreibt ausführlich ihren Werdegang in den dreissiger Jahren. Da der Schauplatz Stalingrad in den Interviews nur gestreift wird, sind sie hier nicht aufgenommen.
- <sup>66</sup> Zu diesen Charakteridealen s. Katerina Clark, *The Soviet Novel. History as Ritual*, Chicago 1981.
- <sup>67</sup> Lazar Lazarev, *Russian Literature on the War and Historical Truth*, in: *World War 2 and the Soviet People*, hg.v. John Garrard u. Carol Garrard, New York 1993, S. 28-37, hier S. 29; Bernd Bonwetsch, «Ich habe an einem völlig anderen Krieg teilgenommen». Die Erinnerung an den «Grossen Vaterländischen Krieg» in der Sowjetunion», in: *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert*, hg.v. H.Berding u.a., Göttingen 2000, S. 145-168;

ders., War as a Breathing Space, in: *The People's War*, S. 137–153. Elena Ju. Zubkova, *Obščestvo i reformy, 1945–1964*, Moskau 1993, S. 19; Jeffrey Brooks, Thank you, Comrade Stalin!; Merridale, Ivan's War, S. 338–340. In den meisten Fällen werden in der Nachkriegszeit geschriebene Memoiren als Beleg für die Loslösung der Gesellschaft von der Partei zitiert.

<sup>68</sup> Wassili Grossman, *Leben und Schicksal*, Berlin 2007.

<sup>69</sup> Vasilij S. Grossman, *Gody vojny*, Moskau 1989, S. 263.

<sup>70</sup> Antony Beevor u. Luba Vinogradova, *A Writer at War: Vasily Grossman with the Red Army, 1941–1945*, New York 2005, S. 34; Grossman, *Gody vojny*, S. 269.

<sup>71</sup> Kommissar Schljapin diente Grossman erneut als Vorlage für *Leben und Schicksal*. Hier trägt Hauptmann Grekow, der Verteidiger des Hauses 6/1, mit seiner Philosophie von »Demokratie und Härte« erkennbar Züge des Kommissars.

<sup>72</sup> Zu Grossmans Gedankenwelt im Krieg und ihrer Entwicklung in der Nachkriegszeit s. Jochen Hellbeck, *The Maximalist: On Vasily Grossman*, in: *The Nation*, 20 December 2010.

<sup>73</sup> Der Anteil von Militärs in der Kommunistischen Partei war bis Januar 1944 auf 55 % gewachsen. (Colton, *Commissars, Commanders, and Civilian Authority*, S. 16)

<sup>74</sup> *Ideologičeskaja rabota KPSS na fronte, 1941–1945 gg.*, Moskau 1960, S. 253 f. Am 14. Oktober 1944 wies das ZK die Politische Hauptverwaltung mit Blick auf die mangelnde »parteilpolitische Abhärtung« vieler erst kürzlich in die Partei eingetretener Rotarmisten an, ihre »ideologisch-politische Erziehung« zu intensivieren. Das Dekret erfolgte unmittelbar vor dem Vorstoß der Roten Armee nach Ostpreußen und stand mit Sicherheit mit der Sorge der sowjetischen Führung über die politische Zuverlässigkeit ihrer eigenen Soldaten nach Betreten des Feindeslands in Zusammenhang. Ein prominentes Opfer der neuen harten Linie war der spätere Dissident Lew Kopelew, der als Offizier und Kommunist in der Feindpropaganda der Roten Armee tätig war. Im April 1945 wurde er in Deutschland des »bürgerlichen Humanismus« bezichtigt und verbüßte eine fast zehnjährige Lagerhaft.

<sup>75</sup> Jürgen Förster, *Geistige Kriegführung in Deutschland 1919–1945*, in: *Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939–1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 9/1)*, hg. v. Jörg Echternkamp, München 2004, S. 567.

<sup>76</sup> Die These Omer Bartovs von der enormen ideologischen Durchdringung der Wehrmachtsoldaten an der Ostfront erscheint angesichts der noch viel gewaltigeren politischen Arbeit innerhalb der Roten Armee in einem neuen Licht (Omer Bartov, *Hitler's Army: Soldiers, Nazis, and War in the Third Reich*, New York 1991).

<sup>77</sup> Alexander Iljitsch Rodimzew (1905–1977), sowjetischer General, zweifacher Held der Sowjetunion (1937, 1945). Zur Biographie s. Interview Rodimzew.

<sup>78</sup> Orlando Figes, *A People's Tragedy: The Russian Revolution, 1891–1924*, New York 1998, S. 601.

- <sup>79</sup> Lew Trotzki, eigentlich Lew Dawidowitsch Bronstein (1879–1940), russischer Politiker und Revolutionär. Während der Oktoberrevolution wurde er zum Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten ernannt, war zudem Kriegsminister sowie Verteidigungsminister. Er gilt als Begründer der Roten Armee.
- <sup>80</sup> Figes, *A People's Tragedy*, S. 597.
- <sup>81</sup> Roger Reese, *The Soviet Military Experience*. London 2000, S. 4; Mark von Hagen, *Soldiers in the Proletarian Dictatorship: The Red Army and the Soviet Socialist State, 1917–1930*, Ithaca 1993.
- <sup>82</sup> Peter Holquist, *What's so Revolutionary about the Russian Revolution?*, in: *Russian Modernity: Politics, Knowledge, Practices*, hg. v. David L. Hoffmann, Yanni Kotsonis, New York 2000, S. 87–111; Von Hagen, *Soldiers in the Proletarian Dictatorship*; Reese, *The Soviet Military Experience*.
- <sup>83</sup> Peter Holquist, *Making War, Forging Revolution. Russia's Continuum of Crisis, 1914–1921*, Cambridge, Mass. 2002, S. 232–240; ders., »Information is the Alpha and Omega of Our Work«: Bolshevik Surveillance in Its Pan-European Context, in: *Journal of Modern History*, Vol. 69, No. 3 (Sep., 1997), S. 415–460.
- <sup>84</sup> Zur Illustration dieser Praxis siehe *Stalingradskaja epopeja*, S. 155–159.
- <sup>85</sup> In Briefen, die militärische Geheimnisse verrieten, etwa den Namen des Ortes, an dem der betreffende Soldat stationiert war, wurde der Name geschwärzt und der Brief weiterbefördert. Briefe demoralisierenden Inhalts, etwa von Angehörigen, die den Soldaten an der Front von deutschen Bombenangriffen und deren Auswirkungen schrieben, wurden zerstört. Bei Briefen mit »antisowjetischen« Äußerungen wurde eine Untersuchung eingeleitet und der Absender in der Regel gerichtlich verfolgt. Hellbeck, »The Diaries of Fritzens and the Letters of Gretchens«, S. 598–600.
- <sup>86</sup> Das andere Gesicht des Krieges. *Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945*, hg. v. Ortwin Buchbender und Reinhold Sterz, München 1983.
- <sup>87</sup> Dietrich Beyrau, *Avantgarde in Uniform*. Manuskript, Tübingen 2011; Colton, *Commissars, Commanders and Civilian Authority*, S. 42; John Erickson, *The Soviet High Command: A Military-Political History 1918–1941*. 3. Aufl., London u. Portland 2001, S. 40–45.
- <sup>88</sup> A. G. Kavtaradze, *Voennyje specialisty na sluzbe Respubliki Sovetov, 1917–1920 gg.*, Moskau 1988, S. 170, 177; Erickson, *The Soviet High Command*, S. 28–34.
- <sup>89</sup> Kliment Jefremowitsch Woroschilow (1881–1969), sowjetischer Staatsmann und Parteifunktionär, Marschall der Sowjetunion (1935), zweifacher Held der Sowjetunion (1956, 1968). Seit 1903 Mitglied des bolschewistischen Flügels der russischen Sozialdemokratischen Partei. Teilnahme an der Verteidigung von Zarizyn im Bürgerkrieg (1918) und bei der Niederschlagung des Kronstädter Aufstands (1921). Mitglied des ZK und später des Politbüros der Kommunistischen Partei. 1935–1940 Volkskommissar für Verteidigung, nach dem Winterkrieg wegen Schwächen in der Kriegführung abgesetzt. Mitglied des Staatlichen Komitees für Verteidigung u. a. 1953–60 Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets.

## 552 Anhang

- <sup>90</sup> Kremlëvskij kinoteatr 1928-1953. Dokumenty, Moskau 2005, S. 951-981.
- <sup>91</sup> Krylova, Soviet Women in Combat, S. 67f.
- <sup>92</sup> Vgl. etwa Interview Michail Ingor: «Es war der 4. Oktober. Die Lage war unheimlich. Die Hitleristen gingen mit ihren Panzern mittels einer ‚psychischen Attacke‘ gegen den Gefechtsstand des 339. Regiments vor, welcher sich in der Nähe der Geschützfabrik ‚Barrikaden‘ auf dieser Seite der Eisenbahn befand.» S. auch Interview Parchomenko.
- <sup>93</sup> Semjon Konstantinowitsch Timoschenko (1895-1970), Marschall der Sowjetunion, Verteidigungsminister. Ab Juli 1942 Kommandeur der Stalingrader Front und von Oktober 1942 bis März 1943 Kommandeur der Nordwest Front.
- <sup>94</sup> Isaak È. Babel', Konarmejskij dnevnik 1920 g. Eintragungen vom 14.7.1920 und 28.8.1920. In «Budjonnys Reiterarmee», Babels Erzählungssammlung aus dem Bürgerkrieg, ist Timoschenko als Divisionskommandeur Sawizki verewigt.
- <sup>95</sup> Evan Mawdsley, The Russian Civil War, London 1987, S. 88-92.
- <sup>96</sup> Ju. F. Boldyrev u. V. P. Vyrelkin, V огне grazdanskoj vojny. Caricyn i bor'ba na jugo-vostoke Rossii. 1918 g., in: Aktual'nye problemy istorii Caricyna nacala XX veka i perioda grazdanskoj vojny, Volgograd 2001, S. 42.
- <sup>97</sup> A. L. Nosoviè (A. Cernomorcev), Krasnyj Caricyn. Vzgljad izvnutri. Zapiski belogo razvedäika, Moskau 2010, S.28f. Der Autor war schon im Frühjahr 1918 in die Rote Bewegung eingeschleust worden und diente als Stabschef im Nordkaukasischen Wehrkreis. Im Oktober 1918 flüchtete er, um seiner Aufdeckung zuvorzukommen. Er veröffentlichte seine Aufzeichnungen im Jahr darauf in der Zeitschrift *Donskaja wolna*, Rostow am Don.
- <sup>98</sup> Siehe die Ankündigung in der *Prawda* vom 28.3.1942.
- <sup>99</sup> Samsonov, Stalingradskaja bitva, S. 153.
- <sup>100</sup> Pravda, 6.11.1942, S. 1; Krasnaja Zvezda, 6.11.1942, S. 1.
- <sup>101</sup> Dokumenty o geroičeskoj oborone Caricyna v 1918 godu. Moskau 1942. Die Historikerin Esfir Genkina war eine der beiden Herausgeberinnen dieses Bands, der als Publikation der «Kommission zur Geschichte des Bürgerkriegs in der UdSSR» erschien. Er ging am 6. August 1942 in den Druck (ebd., S. 6, 224).
- <sup>102</sup> Pravda, 5.2.1931, S.1.
- <sup>103</sup> Overy, The Dictators: Hitler's Germany and Stalin's Russia, New York 2004, S.465.
- <sup>104</sup> Overy, The Dictators, S. 441-482; Kotkin, Magnetic Mountain.
- <sup>105</sup> Overy, The Dictators, S. 464.
- <sup>106</sup> V. A. Somov, Duchovnyj oblik trudja&Hchsja perioda Velikoj Otecestvennoj vojny, in: Narod i vojna: 1941-1945 gg. Izdanie podgotovleno k 65-letiju Pobedy v Velikoj Otecestvennoj vojne, Moskau 2010, S. 333-335; David L. Hoffmann, Mothers in the Motherland: Stalinist Pronatalism in Its PanEuropean Context, in Journal of Social History 34, no. 1 (2000), S. 35-54; ders., Cultivating the Masses: Modern State Practices and Soviet Socialism, 1914-1939, Ithaca 2011.
- <sup>107</sup> Hellbeck, Revolution on My Mind, S. 92 f.; Schlögel, Terror und Traum, S. 136-152. Oleg Chlewnjuk erblickt in der verbreiteten Kriegsfurcht der drei

- figer Jahre den Hauptauslöser des Großen Terrors: Oleg Khlevnyuk, *The Objectives of the Great Terror, 1937–1938*, in: *Stalinism: The Essential Readings*, hg. v. David Hoffmann, Oxford 2003, S. 81–104.
- <sup>108</sup> Vsevolod Višnevskij: *Poslednij rešitel'nyj*, Moskau 1931, S. 59 f.
- <sup>109</sup> Overy, *The Dictators*, S. 469 f., 474–476; Reese, *Soviet Military Experience*, S. 85–92.
- <sup>110</sup> Reese, *Soviet Military Experience*, S. 86–88; Mawdsley, *Thunder*, S. 20 f.; Erickson, *The Soviet High Command*, S. 28–34.
- <sup>111</sup> Nikita Sergejewitsch Chruschtschow (1894–1971), sowjetischer Politiker, 1953–64 Erster Sekretär der KPdSU, 1958–64 Vorsitzender des Ministerrats der UdSSR, 1942–43 zuerst Kommissar, dann Mitglied des Militärrats der Südwest- bzw. Stalingrader Front. An der Stalingrader Front bekleidete er den Rang eines Generalleutnants und war der höchste Polit-Offizier.
- <sup>112</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 37a, 37b.
- <sup>113</sup> Mawdsley, *Thunder*, S. 43.
- <sup>114</sup> Mawdsley, *Thunder*, S. 29.
- <sup>115</sup> Mawdsley, *Thunder*, S. 58–59.
- <sup>116</sup> Der T-34 ist ein mittlerer sowjetischer Panzer, der ab 1940 gebaut wurde. Steve Zaloga/Leland S. Ness, *Red Army Handbook: 1939–1945*, Stroud 1998, S. 162–169.
- <sup>117</sup> Die Pe-2 ist ein sowjetischer Bomber, der von Wladimir Petljakow entwickelt wurde und ab 1941 in Produktion ging. Von den Soldaten wurde die Pe-2 auch »Peschka« genannt. Valerij Bargatinov, *Kryl'ja Rossii: polnaja illjustrirovanaja ěnciklopedija*, Moskau 2005, S. 493 f.
- <sup>118</sup> Mawdsley, *Thunder*, S. 85.
- <sup>119</sup> Mark Harrison, *The Soviet Home Front, 1941–1945: A Social and Economic History of the USSR in World War II*, London 1991, S. 127–132.
- <sup>120</sup> Zahlenangaben von Mawdsley, der die deutschen Angaben über 3,35 Millionen eingebrachte Kriegsgefangene anzweifelt (Mawdsley, *Thunder*, S. 86).
- <sup>121</sup> Glantz, *Colossus Reborn*, S. 549 f.
- <sup>122</sup> Am 30. 11. 1939 griff die Rote Armee Finnland an, nachdem der finnische Staat sowjetische Gebietsforderungen abgelehnt hatte. Der Krieg endete am 13. 3. 1940 mit dem finnischen Abtreten von großen Teilen Kareliens. Im Winterkrieg offenbarte die Rote Armee große militärstrategische und taktische Schwächen. Sie erkaufte sich den Sieg mit riesigen Menschenverlusten.
- <sup>123</sup> Vgl. A. A. Ćerkasov, *O formirovanii i primenenii v Krasnoj armii zagradoťrjadov*, in: *Voprosy istorii*, 2003, H. 2, S. 174 f.
- <sup>124</sup> *Sovetskaja propaganda v gody Velikoj Oteĉestvennoj vojny*, hg. v. Ja. Livžin u. I. B. Orlov, Moskau 2007, S. 306.
- <sup>125</sup> Colton, *Commissars, Commanders, and Civilian Authority*, S. 16–17, 21.
- <sup>126</sup> *Istorija kommunističeskoj partii Sovetskogo Sojuza*, Bd. 5, 1. Buch, 1938–1945, Moskau 1970, S. 284.
- <sup>127</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 8, l. 50–58.
- <sup>128</sup> Interview Glamásda.
- <sup>129</sup> S. Interview Saizew, S. 429 ff.

- <sup>130</sup> Zum Hass als Antriebskraft in der Roten Armee und seinen Auswirkungen vgl. Amir Weiner, *Something to Die For, A Lot to Kill For: The Soviet System and the Brutalization of Warfare*, in: *The Barbarisation of Warfare*, hg. v. George Kassimeris. Hurst 2006.
- <sup>131</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 2a, 1. 42-70.
- <sup>132</sup> Grossman, *Gody vojny*, S. 355; Interview Tschuikow, S. 319 ff.
- <sup>133</sup> K. V. Krajnjukova, S. E. Zacharova, G. E. Sabaeva (Red.), *Partijno-političeskaja rabota v Sovetskich Vooruzennyh silach v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941-1945 gg. Kratkij istoričeskij obzor*, Moskau 1968, S. 215.
- <sup>134</sup> A. M. Vasilevskij, *Delo vsej zizni*, Moskau 1973, S.233.
- <sup>135</sup> Fritz, *Fritzen: umgangssprachlich und verächtlich für deutsche Soldaten*.
- <sup>136</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 9, 1. 35-55.
- <sup>137</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14,1. 117-126.
- <sup>138</sup> U.a. Interview Serow. Zu Duka s. S. 279 ff.
- <sup>139</sup> Lew Sacharowitsch Mechlis (1889-1953), General (1944), sowjetischer Politiker. 1937-1940 Chef der Verwaltung für politische Propaganda in der Roten Armee. Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wurde Mechlis 1941 zum Stellvertretenden Verteidigungsminister und zum Leiter der Hauptverwaltung der Roten Armee ernannt.
- <sup>140</sup> Schtscherbakow war ausserdem Stellvertretender Volkskommissar für Verteidigung und Leiter der Staatlichen Militärpresseagentur «Sowinformbüro». Glantz, *Colossus Reborn*, S. 381, 399.
- <sup>141</sup> Glantz, *Colossus Reborn*, S. 380; *Istorija kommunističeskoj partii Sovetskogo Sojuza*, Bd. 5, 1. Buch, 1938-1945, Moskau 1970, S. 318.
- <sup>142</sup> Reese, *Soviet Military Experience*, S. 70; *Stalingradskaja èpopeja*; V. Christoforov, *Stalingrad. Organy NKVD nakanune i v dni srazenija*, Moskau 2008.
- <sup>143</sup> Overy, *The Dictators*, S.473; Glantz, *Colossus Reborn*, S. 383-385.
- <sup>144</sup> Der anonyme Briefschreiber baute auf Stalins Rückhalt, weil das Verhalten der Männer von der Sonderabteilung den Geist des von Stalin im Oktober 1942 verfügten «Einzelbefehls» untergrub. Über sein Schicksal ist nichts weiter bekannt. *Sovetskaja povsednevnost' i massovoe soznanie, 1939-1945*, hg. v. A. Ja. Livsin u. I. B. Orlov, Moskau 2007, S. 109 f.
- <sup>145</sup> Zu Soldatow s. auch S. 273 ff.
- <sup>146</sup> Siehe Anmerkung 61.
- <sup>147</sup> *Sbornik zakonov SSSR i ukazov Prezidiuma Verchovnogo Soveta SSSR. 1938 g. – ijun' 1956 g.*, Moskau 1956, S. 200f.
- <sup>148</sup> Der Ukas ist abgedruckt in *Stalingradskaja èpopeja*, S. 423. S. auch Colton, *Commissars, Commanders, and Civilian Authority*, S. 14, 60; Glantz, *Colossus Reborn*, S. 381-2.
- <sup>149</sup> S. Interviews Oberstleutnant Dubrowski und Bataillonskommissar Stepanow.
- <sup>150</sup> S. etwa das Interview mit Generalmajor Burmakow, Kommandeur der 38. Schützenbrigade (mot), über die Zusammenarbeit mit seinem Politstellvertreter Leonid Winokur. S. auch auch das Foto, das Burmakow und Winokur einträchtig Seite an Seite zeigt (S.293).
- <sup>151</sup> Interviews Divisionskommissar Lewykin und Brigadekommissar Wassiljew.



- 152 Colton, Commissars, Commanders, and Civilian Authority, S. 59. Ein NKWD-Geheimbericht vom 14. 10. 1942 notierte, dass die meisten Soldaten an der Stalingrader Front den Regierungsbeschluss zur Einführung der Einzelleitung in der Armee »richtig« verstanden. Daneben listet der Bericht auch eine Reihe von kritischen Äußerungen. Ein Rotarmist habe sich erfreut gezeigt, dass der »Nichtstuer«, der in seinem Frontstab bislang den Kommissar gegeben habe, nun in den Kampf geschickt werde. Ein anderer befürchtete, dass mit der Abschaffung der Kommissare niemand mehr entschieden gegen »Feiglinge« und »Verräter« vorgehen werde. Stalingradskaja epopeja, S. 219 f.
- 153 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 16, l. 14–52.
- 154 Amnon Sella benennt den Preis dieser Einsätze. Unter den gefallenen sowjetischen Soldaten der ersten sechs Kriegsmonate befanden sich 500 000 Mitglieder und Kandidaten der Kommunistischen Partei. Insgesamt kamen drei Millionen Sowjetkommunisten im »Großen Vaterländischen Krieg« ums Leben (Amnon Sella, *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992, S. 157–158).
- 155 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 8, l. 29–49. In seiner Diskussion der sowjetischen Stoßtrupps in Stalingrad übersieht Beevor diesen politischen Aspekt (Beevor u. Vinogradova, *A Writer at War*, S. 154–169). Bereits im Bürgerkrieg wurden als unzuverlässig erachtete Einheiten der Roten Armee mit Kommunisten aufgefüllt, um die Kampfkraft zu stärken (Reese, *Soviet Military Experience*, S. 72).
- 156 Auch das war schon im Bürgerkrieg so, in dem Parteigenossen als »Ferment« der Roten Armee gefeiert wurden (Dietrich Beyrau, *Avantgarde in Uniform*).
- 157 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 4, l. 29–31.
- 158 »Geroiceskij Stalingrad«, in: *Pravda* vom 5. 10. 1942, S. 1.
- 159 U.a. Interview Hauptmann Wassili Gorjatschew, 39. Garde-Schützendivision (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 8, l. 59–74).
- 160 Interviews Bataillonskommissar Alexander Stepanow (NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 71, d. 6) und Oberstleutnant Swirin (s. S. 181 ff.), beide 308. Schützendivision.
- 161 S. Interview Kommissar Alexander Olchowkin.
- 162 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 16, l. 62–74.
- 163 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 8, l. 85–93.
- 164 Interview Hauptmann Iwan Maxin, Politruk in der 308. Schützendivision (s. S. 190 ff.)
- 165 Interview »Gen. Koren«, S. 371.
- 166 Ausführlicher zu Petrakow, S. 188 ff., 572 f.
- 167 S. Interview Sajontschkowski, S. 457 ff.
- 168 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3a, l. 1–3.
- 169 Afanassjew beschrieb die erste Kampfhandlung seiner Artilleriebatterie bei Abwehrkämpfen auf der Krim im September 1941 (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 15, l. 37–46).
- 170 Siehe u.a. S. 185 ff.
- 171 NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 80, d. 14. Der sowjetische Psychologe M. P. Feo-

fanow schrieb 1941: «Bei einem Menschen ohne Selbstbeherrschung entweicht die Angstemotion der Kontrolle seines Willens. Sie nimmt den Platz des vernünftigen Willens ein senkt den Willen auf die unterste Stufe, die Stufe des impulsiven Willens.» (M. P. Feofanow, *Vospitanie smelosti i muzestva*, in: *Sovetskaja pedagogika*, 1941, H. 10, S. 60-65 (hier S.62). Siehe auch V. A. Kol'cova, Ju. N. Olejnik, *Sovetskaja psihologičeskaja nauka v gody Velikoj Otečestvennoj vojny (1941-1945)*, Moskau 2006, S. 108.

- <sup>172</sup> Besonders die Erziehung zur Furchtlosigkeit in der Roten Armee scheint eine längere Vorgeschichte in der russischen Armee zu haben, die auf die von General Dragomirow entwickelten Theorien zur Kampfmoral zurückgehen. Der Generalstabsoffizier und Militärtaktiker Michail Dragomirow (1830-1905) glaubte, dass die Essenz für den Sieg darin bestand, den eigenen Willen dem Feind aufzuzwingen, und deshalb wies er der Erziehung des Willens eine überragende Bedeutung in der militärischen Ausbildung von zarischen Rekruten bei. Aus dem Grund hielt er auch den Bajonettangriff für die entscheidende Kampfhandlung. Die Parallelen zu bolschewistischen Vorstellungen von der «psychischen Attacke» und zur sowjetischen Favorisierung des unter Hurra-Rufen vorgetragenen Infanterieangriffs liegen auf der Hand. Bruce Manning, *Bayonets before Bullets: The Imperial Russian Army, 1861-1914*, Bloomington 1992, S.41; Jan Plamper, *Fear: Soldiers and Emotion in Early Twentieth-Century Russian Military Psychology*, in: *Slavic Review*, 68, No. 2, Summer 2009, S. 259-283. Zur Angstkonditionierung von amerikanischen und britischen Soldaten im Ersten und Zweiten Weltkrieg siehe Joanna Bourke, *Fear: A Cultural History*, Emeryville 2006, S. 197-221.
- <sup>173</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 71, d. 15; s. auch Interview Oberstleutnant Alexei Kolesnik (204. Schützendivision), NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d.12,1. 22 25.
- <sup>174</sup> Die im Befehl Nr. 227 angedrohten Strafen waren nicht neu. Schon im Winterkrieg gegen Finnland waren zur Unterbindung von Desertion «Kontroll-Sperreinheiten» zu je 100 Mann aus den operativen Regimentern des NKWD gebildet worden. Erneut kamen sie im September 1941 an der deutsch-sowjetischen Front zum Einsatz: *K 70-letiju načala Vtoroj mirovoj vojny. Issledovanija, dokumenty, kommentarii. Kollektivnaja monografija*, hg.v. A.N. Sacharov u. V. S. Christoforov, Moskau 2009. Stalin selbst beschrieb den Befehl Nr. 227 als eine Kopie von Disziplinmassnahmen, welche die deutsche Wehrmacht in den Kämpfen vor Moskau unter ihren eigenen Soldaten angewandt habe. Auf dieser Grundlage behauptet der Historiker Michail Mjagkov auch, dass es im Dezember 1941 auf deutscher Seite zur Bildung von Sperreabteilungen gekommen sei, doch führt er keine Belegstelle an (M.Ju. Mjagkov, *Vermacht u vorot Moskvu 1941-1942*, Moskau 1999, S. 218 f.) Die einschlägige Literatur enthält keinen Hinweis auf solche Massnahmen: Christian Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42*, München 2009; Hürter, *Hitlers Heerführer*.
- <sup>175</sup> Tschuikows Memoiren lassen diese Erschiessungen unerwähnt. Dass sie stattfanden, bestätigen mehrere andere der Stalingrader Gesprächspartner. Die Er

schießungen waren nicht ungewöhnlich. Im November 1941 befahl General Schukow, den Kommandeur und den Kommissar einer Division, die vor den Deutschen zurückgewichen waren, vor ihrer aufgestellten Mannschaft erschießen zu lassen. Zugleich ordnete Schukow an, alle Kommandeure und politischen Offiziere der Roten Armee über seinen Befehl zu informieren (Mawdsley, Thunder, S. 114–115).

<sup>176</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14, l. 112–116; s. auch S. 277 ff.

<sup>177</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 80, d. 3.

<sup>178</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 2a, l. 29–41.

<sup>179</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 80, d. 32.

<sup>180</sup> Interview Alexander Scheljubski, NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 2a, l. 101–133.

<sup>181</sup> Siehe auch die deutlichen Worte des Befehls Nr. 227: »Woran fehlt es bei uns also? Es fehlt an Ordnung und Disziplin in den Kompanien, Regimentern und Divisionen, bei der Panzertruppe, in den Fliegerstaffeln. Darin besteht zur Zeit unser größter Mangel. Wir müssen in unserer Armee die strengste Ordnung und eine eiserne Disziplin einführen, wenn wir die Lage retten und unser Heimatland erfolgreich verteidigen wollen.« (Prikazy narodnogo komissara oborony SSSR, S. 277)

<sup>182</sup> Siehe Interviews Pjotr Sajontschkowski und Alexander Scheljubski.

<sup>183</sup> Interview Ajsenberg. Anderen ehemaligen Kriegsgefangenen wurde in schärferer Form deutlich gemacht, dass sie sich gefälligst zu bewähren hätten. Wenn es bei einer Kampfhandlung auch nur zur »kleinsten Panik oder Demonstration von Feigheit kommt oder wenn auch nur einer versucht, sich gefangen nehmen zu lassen, dann werden wir alle erschießen« (Major Alexander Jegorow, 38. Schützenbrigade [mot]).

<sup>184</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 12, l. 22–25.

<sup>185</sup> S. S. 230 f.

<sup>186</sup> Soldaten und Offizieren aus den Strafeinheiten, die im »Kampf gegen die deutschen Aggressoren ihre Schuld gesühnt« hatten, wurde mit ihrer Rehabilitation eine entsprechende Bescheinigung gegeben. Siehe das Faksimile bei: <http://rkka.ru/idocs.htm>, Rubriken: dokumenty / licnye / Spravka ob iskuplenii viny. Antony Beevor behauptet, dass die den bestraften Soldaten in Aussicht gestellte Möglichkeit, ihre »Schuld« zu sühnen, in den meisten Fällen eine Fiktion geblieben sei, weil man sie in der Regel in den Strafeinheiten verbluten ließ. Der von ihm angeführte Fall von versehentlich in ein Strafbataillon verschickten Offizieren der 51. Armee macht jedoch deutlich, dass die Politische Hauptverwaltung diese Vorkommnisse verfolgte (Beevor, Stalingrad, S. 111 f.).

<sup>187</sup> Schätzungen zu den Verlusten erhebt John Erickson, *Soviet War Losses*, in: *Barbarossa: The Axis and the Allies*, hg. v. J. Erickson u. D. Dilks. Edinburgh 1994, S. 262. Vgl. auch Overy, *Russia's War*, S. 159–161.

<sup>188</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14, l. 160–170.

<sup>189</sup> Zur Entsendung von Gulag-Häftlingen an die Front s. Steven A. Barnes, »All for the Front, All for Victory!« *The Mobilization of Forced Labor in the Soviet*

Union during World War Two, in: *International Labor & Working-Class History*, 58, Fall 2000, S. 239–260.

<sup>190</sup> Siehe auch Interview Alexander Awerbuch, S. 379 ff.

<sup>191</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 9, l. 56–61.

<sup>192</sup> Glantz, *Colossus Reborn*, S. 547–551.

<sup>193</sup> Der Verfasser schrieb »Kosaken«, meinte aber sicherlich Kasachen. Dafür spricht erstens die Nennung dieser Nationalität zwischen anderen zentralasiatischen Volksgruppen (Usbeken und Turkmenen) und zweitens die fragwürdige Loyalität der Kosaken, besonders der Donkosaken, die im Bürgerkrieg mehrheitlich die Weiße Armee unterstützt hatten. Im Zweiten Weltkrieg kämpften Kosaken in der Roten Armee wie auch auf der Seite der Wehrmacht. Aus diesem Grund wurden sie in gesonderten Statistiken des NKWD geführt (CAMO RF, f. 220, op. 445, d. 30a, l. 483; R. Krikunov, *Kazaki. Mezdu Gitlerom i Staliny. Krestovyj pochod protiv bol'shevizma*, Moskau 2005); Rolf-Dieter Müller, *An der Seite der Wehrmacht. Hitlers ausländische Helfer beim »Kreuzzug gegen den Bolschewismus« 1941–1945*, Berlin 2007, S. 207–212).

<sup>194</sup> Für die 45. Division liegen Zahlen vor: Nach ihrer Auffrischung im Frühjahr 1942 umfasste sie 10 000 Soldaten, darunter über 6000 Russen, 850 Ukrainern, 650 Usbeken, 258 Kasachen sowie eine geringere Anzahl von Weißrussen, Tschuwaschen und Tataren. Insgesamt zählte sie 28 Nationalitäten (Interview Serow).

<sup>195</sup> Zu Karpow s. S. 276 ff.; s. auch Interview Hauptmann Lukjan Morosow, ebd.

<sup>196</sup> Zum russischen Nationalismus im Krieg und seinem Verhältnis zum Sowjetpatriotismus siehe Weiner, *Making Sense of War*; David Brandenberger, *National Bolshevism: Stalinist Mass Culture and the Formation of Modern Russian National Identity, 1931–1956*, Cambridge, Mass. 2002.

<sup>197</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 29, l. 29–35.

<sup>198</sup> NA IRI RAN, f. 2, raz. I, op. 80, d. 29.

<sup>199</sup> *Stalingradsckaja epopeja*, S. 222. Die Zahlen in der Statistik gehen nicht auf.

<sup>200</sup> *Stalingradsckaja epopeja*, S. 198.

<sup>201</sup> *Stalingradsckaja epopeja*, S. 380.

<sup>202</sup> Aufputschmittel wie Alkohol und Psychopharmaka waren in vielen Armeen im Zweiten Weltkrieg verbreitet, doch wurde nur in der Roten Armee ihr Gebrauch per Dekret reguliert (A. S. Senjavskij u. E. S. Senjavskaja, *Ideologija vojny i psihologija naroda*, in: *Narod i vojna*, S. 160; Sonja Margolina, *Wodka. Trinken und Macht in Russland*, Berlin 2004, S. 68–70).

<sup>203</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 8, l. 15–28.

<sup>204</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 5, l. 18.

<sup>205</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14, l. 43–63.

<sup>206</sup> Das sind Worte aus Grossmans Essay »Hauptstoßrichtung«, der in diesem Band abgedruckt ist (S. 235–248).

<sup>207</sup> Grossman, *Gody vojny*, S. 321.

<sup>208</sup> Zu Schumilow, s. S. 277 ff.

<sup>209</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 111, d. 1.

- <sup>210</sup> Um die Panfilow-Männer rankte sich einer der frühesten Mythen des Grossen Vaterländischen Krieges. Angeblich vernichteten die 28 Soldaten bei der Verteidigung von Moskau 18 Feindpanzer und kamen dabei alle ums Leben. Spätere Untersuchungen ergaben, dass mindestens sechs der Panfilow-Männer überlebt hatten und einer von ihnen im weiteren Kriegsverlauf als Hilfspolizist bei den deutschen Besatzern arbeitete. Es stellte sich auch heraus, dass der Korrespondent des *Roten Sterns*, dessen Reportage den Mythos in die Welt setzte, die Zahl 28 frei erfunden hatte ebenso wie einige der letzten Worte dieser sowjetischen «Helden» (N. Petrov u. O. Edel'man, *Novoe o sovetskich gerojach*, *Novyi Mir* 1997, H. 6, S. 140-151).
- <sup>211</sup> Wassili Nikolajewitsch Gordow (1896-1950), sowjetischer General. Soldat im Ersten Weltkrieg und Unteroffizier in der zarischen Armee; 1918 Beitritt zur Roten Armee und zur kommunistischen Partei. Nach dem Bürgerkrieg absolvierte er die Vystrel-Offiziersschule und die Frunse-Militärakademie. Aufstieg im sowjetischen Generalstab. Generalmajor (1940). Am 23.7.1942 Ernennung zum Kommandeur der Stalingrader Front, am 12. 8.1942 Abberufung (Nachfolger wurde Generaloberst Jerjomenko). Im Oktober 1942 Berufung zum Kommandeur der 33. Armee an der Westfront. Angaben aus: *Geroi Sovetskogo Sojuza. Kratkij biografičeskij slovar'*, Bd. 1, Moskau 1987, S. 353. Gordows fluchenden Umgang mit den Kommandeuren und Stabsoffizieren an der Stalingrader Front beobachtete K. K. Rokossovskij, *Soldatskij dolg*, 5. Aufl., Moskau 1988, S. 136-138. Einzelheiten der Abberufung Gordows bei Vadim J. Birstein, *Smersh: Stalin's Secret Weapon. Soviet Military Counterintelligence in WW II*, London 2011, S. 207-209. Siehe auch Anmerkung 212.
- <sup>212</sup> 1947 wurde Gordow verhaftet. Der sowjetische Geheimdienst hatte Wanzen in seiner Wohnung angebracht und ein Gespräch Gordows mit seiner Frau und seinem Stellvertreter Generalmajor Filipp Rybaltšenko aufgezeichnet, in dem der Kommandeur Stalin für die Missstände in der Sowjetunion nach dem Krieg verantwortlich machte und den Wunsch nach einer politischen «Demokratie» äusserte. Gordow und Rybaltšenko wurden des Landesverrats und der «Restauration des Kapitalismus» bezichtigt und 1950 hingerichtet. Ein Jahr nach Stalins Tod wurden sie rehabilitiert. R. G. Pichoja, *Sovetskij Sojuz: istorija vlasti. 1945-1991*, 2. erw. Aufl., Novosibirsk 2000, S. 39-41.
- <sup>213</sup> In der Sprache deutscher Militärpsychologen im Ersten Weltkrieg hätte Saizew als «Kriegszitterer» gegolten; die Westalliierten sprachen von «shell shock» (Paul Lerner, *Hysterical Men: War, Psychiatry, and the Politics of Trauma in Germany, 1890-1930*. Ithaca 2003). Der sowjetische psychologische Diskurs im Zweiten Weltkrieg interpretierte im Krieg erlittene Verletzungen auf physiologische Weise. Die Behandlung zielte hingegen auf die Entwicklung von psychologischen Ressourcen wie dem entwickelten Willen und dem moralischen Bewusstsein. Vgl. S. Rubenstein, *Soviet Psychology in Wartime*, in: *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 5, No. 2, A First Symposium on Russian Philosophy and Psychology (Dec., 1944), S. 181-198. Siehe auch den bereits geschilderten Fall des Komsomolzen Ilja Woronow.

- <sup>214</sup> S. Interview Axjonow, S. 399 ff. Ganz ähnlich beschreibt Lisa Kirschenbaum in ihrer Untersuchung des Mythos vom belagerten Leningrad, wie sich gewöhnliche Leningrader in die wesentlich vom sowjetischen Regime gesteuerte Heldenerzählung der belagerten Stadt einschrieben und dadurch ihrem Leiden einen sozialen Sinn verliehen: Lisa A. Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941-1995: Myth, Memories, and Monuments*, New York 2006.
- <sup>215</sup> Exemplarisch für diesen Ansatz die Edition des Tagebuchs eines Rotarmisten im Krieg, die zum Zweck der Entlarvung offizieller «Lügen» den Meldungen der Nachrichtenagentur Sowinformbjuro entgegengestellt wird: S. V. Kormilicyn u.a. V. Lysev, *Sovetskoe informbjuro. Pravda i krê'*, Moskau 2010.
- <sup>216</sup> Elizabeth Astrid Papazian, *Manufacturing Truth. The Documentary Moment in Early Soviet Culture*, DeKalb 2009.
- <sup>217</sup> Diese Worte Sergei Tretjakows sind zitiert in: Maria Gough, *Paris, Capital of the Soviet Avant-Garde*, in: *October*, Vol. 101, Summer, 2002, S. 73; siehe auch *Literatura Fakta (1929)*, hg.v. N. F. Cuzak, München 1972, S. 31-33. Tretjakows «operativer» Schriftsteller prägte Walter Benjamin nachhaltig, siehe besonders seinen Aufsatz «Der Autor als Produzent» aus dem Jahr 1934: Walter Benjamin, *Der Autor als Produzent. Aufsätze zur Literatur*, hg. v. Sven Kramer, Leipzig 2012.
- <sup>218</sup> Frederick C. Corney, *Telling October: Memory and the Making of the Bolshevik Revolution*. Ithaca 2004, S. 112f, 126.
- <sup>219</sup> Katerina Clark, *The «History of the Factories» as a Factory of History*, in: *Autobiographical Practices in Russia*, hg.v. Jochen Hellbeck u. Klaus Heller, Göttingen, 2004, S. 251-254; Hans Günther, *Der sozialistische Übermensch. Maksim Gorkij und der sowjetische Heldenmythos*, Stuttgart 1983, S. 92; Papazian, *Manufacturing Truth*, S. 137.
- <sup>220</sup> Zur politischen Entstehungsgeschichte und den Hintergründen der Redaktionsarbeit im Gorki-Projekt siehe Sergej Ėuravlev, *Fenomen «Istorii fabrik i zavodov»: gor'kovskoe načėnanie v kontekste epochi 1930-ch godov*, Moskau, 1997; Josette Bouvard, *Le métro de Moscou. La construction d'un mythe soviétique*, Paris, 2005.
- <sup>221</sup> Zuravlev, *Fenomen «Istorii fabrik i zavodov»*, S. 176. Gorki schwebten noch weitere dokumentarische Projekte vor: die Geschichte der sowjetischen Städte, die Geschichte des Dorfs, die Geschichte von Kultur und Alltag und andere mehr (Ėuravlev, *Fenomen «Istorii fabrik i zavodov»*, S. 175).
- <sup>222</sup> Elaine MacKinnon, *Writing History for Stalin: Isaak Izrailevich Minz and the Istoriia grazhdanskoi voiny*, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History*, 6/1, Winter 2005, S. 20 f.
- <sup>223</sup> MacKinnon, *Writing History for Stalin*.
- <sup>224</sup> Papazian ortet das Ende der dokumentaristischen Bewegung in der frühen Stalinzeit mit der der Verkündung des sozialistischen Realismus als verbindlicher Ästhetik. Der Geist wirkte jedoch fort; er zeigte sich nicht nur in der Arbeit der Minz-Kommission im Krieg, sondern auch im dokumentarischen Grossprojekt «Ein Tag in der Welt», das erstmals 1935 angegangen wurde und 25 Jahre später ein Folgeprojekt

## Anmerkungen zu S. 84-91 561

nach sich zog (M. Gor'kij i M. Kol'cov (red.), Den' mira, Moskau 1937; Den' mira: 27 sentjabrja 1960 goda, Moskau 1960). Letzteres Projekt wiederum bewegte Christa Wolf zur Führung eines gleichermaßen persönlichen wie historischen Tagebuchs (Christa Wolf, Ein Tag im Jahr: 1960-2000, München 2003).

- <sup>225</sup> Der Kommandeur des Kosakenkorps, Witali Primakow, heiratete nach dem Selbstmord des Dichters Wladimir Majakowski dessen Geliebte Lilija Brik, die weithin als Muse der künstlerischen Avantgarde bekannt war. Wenige Jahre später wurde Primakow von der Säuberungswelle in der Roten Armee erfasst und gestand unter Folter, einer antisowjetischen faschistischen Verschwörung anzugehören. Er wurde im Juni 1937 hingerichtet. Von diesen Umständen erfährt man nichts in dem kürzlich erschienenen Tagebuch von Isaak Minz, das die Jahre des Stalin'schen Terrors ausklammert und insgesamt sehr lückenhaft wirkt: LImine, «Iz pamjati vyplyli vospominanija ...»: Dnevnikovye zapisi, putevyje zametki, memuary akademika AN SSSR 1.1. Minca, Moskau 2007; vgl. auch K istorii russkich revoljucii. Sobytaja, mnenija, ocenki. Pamjati Izaaka Izrailevica Minca, Moskau 2007.
- <sup>226</sup> Anschaulich geschildert im Tagebuch und in den Kurzgeschichten Isaak Babels – eines anderen Juden, der bei den roten Kosaken kämpfte (Babel, 1920 Diary; Isaak Babel, Die Reiterarmee, Berlin 1994; MacKinnon, Writing History for Stalin, S. 11-13).
- <sup>227</sup> A. P. Seljubskij, Bol'Sevik, vojn, uöenyj (K 70-letiju so dnja roždenija akademika 1.1. Minca), in: Voprosy istorii, 1966, Nr. 3, S. 167-170; siehe auch Minz' Autobiographie, in: K istorii russkich revoljucii, S. 221 f.
- <sup>228</sup> Eine lobende Besprechung des zweiten Bandes erschien in Pravda, 13.1.1943, S.4.
- <sup>229</sup> MacKinnon, Writing History for Stalin, S. 29; vgl. auch Robert Tucker, Stalin in Power: The Revolution from Above, 1928-1941, New York 1990, S. 531 f.
- <sup>230</sup> MacKinnon, Writing History for Stalin, S. 6, Anm. 2.
- <sup>231</sup> Ganz im Stil von *Istpart* kamen die noch lebenden Mitglieder der «Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges» 1984 zu einem Erinnerungsabend zusammen und ergingen sich in Reminiszenzen an die Gründung und die Arbeit der inzwischen praktisch vergessenen Einrichtung. Die mündlichen Erinnerungen wurden selbstverständlich stenographiert (Vstreca sotrudnikov Komissii po istorii Velikoj Otečestvennoj vojny AN SSSR, in: Archeografičeskij ezegodnik za 1984 g., Moskau 1986, S. 316-319). Ein vom Protokoll stellenweise abweichender Tonbandmitschnitt des Treffens befindet sich im Russischen Staatsarchiv für Tonaufnahmen (RGAFD, f. 439, op. 4m, N. 1-2). Alle Zitate beziehen sich auf diesen Mitschnitt.
- <sup>232</sup> Jochen Hellbeck, «Krieg und Frieden im 20. Jahrhundert», Nachwort, in: Grossman, Leben und Schicksal, S. 1069-1085.
- <sup>233</sup> RGAFD, f. 439, op. 4m, N. 1-2. Der mit Stalins Notiz versehene Brief von Minz konnte weder im ehemaligen Zentralen Parteiarchiv noch im Archiv der Historikerkommission gefunden werden. Minz scheint in seiner Rückschau aus dem Jahr 1984 auch einiges durcheinanderzubringen: Schtscherbakow wurde erst im Juni 1942

an die Spitze der Politischen Hauptverwaltung berufen. Im Dezember 1941 – zum Zeitpunkt der Bewilligung des Projekts – war er Parteichef in Moskau.

- <sup>234</sup> Minz stand mit seiner Idee nicht allein da: Bereits am 15. Juli 1941 rief das Sowjetische Volkskommissariat für Bildung alle Museumsmitarbeiter auf, Materialien zum Grossen Vaterländischen Krieg zu sammeln. Dem Aufruf folgte die Instruktion Nr. 170 vom 15. November 1941 «Über die Sammlung von Dokumenten und Gegenständen des Grossen Vaterländischen Krieges». Das bezeugt nur, wie gross – ungeachtet der militärischen Entwicklungen der ersten Kriegswochen – die historische Gewissheit auf der sowjetischen Seite war, dass dieser Krieg für sie siegreich ausgehen würde (Tatjana Timofejewa, Das historische Gedächtnis des Grossen Vaterländischen Krieges und seine Gedenkort, in: Russen und Deutsche im Zeitalter der Katastrophen S. 347-359).
- <sup>235</sup> Rodric Braithwaite, Moscow 1941: A City and its People at War, New York 2006; Moskovskaja bitva v chronike faktov i sobytij, Moskau 2004.
- <sup>236</sup> LI.Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S.41f.
- <sup>237</sup> Moskovskaja bitva v chronike faktov i sobytij, S. 246.
- <sup>238</sup> Pawel Fjodorowitsch Judin (1899-1968) – sowjetischer Parteiphilosoph. 1938-1944 Direktor des Instituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften, 1937-1947 Direktor der Vereinigung der Staatlichen Verlage (OGIS).
- <sup>239</sup> Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S. 42 (Tagebucheintragung vom 11.12.1941). Zur Geschichte und Tätigkeit der Kommission: A. A. Kurnosov, Vospominanija-interv'ju v fonde Komissii po istorii Velikoj Otečesvennoj vojny AN SSSR (Organizacija i metodika sobiranija), in: Archeografičeskij ezegodnik za 1973 g., Moskau 1974, S. 118-132; B.V. LevSin, Dejatel'nost' Komissii po istorii VOV, 1941-1945 gg., in: Istorija i istoriki: Istoriograficeskij ezegodnik za 1974 g., Moskau 1976; E. P. Michajlova, O dejatel'nosti Komissii po istorii Velikoj Otečesvennoj vojny sovetskogo naroda protiv fašistskich zachvatčikov v period 1941-1945 gg., in: Voprosy istoriografii v Vysšej Skole, Smolensk 1975, S. 352-359; I. S. Archangorodskaja, A. A. Kurnosov, O sozdanii Komissii po istorii VOV AN SSSR i eë archiva: (K 40-letiju so dnja obrazovanija), in: Archeografičeskij ezegodnik za 1981 g., Moskau 1982, S. 219-229; A. M. Samsonov, Vklad istorikov AN SSSR v izučenie problemy VOV, in: Vestnik AN SSSR, 1981, Nr. 9, S. 84-93; E. V. Vasnevskaja, Vospominanija-interv'ju o bitve pod Moskvovoj, in: Archeografičeskij ezegodnik za 1983 g., Moskau 1985, S. 272-277; I. S. Archangorodskaja, A. A. Kurnosov, «Istorii voinskich častej» v fonde Komissii po istorii Otečesvennoj vojny AN SSSR, in: Archeografičeskij ezegodnik za 1985 g., Moskau 1986, S. 174-181; A. A. Kurnosov, Memuary učastnikov partizanskogo dvizenija v period Velikoj Otečesvennoj vojny kak istoričeskij istočnik (Opyt analiza memuarov po istorii Pervoj Bobrujskoj partizanskoj brigady), in: Trudy MGIAI, T. 16, Moskau 1961, S. 29-55; A. A. Kurnosov, Priėmy vnutrennej kritiki memuarov (Vospominanija učastnikov partizanskogo dvizenija v period VOV kak istoričeskij istočnik), in: Istočnikovedenie. Teoretičeskije i metodičeskije problemy, Moskau 1969, S. 478-505.



## Anmerkungen zu S. 91-98 563

- <sup>240</sup> Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S. 42.
- <sup>241</sup> Arkadi Lawrowitsch Sidorow (1900-1966), Historiker, 1928 am Institut der Roten Professur, aktive Arbeit gegen vermeintliche «menschewistisch-sozial-revolutionäre» Konzeptionen zur russischen Geschichte. Zu Sidorows späterem Lebenslauf s. S. 532 ff.
- <sup>242</sup> Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S.46f.
- <sup>243</sup> NA IRI RAN, f. 2, r. 14, d. 23, Bl. 16, 213. Minz war dem Evakuierungsaufwurf im Oktober 1941 nicht gefolgt. Möglicherweise spielte hier seine eigene militante Bürgerkriegserfahrung hinein.
- <sup>244</sup> NA IRI RAN, f. 2, r. 14, d. 7, Bl. 23-24; s. auch A. A. Kurnosov, Vospominanija-interv'ju, S. 122.
- <sup>245</sup> Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S. 49.
- <sup>246</sup> Ebd.
- <sup>247</sup> Die Akademie der Wissenschaften registrierte zwar im Februar 1943 den neuen Status der Kommission, doch enthielt die Parteispitze auch nach einer Anfrage Alexandrows an Schtscherbakow der erweiterten Initiative ihre Zusage vor. RGASPI f. 17, op. 125, ed. ehr. 204,1. 2.
- <sup>248</sup> Clark, The «History of the Factories», S. 251, Anm. 1.
- <sup>249</sup> Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S. 52f.
- <sup>250</sup> A. P. Seljubskij, Bol'Sevik, voin, učenyj (k 70-letiju so dnja rozdenija akademika I.I. Minca), in: Voprosy istorii 1966, H. 3, S. 167-170. Der Kriegsmaler A. I. Jermolajew zeichnete einen Vortrag Minz' vor Kommandeuren der Roten Armee im Januar 1942. Vgl. Moskva prifrontovaja, Moskau 1995, S. 404.
- <sup>251</sup> Mine, Dokumenty Velikoj Otecestvennoj vojny, ich sobiranje i chranenie, in: 80 let na sluzbe nauki i kul'tury našej Rodiny, Moskau 1943, S. 134-150.
- <sup>252</sup> Etliche dieser von Minz angeführten Quellen sind neben den Interviewprotokollen im Fond der Kommission zu finden, welcher im Archiv des Instituts für Russische Geschichte der Akademie der Wissenschaften aufbewahrt wird (NA IRI RAN, f. 2).
- <sup>253</sup> NA IRI RAN, f. 2, r. 14, d. 22, Bl. 45.
- <sup>254</sup> A. A. Kurnosov, Vospominanija-interv'ju v fonde komissii po istorii Velikoj Otecestvennoj vojny Akademii nauk SSSR (Organizacija i metodika sobiranija), in: Archeograficeskij ezegodnik za 1973 g., Moskau 1974, S. 121.
- <sup>255</sup> Kurnosov, Vospominanija-interv'ju, S. 125, 132. Minz legte Wert darauf, dass die Interviews in einer informellen und vertrauensschaffenden Atmosphäre durchgeführt würden, und er zeigte seinen Mitarbeitern, wie das zu erreichen war. E. N. Gorodeckij, L. M. Zak, Akademik I.I. Mine kak archeograf (k 90-letiju so dnja rozdenija), in: Archeografičeskij ezegodnik za 1986 g., Moskau 1987, S. 131-142 (S.141).
- <sup>256</sup> NA IRI RAN f. 2, razd. XIV, d. 7,1. 34-41, ohne Datum.
- <sup>257</sup> Ebd.
- <sup>258</sup> Die Zahlenangaben beziehen sich allein auf die in Stalingrad zwischen Januar und März 1943 durchgeführten Interviews. In späteren Monaten und an anderen Schauplätzen wurden zahlreiche weitere Stalingrader Zeitzeugen interviewt.
- <sup>259</sup> Kurnosov, Vospominanija-interv'ju, S. 126

## 564 Anhang

- 260 E. V. Vasnevskaja, Vospominanija – interv’ju o bitve pod Moskvvoj, in: Arheografiičeskij ezegodnik za 1983 g., Moskau 1985, S. 272.
- 261 Nikolai Filippowitsch Batjuk (1905-1943), Kommandeur der 284. Schützen-division, welche den Kampf um den Mamajew-Hügel führte.
- 262 NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 4.1. 1-2 (Batjuk); razd. I, op. 71, d. 11 (Pawlow); zu Fugenfirow, Koschkarjow und Rywkin s. S. 180 ff.
- 263 Interview Fähnrich Arnold Krastynsch, Starschina auf dem Kanonenboot «Tschapajew» (NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 80, d. 3).
- 264 Kurnosov, Vospominanija-Interv’ju, S. 125, 132.
- 265 Die von Kurnosov gezählten 4‘930 stenographierten Interviews wurden von 1942 bis 1944 geführt und enthalten nicht die von der Kommission im Jahr 1945 hergestellten Gesprächsprotokolle (Kurnosov, Vospominanija-Interv’ju, S. 131; s. auch: 200 let AN SSSR. Spravoënaja kniga, Moskau/Leningrad 1945, S. 252).
- 266 S. L. A. Marshall, Island Victory. New York 1944.
- 267 S. L. A. Marshall, Men Against Fire: The Problem of Battle Command in Future War, Washington 1947.
- 268 Roger J. Spiller, S. L. A. Marshall and the Ratio of Fire, in: RUSI Journal: Royal United Services Institute for Defence Studies, Vol. 133, no. 4 (August 1988), S. 63-71; Richard Halloran, «Historian’s Pivotal Assertion On Warfare Assailed as False», New York Times, 19. Februar 1989. Eine offizielle, vom US Army *Center of Military History* in Auftrag gegebene Studie beschreibt Marshalls Interviewtechnik weiterhin als wegweisend: Stephen E. Everett, Oral History Techniques and Procedures. Washington, D. C. 1992.
- 269 Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (eigentlich Skrjabin) (1890-1986), sowjetischer Politiker und Diplomat. 1930-1941 Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der UdSSR, 1939-1949 Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, 1953-1956 sowjetischer Aussenminister.
- 270 Molotows «unverschämte Note» sei ein «typisch jüdisch[er]» Versuch, die von den «Bolschewisten» begangenen «Greuelthaten» am eigenen Volk den Deutschen «in die Schuhe zu schieben», hielt Goebbels am 8. Januar 1942 fest. Einen Tag später bemerkte er, dass die «Bolschewisten in Bezug auf Greuelthaten soviel auf dem Kerbholz [haben], dass sie mit ihren eigenen Greuelmeldungen keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken». Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil 2: Diktate 1941-1945, Bd. 3: Januar-März 1942, hg.v. Elke Fröhlich (München 1995), S. 70-71, 79.
- 271 Mine, «Iz pamjati vypyli vospominanija ...», S. 52, 54.
- 272 Schtschegoljewa war eine scharfsinnige Beobachterin. Ihr Tagebuch kommentiert den ätzenden Antisemitismus und das Herrenmenschentum der Besatzer, die sich abfällig über alles Russische und Sowjetische äusserten. Als die Deutschen Jasnaja Poljana nach sechs Wochen verliessen, hatten sie die für Schtschegoljewa heilige Stätte in einen «Augias-Stall» verwandelt und die Balkone des Wohnhauses von Tolstoj waren mit menschlichen Exkrementen bedeckt. Die Museumsmitarbeiterin beschrieb ihre hilflose Wut gegenüber den «Vandalen». Nur um ein Haar gelang es, den von den Deutschen bei ihrem

## Anmerkungen zu S. 98-113 565

Abzug gelegten Brand zu löschen. (Das Tagebuch wurde in Fortsetzungen veröffentlicht in: Komsomol'skaja Pravda 18.-24.12.1941. Eine Abschrift befindet sich in NA IRI RAN, f. 2, razd. VI, op. 4, d. 2.)

- <sup>273</sup> Sovetskaja propaganda v gody Velikoj Otečestvennoj vojny, S.204f.
- <sup>274</sup> E. Genkina, Geroiceskij Stalingrad, Moskau 1943; V. G. Zajcev, Rasskaz snajpera, Moskau 1943.
- <sup>275</sup> Genkina, Geroioeskij Stalingrad, S. 76.
- <sup>276</sup> Eine umfassendere Edition in Form eines E-Books, die vollständige Interviewtranskripte im Wortlaut enthält, ist geplant.
- <sup>277</sup> Diese Unvereinbarkeit bezeichnen Kulturanthropologen und Philosophen auch als «Rashomon-Effekt»: Karl G. Heider, The Rashomon Effect: When Ethnographers Disagree, in: American Anthropologist, New Series, Vol. 90, No. 1 (March 1988), S. 73-81; Marvin Harris, Cultural Materialism: The Struggle for a Science of Culture, New York 1979, S. 315-324.
- <sup>278</sup> In einigen Fällen, wie bei Tschuikow, Rodimzew, Axjonow, deren Interviews jeweils einen Umfang von bis zu 10'000 Wörtern hatten, war das nicht möglich.

### Der soldatische Chor

- <sup>1</sup> Im Fall von Leningrad wurde anschliessend beschlossen, die Stadt einzuschließen und auszuhungern.
- <sup>2</sup> Zahlenangaben aus Akten des Archivs des russischen Verteidigungsministeriums (Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 166). Auf der Grundlage deutscher Quellen nennt Beevor für den 23. August 1200 Flugzeugen und 1'600 Flugeinsätze (Beevor, Stalingrad, S. 131,133).
- <sup>3</sup> Hubert Brieden, Heidi Dettinger, Marion Hirschfeld, «Ein voller Erfolg der Luftwaffe» – Die Vernichtung Guernicas und deutsche Traditionspflege, Nördlingen, 1997, bes. S. 72.
- <sup>4</sup> Beevor, Stalingrad, S. 93; Janusz Piekalkiewicz, Luftkrieg 1939-1945, München 1978, S. 138. Eine geringere Zahl (1'500 Tote) findet sich bei Rolf-Dieter Müller u. Florian Huber, Der Bombenkrieg 1939-1945, Berlin 2004, S.248.
- <sup>5</sup> Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 167; Beevor, Stalingrad, S. 133.
- <sup>6</sup> Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 154-160; Gespräch mit D. Pigal'jow.
- <sup>7</sup> Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 137 f.
- <sup>8</sup> Ebd., S. 139.
- <sup>9</sup> Ebd., S. 143-148.
- <sup>10</sup> Ebd., S. 140-141, 159f., 166.
- <sup>11</sup> Beevor, Stalingrad, S. 133; Overy, Russia's War, S. 166, 351 (Anm. 22) mit weiteren Literaturverweisen.
- <sup>12</sup> Samsonow nennt 2'000 Flugeinsätze am Nachmittag und Abend des 23. August (Samsonow, Stalingradskaja bitva, S. 130); Beevor gibt 1'600 Einsätze an (Beevor, Stalingrad, S. 106). Die Wolgograder Historikerin Tatjana Pawlova hält diese Anga-

- hält diese Angaben für weit untertrieben. Pavlova, *Zasekrečennaja tragedija*, S. 186. Nach offiziellen Statistiken, deren Aussagewert fraglich ist, wurden zwischen dem 22. und 29. August 1942 in Stalingrad 1816 Tote bestattet.
- <sup>13</sup> Pavlova, *Zasekrečennaja tragedija*, S. 202.
- <sup>14</sup> Ebd., S. 211. Keiner der an der Abendversammlung vom 23. August Beteiligten will in seinen Erinnerungen der »Feigling« gewesen sein, der die Verminderung der Betriebe vorschlug. Jerjomenko schiebt in seinen Memoiren Tschujanow die Verantwortung dafür zu; dieser wiederum schreibt, die Vertreter der Ministerien hätten den Vorschlag gemacht und er habe sich dagegen ausgesprochen (siehe Jerjomenko, *Stalingrad*, S. 139; A. S. Čujanov, *Stalingradskij dnevnik (1941–1943)*, 2. überarb. Aufl., Volgograd 1979, S. 157).
- <sup>15</sup> Pavlova, *Zasekrečennaja tragedija*, S. 201.
- <sup>16</sup> Ebd., S. 226–229.
- <sup>17</sup> Ebd., S. 225.
- <sup>18</sup> Im weiteren Verlauf des Septembers und dann erneut im Oktober setzte die Stadtkommandantur ihre Evakuierungsbemühungen fort (Pavlova, *Zasekrečennaja tragedija*, S. 241, 260).
- <sup>19</sup> *Stalingradska bitva. Ėnciklopedija*, S. 214.
- <sup>20</sup> *Stalingradska bitva. Ėnciklopedija*, S. 148. Der »Rote Oktober« nahm im Juli 1943 die Stahlproduktion wieder auf, im Barrikaden-Werk wurde ab Herbst 1944 wieder gearbeitet.
- <sup>21</sup> *Stalingradska bitva. Ėnciklopedija*, S. 374–376; Hans Wijers: *Der Kampf um Stalingrad, die Kämpfe im Industriegelände, 14. Oktober bis 19. November 1942*. Brummen 2001, S. 26.
- <sup>22</sup> Čujanov, *Stalingradskij dnevnik*, S. 254.
- <sup>23</sup> René Fülöp-Miller, *Geist und Gesicht des Bolschewismus. Darstellung und Kritik des kulturellen Lebens in Sowjet-Russland*, Zürich 1926; Mark Steinberg, *Proletarian Imagination: Self, Modernity, and the Sacred in Russia, 1910–1925*, Ithaca 2002.
- <sup>24</sup> Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad*, S. 64 f.
- <sup>25</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 21, l. 50–87.
- <sup>26</sup> Ebd., l. 34–49.
- <sup>27</sup> Ebd., l. 67–70.
- <sup>28</sup> Ebd., l. 9–33.
- <sup>29</sup> Ebd., d. 23, l. 6–39.
- <sup>30</sup> Ebd., d. 21, l. 54–66.
- <sup>31</sup> Ebd., d. 23, l. 40–53.
- <sup>32</sup> Ebd., d. 23, l. 76–89.
- <sup>33</sup> Ebd., d. 22, l. 23–30.
- <sup>34</sup> Ebd., l. 31–64.
- <sup>35</sup> Ebd., l. 15–22.
- <sup>36</sup> Čujanov, *Stalingradskij dnevnik*, S. 90, 100 f., 150, 212 f., 380 f.
- <sup>37</sup> Ebd., d. 22, l. 1–14.
- <sup>38</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. VIII, op. 4, d. 1 Das Gespräch führte Lichter, es steno-graphierte [M. P.] Laputina. Berta Lwowna Lichter (1905–?) war promo-

vierte Historikerin und seit Januar 1943 Mitarbeiterin der Kommission zur Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges.

- <sup>39</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14, l. 152–153. Das Gespräch führte Esfir Genkina, es stenographierte Olga Rosljakowa.
- <sup>40</sup> Ebd., l. 1–23. Das Gespräch führte Genkina, es stenographierte Rosljakowa.
- <sup>41</sup> Ebd., d. 45.
- <sup>42</sup> Ebd., d. 2A, l. 29–41. Das Gespräch führte Belkin, es stenographierte Schamschina.
- <sup>43</sup> Ebd., d. 14, l. 160–170. Das Gespräch führte Genkina, es stenographierte Rosljakowa.
- <sup>44</sup> Siehe das in großen Auszügen wiedergegebene Gespräch mit General Tschui-kow, S. 319–348.
- <sup>45</sup> Ebd., d. 2A, l. 42–70. Das Gespräch führte der wissenschaftliche Sekretär A. A. Belkin, es stenographierte A. I. Schamschina.
- <sup>46</sup> Stalingrad bestand seit 1936 aus sieben Stadtbezirken. Der Jerman-Bezirk befand sich im Stadtzentrum. Heute heißt er Zentralbezirk.
- <sup>47</sup> Kymograph: Gerät zur graphischen Aufzeichnung physiologischer Bewegungsprozesse.
- <sup>48</sup> Olchow-, Molotow- und Nischne-Dobinski-Rajon: Kreise im Gebiet Stalingrad nördlich der Stadt.
- <sup>49</sup> Michail Stepanowitsch Schumilow (1895–1975), sowjetischer General, Held der Sowjetunion (1943). Ab August 1942 Kommandeur der 64. (ab Mai 1943 der 7. Garde-)Armee.
- <sup>50</sup> Demtschenko umschreibt die Auflösungserscheinungen in der Roten Armee.
- <sup>51</sup> Alexei Adamowitsch Goregljad (1905–1985), Stellvertretender Volkskommissar für die Panzerindustrie und zugleich Vertreter des Volkskommissars mit direktoralen Befugnissen im Stalingrader Traktorenwerk (Juli–September 1941). Unter seiner Leitung ging der T-34-Panzer in die Massenproduktion. Später war Goregljad Bevollmächtigter des Verteidigungsministers (Stalin) im Kirow-Panzerwerk in Tscheljabinsk (K. A. Zalesskij, Imperija Stalina. Biograficeskij enciklopediceskij slovar', Moskau 2000).
- <sup>52</sup> Olga Kowaljowa (1900–1942) arbeitete ab 1927 in der Fabrik »Roter Oktober« (Stalingradskaja bitwa. Enciklopedija, S. 193).
- <sup>53</sup> Die vier Stahlgießerinnen Tatjana Michailowna Ippolitowa, S. S. Wassiljewa, L. Spartakowa und P. Tkatschenko arbeiteten in einem der Hochöfen von Magnitogorsk und wurden im Januar 1940 öffentlich geehrt (Pravda, 7. 1. 1940).
- <sup>54</sup> Orlowka ist ein an das Stalingrader Traktorenwerk angrenzendes Dorf, ab dem 23. August 1942 Bestandteil des deutschen »Nordriegels«.
- <sup>55</sup> Davon ist aus deutschen Militärquellen nichts bekannt.
- <sup>56</sup> Pigaljaw spricht von 57 abgeschossenen Flugzeugen (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 21, l. 57).
- <sup>57</sup> Das Denkmal am Wolgaufer im Stadtzentrum ehrte den aus Zarizyn stammenden Kampfflieger Wiktor Stepanowitsch Cholsunow (1905–1939). Im Spanischen Bürgerkrieg kommandierte Cholsunow eine Fliegerstaffel der In-

- ternationalen Brigaden und wurde nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion als Held der Sowjetunion ausgezeichnet (1937). Er kam bei einem Flugunfall ums Leben. Das Denkmal wurde 1940 errichtet und nach Kriegsende restauriert. Es steht heute noch am ursprünglichen Ort (Stalingradsckaja bitwa. Enciklopedija, S.432).
- <sup>58</sup> Kuporosnoje: Siedlung am Wolgaufer im Süden von Stalingrad. Der deutsche Vorstoss durch den Stadtteil Jelschanka zur Wolga bei Kuporosnoje am 13. September spaltete die 62. von der weiter südlich stationierten 64. Armee ab (Samsonov, Stalingradsckaja bitwa, S. 175-183).
- <sup>59</sup> Die Historikerin Tatjana Pawlowa schreibt, dass Tschujanow und seine Mitarbeiter bereits am Abend des 13. September die Stadt verliessen (Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 230).
- <sup>60</sup> Unklar. «Kombat» kann entweder für «Kampf» (vom französischen «combat») oder «Bataillonskommandeur» stehen.
- <sup>61</sup> Die Angabe stimmt nicht. Generalmajor Wassili P. Sokolow kommandierte die 45. Schützendivision (Stalingradsckaja bitwa. Enciklopedija, S. 355).
- <sup>62</sup> Lawrenti Pawlowitsch Berija (1899-1953), enger Mitarbeiter Stalins, ab 1938 Chef des Geheimdiensts NKWD und massgeblich für die Gewaltexzesse der dreissiger und vierziger Jahre verantwortlich. Mitglied des Staatlichen Verteidigungskomitees (1941-1945), Marschall der Sowjetunion (1945). Nach Stalins Tod der Spionage angeklagt und zum Tode verurteilt.
- <sup>63</sup> «Wir» bezieht sich auf Chefingenieur Matewosjan, Werksingenieur Gurjew und Bezirks-Parteisekretär Arkadi Iwanowitsch Tschepelew. Sie wurden gemeinsam von der Historikerkommission interviewt.
- <sup>64</sup> Im September 1812 beriet das russische Militär unter der Leitung von Michail Kutusow im Dörfchen Fili bei Moskau, ob man sich der Schlacht mit Napoleon stellen oder Moskau dem Feind preisgeben solle. Die Beratung ist in Tolstois *Krieg und Frieden* eingehend beschrieben. Mit den Worten, dass «mit dem Verlust Moskaus Russland noch nicht verloren» sei, entschied Kutusow, die Hauptstadt Napoleon zu überlassen. Im Hinblick auf Stalingrad argumentierte das sowjetische Regime umgekehrt.
- <sup>65</sup> Gemeint ist die «Gesellschaft zur Förderung der Verteidigung, des Flugwesens und der Chemie», paramilitärische Massenorganisation in der UdSSR, 1927-1948.
- <sup>66</sup> Das «Meeting der Sieger» fand auf dem Platz der Gefallenen Kämpfer statt. Zugewen waren Tausende Soldaten und Kommandeure der Roten Armee sowie Vertreter der Partei und der Stadtverwaltung.
- <sup>67</sup> Kotelnikowo: Ortschaft und Eisenbahnstation 190 Kilometer südwestlich von Stalingrad, seit dem 2. August 1942 in deutscher Hand. Von hier aus versuchte die Panzergruppe Hoth im Dezember 1942, den Stalingrader Kessel zu sprengen und die eingeschlossene 6. Armee zu befreien. Der Versuch wurde zurückgeschlagen; am 29. Dezember 1942 befreiten sowjetische Truppen die Ortschaft.
- <sup>68</sup> In den ersten Wochen nach der Befreiung der Stadt verhaftete der NKWD 502 «Verräter, Agenten und Helfershelfer» der Deutschen, darunter 46 Agenten, 45 der Spio-

nage Verdächtige, 68 Polizeimitarbeiter und 172 Personen, die als Hilfspwillige bei der Wehrmacht gearbeitet hatten (Stalingradskaja ėpopeja, S. 406f.). In den umgebenden Ortschaften wurden bis zum 1. Juli 1943 732 Verhaftungen vorgenommen. Pawlova glaubt, dass sehr viel mehr Kollaborateure von den sowjetischen Organen nicht belangt wurden (Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 412, 547).

<sup>69</sup> Divergierende Angaben bei Gerlach, Militärische «Versorgungszwänge», Besatzungspolitik und Massenverbrechen, S. 199, und Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 460.

<sup>70</sup> Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 291.

<sup>71</sup> Ebd., S. 460.

<sup>72</sup> Ebd., S. 461; Pravda und Izvestija vom 17.10.1942, mit Verweis auf deutsche Angriffe im Bereich des Barrikaden-Werks am 4.10.1942.

<sup>73</sup> Die deutschen Besatzer, so Speidel im Verhör weiter, versuchten auch, «um jeden Preis die Kosaken auf ihre Seite zu ziehen» (Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 307, 468). Während Stalingrad selbst grösstenteils von Russen bevölkert war, lebten in den Dörfern und auf den Gehöften in der Umgebung viele Kosaken. Vertreter des Ministeriums für die besetzten Ostgebiete versuchten in der Region die «Kosakenkarte» zu spielen – sie betonten die «Blutsnähe» der «kriegerischen» Kosaken zu den arischen Völkern, warben mit der Galionsfigur des im deutschen Exil lebenden Atamans Pjotr Krasnow (der im September 1918 den Angriff gegen das rote Zarizyn geleitet hatte) und stilisierten sich als Befreier der Kosaken vom bolschewistischen Joch. Diese Propaganda stiess im Sommer 1942 auf offene Ohren. Später wandelte sich das Bild, als das Kolchossystem entgegen früheren Versprechen nicht abgeschafft wurde und die Dorfbewohner Zeugen von Misshandlungen sowjetischer Kriegsgefangener wurden. Die Sowjetführung hatte vorbeugend zur Verhinderung einer möglichen Kollaboration zwischen Kosaken und Deutschen die wehrfähigen Männer aus den Kosakensiedlungen in der Wolga-Don-Gegend evakuieren lassen. Das war einer von wenigen Fällen der rechtzeitigen Evakuierung der Zivilbevölkerung (Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 321-331, 359; R. Krikunov, Kazaki.).

<sup>74</sup> Pavlova, ZasekreCennaja tragedija, S. 316-319, 363 f.

<sup>75</sup> Kommunisten konnten überleben, wenn sie sich bereit erklärten, andere Sowjetaktivisten zu denunzieren. Speidel starb vermutlich noch im Winter 1943 im Gefängnis von Beketowka (Pavlova, ZasekreCennaja tragedija, S. 314, 467, 469, 478 f.).

<sup>76</sup> Pavlova, ZasekreCennaja tragedija, S. 304 f.; Gert C. Lübbbers, Die 6. Armee und die Zivilbevölkerung von Stalingrad, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54, H. 1 (Januar 2006), S. 87-124 (S. 115).

<sup>77</sup> Gert Lübbbers widerspricht der von Christian Gerlach geäusserten These, dass der vom Generalquartiermeister des Heeres angeordnete Abtransport der Stalingrader Zivilbevölkerung deren massenhaften Hungertod beabsichtigte oder in Kauf nahm. Doch wirkt sein Versuch, die Politik der Militärverwaltung zu humanisieren, bemüht und anachronistisch. Im Gegenteil spricht aus den von

- Lübbers vorgelegten Quellen in erster Linie bürokratische Berechnung und Rechtfertigung. Pawlowa schildert im Detail und auf Grundlage russischer Archivquellen die menschenunwürdigen Bedingungen der Evakuierung (Gerlach, Militärische »Versorgungszwänge«, Besatzungspolitik und Massenverbrechen, S. 200–202; Lübbers, Die 6. Armee und die Zivilbevölkerung von Stalingrad, S. 110–119; Pavlova, Zasekrečennaja tragedija, S. 485–508).
- <sup>78</sup> Pavlova, Zasekrečennaja tragedija, S. 496 (G. Scheffer, Feldpost 45955).
- <sup>79</sup> Stalingradskaja epopeja, S. 394: Zahlen vom NKWD, wahrscheinlich aus den Verhören von Major Speidel und seinen Mitarbeitern gewonnen. Pawlowa jedoch schätzt die verbliebene Einwohnerzahl in der Stadt auf 30 000 (Pavlova, Zasekrečennaja tragedija, S. 527).
- <sup>80</sup> Pavlova, Zasekrečennaja tragedija, S. 347, 527, 530 f.
- <sup>81</sup> Ebd. S. 533; Stalingradskaja epopeja, S. 394.
- <sup>82</sup> Pavlova, Zasekrečennaja tragedija, S. 539.
- <sup>83</sup> Das 1940 mit bunkerdicken Mauern errichtete Getreidesilo am Südrand von Stalingrad, seinerzeit das höchste Gebäude in der Stadt, fiel nach heftigen Kämpfen am 22. September 1942 in die Hände der Deutschen und wurde erst am 25. Januar 1943 wieder zurückerobert. Es ist heute eines der wenigen erhaltenen Gebäude aus der Vorkriegszeit (Stalingradskaja bitva. Enciklopedija, S. 456).
- <sup>84</sup> Der Nagant ist ein vom belgischen Industriellen Henri-Léon Nagant für die russische Armee entwickelter Revolver, der bis Ende des Zweiten Weltkriegs in der Sowjetunion produziert wurde.
- <sup>85</sup> Der Platz des Neunten Januar, heute Leninplatz, befand sich im nördlichen Stadtzentrum von Stalingrad unweit des Wolgaufers und war während des gesamten Schlachtverlaufs heftig umkämpft. Das von General Rodimzew erwähnte L-förmige Haus grenzte an den Platz ebenso wie das bekannte Pawlowhaus (s. Interview Rodimzew, S. 350 f., 365 ff.; Stalingradskaja bitva, Enciklopedija, S. 305).
- <sup>86</sup> Ausführlich zu Kotluban: Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 37–58, 168–183.
- <sup>87</sup> Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 701; Cujkov, Srazenie veka, S. 247.
- <sup>88</sup> Ebd., S. 980.
- <sup>89</sup> Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 174. In seinen Memoiren kritisierte Rokossovski, der ab dem 30. September 1942 von Jerjomenko den Oberbefehl über die im Norden tätige Armeegruppe (nun »Don-Front« genannt) übernahm, die ideenlose Art, in der sein Vorgänger über zwölf Tage hinweg die Schützendivisionen in Frontalattacken in die Schlacht warf. Konstantin K. Rokossovskij, Velikaja pobeda na Volge, Moskau 1965, S. 157.
- <sup>90</sup> Georgi. K. Zukov, Vospominanija i razmyšlenija, 2 Bde., Moskau 2002. Bd. 2, S. 78.
- <sup>91</sup> Wegner, Der Krieg gegen die Sowjetunion, S. 981.
- <sup>92</sup> Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 44, 50 f., 55, 177.
- <sup>93</sup> Ebd., S. 322, 327–329.



- <sup>94</sup> Ebd., S. 359.
- <sup>95</sup> Kampfflieger Herbert Pabst, zitiert bei Wegner, *Der Krieg gegen die Sowjetunion*, S. 995.
- <sup>96</sup> Glantz, *Armageddon in Stalingrad*, S. 542.
- <sup>97</sup> Ebd., S. 542, 670.
- <sup>98</sup> Ebd., S. 636; siehe auch das Gespräch mit Divisionskommandeur Iwan Ljudnikow.
- <sup>99</sup> Führerbefehl vom 17. 11. 1942 betr. Fortführung der Eroberung Stalingrads durch die 6. Armee, zitiert bei Wegner, *Der Krieg gegen die Sowjetunion*, S. 997.
- <sup>100</sup> Dorf Laptjewo, 13. Mai 1943 (Fedossow, Laputina). Ebd., d. 5, l. 3–8 ob.
- <sup>101</sup> Dorf Laptjewo, 14. Mai 1943 (Fedossow, Laputina). Ebd., d. 5, l. 9–11 ob.
- <sup>102</sup> O. O., 11. Mai 1943. Ebd., d. 11, l. 5–10.
- <sup>103</sup> O. O., o. D. Ebd., l. 11–13.
- <sup>104</sup> O. O., o. D. Ebd., l. 1–4 ob.
- <sup>105</sup> Dorf Laptjewo, 14. Mai 1943. Das Gespräch führte P. M. Fedossow, es stenographierte M. P. Laputina. NA IRI RAN, f. 2, razd. I, d. 1. Pjotr Michailowitsch Fedossow (1897–1974), Major, war während des Großen Vaterländischen Krieges als Bataillonskommissar tätig. Ab Dezember 1941 Mitarbeiter der Historikerkommission.
- <sup>106</sup> Moskau, 30. April 1943 (Genkina, Rosljakowa). Ebd., d. 3, l. 13–18.
- <sup>107</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 29, l. 49–55 ob.
- <sup>108</sup> Moskau, 30. April 1943. Das Gespräch führte E. B. Genkina, es stenographierte O. A. Rosljakowa. NA IRI RAN, f. 2, razd. I, d. 14, l. 1–12.
- <sup>109</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 7, l. 20–25.
- <sup>110</sup> O. O., o. D. Ebd., l. 1–6.
- <sup>111</sup> Dorf Laptjewo, 14. Mai 1943 (Fedossow, Laputina). Ebd., d. 3, l. 8–12 ob.
- <sup>112</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 7, l. 13–19.
- <sup>113</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 11, l. 1–4.
- <sup>114</sup> O. O., o. D. Ebd., razd. I, op. 71, d. 10, l. 8–11.
- <sup>115</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 3, l. 1–7.
- <sup>116</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 7, l. 7–12.
- <sup>117</sup> O. O., o. D. Ebd., l. 5–10.
- <sup>118</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 14, l. 13–15 ob.
- <sup>119</sup> Dorf Laptjewo, 14. Mai 1943 (Fedossow, Laputina). Ebd., d. 2.
- <sup>120</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 6, l. 11–13.
- <sup>121</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 11, l. 16–17.
- <sup>122</sup> O. O., o. D. Ebd., d. 8.
- <sup>123</sup> Leonti Nikolajewitsch Gurtjew (1891–1943), Generalmajor (7. Dezember 1942), fiel am 3. August 1943 bei den Kämpfen um Orjol. Postum Held der Sowjetunion (1943).
- <sup>124</sup> Nina Kokorina beendete den Krieg in Berlin. Nach Kriegsende lebte sie in Swerdlowsk, wo sie den weiblichen Veteranenverband leitete. Sie verstarb im Januar 2010 (N. Krjukova, Čižik – medsestra iz soldatskij pesni, in: Tjumen-skie izvestija, 27. 1. 2010).

- <sup>125</sup> Die sowjetische Geheimpolizei wurde im Dezember 1917 als »Außerordentliche Allrussische Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution, Spekulation und Sabotage« (abgekürzt Tscheka) gegründet. 1922 wurde sie in OGPU (üblicherweise abgekürzt zu GPU, »Staatliche Politische Verwaltung«) umbenannt.
- <sup>126</sup> Mit Narkomat ist das Volkskommissariat gemeint.
- <sup>127</sup> Siehe Einleitung, S. 64 ff.
- <sup>128</sup> Richtig: Kumylga, Eisenbahnstation auf der Strecke Urjupinsk–Stalingrad.
- <sup>129</sup> Richtig: Samofalowka, ein Dorf in der Nähe der Ortschaft Kotluban.
- <sup>130</sup> Von diesen Höhen aus wurde auch Zarizyn im Sommer und Herbst 1918 verteidigt.
- <sup>131</sup> Arnold Meri (1919–2009), Oberst, war ein estnischer Soldat, der sich nach dem sowjetischen Einmarsch nach Estland im Juni 1940 als Freiwilliger zur Roten Armee meldete. Im Juli 1941 wurde er bei der Verteidigung von Pskow verwundet und als Held der Sowjetunion ausgezeichnet. Er beendete den Krieg im Range eines Obersten. 1945–1949 war er Vorsitzender des ZK des Komsomol in der Estnischen SSR. 2003 erhob die estnische Staatsanwaltschaft Anklage gegen Meri wegen Genozids. Sie warf ihm vor, nach Kriegsende 251 estnische Zivilisten nach Sibirien deportiert zu haben. Meri bestritt die Vorwürfe. Der russische Staatspräsident Dmitri Medwedew verlieh ihm 2009 postum die »Ehrenmedaille«.
- <sup>132</sup> Vermutlich der Partisanenführer Ilja Nikolajewitsch Kusin (1919–1960), der im Herbst und Winter 1941 mehrere Monate lang hinter den deutschen Linien kämpfte und ca. 150 Sprengungen durchführte. Am 16. Februar 1942 als Held der Sowjetunion ausgezeichnet.
- <sup>133</sup> Soja Anatoljewna Kosmodemjanskaja (1923–1941) war eine Komsomolzin aus dem Gebiet Tambow, die sich im Herbst 1941 in Moskau zum Partisanenkampf meldete. Ihre Aufgabe bestand darin, deutsche Unterkünfte hinter der Frontlinie in Brand zu stecken. Beim zweiten Einsatz wurde Kosmodemjanskaja von einer russischen Wache entdeckt und den Deutschen übergeben. Sie wurde gefoltert und dann öffentlich gehenkt. Das Dorf Petrischtschewo, in dem sie starb, wurde am 22. Januar 1942 befreit. Der Journalist Pjotr Lidow veröffentlichte wenige Tage später in der *Prawda* eine Reportage, die die Geschichte der Partisanin weithin bekanntmachte. Kosmodemjanskaja wurde am 16. Februar 1942 postum als Held der Sowjetunion ausgezeichnet. Vgl. Daniela Rathe: Soja – eine »sowjetische Jeanne d’Arc«? Zur Typologie einer Kriegsheldin, in: Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR, hg. v. Silke Satjukow u. Rainer Gries. Berlin 2002, S. 45–49.
- <sup>134</sup> Schweigefeuhr bezeichnet in der sowjetischen Militärtaktik den koordinierten Einsatz von Maschinengewehren oder Kanonen, die bei einem gegnerischen Angriff aus versteckten Positionen und aus sehr kurzer Distanz operieren. Bol’saja sovetskaja ěnciklopedija, 2. Ausgabe, Bd. 21, Moskau 1953, S. 11.
- <sup>135</sup> Kossychs Taten sind beschrieben im Erzählband: Sibirjaki na zaščite Stalingrada. Novosibirsk 1943.
- <sup>136</sup> Am 18. September 1942 schrieb Kommissar Petrakow seiner kleinen Tochter

einen Brief: «Meine schwarzäugige Mila! Mit diesem Brief schicke ich Dir eine Kornblume ... Stell Dir vor; hier tobt der Kampf, ringsum explodieren feindliche Geschosse, alles ist zerstört, und doch wächst hier eine Blume ... Und dann die nächste Explosion, und es hat die Kornblume zerrissen. Ich habe die Blüte aufgehoben und in meine Hemdtasche gelegt. Die Blume wuchs und wollte zur Sonne, doch die Wucht der Explosion hat sie zerstört, und wenn ich sie nicht aufgelesen hätte, hätte man sie zertreten. Genauso gehen die Faschisten mit den Kindern in den besetzten Dörfern um, sie töten und zertreten die Kinder ... Mila! Dein Papa Dima wird bis zum letzten Blutstropfen gegen die Faschisten kämpfen, bis zum letzten Atemzug, damit die Faschisten mit Dir nicht so umgehen wie mit dieser Blume. Was Du nicht verstehst, wird Dir Mama erklären.» Der Brief wurde 1957 erstmals veröffentlicht (Rabotnica, 1957, H. 2). 1975 wurde im Rajon Gorodischtsche westlich von Wolgograd die Gedenkstätte «Soldatenfeld» eingeweiht. Auf dem von Massengräbern gesäumten Feld steht die Bronzestatue eines Mädchens, das eine Kornblume in den Händen hält. Zu ihren Füßen befindet sich ein dreieckiger Stein in der Form der zu Dreiecken gefalteten Feldpostbriefe der Roten Armee. Auf ihm sind die Worte des Briefes von Kommissar Petrakow an seine Tochter eingemeißelt (Stalingradskaja bitva, Énciklopedija, S. 355).

- <sup>137</sup> Georgi Maximilianowitsch Malenkow (1901-1988), sowjetischer Politiker und Staatsmann. Adelliger Herkunft; trat 1919 in die Rote Armee ein und 1920 in die Kommunistische Partei. Aufstieg als Parteifunktionär; 1939-1957 Mitglied des ZK der Kommunistischen Partei, 1941-1946 Politbüro-Kandidat, 1946-1957 Vollmitglied. Von 1939 bis 1946 Leiter der Kaderabteilung des ZK. 1941-1945 Mitglied des Staatlichen Verteidigungskomitees; in dieser Funktion reiste Malenkow im August 1942 nach Stalingrad, um die Verteidigung der Stadt zu inspizieren.
- <sup>138</sup> Kirill Semjonowitsch Moskalenko (1902-1985), sowjetischer Heerführer, Marschall der Sowjetunion (1955). Ab Juli 1942 Kommandeur der 1. Panzerarmee, die im Juli und August 1942 westlich von Stalingrad kämpfte. Im August 1942 zum Kommandeur der 1. Gardearmee ernannt.
- <sup>139</sup> Boris Petrowitsch Schonin (1918-1942), Leutnant, Gehilfe des Stabschefs des 339. Schützenregiments der 308. Schützendivision. Träger des Rotstern- und des Lenin-Ordens. Schonins Taten wurden von dem hier interviewten Hauptmann Ingor (347. Schützenregiment) dokumentiert: M. Ingor, Sibirjaki – Stalingradcy. Moskau 1950, S. 22-26.
- <sup>140</sup> Wassili Anufri je witsch Schigalin (1910-1942), Oberleutnant, Gehilfe des Regiments-Stabschefs. Fiel am 27. Oktober 1942 in Stalingrad (Angaben nach OBD Memorial, der vom Russischen Verteidigungsministerium erstellten Datenbank zu den im «Grossen Vaterländischen Krieg» gefallenen und vermissten sowjetischen Soldaten. Die Datenbank wird fortwährend aktualisiert. <http://www.obd-memorial.ru>).
- <sup>141</sup> Semjon Grigorjewitsch Fugenfirow (1917-1942), technischer Intendant 2. Rangs, Gehilfe des Regiments-Stabschefs. Erlag am 29. Oktober 1942 in Stalingrad seinen Verwundungen (Angaben nach OBD Memorial).

- <sup>142</sup> Die Rede ist wohl vom offenen Brief der Soldaten der Stalingrader Front »an den Genossen Stalin«, der am 6. 11. 1942 in sowjetischen Zeitungen erschien. Siehe S. 39.
- <sup>143</sup> Wahrscheinlich Rotarmist Prochor Wassiljewitsch Kajukow (1914–1942), der nach Angaben von OBD Memorial im Oktober 1942 in Stalingrad fiel.
- <sup>144</sup> Hauptmann Ingor schreibt, dass Soja Rokowanowa vor dem Krieg auch an der Schule Russische Literatur lehrte. Unter dem Motto »Das Herrliche ist das Leben!« veranstaltete sie an der Front Lesungen, bei denen sie den Soldaten aus dem Leben des revolutionären Schriftstellers Nikolai Tschernyschewski (1828–1889) erzählte, von dem das Motto stammte. Rokowanowa ließ Bücher aus dem sibirischen Omsk kommen, um sich auf die Gespräche vorzubereiten. Nach den Lesungen wurden kurze schriftliche Zusammenfassungen unter den Soldaten verteilt (M. Ingor, *Sibirjaki – gurt'evcy – gvardejcy*, Omsk 194?, S. 44–46. Das angegebene Erscheinungsdatum »1941« ist ein Druckfehler).
- <sup>145</sup> Der »Aufruf der Teilnehmer der Verteidigung von Zarizyn an die Verteidiger von Stalingrad« wurde u. a. in der Armeezeitung *Für unseren Sieg* veröffentlicht (*Za nasu pobedu*, 2. Oktober 1942).
- <sup>146</sup> Das Buch erschien 1943 unter diesem Titel (*Sibirjaki na zaščite Stalingrada*, OGIZ 1943). Es enthielt die folgenden Erzählungen: A. Svirin, *Sibirjaki v bojach za Stalingrad*; V. Grossman, *Napravlenie glavnogo udara*; V. Belov, *Bogatyri Sibiri*; M. Ingor, *Lejtenant Boris Sonin*; M. Ingor, *Artillerist Vasilij Boltenko*; V. Belov, *Igor' Mirochin*; V. Belov, *Vasilij Kalinin*; V. Belov, *Nikolaj Kosych*. In dem Buch gibt es Fotografien von L. N. Gurtjew, A. M. Swirin, A. S. Tschamow, W. G. Belugin, Alexander (Schura) Deschurow, I. M. Brysin, Pawlow, Je. Dudnikow, B. Schonin, W. Boltenko, W. Andrejew, A. S. Smirnow, N. Kosych, J. W. Maxin.
- <sup>147</sup> *Krasnaja zvezda*, 25. 11. 1942, S. 3. Grossman führte die Gespräche mit den Soldaten der 308. Schützendivision vor dem 19. November 1942 durch. In späteren Editionen schrieb Grossman den Essay so um, dass er die sowjetische Gegenoffensive und den Sieg ahnen ließ (Grossman, *Gody vojny*, S. 49–61).
- <sup>148</sup> Grossman, *Gody vojny*, S. 365.
- <sup>149</sup> Die Gespräche wurden in der Regel auf den Schiffen der Wolga-Flottille durchgeführt. Diese war nach der Schlacht von Stalingrad weit verstreut. Die Historiker reisten für die Interviews u. a. nach Kuibyschew (heute Samara), Saratow, Sarepta bei Stalingrad und Tschorny Jar (bei Astrachan).
- <sup>150</sup> Die Auffrischung erfolgte nach den verlustreichen Kämpfen in der östlichen Ukraine im Sommer 1942, wobei die Division 80 % ihres Kampfbestands eingebüßt hatte. Isaak Kobylanskiy, *Memories of War*, Part 2, in: *Journal of Slavic Military Studies*, vol. 16, no. 4 (December 2003), S. 147–156.
- <sup>151</sup> Latoschinka ist heute eine an den nördlichen Stadtrand von Wolgograd grenzende Siedlung. Zu Kriegszeiten wurde das Dorf vielfach »Lataschanka« genannt. Die Schreibweise ist hier vereinheitlicht worden.
- <sup>152</sup> *Stalingrad 1942–1943. Stalingradskaja bitva v dokumentach*, Moskau 1995, S. 192.

- 153 Central'nyj archiv Ministerstva Oborony Rossijskoj Federacii, f. 1247. op.1. d.10. l. 105.
- 154 Samsonov, Stalingradskaja bitva, S. 240.
- 155 Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 522.
- 156 Offensichtlich wurde das Manöver um 24 Stunden verschoben, siehe auch Interview Olejnik.
- 157 Die hier zitierten sowjetischen Generalstäbe und deutschen Wehrmachtsberichte finden sich in: Stalingradskaja bitva. Chronika, fakty, ljudi, 1. Buch, Moskau 2002, S. 827–842.
- 158 Stalingrad 1942–1943, S. 187f. Das Dokument trägt die Unterschriften von Jerjomenko, Chruschtschow und Warennikow.
- 159 Stalingradskaja bitva. Chronika, fakty, ljudi, 1. Buch, S. 842.
- 160 Wolfgang Werthen, Geschichte der 16. Panzer-Division, 1939–1945, Bad Nauheim 1958, S. 106–108, 110; Clemens Bodewils, Don und Wolga, München 1952, S. 110–112, 117f. Beevor übernimmt diese Darstellung unkritisch (Beevor, Stalingrad, S. 139).
- 161 Werthen, Geschichte der 16. Panzer-Division, S. 116; Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 521–524.
- 162 Stalingrad 1942–1943, S. 183f., 187; siehe auch Interview Saginailo.
- 163 Stalingrad 1942–1943, S. 192.
- 164 A. I. Eremenko, Stalingrad: zapiski komandujuščego frontom, Moskau 1961, S. 248. Eine jüngere russische Publikation benennt die Verluste der Landungsoperation, schreibt aber zugleich, dass das sowjetische Bataillon »10 bis 15 Feindpanzer und bis zu einem Infanteriebataillon des Gegners« vernichtet habe. Darüber hinaus habe die Aktion erfolgreich die sowjetischen Vorbereitungen zur Operation »Uran« vertuscht (Stalingradskaja bitva, S. 224f.). Das war freilich nicht das erklärte Ziel des Landungsmanövers.
- 165 Isaak Kobyljanskij, Prjamoj navodkoj po vragu, Moskau 2005, Kapitel 5.
- 166 Pavlova, Zasekrecennaja tragedija, S. 370f. Die Berichte der im November 1942 gegründeten Außerordentlichen Staatlichen Kommission bildeten die Grundlage für die sowjetische Anklage im Nürnberger Prozess.
- 167 Tschorny Jar, Gebiet Stalingrad, 27. 7. 1943. Das Gespräch führte der Historiker Wassili A. Diwin. Ebd., d. 12.
- 168 Reede Tatjanka [b. Stalingrad], 17. 7. 1943. Das Gespräch führte der Historiker Wassili A. Diwin. Stenographin war Je. S. Dassajewa. Ebd., d. 32.
- 169 O. O., 15. Juli 1943. Das Gespräch führte der Historiker Oberleutnant Filipp St. Krinizyn. NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 80, d. 28.
- 170 Reede Tatjanka [b. Stalingrad], 18. 7. 1943. Das Gespräch führte der Historiker Hauptmann Nikolai P. Masunin. Stenographin: Je. S. Dassajewa. Ebd., d. 80.
- 171 O. O., o.D. Ebd., d. 16, l. 1–3 ob.
- 172 Tschorny Jar, Gebiet Stalingrad, 24. Juli 1943. Das Gespräch führte Diwin. Stenograph: Matrose der Roten Flotte W. Schinder. Ebd., d. 8.
- 173 Kanonenboot »Tschapajew«, 23. Juli 1943. Das Gespräch führte Hauptmann Masunin. Ebd., d. 3, l. 15–18.

## 576 Anhang

- <sup>174</sup> Panzerboot 11, 28. Juli 1943. Das Gespräch führte Hauptmann Masunin. Ebd., d. 7,1. 5-8 ob.
- <sup>175</sup> Michail Iwanowitsch Fjodorow, Kapitän 1. Ranges, Konteradmiral (1942), ab März 1942 – Febr. 1943 Chef eines Flottillenstabes.
- <sup>176</sup> Iwan Michailowitsch Afonin (1904-1979), sowjetischer Heerführer, Generalleutnant, Held der Sowjetunion (1945). Ab August 1942 Kommando über die 300. Schützendivision, welche im Gebiet Kamyschina einen Abschnitt der Wolga verteidigte.
- <sup>177</sup> Gemeint ist die Nordgruppe der WKF.
- <sup>178</sup> Sergei Fjodorowitsch Gorochow (1901-1974), Oberst, ab Dez. 1942 Generalmajor, Kommandeur der 124. selbständigen Schützenbrigade und der sogenannten Nordgruppen der 62. Armee (gegründet August 1942).
- <sup>179</sup> S. S. 581, Anmerkung 40.
- <sup>180</sup> Heute befindet sich das Dorf auf dem Gebiet des Wolga-Frachthafens.
- <sup>181</sup> Sredne-Pogromnoje ist ein Dorf auf der linken Uferseite der Achtuba.
- <sup>182</sup> Wassili Michailowitsch Saginailo (1920-1944), Träger des Roten Sterns, erhielt den Orden für die Verteidigung von Kiew und Stalingrad.
- <sup>183</sup> Stepan Petrowitsch Lyssenko (1904-1942), Träger des Roten Sterns, während der Kämpfe um Stalingrad Kommandeur der 1. Panzerbootdivision der WKF der 1. Brigade der Flusskampfschiffe.
- <sup>184</sup> An anderer Stelle des Gesprächs äussert sich Saginailo folgendermassen über ihn: «Fjodorow ist ein erstaunlich ruhiger Kommandeur, er schreit nicht, ist nicht nervös, sondern erklärt den Auftrag im Guten.»
- <sup>185</sup> Oleinik verwechselt möglicherweise Kasachen und Baschkiren. Die Division wurde vor dem Landungsmanöver in Baschkirien aufgefrischt, vermutlich mit einheimischen Rekruten.
- <sup>186</sup> Gemeint ist ein Panzerboot mit einem oder zwei Geschützen.
- <sup>187</sup> Wahrscheinlich Lasar Issaakowitsch Moros (f 1942), Oberleutnant, Okt. – Dez. 1942 Kommandeur der 1. Gruppe. S. dazu: Voennye morjaki na zaScite Volgi, 1942.
- <sup>188</sup> Richtig: Nikolai Nikitisch Schurawkow (1916-1998), Konteradmiral, Politruk, von Sept. bis Okt. 1942 Kriegskommissar.
- <sup>189</sup> Gemeint ist Iwan M. Afonin.
- <sup>190</sup> Boris Issaakowitsch Zeitlin (1919-?), Garde-Oberleutnant, von Juni bis Okt. 1942 Panzerbootkommandant in der 1. Brigade der Flussboote in Stalingrad. Danach Kommandeur einer Abteilung Panzerboote dort.
- <sup>191</sup> A. I. Zibulski, Konteradmiral (1965).
- <sup>192</sup> Anton Grigorjewitsch Lemeschko, Garde-Oberleutnant, Oberpolitruk, Sept. – Okt. 1942 Kommissar der Nordgruppen der WKF.
- <sup>193</sup> Wahrscheinlich Iwan Michailowitsch Pjoryschkin.
- <sup>194</sup> Die Brigade kämpfte seit September 1942 bei Stalingrad, zunächst als Teil der 64. Armee, später in der 62., 57. und 51. Armee, bevor sie im Januar 1943 wieder in die 64. Armee eingegliedert wurde (s. Interview Burmakow; Stalingradskaja bitwa. Ėnciklopedija, S. 401).
- <sup>195</sup> Friedrich Roske (1897-1956), zuvor Regimentskommandeur in der 71. Infan-

- terie-Division, war nach dem Tod von Divisionskommandeur General Alexander von Hartmann am 26. Januar 1943 zu dessen Nachfolger ernannt worden. Hartmann hatte den »Heldentod« gesucht und erlitt an der Hauptkampflinie stehend einen Kopfschuss (Kehrig, Stalingrad, S. 533; Torsten Diedrich, Paulus: Das Trauma von Stalingrad, Paderborn 2008, S. 289).
- <sup>196</sup> Akte Dobberkau (S. 2), in: RMA Hirst Collection, Hoover Institution Archives (Stanford University), Box 10.
- <sup>197</sup> Diedrich, Paulus, S. 285.
- <sup>198</sup> Ebd., S. 289–291.
- <sup>199</sup> Kehrig, Stalingrad, S. 542 f.
- <sup>200</sup> Im Jahr 1860 kamen 65 % der Offiziere der preußischen Armee aus dem Adelsstand; bis 1913 ging der Anteil adeliger Offiziere in der kaiserlichen Armee auf 30 % zurück, 1918 betrug er noch 21,7 %. In der auf 100 000 Mann begrenzten Reichswehr stieg der Prozentsatz wieder an, so dass im Jahr 1932 52 % der Generale Aristokraten waren. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung war der Anteil wieder rückläufig. 1944 waren 19 % aller Generale adeliger Herkunft, Bartov, Hitler's Army, S. 43.
- <sup>201</sup> Die Szene in Beketowka wurde auf Film festgehalten und ist im Dokumentarfilm »Stalingrad« (Leonid Warlamow, 1943) zu sehen. Der Sprecher tituliert den deutschen Oberbefehlshaber korrekt als »Friedrich Paulus«. Noch in seinen 1972 veröffentlichten Memoiren verwendete Leonid Winokur wiederholt die Titulierung »von Paulus«. Gvardii polkovnik L. Vinokur, Plenienie fel'dmaršala Pauljusa, in: Raduga: organ Pravlenja Sojuza pisatelej Ukrainy 1972, Nr. 2, S. 145–148.
- <sup>202</sup> Armeegeneral Schumilow entstammte einer armen Bauernfamilie ebenso wie Hauptmann Lukjan Morosow und Hauptmann Iwan Bucharow, die beide ebenfalls im Kaufhauskeller mit General Schmidt und Oberst Roske verhandelten (s. Interviews Schumilow, Morosow, Bucharow).
- <sup>203</sup> Fritz Roske, Stalingrad [1956] (Ms.), aus dem Privatarchiv von Bodo Roske, Krefeld. Verkürzte Darstellung in: Die 71. Infanterie-Division im Zweiten Weltkrieg 1939–1945, hg. von der Arbeitsgemeinschaft »Das Kleeblatt«, Hildesheim 1973, S. 299–300.
- <sup>204</sup> Zitiert nach der Fernsehdokumentation »Stalingrad – Eine Trilogie« (2002); im Interview berichtete der Kommandant von Stalingrad Major Demtschenko, dass noch am 11. März 1943 eine Gruppe Deutscher in einem Unterstand aufgegriffen wurde (Quelle auf S. 567, Anmerkung 41).
- <sup>205</sup> Zur Rolle der mit den Deutschen verbündeten europäischen Freiwilligenverbände vgl. Hans Werner Neulen, An deutscher Seite. Internationale Freiwillige von Wehrmacht und Waffen-SS, München 1985; lückenhafter: Müller, An der Seite der Wehrmacht.
- <sup>206</sup> Die stenographischen Protokolle der Gespräche mit 14 Angehörigen der 38. Schützenbrigade (Burmakow, Winokur, Egorow, Soldatow, Bucharow, Morosow, Gurow, Karpow, Duka, Timofejew, Garin, Burin, Parchomenko, Simin) befinden sich in einem Ordner, auf dessen Umschlag der 28. Februar 1943 als Interviewdatum angegeben ist, doch kann Esfir Genkina die vielen

## 578 Anhang

- Gespräche unmöglich an einem einzigen Tag geführt haben (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14).
- <sup>209</sup> «Das Gespräch führt der wissenschaftliche Mitarbeiter der Kommission Hauptmann [P. L.] Belezki, es stenographiert O. A. Rosljakowa.» NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 15, 1. 1-11.
- <sup>210</sup> «Das Gespräch führt die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission zur Geschichte des Vaterländischen Krieges, E. B. Genkina, es stenographiert O. A. Rosljakowa.» Ebd., 1. 12-23.
- <sup>209</sup> «Das Gespräch führt der wissenschaftliche Mitarbeiter der Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges Hauptmann P. I. Belezki. Es stenographiert O. A. Rosljakowa.» Ebd., 1. 37-46.
- <sup>210</sup> Schumilow wurde ebenso wie Generalmajor Abramow und Oberst Smoljanow (s. folgende Anmerkungen) zweimal interviewt. Das erste Gespräch mit ihm fand am 4. Januar 1943 in «Stalingrad-Sarepta» statt. (Sarepta ist ein Städtchen an der Wolga in der Nähe von Beketowka.) Das Gespräch führte Belkin; die nicht genannte Stenographin war vermutlich A. Schamschina (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 11, 1.1-5). Die hier zitierten Auszüge sind aus dem zweiten undatierten Gespräch, das nach dem Ende der Schlacht mit dem Kommandeur der 64. Armee geführt wurde (ebd., 1. 6-21, ohne Nennung des Interviewpartners oder der Stenographin). Es wurde vermutlich am 12. Mai 1943 – zeitgleich mit dem Gespräch mit Armee-Stabschef Konstantin Abramow – durchgeführt; s. folgende Anmerkung.
- <sup>211</sup> Das erste Gespräch fand am 3. Januar 1943 in Sarepta statt. Das Gespräch führte Belkin, es stenographierte Schamschina. Beide sind auch im Gespräch vom 12. Mai 1943 aufgeführt (ebd., 1. 22-25 ob., 1. 26-31 ob.).
- <sup>212</sup> Das erste Gespräch fand am 3. Januar 1943 gemeinsam mit Belkin und Schamschina in «Stalingrad-Sarepta» statt (ebd., 1. 32-38, 1. 39-56).
- <sup>213</sup> Ebd., 1. 63-71.
- <sup>214</sup> Gemeint ist die am 10. Januar 1943 begonnene Operation «Ring».
- <sup>215</sup> In seinen 1972 veröffentlichten Memoiren beschreibt Winokur seine Ankunft am Kaufhaus getreu den hier geschilderten Tatsachen, doch verleiht er der Begegnung mit den Hunderten von bewaffneten deutschen Soldaten im Innenhof des Kaufhauses eine gänzlich andere Note: «Die Deutschen drängten sich in einer Ecke zusammen und sprachen miteinander. Man konnte nur einzelne Wortfetzen verstehen: ‚Kamrad, Kamrad, Hitler kaput! Paulus dort – kaput, kaput ...‘ Unsere Offiziere und Soldaten hielten sich kühn, mutig, würdevoll. Es schien, als wäre die Gefangennahme von faschistischen Generälen für sie eine ganz alltägliche Sache.» (Plenienie fel'dmarSala Pauljusa, S. 145-148; hier: S. 146). Das dem Schlachtgeschehen zeitlich nahe Interview vermittelt, wie bedroht sich Winokur, umringt von den vielen bewaffneten Deutschen, fühlte. Die Memoiren blenden dieses Gefühl aus und vermitteln ein anachronistisches Bild von den Deutschen. Sie suggerieren, dass die Deutschen im Bewusstsein ihrer Niederlage sich dem überlegenen sowjetischen Gegner einzuschmeicheln versuchten.
- <sup>216</sup> Paulus war in einem anderen Raum. Gurow verwechselte Roske, der auf deutscher



- Seite die Verhandlungen führte, mit dem Feldmarschall. Das lässt auch seine Beschreibung erkennen: «Roske ist gross, hager, Paulus wirkt kompakter und kleiner.»
- <sup>217</sup> Schreibfehler: Es muss 36. Schützendivision heissen.
- <sup>218</sup> Sowjetische Limousine vom Typ M-1, die umgangssprachlich mit «M-Typ» oder «Emka» bezeichnet wurde.
- <sup>219</sup> Georg Duwe, Berlin in fremder Hand. Schicksalsstunden der preussischen Haupt- und Residenzstadt vom 30jährigen Krieg bis zu den Freiheitskriegen, Osnabrück 1991.
- <sup>220</sup> Vermutlich war Schumilow gefragt worden, ob er Paulus gefragt habe, warum dieser keinen Selbstmord begangen habe.
- <sup>221</sup> Die Rede ist vermutlich von Major Demtschenko, dem Stadtkommandanten von Stalingrad. Siehe S. 119 ff.
- <sup>222</sup> Die räumliche und moralische «Neue Ordnung» Europas und der Welt war das erklärte Ziel des Dreimächtepakts, eines von Deutschland, Italien und Japan im September 1940 in Berlin unterzeichneten Abkommens. Mark Mazower, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Berlin 2000, S. 207-227.
- <sup>223</sup> Rossijskaja gazeta, 9.5.2012.

### Neun Erzählungen vom Krieg

- <sup>1</sup> VI. Cujkov, Legendarnaja Sest'desjat vtoraja, Moskau 1958; ders., Načalo puti. (Literaturnaja red. I. G. Paderina), Moskau 1959; ders., Vystojav, my pobedili. Zapiski komandarma 62-j, Moskau 1960; ders., 180 dnej v ogne srazenii. Iz zapisok komandarma 62-j, Moskau 1962; ders., Besprimernyj podvig. O geroizme sovetskich vojnov v bitve na Volge, Moskau 1965; ders., Srazenie veka, Moskau 1975; ders. (Hg.), Stalingrad – uroki istorii: vospominanija ucastnikov bitvy, Moskau 1976.
- <sup>2</sup> Im Februar oder März 1943 wurde ein weiteres Interview mit Tschuikow durchgeführt, das hier auszugsweise abgedruckt ist.
- <sup>3</sup> Cujkov, Srazenie veka, S. 108 f.
- <sup>4</sup> Walter Kerr, The Russian Army: Its Men, Its Leaders and Its Battles, New York 1944, S. 144; Alexander Werth, The Year of Stalingrad, London 1947, S. 456.
- <sup>5</sup> Richard Woff, «Vasily Ivanovich Chuikov», in Harold Shukman, Stalin's Generals, London 1993, S. 67-74.
- <sup>6</sup> Grossman, Leben und Schicksal, S. 801.
- <sup>7</sup> Stalingradsckaja epopeja, S. 390; s. auch Cujkov, Srazenie veka, S.257f.
- <sup>8</sup> Serebrjanyje Prudy, im Gebiet Moskau, ist der Geburtsort Tschuikows. Im Ort erinnern eine Büste (Bildhauer: Jewgeni Wutschetitsch) und ein weiteres Denkmal (Bildhauer: Alexander Tschuikow, Wassili Tschuikows Sohn) an ihn. Ausserdem entstand ein Tschuikow-Museum.
- <sup>9</sup> Rumänien erklärte Deutschland am 15. August 1916 den Krieg.
- <sup>10</sup> Die Partei der linken Sozialrevolutionäre existierte zwischen 1917 und 1923 und hatte sich als oppositioneller Kreis in der Partei der Sozialrevolutionäre herausgebildet.

herausgebildet. Ihre Mitglieder waren für Russlands Ausstieg aus dem Ersten Weltkrieg, für die Übergabe des Bodens an die Bauern und die Beendigung der Zusammenarbeit mit der Provisorischen Regierung. Im November 1917 traten die linken Sozialrevolutionäre der Sowjetregierung bei, seit Sommer 1918 standen sie jedoch in erbitterter Gegnerschaft zur kommunistischen Führung und wurden von dieser unterdrückt.

- <sup>11</sup> Mit Bleistift sind an den Rand die Namen Ilja und Iwan geschrieben.
- <sup>12</sup> Da im Winter nicht auf den Feldern gearbeitet wurde, suchten sich die Bauern in dieser Zeit für gewöhnlich Arbeit in den Städten.
- <sup>13</sup> Das Dekret, von Lenin unterschrieben, wurde am 15. Januar 1918 veröffentlicht.
- <sup>14</sup> Der Dorfsowjet war das unterste Glied des sowjetischen Systems, an dessen oberem Ende der Rat der Volksdeputierten stand.
- <sup>15</sup> Lefortowo: Stadtteil im Osten Moskaus, Standort von Kasernen und Militärakademien.
- <sup>16</sup> Die bewaffnete Aktion von Mitgliedern der linken Sozialrevolutionäre im Juli 1918 begann mit der Ermordung des deutschen Botschafters in Moskau Wilhelm Graf von Mirbach-Harff am 6. Juli 1918.
- <sup>17</sup> Die Alexejewski-Militärschule (Infanterieschule) wurde 1864 gegründet und befand sich in den Roten Kasernen in Lefortowo.
- <sup>18</sup> Die Wjarka ist ein Fluss, der in den westlichen Vorbergen des Urals entspringt. Er mündet in die Kama, den größten Nebenfluss der Wolga im europäischen Teil Russlands.
- <sup>19</sup> Offensichtlich reagiert Tschuikow auf eine aus dem Protokoll gelöschte Zwischenfrage des interviewenden Historikers.
- <sup>20</sup> Aufgrund eines Tintenflekes nicht lesbar. In der offiziellen Biographie wird gesagt, dass Tschuikow nach seiner Rückkehr aus China ab September 1929 Chef einer Stabsabteilung der Besonderen Rotbanner-Fernostarmee unter Wassili Blücher war.
- <sup>21</sup> KUKS – Weiterbildungskurse des Truppenkommandos der Roten Armee («Wystrel»).
- <sup>22</sup> Chiang Kai-shek (1887–1975), chinesischer Militär und Politiker, Führer der chinesischen Nationalpartei Kuomintang, die seit 1927 über das chinesische Festland herrschte. Nach dem japanischen Einfall in China 1937 paktierte Chiang Kai-shek vorübergehend mit der chinesischen Kommunistischen Partei und der Sowjetunion.
- <sup>23</sup> Zu Gordow siehe S. 81 f.
- <sup>24</sup> Die Siedlung Kotelnikowo liegt 190 km südwestlich von Wolgograd.
- <sup>25</sup> Zimljanskaja: Ortschaft im heutigen Wolgograder Gebiet.
- <sup>26</sup> Höhe 102,0 = Mamajew-Hügel.
- <sup>27</sup> Kuporosnaja war ein Vorort im Süden Stalingrads, der nach Kämpfen am 15. September 1942 von deutschen Truppen besetzt wurde. Dadurch wurde die Verbindung der 62. zur 64. Armee unterbrochen.
- <sup>28</sup> Orlowka und Rynok waren Ortschaften nördlich von Stalingrad und gehörten zur äußeren Verteidigungslinie der Stadt.

- <sup>29</sup> Gumrak: Ortschaft nordwestlich von Stalingrad.
- <sup>30</sup> Richtig: Jelschanka.
- <sup>31</sup> Vom Stalingrader Getreidespeicher aus kontrollierte man den Ausgangspunkt der Stalingrader Ringbahn in südlicher Richtung nach Beketowka, Sarepta und Krasnoarmejsk. Die herausragende Höhe des Gebäudes erlaubte die Beobachtung der näheren Umgebung einschließlich des Flussübergangs zur Insel Golodny.
- <sup>32</sup> Divisionsartillerie – ab 1939 existierte in den Divisionen eine gesonderte Panzerabwehrabteilung bestehend aus drei Batterien mit jeweils sechs Geschützen. PTP-Regimenter – aller Wahrscheinlichkeit nach sind Panzerabwehrregimenter gemeint, die ab 1940 in der Roten Armee aufgestellt wurden.
- <sup>33</sup> Michail Naumowitsch Kritschman (1908–1969), Juni 1942–April 1943 Kommandeur der 6. Gardepanzerbrigade.
- <sup>34</sup> Kusma Akimowitsch Gurow (1901–1943), Generalleutnant, Mitglied des Militärrats der Stalingrader- und der Südfront.
- <sup>35</sup> Nikolai Iwanowitsch Krylow (1903–1972), Marschall der Sowjetunion, zweifacher Held der Sowjetunion (1944). Im August 1942 wurde Krylow als Stabschef der 1. Gardearmee eingesetzt. Bereits wenige Tage später erhielt er den Befehl, in Stalingrad den Posten des Stabschefs der 62. Armee zu übernehmen. Bis zur Ankunft des neuen Armeebefehlshabers Tschuikow übernahm er für mehr als einen Monat das Kommando über die Armee. Nach dem Krieg veröffentlichte Krylow seine Memoiren unter dem Titel: Stalingradskij rubež, Moskau 1969, dt.: Stalingrad. Die entscheidende Schlacht des Zweiten Weltkriegs, Köln 1981.
- <sup>36</sup> Nikolai Mitrofanowitsch Poscharski (Poscharnow) (1899–1945), Generalleutnant der Artillerie, Held der Sowjetunion, ab September 1942 Artilleriekommandeur der 62. (später 8. Garde-)Armee.
- <sup>37</sup> Die 13. Gardeschützendivision erreichte Stalingrad am 14.–15. September 1942, im schwierigsten Augenblick der ersten Verteidigungskämpfe, siehe Interview Rodimzew.
- <sup>38</sup> Iwan Alexejewitsch Jurin (1896–1951), sowjetischer General, Chef der Nachrichtentruppen der 62. Armee, Gründer der polnischen Nachrichtentruppen.
- <sup>39</sup> Wiktor Matwejewitsch Lebedew (1903–1943), Regimentskommissar, ab Januar 1941 Erster Parteisekretär des WKP(b)-Stadtkomitees, im November 1941 in die Rote Armee einberufen. Im Juni 1942 wurde Lebedew im Rang eines Regimentskommissars als Mitglied des Kriegsrats an die Front zur 62. Armee geschickt.
- <sup>40</sup> Katjuscha ist die umgangssprachliche russische Bezeichnung für den sowjetischen Geschosswerfer BM–13, der während des Zweiten Weltkriegs eingesetzt wurde. Meist wurden die Geschosswerfer auf LKWs oder Selbstfahrlafetten montiert. Deutsche Soldaten nannten die Katjuscha auch Stalinorgel oder Joseforgel, da die Anordnung der Geschütze auf dem Trägerfahrzeug an eine Orgel erinnerte. Zaloga/Ness, Red Army Handbook, S. 211–215.
- <sup>41</sup> Tumak – Einbuchtung der Wolga unterhalb der Siedlung Krasnaja Sloboda, welche als wichtige Übersetzstelle der 62. Armee diente.

## 582 Anhang

- <sup>42</sup> Werchnjaja Achtuba ist ein Dorf im Gebiet Wolgograd, welches auch unter dem Namen Besrodnoje bekannt war. Seit den 1950er Jahren existiert an dieser Stelle die Stadt Wolschki.
- <sup>43</sup> Siehe Interview Saizew.
- <sup>44</sup> Geschrieben steht: 188. Division.
- <sup>45</sup> Stalinfalke: umgangssprachliche Bezeichnung für sowjetische Jagdflieger.
- <sup>46</sup> Doppeldecker Polikarpow U-2, 1927 erstmals gebaut, wurde er als Schulflugzeug und in der Landwirtschaft verwendet und kam im Krieg vielfach als Aufklärungsflugzeug oder Nahbomber zum Einsatz. Die Maschine flog langsam, verfügte über keine technischen Geräte und bot ihrer Doppelbesatzung, die im offenen Cockpit ohne Helm, Waffen oder Fallschirme flog, keinen Schutz. Entsprechend hoch waren die Verluste. Beim deutschen Gegner waren die nächtlichen Störangriffe gefürchtet. Die feindlichen Bomber firmierten bei den Landsern als «Nervensägen» oder «Nähmaschinen» – benannt nach dem tuckernden Motorengeräusch der Fluggeräte (Walter Kempowski, *Das Echolot*. S. 556).
- <sup>47</sup> Kornei Michailowitsch Andrussenko (1899-1976), Garde-Oberst, Held der Sowjetunion.
- <sup>48</sup> Stepan Saweljewitsch Gurjew (1902-1945), Garde-Generalmajor, Held der Sowjetunion, Befehlshaber über die 39. Gardeschützendivision.
- <sup>49</sup> Iwan Jefimowitsch Jermolkin (1907-1943), sowjetischer Heerführer. Er nahm in der 112. Schützendivision an den Kämpfen um den Zugang zur Stadt Stalingrad teil. Nach dem Tod des Divisionskommandeurs Iwan Sologub übernahm er am 9. August 1942 das Kommando über die Einheit.
- <sup>50</sup> Wassili Akimowitsch Gorischni (1903-1962), Garde-Generalleutnant, Held der Sowjetunion. Kommandeur der 13. Motorschützendivision der NKWD-Truppen, aus der im September 1942 die 95. Schützendivision entstand. Am 19. September 1942 überquerte sie die Wolga und kämpfte um den Mamajew-Hügel und das Stahlwerk «Roter Oktober».
- <sup>51</sup> Iwan Iljitsch Ljudnikow (1902-1976), Generaloberst, Held der Sowjetunion, Kommandeur der 138. Schützendivision, welche den Kampf um die Geschützfabrik «Barrikaden» führte.
- <sup>52</sup> Möglicherweise: Afrikan Fjodorowitsch Sokolow (1917-1977), Held der Sowjetunion. Während der Kämpfe um Stalingrad war er im Rang eines Hauptmanns Stabschef des 397. Panzerabwehregiments der 62. Armee.
- <sup>53</sup> Richtig ist Scholudjew. Wiktor Grigorjewitsch Scholudjew (1905-1944), Generalmajor, Held der Sowjetunion. Kommandeur der 37. Gardedivision der 62. Armee, welche um das Stalingrader Traktorenwerk kämpfte.
- <sup>54</sup> Die Division wurde im August 1942 im Moskauer Gebiet aufgestellt – auf Grundlage des 8. Luftlandekorps. Siehe die Gespräche mit Awerbuch und A. A. Gerassimow.
- <sup>55</sup> Der Text stammt aus dem französischen Chanson «Alles gut, schöne Marquise», das der russische Unterhaltungsmusiker Leonid Utjossow in sein Repertoire aufnahm. In dem Lied fragt die Marquise nach längerer Abwesenheit ihre Leute, was auf ihrem Gut passiert ist. Alles sei gut, sagen sie, bis auf die Kleinigkeit des Todes ihrer grauen Stute usw. usf.

- <sup>56</sup> Der KW ist ein schwerer sowjetischer Panzer, benannt nach Marschall Kliment Woroschilow. Von deutschen Soldaten wurde der KW aufgrund seiner starken Panzerung auch «Dicker Bello» genannt. Zaloga/Ness, *Red Army Handbook*, S. 189f.
- <sup>57</sup> Wassili Grossman, der für den *Roten Stern* aus Stalingrad berichtete, interviewte Tschuikow bereits im Dezember 1942. Seine Gesprächsnotizen decken sich häufig mit Tschuikows Aussagen in diesem Gespräch; z.B.: «Letztes Gespräch (mit Tschuikow, J. H.), über Grausamkeit und Hartherzigkeit als Prinzip. Streit. Der letzte überraschende Satz: ‚Na, was soli’s, ich habe geweint, aber allein. Was sagt man, wenn vier Rotarmisten das Feuer auf sich lenken! Du weinst, aber allein, allein. Niemand. Hat mich. Jemals. Weinen gesehen.‘» W. Grossman: *Gody vojny*, S. 357.
- <sup>58</sup> Siehe S. 579, Anmerkung 2.
- <sup>59</sup> Grossman sprach in Stalingrad auch mit Frontkommandeur Jerjomenko und befragte ihn zu seiner Meinung über Tschuikow: «Tschuikow habe ich vorgeschlagen. Ich kannte ihn, er lässt sich nicht von Panik beeinflussen. ‚Ich kenne deine Tapferkeit, aber sie kommt vom vielen Trinken, diese Tapferkeit brauche ich nicht. Triff keine unüberlegten Entscheidungen, du tust das gerne.‘ Ich half ihm, als er in Panik geriet.» Grossman selbst beurteilte den Frontkommandeur kritisch; ihn störte, dass Jerjomenko die Idee, die Deutschen in einer Zangenoperation einzukesseln, für sich beanspruchte und dass er wiederholt seine Nähe zu Stalin unterstrich (Grossman, *Gody vojny*, S. 350-353). Grossmans Stalingradroman *Leben und Schicksal* schildert den Besuch des Frontkommandeurs bei Tschuikow. Jerjomenko spürt, dass er «wie zu Besuch» beim «Hausherrn von Stalingrad» ist (Grossman, *Leben und Schicksal*, S.63).
- <sup>60</sup> Boris Michailowitsch Schaposchnikow (1882-1945), sowjetischer Militär und Staatsmann, Militärtheoretiker, Marschall der Sowjetunion, Mai 1942 – Juni 1943 Stellvertreter des Volkskommissars für Verteidigung der UdSSR.
- <sup>61</sup> Aleksandr I. Rodimcev, *Gvardejcy stojali nasmert’*, Moskau 1969, S. 7-10.
- <sup>62</sup> VasilijS. Grossman, «Stalingradszkaja bitva» (20.9.1942), in: Grossman, *Gody vojny*, S. 29.
- <sup>63</sup> Die Zeitung *Iswestija* berichtete schon am 18. Oktober 1942 von dem Haus, allerdings noch ohne Nennung Pawlows. Im Gespräch mit den Historikern erzählt Rodimzew von Kampfhandlungen, die er als Kommandeur dirigierte. Die Verteidigung des Pawlow-Hauses mag unterhalb seiner Kommandoebene gesteuert worden sein.
- <sup>64</sup> Zu diesem Zwecke wurde das zerstörte Pawlow-Haus im Juli 1943 unter erheblichem propagandistischen Aufwand wieder aufgebaut. An der Pensenskaja-Str. 61 gelegen, diente das Haus auch als Vorbild für das «Haus 6/1», das in *Leben und Schicksal* eine tragende Rolle spielt. S. Stalingradszkaja bitva, *Ėnciklopedija*, S. 136 f. sowie die Fernsehdokumentation *Iskateli. Legendarnyj redut* (2007, Regie Lev Nikolaev).
- <sup>65</sup> «Das Haus des soldatischen Opfermuts», in: A. I. Rodimcev, *Gvardejcy stojali nasmert’*, S. 85-105, 133 f., 138.

## 584 Anhang

- <sup>66</sup> Scharlyk ist ein Dorf im Gebiet Orenburg und Geburtsort Alexander Rodimzew. Ihm zu Ehren wurde eine Büste errichtet sowie eine Strasse und eine Schule nach ihm benannt.
- <sup>67</sup> Siehe Interview Wassili Tschuikow.
- <sup>68</sup> Gemeint ist die grosse Hungersnot in Russland (1921-1922). Durch den Bürgerkrieg und eine Dürreperiode verursacht, kostete sie etwa 10 Millionen Menschenleben. Sie erfasste die Agrarregion zwischen der Wolga und dem Ural, darunter auch Orenburg.
- <sup>69</sup> Kulak (wörtl. «Faust») bezeichnete zu Sowjetzeiten polemisch reiche und begüterte Bauern. Im Rahmen der «Entkulakisierung» (1929-33) unter Josef Stalin wurden Millionen von selbständigen Bauern und deren Familien enteignet und deportiert, Tausende wurden exekutiert. Ab 1937/8 kam es auf Grundlage des NKWD-Befehls Nr. 00447 zu weiteren Deportationen und Erschiessungen von Kulaken.
- <sup>70</sup> Das WZIK (Wserossijskij Zentralny Ispolnitelny Komitet) ist eine Militärschule, heute Moskauer Militärakademie.
- <sup>71</sup> Das Chodynka-Feld liegt im Nordwesten von Moskau. Seit Ende des 19. Jahrhunderts befinden sich dort die Nikolai-(Oktober-)Kasernen. Das Feld wurde auch für militärischen Unterricht und Schiessübungen genutzt.
- <sup>72</sup> Sanka ist ein Kosename für Alexander. Richtig muss es «unser» Sanka heissen.
- <sup>73</sup> Die Kursteilnehmer des WZIK hatten das ausschliessliche Recht, neben dem Mausoleum Wache zu halten.
- <sup>74</sup> Der Artikel konnte im *Roten Stern* im Zeitraum Januar bis Juni 1943 nicht gefunden werden.
- <sup>75</sup> Gemeint ist die Pariser Weltausstellung des Jahres 1937. Sie fand am Fusse des Eiffelturms statt und war besonders durch die visuelle Konfrontation zwischen dem nationalsozialistisch-deutschen und dem stalinistisch-sowjetischen Pavillon geprägt.
- <sup>76</sup> Ursprünglich war dies die 1832 gegründete Nikolajewski-Akademie des Generalstabes. Ab 1918 wurde sie umgestaltet und in Akademie des Stabes der Roten Armee umbenannt. Ab 1925 trug die Akademie den Namen M.W. Frunses. Seit 1998 ist dies die Allgemeine Militärakademie der Russischen Streitkräfte.
- <sup>77</sup> Perwomaisk ist eine Stadt im Gebiet Nikolajewski in der Ukraine.
- <sup>78</sup> Das 3. Luftlandekorps formierte sich im Mai 1941.
- <sup>79</sup> Stalinka ist ein Ort im Gebiet Poltawa, heute Tschernosawodskoje.
- <sup>80</sup> Filipp Iwanowitsch Golikow (1900-1980), sowjetischer Heerführer, Marschall der Sowjetunion (1961). Ab Juli 1942 Truppenführer an der Woronescher Front, ab August 1942 Kommandeur der 1. Gardearmee an der Südost- und Stalingrader Front, ab September 1942 Stellvertreter des Oberbefehlshabers der Stalingrader Front, ab Oktober 1942 Truppenführer der Woronescher Front. Im März 1943 wurde er nach Moskau abberufen und kam nicht mehr an die Front zurück. Im April 1943 Ernennung zum stellvertretenden Verteidigungsminister, zuständig für Personalfragen.
- <sup>81</sup> Die Division wurde nach hohen Ausfällen in der Schlacht bei Charkow neu

- ausgerüstet und verstärkt. Viele Soldaten der Verstärkung waren Offizierschüler ohne Gefechtserfahrung. Während ihrer Neuformierung wurde die Division an die Stalingrader Front befohlen (Krylov, Stalingradskij rubež, S. 128 f.).
- <sup>82</sup> DPK: Divisionspartei Kommission.
- <sup>83</sup> Diese Episode stellt Rodimzew in seinen Memoiren anders dar. Im Gespräch handelt er selbständig, in den Memoiren auf Tschuikows Befehl. Rodimzew, *Gvardejcy stojali nasmert'*, S. 40.
- <sup>84</sup> Über die Erschießung steht nichts in den Memoiren.
- <sup>85</sup> Iwan Pawlowitsch Jelin, von August 1942 bis Januar 1943 Kommandeur des 42. Gardeschützenregiments innerhalb der 13. Gardeschützendivision (Kommandeur Generaloberst Rodimzew). Danach Kommandeur der 6. motorisierten Schützenbrigade, welche am 25. Oktober 1943 in 27. Garde-motorisierte Schützenbrigade umbenannt wurde. Dieses Ereignis findet in Rodimzews veröffentlichten Memoiren keine Erwähnung.
- <sup>86</sup> Semjon Stepanowitsch Dolgow (1904–1944), Gardemajor, bis Dez. 1942 Regimentskommandeur des 39. Garderegiments.
- <sup>87</sup> Gemeint ist die 92. selbständige Schützenbrigade, die sich aus Matrosen der Sowjetischen und Baltischen Flotte formierte.
- <sup>88</sup> Über die Erschießungen steht nichts in Rodimzews Memoiren.
- <sup>89</sup> Mit Bleistift verbessert: »weggehen«.
- <sup>90</sup> Samsonow beschreibt das L-förmige Haus (russ.: *g-obraznyj dom*) und das Haus des Eisenbahners, die in einer Entfernung von 70 Metern voneinander an der Pensenskaja Straße standen, als mehrstöckige Gebäude mit massiven Kellern: »Nachdem der Feind diese Gebäude besetzt hatte, verwandelte er sie in einen mächtigen Knotenpunkt des Widerstands mit einem ganzen Feuer-system bestehend aus Panzerabwehrgeschützen, schweren und leichten MGs, Granatwerfern, Panzerbüchsen und Flammenwerfern, das jedes Zimmer und jede Etage zum Kampf im Innern des Hauses befähigte, eingezäunt mit Drahtverhauen und Minenfeldern und Erdbunkern, die jeden Zugang verhinderten. Diese zwei Stützpunkte waren von wichtiger taktischer Bedeutung, da sie die Kontrolle über die Umgebung möglich machten und aktive Handlungen im Frontabschnitt des 34. und 42. Gardeschützenregiments hemmten.« (Samsonov, *Stalingradskaja bitwa*, S. 265 f.).
- <sup>91</sup> Vgl. auch V. Čujkovs Essay »Die Taktik der Sturmgruppen im Stadtkampf«, der detailliert die Erstürmung des L-förmigen Hauses und des Hauses des Eisenbahners schildert. V. I. Čujkov, *Taktika šturmovych grupp v gorodskom boju*, in: *Voennyj vestnik*, 1943, H. 7, S. 10–15. Der Sturm auf das L-förmige Haus wurde von dem Frontfilmer Walentin Orljankin gedreht und war im Dokumentarfilm »Stalingrad« (Regie Leonid Warlamow, 1943) zu sehen.
- <sup>92</sup> Tim ist eine Ortschaft im Gebiet Kursk.
- <sup>93</sup> Das Gespräch fand ebenso wie das mit Rodimzew am 7. 1. 1943 in Stalingrad statt. Das Interview führte A. A. Belkin, es stenographierte A. I. Schamschina.
- <sup>94</sup> Olchowatka ist wahrscheinlich ein Dorf im Gebiet Woronesch.
- <sup>95</sup> Čujkov, *Sraženje veka*, S. 350; *Stalingradskaja epopeja*, S. 196.

- <sup>96</sup> Gabriel Temkin, *My Just War: The Memoir of a Jewish Red Army Soldier in World War II*, Novato, CA 1998, S. 208; siehe auch *Mascha, Nina, Katjuscha: Frauen in der Roten Armee*, hg.v. Swetlana Alexijewitsch, Berlin 2002, S. 17, 160f.
- <sup>97</sup> PPSch steht für Pistolet Pulemjot Schpagina und bezeichnet eine sowjetische Maschinenpistole. Sie wurde von Georgi S. Schpagin entwickelt. Zaloga/Ness, *Red Army Handbook*, S. 189f.
- <sup>98</sup> Das macht die von Swetlana Alexijewitsch durchgeführten Interviews mit ehemaligen Rotarmistinnen umso wertvoller: Swetlana Alexijewitsch, *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*, Berlin 1987.
- <sup>99</sup> S. oben Anmerkung 92.
- <sup>100</sup> Möglicherweise antwortete Gurowa hier auf die Frage nach ihrem Familienstand. Da die Fragen der gesprächsführenden Historiker in der Regel nicht ins Protokoll aufgenommen wurden, ist der Grad ihrer Intervention in das Gespräch schwer zu ermes sen.
- <sup>101</sup> Burkowka ist eine Ortschaft im Gebiet Wolgograd.
- <sup>102</sup> Stalingradskaja bitwa. Chronika, fakty, ljudi, 1. Buch, S. 417, 427; Stalingradskaja bitwa. Ėnciklopedija, S. 402. – In der Nähe des Dorfes Rossoschka wurde 1999 auf Initiative der deutschen Kriegsgräberfürsorge ein deutsch-sowjetischer Soldatenfriedhof eingerichtet, auf dem die sterblichen Reste von beinahe 50'000 deutschen und sowjetischen Gefallenen bestattet sind.
- <sup>103</sup> S. auch Glantz, *Armageddon in Stalingrad*, S. 79-81.
- <sup>104</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. XIV, d. 10,1. 1; d. 22, 1. 75, 79, 84. Innokenti Petrowitsch Gerassimow (1918-1992) wurde für die Vernichtung von zehn deutschen Panzern im November 1942 als Held der Sowjetunion ausgezeichnet (Stalingradskaja bitwa. Chronika, fakty, ljudi, Buch 1, S. 74 f.; *Geroi Sovetskogo Sojuza. Kratkij biografiĕskij slovar'*, Band 1, S. 319).
- <sup>105</sup> Dubossary (mold. Dubăsari) ist eine Stadt in der Republik Moldau und gehörte von 1924 bis 1940 zur Moldauischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik. Während des Zweiten Weltkrieges war die Stadt bis zum Sommer 1944 von rumänischen Truppen besetzt.
- <sup>106</sup> Tiraspol ist eine Stadt in der Republik Moldau. Von 1929 bis 1940 war Tiraspol die Hauptstadt der Moldauischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik.
- <sup>107</sup> Rschischtschew ist wahrscheinlich eine Ortschaft südlich von Kiew.
- <sup>108</sup> Schuljany war bis 1985 eine Siedlung südwestlich an Kiew grenzend und gehört heute zum Stadtgebiet von Kiew.
- <sup>109</sup> Gemeint ist der Politruk Innokenti Gerassimow, der auch das Interview mit Awerbuch führte.
- <sup>110</sup> Gemeint ist der Regimentskommandeur Alexander Akimowitsch Gerassimow, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Politruk.
- <sup>111</sup> Gemeint ist der sechsrohrige 15-cm-Nebelwerfer 41, welcher von sowjetischen Soldaten «Wanjuscha» (kleiner Iwan) genannt wurde, im Gegensatz zu ihrer «Kattjuscha» (kleine Ekaterina).
- <sup>112</sup> Werchnjaja Jelschanka, s. Jelschanka, ist heute ein Teil von Wolgograd.
- <sup>113</sup> Die an 168 Stellen durchschossene, blutbefleckte Uniform des Generalmajors



- Wassili Glaskow (1901–1942) ist heute im Wolgograder Panorama-Museum ausgestellt.
- 114 Cujkov, Sraženie veka, S. 111. Anderen Angaben zufolge zählte die Division am 11. September noch 454 Soldaten (Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 85).
- 115 Nach dem Tod Glaskows übernahm der Divisionsstabchef Oberst Wassili Pawlowitsch Dubjanski (1891–?) das Kommando über die 35. Gardeschützen-division.
- 116 Gegen die 35. Division kämpften die deutsche 14. und die 24. Panzerdivision sowie die rumänische 20. Infanterie-Division (Glantz, Armageddon in Stalingrad, S. 64, 93).
- 117 Richtig: Panitschkin.
- 118 Dies bedeutet, dass sich Gerassimows Regiment südlich der am Südrand von Stalingrad zur Wolga vorgestoßenen Deutschen befunden haben muss. Der Austausch mit dem Divisionskommando geschah per Schiff.
- 119 Wahrscheinlich handelt es sich um das von Wassili Degtarijow entwickelte DSchK-Maschinengewehr (12,7 mm), das vorschriftsgemäß von einem Maschinengewehrführer und sechs Soldaten zu bedienen war. Zaloga/Ness, Red Army Handbook, S. 192.
- 120 Gemeint sind die Matrosen, die den Flussübergang regelten.
- 121 Stalingradskaja bitva. Ėnciklopedija, S. 127; s. auch das Interview mit Divisionskommandeur Batjuk.
- 122 Interview mit Divisionskommissar Alexander Lewykin.
- 123 Donesenie OO NKVD Stalingradskogo fronta v NKVD SSSR o chode boev v Stalingrade, 16. 9. 1942, in: Stalingradskaja ėpopeja, S. 196.
- 124 William Craig, Enemy at the Gates, New York 1973, S. 120.
- 125 Kratkie svedenija ob osnovnych etapach boev 62. Armii po oborone gor. Stalingrada, in: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3, l. 5.
- 126 Als Geschichtslehrer verspürte Axjonow auch eine Affinität zur Historikerkommission um Isaak Minz. Das Historische Museum in Moskau besitzt eine aus einer Granathülse hergestellte Öllampe mit der Inschrift: »Dem Doktor habil. der historischen Wissenschaften I. I. Minz zur Erinnerung an die Verteidigung Stalingrads von Hauptmann N. N. Axjonow.« (1943 god. Vojna glazami očevidec. Vystavka iz sobranija Gosudarstvennogo Istoričeskogo muzeja pri učastii Central'nogo muzeja Vooružennych Sil. Moskau 2003, S. 8)
- 127 Zum Stalinkult in der Sowjetunion siehe Jan Plamper, The Stalin Cult: A Study in the Alchemy of Power, New Haven 2012.
- 128 Axjonow sagt an einer Stelle, er habe 152 Tage ununterbrochen in Stalingrad verbracht, an einer anderen Stelle sind es 156 Tage.
- 129 Im Stenogramm handschriftliche Verbesserung mit Bleistift.
- 130 Nikolai Pawlowitsch Masunin, Adjutant, Historiker, beendete 1941 die Woroschilow-Seekriegsakademie, Intendant 3. Ranges, danach Hauptmann des administrativen Dienstes. Mitarbeiter der Kommission zur Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges.

- 131 Die Raffinerie befand sich neben der Schlucht »Krutoj«, ihre Gebäude erstreckten sich bis zum Werk »Roter Oktober«.
- 132 Gemeint sind Leuchtraketen, die den Fluss in gleißendes Licht tauchten.
- 133 Heute ist es das Werk für Traktorenteile Wolgograd. 1932 als Stalingrader Stahlwerk gegründet, befand es sich im Abschnitt des ehemaligen Artillerielagers am Fuße des Mamajew-Hügels.
- 134 Schon während des Bürgerkriegs wurde Zarizyn »Rotes Verdun« genannt, s. S. 37.
- 135 Gemeint ist die »Il-2«, ein sowjetischer Jagdbomber, der unter der Leitung von Sergei W. Iljuschin gebaut wurde und während des Krieges zum Einsatz kam.
- 136 1914 wurde am Abhang des Mamajew-Hügels eine Schlacht- und Kühlstelle errichtet; sie wurde 1931 in ein Fleischkombinat umgewandelt.
- 137 Wahrscheinlich handelt es sich um eine Abwandlung der Il-2. Es wurden an die Il-2 reaktive Geschosse des Kalibers 82 montiert.
- 138 Der Divisionsumschlagpunkt ist ein Umschlagpunkt zur Munitionsversorgung, von dort wurde ein Teil der Munition geliefert.
- 139 In Übereinstimmung mit der sowjetischen Propaganda von 1942 stellt Axjonow die Verteidigung von Zarizyn als einen Kampf gegen die Deutschen dar. Doch waren deutsche Besatzungstruppen in der Ukraine beim Angriff der Weißen Armeen auf die Stadt im Jahr 1918 nicht beteiligt.
- 140 Kastornaja: Eisenbahnknotenpunkt auf der Strecke Kursk–Woronesch. Im Juli 1942 fanden dort heftige Kämpfe statt.
- 141 Unterzeichnet: Gelesen am 12. 5. 43. N. Axjonow.
- 142 Beobachtungsstelle.
- 143 Vgl. Interview Saizew.
- 144 Im Folgenden gestrichen: »... und er tat uns sehr leid.«
- 145 Auf Anweisung des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 22. Dez. 1942 schuf der Künstler N. I. Moskalew den Entwurf der Medaille.
- 146 Mit Befehl vom 1. Mai 1943 waren es vier Städte: Stalingrad, Leningrad, Odessa und Sewastopol.
- 147 Sowohl Saizew wie auch Armeegeneral Tschuikow erwähnen in ihren Memoiren den »Super-Scharfschützen aus Berlin«. Möglicherweise entsprang diese Figur ihrem Wunsch nach Anerkennung seitens des deutschen Gegners (V. G. Zajcev, *Za Volgoj zemli dlja nas ne bylo. Zapiski snajpera*, Moskau 1971, S. 199; Cujkov, *Srazenie veka*, S. 176).
- 148 Na zaščitu rodiny, 5. 10. 1942, S. 2.
- 149 Kapitan N. N. Aksënov, *Rol' snajperov v oborone Stalingrada*, in: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 26, l. 2.
- 150 Dies sind Worte aus dem Aufsatz von Ilja Ehrenburg »Tötel«, in: *Krasnaja Zvezda*, 24. 7. 1942. Der Schriftsteller und Journalist Ilja Ehrenburg (1891–1967) schrieb während des Krieges fast täglich Kolumnen für sowjetische Tageszeitungen, in denen er seine sowjetischen Leser zum Hass gegen die Deutschen antrieb, deren Besatzungsherrschaft und Kultur er geißelte. Ehrenburg zitierte dabei häufig aus erbeuteten deutschen Briefen und Tagebüchern. Hasspropaganda schürten auch andere Schriftsteller – Simonow, Alexei Tols-

- toi u. a. Vgl. Ilja Ehrenburg und die Deutschen, hg. v. Peter Jahn, Berlin 1997; Hellbeck, »The Diaries of Fritzes and the Letters of Gretchens«, in: S. 588–598; Berkhoff, Motherland in Danger, S. 173–192.
- <sup>151</sup> Cujkov, Srazenie veka, S. 174 f.
- <sup>152</sup> Na zaščitu rodiny, 21. 10. 42, S. 1; 26. 10. 1942, S. 1; 30. 10. 42, S. 1. »On pogib, ne ubiv nemca«, in: Pravda, 3. 11. 1942, S. 2.
- <sup>153</sup> Ebd., 26. 10. 42, S. 1.
- <sup>154</sup> »Snatny snajper« (Beevor, Stalingrad, S. 239 f., mit Verweis auf das Archiv des russischen Verteidigungsministeriums).
- <sup>155</sup> Grossman, Gody vojny, S. 387.
- <sup>156</sup> Na zaščitu rodiny, 2. 11. 1942, S. 1 (»Snajper Vasilij Zajcev«).
- <sup>157</sup> Ebd., 6. 11. 1942 (»Dela snajperov«).
- <sup>158</sup> Ebd., 14. 11. 1942, S. 1 (»Širitsja boevoe sorevnovanie«).
- <sup>159</sup> S. Interview Saizew, S. 442; NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 27, l. 44; s. auch Stalingradskaja bitva. Ėnciklopedija, S. 151. In einem Moskauer Archiv ist Saizews Stalingrader »Kampfkonto« für den Zeitraum 5. Oktober bis 5. Dezember 1942 erhalten. Das von Hauptmann Kotow gegengezeichnete Heftchen weist 184 getötete »Hitler-Soldaten« auf (RGASPI-M, f. 7, op. 2, ed. 468).
- <sup>160</sup> Zajcev, Za Volgoj zemli dlja nas ne bylo, S. 105 f.
- <sup>161</sup> Bei der Vorbereitung des Interviews schien Hauptmann Axjonow indirekt mitgewirkt zu haben. Er schrieb am 9. März 1943 einen Aufsatz über die »Rolle der Scharfschützen bei der Verteidigung von Stalingrad« (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 26, Bl. 1–20). Vermutlich lag dieser Aufsatz den Historikern vor, die Saizew im April interviewten; das würde die Konkordanz der erzählten Episoden erklären. Der Aufsatz, oder Teile daraus, erschien vermutlich in der Zeitung *Rote Flotte* vom 15. 3. 1942 (vgl. Interview Axjonow, S. 399 ff.).
- <sup>162</sup> Vasilij G. Zajcev, Geroj Sovetskogo Sojuza. Rasskaz snajpera, Moskau 1943. Dem Text ist die Erläuterung beigelegt: »Stenographierte Mitschrift des Gesprächs des Helden der Sowjetunion, des Komsomolzen Wassili Saizew, mit der Kommission zur Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges«. In Druck gegeben am 11. Oktober 1943.
- <sup>163</sup> Auch Saizews spätere Äußerungen, besonders seine Memoiren aus dem Jahre 1981, widersprechen häufig dem Gesprächsprotokoll aus dem Jahr 1943 (Zajcev, Za Volgoj zemli dlja nas ne bylo).
- <sup>164</sup> Stalingradskaja bitva. Ėnciklopedija, S. 151; Geroi Sovetskogo Sojuza. Kratkij biografičeskij slovar'. Bd. 1, S. 524.
- <sup>165</sup> S. Interview Nikolai Axjonow, S. 419.
- <sup>166</sup> »Das Gespräch führte Gen. Krol, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission. Es stenographierte Gen. Rosljakowa.«
- <sup>167</sup> Augenscheinlich 1929.
- <sup>168</sup> Baubeginn des ersten Hochofens des metallurgischen Kombinats in Magnitogorsk war am 1. Juli 1930.
- <sup>169</sup> Matrose der Roten Flotte ist ein militärischer Dienstgrad, der von 1918 bis 1943 dem Rang eines Rotarmisten in der Armee entsprach.

## 590 Anhang

- <sup>170</sup> Gemeint ist das Volkskommissariat der Seekriegsflotte, welches 1937 aus dem Volkskommissariat für Verteidigung hervorging.
- <sup>171</sup> Burkowka ist eine Ortschaft im Sredneachtubinski-Rajon unweit von Wolgograd.
- <sup>172</sup> Im veröffentlichten Interview fehlt diese Textpassage.
- <sup>173</sup> S. Interview Axjonow.
- <sup>174</sup> Die Tapferkeitsmedaille wurde 1938 eingeführt.
- <sup>175</sup> Im veröffentlichten Interview «etwa 800 Meter» (Zajcev, Rasskaz snajpera, S.10).
- <sup>176</sup> Im veröffentlichten Interview sieht der Abschnitt so aus: «In dem Moment sprang ich aus dem Graben, richtete mich zu voller Grösse auf und legte an. Diese Kühnheit hatte er nicht erwartet, er verlor den Kopf. Ich schoss als Erster auf ihn, mit der heiligen russischen Kugel. Dem Fritz fiel das Gewehr aus der Hand. Ich feuerte auf die Schiessscharten der Stellung, damit die MG-Schützen nicht an ihre MGs konnten.» (Zajcev, Rasskaz snajpera, S. 16)
- <sup>177</sup> Papirossa ist eine russische Zigarettenart, bei der ein Mundstück aus Pappe oder Papier geformt wird. Am anderen Ende wird Tabak eingefüllt.
- <sup>178</sup> Gemeint ist die Abwandlung eines Tokarew-SWT-40-Automatikgewehres.
- <sup>179</sup> Wahrscheinlich ist ein Gewehr aus der Waffenfabrik Tula gemeint.
- <sup>180</sup> Im veröffentlichten Interview heisst es: «Im Oktober geschah noch etwas sehr Wichtiges in meinem Leben: Der Komsomol reichte mich an die Reihen der kommunistischen Partei weiter.» (Zajcev, Rasskaz snajpera, S. 8)
- <sup>181</sup> Diese Episode wird weiter unten im Interview näher beschrieben. Offenbar wird Oberst Wedjukow erwähnt.
- <sup>182</sup> Im veröffentlichten Interview fehlt diese Textpassage.
- <sup>183</sup> Zu Furmanow und Tschapajew, s. S. 34 f.
- <sup>184</sup> Wahrscheinlich A. Ja. Parchomenko (1886-1921), Kriegsheld im Bürgerkrieg. 1939 publizierte Wsewolod Iwanow einen Roman über Parchomenko.
- <sup>185</sup> Grigori Iwanowitsch Kotowski (1881-1925), sowjetischer Oberbefehlshaber und Politiker, Bürgerkriegsteilnehmer. Saizew las wahrscheinlich W. Schmerlings Buch *Kotowski* (Moskau 1937).
- <sup>186</sup> Alexander Wassiljewitsch Suworow (1730-1800), russischer General.
- <sup>187</sup> Michail Illarionowitsch Golenischtschew-Kutusow-Smolenski (1745-1813), russischer General, Gegenspieler Napoleons im Vaterländischen Krieg von 1812.
- <sup>188</sup> Brussilow-Offensive – Angriffsoperation der russischen Armee unter dem Kommando von General A. A. Brussilow während des Ersten Weltkriegs von Juni bis August 1916, die zum Sieg der russischen Truppen führte. Wahrscheinlich hat Saizew das Buch L. V. VetoSnikovs gelesen: *Brusilovskij proryv. Operativno-strategičeskij ocerk*, Moskau 1940.
- <sup>189</sup> Wladimir Jakowlewitsch Sasubrin (Subzow), (1895-1937), sowjetischer Schriftsteller. Sein Roman *Zwei Welten* über die Vernichtung von Koltschak erschien 1921.
- <sup>190</sup> Pjotr Iwanowitsch Bagration (1765-1812), General der Infanterie im Vaterländischen Krieg von 1812. Wahrscheinlich ist das Buch S.B. Borisovs gemeint: *Bagration: Zizn' i dejatel'nost' russkogo polkowodca*, Moskau 1938.

- <sup>191</sup> Denis Wassiljewitsch Dawydow (1784–1839), Generalleutnant und Dichter, während des Vaterländischen Krieges von 1812 war er Anführer einer Partisanenbewegung.
- <sup>192</sup> Sergei Georgijewitsch Laso (1894–1920), sowjetischer Kommandeur im Bürgerkrieg. Wahrscheinlich meint Saizew das Buch: *Sergej Lazo. Vospominanija i dokumenty*, Moskau 1938.
- <sup>193</sup> *Morskie rasskazy* (1888) von K. M. Stanjukovič (1843–1903).
- <sup>194</sup> Alexei Sikytsch Nowikow-Priboi (1877–1944), russisch-sowjetischer Schriftsteller, Schüler Maxim Gorkis. 1932 veröffentlichte er seinen berühmtesten Roman *Cusima*, dem 1941 ein zweiter Teil folgte.
- <sup>195</sup> Nach diesem Abschnitt folgt im Gesprächsprotokoll der Einschub: »W. Saizew. Stenogramm des mit Gen. Saizew, Held der Sowjetunion, geführten Gesprächs. (Ergänzung zum Stenogramm). Das Gespräch führte R. I. Krol, Wissenschaftlicher Mitarbeiter. Es stenographierte A. I. Schamschina. 23. 8. 1943.«
- <sup>196</sup> Gemeint ist die Verleihung der Tapferkeitsmedaille, die Tschuikow Saizew verlieh.
- <sup>197</sup> Im veröffentlichten Interview fehlt diese Textpassage. Über die agitatorische Arbeit wird gesagt: »Ich war Mitglied des Komsomolbüros, so kam ich in alle Teile der Einheit: du beginnst mit dem Komsomolbericht und hörst mit der Organisation der Scharfschützengruppe auf.« Zajcev, *Rasskaz snajpera*, S. 11.
- <sup>198</sup> Zur Einführung der Schulterklappen in der Roten Armee siehe S. 523 f.
- <sup>199</sup> Im veröffentlichten Interview fehlen die letzten beiden Absätze.
- <sup>200</sup> S. S. 79 f.
- <sup>201</sup> Quelle: NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 14, l. 154–159.
- <sup>202</sup> Mit der japanischen Kriegserklärung an die USA im Dezember 1941 entfiel für die Sowjetunion die Bedrohung eines Zweifrontenkriegs. In den Monaten nach Pearl Harbor wurden 23 Divisionen und 19 Brigaden der Roten Armee vom sowjetischen Fernen Osten nach Westen verlegt (Glantz, *Colossus Reborn*, S. 154).
- <sup>203</sup> Zum Begriff der »psychischen Attacke«. S. 35.
- <sup>204</sup> Zur Tätigkeit der 7. Abteilung s. Norman Naimark, *The Russians in Germany: A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945–1949*, Cambridge, Mass. 1995, S. 17–20.
- <sup>205</sup> Ausführlicher hierzu S. 14, 176 f.
- <sup>206</sup> Vgl. auch Alexander Jepifanow, Die sowjetische Propaganda und der Umgang mit den deutschen Kriegsgefangenen in der Schlacht um Stalingrad, in: *Russen und Deutsche im Zeitalter der Katastrophen*, S. 294–300.
- <sup>207</sup> Zur sowjetischen Rückbesinnung auf russisch-imperiale Traditionen s. *Epic Revisionism: Russian History and Literature as Stalinist Propaganda*, hg. v. Kevin M. F. Platt u. David Brandenberger, Madison 2006.
- <sup>208</sup> Diese und folgende biographische Angaben sind entnommen von L. G. Zacharova, Pëtr Andreevič Zajončkovskij – učenyj i učitel', *Voprosy istorii*, 1994, Nr. 5, S. 171–179, u. Terence Emmons, »Zaionchkovsky, Petr Andreevich«, in: *The Modern Encyclopedia of Russian and Soviet History*, hg. v. George N. Rhyne, Bd. 55 (Supplement), Gulf Breeze 1993, S. 185 f.

- 209 Hellbeck, *Revolution on My Mind*; ders., *Tagebuch aus Moskau 1931–1939*, München 1996. Orlando Figes, *The Whisperers: Private Life in Stalin's Russia*, London 2008, S. 64, 196–199.
- 210 *Istorija dorevolucionnoj istorii Rossii v dnevnicheskich i vospominaniach. Annotirovannyj ukazatel' knig i publikacij v žurnalach*. Naučnoe rukovodstvo, redakcija i vvedenie professora P. A. Zajončkovskogo, 5 Bde. in 13 Teilen, Moskau 1976–1989. Mehrere von Sajontschkowskis Monographien sind in amerikanischer Übersetzung erschienen.
- 211 Grigori Nikolajewitsch Anpilogow (1902–1987), sowjetischer Historiker, war von 1942 bis 1945 in der Kommission zur Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges tätig.
- 212 Gemeint ist Andrei Tscheslawowitsch Sajontschkowski. Sein Bruder, der Onkel Pjotr Sajontschkowskis, ist Nikolai Tscheslawowitsch Sajontschkowski, Senator und stellvertretender Staatsanwalt.
- 213 Die Sajontschkowskis, eine Adelsfamilie polnischer Herkunft, besaßen das Landgut Michailowski in der Provinz Sytschewski im Gouvernement Smolensk. Das Landgut befand sich nahe dem Dorf Wolotschek, heute Nachimowski.
- 214 Pawel Stepanowitsch Nachimow (1802–1855), Admiral, Kommandeur des Schwarzmeerflottengeschwaders während des Krimkriegs 1853–1856.
- 215 Die Schlacht von Borodino (26. August 1812, etwa 80 000 Tote) fand nahe Moskau statt und war einer der Schlüsselmomente im Verlauf des Vaterländischen Krieges von 1812. S. Dominic Lieven, *Russia against Napoleon: The True Story of the Campaign of War and Peace*, New York 2009, S. 209.
- 216 Das Georgskreuz ist ein russischer Verdienstorden, der 1769 von Katharina II. gestiftet wurde.
- 217 Die Konstitutionellen Demokraten, nach ihrer Abkürzung KD Kadetten genannt, waren eine bürgerlich-liberale Partei im vorrevolutionären Russland. Die Bolschewiki verboten sie nach der Oktoberrevolution 1917.
- 218 Die Schulterklappen wurden in der russischen Armee im Dezember 1917 abgeschafft und als Zeichen der Konterrevolution denunziert. Im Januar 1943 wurden sie von der Roten Armee wieder eingeführt.
- 219 Heute ist Jersowka eine Ortschaft im Gebiet Wolgograd.
- 220 Im Verbund mit der 4. Panzerarmee, der 1. Gardearmee und der 24. Armee sollte die 66. Armee den deutschen »Nordriegel« vor Stalingrad durchstoßen und den Kontakt zur 62. und der 64. Armee wiederherstellen. Ausführlicher hierzu S. 14, 176 f.
- 221 Gustav von Wietersheim (1884–1974), Generalleutnant der Infanterie, Kommandeur des XIV. Panzerkorps, das beim Angriff auf Stalingrad im August 1942 der 6. Armee unterstellt war. Gab nach Auseinandersetzungen mit Armeebefehlshaber Paulus im September 1942 das Kommando über das Korps ab und wurde in die Führerreserve versetzt.
- 222 Kletskaja ist ein Bahnhof 230 km nordwestlich von Wolgograd am Ufer des Dons gelegen.
- 223 Die Wehrmacht hatte wie schon die preußische Armee vor ihr ein Ersatzheer,

## Anmerkungen zu S. 459-477 593

das im Heimatgebiet Ausbildungseinheiten unterhielt und verwundete Soldaten betreute. Jeder verwundete oder beurlaubte Frontsoldat wurde automatisch dem Ersatzheer unterstellt und rotierte von dort wieder zu seiner Kampf Einheit zurück.

<sup>224</sup> Damit meint Sajontschkowski die Propaganda, die an deutsche Soldaten appellierte, sich als Söhne von Arbeitern und Bauern gegen die angeblich vom Finanzkapital gesteuerte NS-Herrschaft zu wenden.

<sup>225</sup> Richtig: Latoschinka, Dorf am Wolgaufer nördlich von Stalingrad. Siehe S.250.

<sup>226</sup> In dem betreffenden Befehl von Paulus findet sich die zitierte Stelle nur in Teilen. Einzelne Sätze, die hier als Hitler-Zitat wiedergegeben sind, sind identisch oder ähnlich mit Sätzen von Paulus, aber der Grossteil des zweiten zitierten Textes fehlt bei Paulus, s. auch S. 16.

<sup>227</sup> S. dazu das Kapitel zur Landung bei Latoschinka, S. 249-272.

<sup>228</sup> Wahrscheinlich ist der Befehl des Volkskommissariats für Verteidigung Nr. 138 von 1941 gemeint, der einen Bericht über die personellen Verluste während der Kriegszeit in der Roten Armee enthält.

<sup>229</sup> Dieses Flugblatt wurde erstmals am 30. November 1942 verbreitet. Vgl. Jepifanow, Die sowjetische Propaganda und der Umgang mit den deutschen Kriegsgefangenen in der Schlacht um Stalingrad, S. 297.

<sup>230</sup> Auch anderswo in Stalingrad kamen Katzen als Austräger sowjetischer Propaganda zum Einsatz. In einem Bericht der nachrichtendienstlichen Abteilung der 62. Armee für den Zeitraum 15.11.-31.12.1942 heisst es, zwei Soldaten des 149. selbständigen Schützenbataillons hätten bemerkt, «dass die in ihrem Unterstand lebende Katze von Zeit zu Zeit die Unterstände der Deutschen besuchte. Sie beschlossen, die Katze für den Transport von Flugblättern zum Gegner zu verwenden. Sie umwickelten die Katze mit Flugblättern und scheuchten sie unter Drohgebärden zu den Deutschen. Die Katze legte auf diese Weise die Strecken acht Mal zurück und brachte den Deutschen ungefähr 100 Flugblätter. Der Umstand, dass sie ohne Flugblätter zurückkehrte, deutet darauf hin, dass die deutschen Soldaten unsere Flugblätter lesen und sich für sie interessieren.» Anders als Sajontschkowskis Erzählung endet dieser Bericht ohne den Heldentod der Katze. Interessant ist der Hinweis, dass die Katze zu den Deutschen gescheucht werden musste; von allein wäre sie nicht dorthin gegangen. NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3a, l. 27 ob. (Bericht vom 5.1.1943)

<sup>231</sup> Marija Petrowna Kucharskaja (Smirnowa) (1921-2010) – Sanitätsausbilderin, kam 1941 als Freiwillige an die Front; am Ende des Krieges Leutnant. S. Ju.a. Naumenko, Sagaj, pechota!, Moskau 1989; Akmolinskaja Pravda, Nr. 115, 28. Sept. 2010 (Nachruf).

<sup>232</sup> Nikolai Dmitrijewitsch Abuchow (1922-1943) – Hauptmann, Kommandeur des 1. Schützenbataillons des 1151. Schützenregiments der 343. Schützendivision. S. Naumenko, Sagaj, pechota!.

<sup>233</sup> Matwei Alexejewitsch Ussenko (1898-1943), 1943 Generalmajor, ab Dez. 1942 Kommandeur der 343. Schützen-(97. Garde-Schützen)division.

<sup>234</sup> Oberst von Below, Regimentskommandeur in der 24. Panzerdivision.

## 594 Anhang

- <sup>235</sup> Mokraja Metschetka ist ein Fluss, der durch den Traktorenwerk-Bezirk in Wolgograd fließt. Das Flussbett wandelt sich zeitweise in eine Schlucht.

### Die Deutschen sprechen

- <sup>1</sup> Karl Strecker (1884-1973), Generaloberst (1943), seit Juni 1942 Kommandierender General des XI. Armeekorps. Kapitulierte am 2. Februar 1943 als Befehlshaber des Stalingrader Nordkessels.
- <sup>2</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. I, op. 258, d. 2.1. 8-11 (ohne Datum).
- <sup>3</sup> Arno Ernst Max von Lenski (1893-1986), Oberst, ab 1943 Generalleutnant. Ab September 1942 Kommandeur der 24. Panzerdivision.
- <sup>4</sup> Die in diesem Kapitel kursiv markierten Textstellen verweisen auf handschriftliche Einfügungen in die maschinengeschriebenen Verhörprotokolle.
- <sup>5</sup> Die Türkei, die sich seit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs neutral verhalten hatte, erklärte erst am 23. Februar 1945 Deutschland und Japan den Krieg.
- <sup>6</sup> Vgl. Sajontschkowskis Angaben über die geschändeten Leichen russischer Soldaten, die er im November 1942 bei Latoschinka fand (s. Interview Sajontschkowski und Latoschinka-Kapitel).
- <sup>7</sup> Kalmückensteppe: wüstenähnliches Steppengebiet südlich von Stalingrad.
- <sup>8</sup> Die Rote Armee befreite Rostow am 14. Februar und Charkow am 16. Februar 1943. Charkow fiel am 15. März wieder in deutsche Hände und wurde erst am 23. August endgültig befreit.
- <sup>9</sup> Richtig: Erwin Jaenecke (1890-1960), Generalleutnant, im Februar 1942 zum Kommandeur der 389. Infanterie-Division ernannt.
- <sup>10</sup> Aus Platzgründen konnten nicht alle Verhöre aus dieser Mappe gezeigt werden. Die Reihung der veröffentlichten Verhöre weicht von ihrer ursprünglichen Ablesungsform ab. Diese folgt keinem erkennbaren Prinzip.
- <sup>11</sup> Jens Ebert, Organisation eines Mythos, in: Feldpostbriefe aus Stalingrad, S. 333-402.
- <sup>12</sup> Scheljubski lernte während des Krieges Isaak Minz kennen und scheint nach Kriegsende unter seiner Leitung in Moskau gearbeitet zu haben. Vgl. Seljubschik, Bol'Sevik, voin, uënyj; A. Seljubschik, Bol'Sevistskaja propaganda i revoliucionnoe dvizënie na severnom fronte nakanune 1917 goda, in: Voprosy istorii 1947, H. 2, S. 67-80.
- <sup>13</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3a, 1. 1-48.
- <sup>14</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 2a, 1. 101-133.
- <sup>15</sup> Scheljubski: «Unter unseren [sic] deutschen Divisionen, die gegen uns kämpften, gab es auch einige kleine Verbände von Österreichern. Die Österreicher kommen nach den Deutschen an erster Stelle».
- <sup>16</sup> Worte des Dichters Gawriil Derschawin (1743-1816), die Eingang in ein berühmtes russisches Schlachtlied fanden.
- <sup>17</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3a, 1. 14-15.
- <sup>18</sup> Pravda, 26.1.1943, S. 3 («Veõermee soobScenie 25 janvarja»); s. auch Pravda, 10.1.1943, S. 4 («Pis'ma okruënych nemcev»).



## Krieg und Frieden

- <sup>1</sup> Zitiert nach Kempowski, Das Echo, Bd. III, S. 173.
- <sup>2</sup> Pravda, 4.2.1943, S. 1.
- <sup>3</sup> Krasnaja Zvezda, 4.2.1943, S. 1.
- <sup>4</sup> Die Liste mit den 9602 ausgezeichneten Soldaten ist vom Leiter der Kaderabteilung der Politischen Verwaltung der 62. Armee unterzeichnet (NA IRI RAN, f. 2, razd. III, op. 5, d. 3, l. 1).
- <sup>5</sup> Sowjetischer Dokumentarfilm über die Schlacht von Stalingrad aus dem Jahr 1943, Regie Leonid Warlamow. Grossman hatte am Drehbuch mitgewirkt.
- <sup>6</sup> Grossman, Gody vojny, S. 369 (Eintragung vom 1. Mai 1943).
- <sup>7</sup> Pravda, 27.6.1945, S. 2 In der jüngeren Forschung wird Stalins Bild von den «Schräubchen» häufig als ein Ausdruck seiner zynischen Sicht auf die Menschen gedeutet. Das mag sein, doch gibt es Belege dafür, dass Sowjetbürger schon während des Krieges bereitwillig diese Metapher übernahmen. Ein Ingenieur der Moskauer Autofabrik SIL notierte im September 1943 in seinem Tagebuch: «Die Nachrichten überbringen mit jedem Tag bessere Meldungen. Es wächst die Zuversicht, dass wir in diesem Jahr noch den Krieg beenden werden. An welch grandiosen Ereignissen wir als Zeugen teilnehmen dürfen. Und welche Freude zu denken, dass du selbst ein winzig kleines Schräubchen in diesen Ereignissen bist.» (W. A. Lapschin, Eintragung vom 7.9.1943, zitiert bei Somov, Duchovnyj oblik trudjastěichsja perioda Velikoj Otečestvennoj vojny, S. 342. Die zynische Deutung vertritt u.a. Senjavskaja, Frontovoe pokolenie, S. 4).
- <sup>8</sup> L.S.Konev, Zapiski komandujušego frontom, Moskau 1991, S.594-599; Laurence Rees, World War II Behind Closed Doors: Stalin, The Nazis and the West, New York 2010, S. 395-398.
- <sup>9</sup> Lidia Ginsburg, Aufzeichnungen eines Blockademenschen, Frankfurt 1997, S.9.
- <sup>10</sup> N.N. Gusev, ‚Vojna i mir‘ L.N.Tolstogo – geroičeskaja epopeja Otečestvennoj vojny 1812 goda. Bloknot lektora, Moskau 1943; A. RaSkovskaja, ‚Vojna i mir‘, proėtennaja zanovo, in: Smena (Leningrad), 3.2.1943; James von Geldern, Radio Moscow: The Voice from the Center, in: Culture and Entertainment in Wartime Russia, S. 53.
- <sup>11</sup> Leo N. Tolstoj, Krieg und Frieden. Aus dem Russischen übertragen von Werner Bergengruen, Band 2, München 2'000, S. 1501.
- <sup>12</sup> Il'ja Erenburg, Letopis' muzestva. Publicističeskie stat'i voennyh let, Moskau 1974, S. 355; L. Lazarev, Duch svobody, in: Znamja 1988, H. 9, S. 128.
- <sup>13</sup> Benedikt Sarnov, «Vojna i mir» dvadcatogo veka, in: Lechaim 177 (Januar 2007): <http://www.lechaim.ru/ARHIV/177/sarnov.htm> [vom 15.7.2012]. *Krieg und Frieden* war, wie Grossman bekannte, das einzige Buch, das er während der Kriegsjahre las. Im Oktober 1941 begleitete Grossman eine Einheit von Rotarmisten auf ihrem überstürzten Rückzug vor den deutschen Panzerverbänden zwischen Orjol und Tula, südwestlich von Moskau. Am Strassenrand sah Grossman ein Hinweisschild nach

- Jasnaja Poljana, Tolstois Landgut, wo *Krieg und Frieden* entstanden war. Grossman überredete die übrigen Wageninsassen, dort vorbeizufahren. In Jasnaja Poljana schienen für ihn die Vergangenheit und die Gegenwart eins zu werden. Er sah zu, wie die beweglichen Güter des Tolstoisemuseums kistenweise auf Laster aufgeladen wurden und «spürte plötzlich mit verblüffender Intensität» die Präsenz der Kahlen Berge, des Familienguts der Bolkonskis in *Krieg und Frieden*, das von seinen Bewohnern vor der vorrückenden Grande Armée verlassen wurde. Grossman selbst entkam an dem Tag nur knapp dem Zangengriff der vorstossenden deutschen Panzertruppen. Grossman, *Gody vojny*, S. 287; Beevor u. Vinogradova, *A Writer at War*, S. 54f.; Hellbeck, «Krieg und Frieden im 20. Jahrhundert».
- <sup>14</sup> Grossman hatte Glück, dass das Zentralkomitee der Partei General Rodimzew als Militärgutachter hinzuzog. Rodimzew erinnerte sich an Grossmans Kriegsreportagen aus Stalingrad und war dem Schriftsteller gewogen (RGALI, f. 1710, op. 2, ed. ehr. 1, Eintragung vom 31.5.1950). In Grossmans Nachlass sind insgesamt zwölf Varianten des Romans erhalten. Grossman legte eigens ein Tagebuch an, um den Irrweg seines Manuskripts durch die stalinistischen Behörden zu dokumentieren (RGALI, f. 1710, op. 2, ed. ehr. 1).
- <sup>15</sup> RGALI, f. 1710, op. 1, ed. ehr. 106,1. 26; s. auch f. 1710, op. 1, ed. ehr. 152.
- <sup>16</sup> RGALI, f. 1710, op. 1, ed. ehr. 37, Titelblatt.
- <sup>17</sup> John Garrard u. Carol Garrard, *The Bones of Berdichev: The Life and Fate of Vasily Grossman*, New York 1996, S. 355, 358.
- <sup>18</sup> Es gibt eine längst vergriffene deutsche Fassung des Romans: Wassili Grossman, *Wende an der Wolga*. Übersetzt von Leon Nebenzahl, Berlin 1958.
- <sup>19</sup> Grossmans Tochter erinnert sich, wie sehr ihr Vater dem Mythos vom sowjetischen Volkskrieg verpflichtet war. Bei abendlichen Zusammenkünften der Familie wurden häufig Lieder aus dem Krieg gesungen. Unweigerlich steuerte der Abend seinem Höhepunkt zu: Mit seiner unmelodiösen Stimme intonierte ihr Vater das berühmte Lied vom «Heiligen Krieg». Das Lied übte eine solche Macht auf ihn aus, dass er aufstehen musste. «Vater steht gebückt, seine Hände an den Hüften, als wäre er auf einer Parade. Sein Gesicht ist feierlich und ernst. ‚Steh auf, steh auf du Riesenland / auf zur letzten Schlacht /... Dies ist ein Krieg des Volkes / ein heiliger Krieg.‘» Beevor u. Vinogradova, *A Writer at War*, S. 348.
- <sup>20</sup> Arnold, *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis*, S. 293.
- <sup>21</sup> Wie Grossmans Worte in den Denkmalkomplex gelangten, ist unklar. Überlebende Zeitzeugen machen zum Teil widersprüchliche Angaben. Vgl. Arnold, *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis*, S. 294.
- <sup>22</sup> NA IRI RAN, f. 2, razd. XIV, d. 22,1. 210.
- <sup>23</sup> *K istorii russkich revoljucij*, S. 224. Unterschiedlichen Angaben zufolge erfolgte der Beschluss zur Auflösung der Kommission und ihrer Umwandlung in den Sektor am 15.9. bzw. am 15.11.1945 (NA IRI RAN, f. 2, «Prikazy po Institui istorii za 1945 g.», unsignierter Ordner, l.119; Leväin, *Dejatel'nost' Komissii po istorii VOV*, S. 317). Der Sektor arbeitete am gleichen Ort wie zuvor die Kommission, im Haus an der Komintern-Strasse.
- <sup>24</sup> Viele Dokumente unterlagen wegen ihrer detaillierten Schilderungen von Militär-

## Anmerkungen zu S. 527-533 597

operationen und Kampfhandlungen auch nach Kriegsende der Geheimhaltung. Gorodeckij, Zak, Akademikl. I. Mine kak archeograf, S. 142.

- <sup>25</sup> NA IRI RAN, f. 2, unsignierter Ordner zur Tätigkeit des Sektors im Jahr 1946, 1. 71 f. (25. Juli 1946).
- <sup>26</sup> Kratkaja evrejskaja ênciklopedija, t. 1, Jerusalem 1976, Sp. 682-691; Dopolnienie 2, Jerusalem 1995, Sp. 286-291.
- <sup>27</sup> Yuri Slezkine, *The Jewish Century*, Princeton 2004, S. 297-313; Gennadi Kostyrchenko, *Out of the Red Shadows: Anti-semitism in Stalin's Russia*, Amherst 1995.
- <sup>28</sup> I. Mine, *Velikaja Oteèstvennaja vojna Sovetskogo Sojuza*, Moskau 1947.
- <sup>29</sup> Es handelte sich um das von dem Historiker Michail Pokrowski (1868-1932) geleitete Institut für die Rote Professur in Moskau.
- <sup>30</sup> A. L. Sidorov, Institut krasnoj professury, in: *Mir istorika: istoriograficeskij sbornik*, Bd. 1 (2005), S. 399; vgl. auch K. N. Tarnovskij, *Put' ucènogo*, in: *Istorièskie zapiski* 80 (1967), S. 207-251 (S. 223).
- <sup>31</sup> Die Habilitation untersuchte die Kriegswirtschaft des russischen Reichs während des Ersten Weltkriegs. Sidorow reichte die Arbeit im Dezember 1942 ein; sie erschien in vollständiger Form erst nach seinem Tod: A. L. Sidorov, *Ekonomiceskoe polozenie Rossii v gody pervoj mirovoj vojny*, Moskau 1973. Vgl. Tarnovskij, *Put' ucènogo*, S. 226-228, 244.
- <sup>32</sup> Tarnovskij, *Put' ucènogo*, S. 225; NA IRI RAN, f. 2, razd. XIV, d. 22, 1. 18-19; d. 23, 1. 14, 23, 56; Mine, «Iz pamjati vyplyli vospominanija ...», S.50. Für die Kommission führte Sidorow zahlreiche Zeitzeugeninterviews durch: im Herbst 1943 sprach er kurz nach der Befreiung von Charkow mit Einwohnern der Stadt; 1945 interviewte er Rotarmisten, die beim Sturm auf Königsberg und bei der Befreiung der Tschechoslowakei beteiligt gewesen waren. Für seine Verdienste in der Roten Armee wurde Sidorow mit dem «Orden des Roten Sterns» ausgezeichnet (Tarnovskij, *Put' ucènogo*, S. 225-227).
- <sup>33</sup> Prof. A. Sidorov, O knige akademika I. Minca «Istorija SSSR», in: *Kul'tura i zizn'*, 1947, Nr. 33, S. 1,4; vgl. auch V. V. Tichonov, *Bor'ba za vlast' v sovetskoj istoriceskoj nauke: A.L.Sidorov i I.I.Mine (1949g.)*, in: *Vestnik Lipeckogo gosudarstvennogo pedagogiceskogo universiteta. Naucnyj zurnal. Serija Gumanitarnye nauki*, 2011, H. 2, S. 76-80. Dass die Rezension Sidorows in dieser hochgradig politischen Zeitschrift erschien, gibt zu erkennen, in welchem Masse die Kampagne gegen Minz von «oben» gesteuert wurde. Minz scheint unter anderem deshalb in Ungnade gefallen zu sein, weil er in seinem von Sidorow besprochenen Buch behauptet hatte, dass einige seine Mitarbeiter im Herausgeberstab der *Geschichte des Bürgerkriegs* die «Fundamente» für die Geschichte der sowjetischen Gesellschaft gelegt hätten. Als *das* Fundament schlechthin galt aber seit 1938 der Stalin zugeschriebene *Kurze Lehrgang der Geschichte der Kommunistischen Partei*. Ein weiterer Vorwurf gegen Minz lautete, dass er die Arbeit an der Geschichte des Bürgerkriegs vernachlässigt habe. In der Tat waren bislang nur zwei Bände erschienen. Minz hatte seit 1942 den gesamten Mitarbeiterstab in die «Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges» eingegliedert. *K istorii russkich revoljucij*, S. 224, 251.

- <sup>34</sup> Detailliert: Kostyrchenko, *Out of the Red Shadows*, S. 179-221.
- <sup>35</sup> Minz schrieb in diesem Zusammenhang auch an Stalin und Malenkov; er beichtete diverse Fehler und Vergehen in seiner wissenschaftlichen Arbeit. *K istorii russkich revoljucij*, S. 251.
- <sup>36</sup> Kostyrchenko, *Out of the Red Shadows*, S. 198 f. Die Nachrufe auf Sidorow schweigen sich über die Kampagne gegen den «Kosmopolitismus» und Sidorows Beteiligung daran aus (Tarnovskij, *Put' ucënego*; P. V. Volobuev, Arkadij Lavroviö Sidorov, in: *Istorija SSSR*, 1966, H. 3, S. 234-238). Sidorow gab den Direktorposten 1959 aus gesundheitlichen Gründen auf. Seine Schriften sind verzeichnet bei Tarnovskij, *Put' uëënego*, S. 245-251.
- <sup>37</sup> A. M. Nekric, *Pochod protiv «kosmopolitov» v MGU*, in: *Kontinent* 28 (1981), S. 304 f.; Tarnovskij, *Put' ucënego*, S. 229.
- <sup>38</sup> Zu seinem 70. Geburtstag im Jahr erhielt Minz den Leninorden, die höchste Auszeichnung der Sowjetunion. Die führende sowjetische historische Zeitschrift brachte eine Würdigung seines Lebenswerks. Sie war vom Stalingradveteranen Alexander Scheljubski verfasst, dem vormaligen Leiter der Nachrichtenabteilung der 62. Armee. Scheljubski erwähnte die von Minz im Krieg gegründete Historikerkommission und drückte sein Bedauern aus, dass ihre im Archiv lagernden Dokumente bislang praktisch unerforscht geblieben seien. *Seljubskij, Bol'Sevik, vojn, uëënyj*, S. 168; vgl. auch *K istorii russkich revoljucij*, S. 277. Samsonov verweist in seiner Geschichte der Schlacht von Stalingrad mehrfach auf Dokumente aus dem Archivbestand der Minz-Kommission, doch überrascht, wie spärlich er die Dokumente verwendet.
- <sup>39</sup> Seine postum veröffentlichten Tagebücher sind alles andere als aufschlussreich: Mine, «*Iz pamjati vypylyi vospominanija ...*» Minz' Nachlass im Archiv der Akademie der Wissenschaften ist derzeit nicht zugänglich.
- <sup>40</sup> Sidorov, *Institut krasnoj professury*, S. 397, 399 f.
- <sup>41</sup> Der wesentliche Ertrag dieser Arbeit war die *Geschichte des Grossen Oktobers*, deren erster Band zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution erschien (I. I. Mine, *Istorija Velikogo Oktjabrja*, 3 Bde., Moskau 1967-1973). In einem 1968 aufgezeichneten Interview mit einer sowjetischen historischen Zeitschrift zog Minz eine gerade Linie von seiner Arbeit in den dreissiger Jahren als verantwortlicher Redakteur der *Geschichte des Bürgerkriegs* zu seinen Forschungen zur Geschichte der Revolution nach dem Krieg. Seine Tätigkeit während des Krieges klammerte er aus. *NaSi interv'ju: Akademik I.I. Mine otvecaet na voprosy zurnala «Voprosy istorii»*, in: *Voprosy istorii* 1968, H. 8, S. 182-189 (S. 187). Minz' gesammelte Schriften sind verzeichnet in: *K istorii russkich revoljucij*, S. 280-330.
- <sup>42</sup> 1957 erschien der dritte Band der *Geschichte des Bürgerkriegs in der UdSSR*, nun schon nicht mehr unter Mitwirkung von Minz. Der Band schildert auf acht Seiten den Kampf um Zarizyn im Sommer und Herbst 1918. Stalin wird dabei gerade dreimal namentlich genannt. Die wesentlichen Akteure in dieser Darstellung sind die Arbeiter von Zarizyn, das «ZK von Zarizyn» (dem Stalin angehörte) und Stalins Mitstreiter Woroschilow. *Istorija grazdanskoj vojny v SSSR*, Bd. 3, Moskau 1957, S. 250-257.

## **Anmerkungen zu S. 533-535 599**

<sup>43</sup> S. das Nachwort von Wladimir Woinowitsch zu Grossman, *Leben und Schicksal*, S.1061.

<sup>44</sup> RGAFD, f. 439, op. 4m, N. 1-2 (Erinnerungen von Nadeschda Trussowa); s. auch S. 562, Anm. 239.

## Danksagung

Dieses Buch hätte nicht ohne die Unterstützung und Mitarbeit vieler Beteiligter entstehen können. Ihnen allen möchte ich herzlich danken.

Dank gebührt zu Anfang der Fritz-Thyssen-Stiftung und namentlich Frank Suder für die grosszügige und effiziente Förderung des Projekts. Die Stiftung finanzierte unsere Forschergruppe über einen Zeitraum von fast drei Jahren; darüber hinaus bezuschusste sie die Übersetzung der russischen Protokolle ins Deutsche. So war es möglich, die besten Übersetzerinnen für diese Aufgabe zu gewinnen.

Die Arbeit an den Stalingrad-Protokollen verlief als gemeinschaftliches Projekt des Instituts für Russische Geschichte der Akademie der Wissenschaften und des Deutschen Historischen Instituts in Moskau. Ich danke den Leitungen beider Institute für die gute Zusammenarbeit. Ein besonderer Dank gilt der Institutsspitze auf russischer Seite, Andrei Sacharow und Ljudmila Kolodnikowa (bis Dezember 2010) sowie Juri Petrow und Sergei Schurawljos (seit Januar 2011), für ihr Vertrauen in dieses internationale Projekt und für ihre Hilfe bei der Bereitstellung und Sichtung der Dokumente. Sergei Schurawljos ist dabei immer wieder mit Rat und Tat eingesprungen. Eine wichtige Unterstützung leisteten auch die Archivspezialisten des Instituts Jelena Maleto und Konstantin Drosdow.

Besonderen Dank möchte ich auch Bernd Bonwetsch aussprechen, dem Gründungsdirektor des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Moskau. Ohne seinen Einsatz und seine diplomatische Gabe wäre dieses Projekt nicht zustande gekommen. Danken möchte ich ebenso der gegenwärtigen *komanda* des DHI um Nikolaus Katzer, Victor Dönninghaus und Brigitte Ziehl. Sie haben das Projekt tatkräftig unterstützt.

Meine Projektmitarbeiter Darja Lotarewa (Moskau), Swetlana Markowa (Woronesch), Dina Fainberg (London) und Andrei Schtscherbenok (St. Pe-

tersburg) haben bei der Erschliessung und Auswertung der Stalingrader Protokolle hervorragende Arbeit geleistet. Die Dokumente wurden zunächst eingescannt und dann auf einer eigens eingerichteten Intranet-Plattform allen Mitarbeitern zur Verfügung gestellt. Swetlana Markowa hat viele hundert Seiten aus den Protokollen abgetippt. Dar ja Lotarewa besorgte grosse Teile der Archivarbeit im Institut für Russische Geschichte und in anderen Moskauer Archiven. Sie erforschte auch die bislang kaum bekannte Entstehungsgeschichte der Historikerkommission. Gemeinsam haben alle Mitarbeiter beraten, welche Dokumente in welcher Form in den Band aufgenommen werden sollten. Das vollständige Team fand sich einmal in Moskau zusammen; ansonsten erfolgte der Austausch über das Intranet oder Skype. Die Zusammenarbeit war für mich eine grosse Freude.

Tatjana Jerjomenko, Natalja Matjuchina (geb. Rodimzewa), Bode Roske und Alexander Tschuikow danke ich für ihre Erinnerungen an ihre Väter sowie für Dokumente aus dem Umkreis der Schlacht von Stalingrad, die zu Teilen Eingang in den Band gefunden haben. Albert Nenarokow hat mir Details aus dem Leben seines Mentors Isaak Minz mitgeteilt, die in keiner Biographie vermerkt sind.

Jan Plamper, Katinka Patscher, Peter Holquist, Igal Halfin, Bernd Bonwetsch und Gerd R. Ueberschär haben Teile des Manuskripts gelesen. Für ihre Hinweise und Verbesserungsvorschläge bin ich zutiefst dankbar. Weitere Hilfestellungen und Anregungen kamen von Michael Adas, Swetlana Argaszewa, Arnulf Baring, Andrei Doronin, Ziva Galili, Sergei Kudrjashow, Jackson Lears, Yan Mann, Zohar Manor-Abel, Annelore Nitschke, Serguei Oushakine, Ingrid Schiede, Wulf Schmiese, Jelena Senjawskaja, Matthias Uhl, Amir Weiner, Larisa Zacharova sowie den Teilnehmern der Konferenzen und Workshops in Moskau, Los Angeles, Zürich, Princeton und Paris, auf denen ich Teilergebnisse des Forschungsprojekts vorstellte.

Ein *Sabbatical* der Rutgers University hat bei der Fertigstellung des Buchs sehr geholfen. Bei der Vorbereitung der Drucklegung des Bandes ist Sylvia Nagel wiederholt und kompetent eingesprungen. Danken möchte ich auch Bernhard Suchy vom Fischer Verlag für seine begeisterte Aufnahme des Projekts. Das Moskauer Verlagshaus Neue Literarische Rundschau (NLO) bereitet gegenwärtig eine russische Fassung dieses Buchs vor und macht die Stalingrad-Protokolle damit auch Lesern in Russland zugänglich.

Zwei mir nahestehenden Menschen möchte ich abschliessend danken.

## 602 Anhang

Zum einen meinem Vater Hannspeter Hellbeck, der mich im Jahr 1984 dazu anregte, Russisch zu lernen und an der Universität das Fach Russische Geschichte zu studieren. Er selbst hatte bereits während des Kriegs, an dem er als siebzehnjähriger Soldat teilnahm, Russisch gelernt, um dann jedoch in späteren Jahren eine Laufbahn als Ostasienexperte im Auswärtigen Amt einzuschlagen. Unter den Büchern, die mein Vater mir mit auf den Weg gab, war Wassili Grossmans *Leben und Schicksal* in der deutschen Erstausgabe von 1984.

Zum anderen danke ich Katinka – für das Geschenk ihrer Liebe und für unser erstes Kind, das sie im Herbst zur Welt bringen wird. Auf das Leben!

Brooklyn, im Sommer 2012



«Nach der Befreiung», 2. Februar 1943. *Fotograf: Fridljanski.*



## Register

- Abramow, Konstantin 80,277, 306-308, 578
- Abuchow, Nikolai 476, 593
- Achtuba 256, 262
- Afanassjew, Andrei 64, 65, 555
- Afanassjew, Iwan 351
- Afonin, Iwan 81,253,255,257, 262, 576
- Ajsenberg, Iser 59, 71, 76 f., 99
- Akatowka 469, 472
- Aleksandrow, Georgi 92,103, 563
- Andrussenko, Kornei 338, 582
- Anpilogow, Grigori 460, 592
- Armeen (Rote Armee)
- 1. Gardearmee 14, 176
  - 4. Panzerarmee 176
  - 5. Armee 356
  - 24. Armee 14, 19, 176, 177, 187
  - 51. Armee 14,327,557
  - 57. Armee 14, 295, 456, 576
  - 62. Armee 13,14,17,19,24, 39, 68, 73, 81, 115f., 148, 175,176,178,216, 225,250, 277,319, 321,327-348,357, 358 f., 379, 390,411,417, 469, 520, 524 f., 576
  - 64. Armee 14,18,19,68,81, 275,276-316,321,326-328, 335, 337, 390, 576, 593
  - 66. Armee 14, 19, 176, 457-481, 485, 487, 520
- Armeen (Wehrmacht)
- 4. Panzerarmee 175, 176, 545
  - 6. Armee 12, 13, 14-16, 21, 166 f., 175,176, 273, 294, 305,459,464,485-521, 545, 568
  - 14. Panzerkorps 462, 464, 466
- Astrachan 495
- Awerbach, Leopold 88
- Awerbuch, Alexander 378-388
- Axjonow, Nikolai 24, 84, 107, 276, 399-428,430,431, 442, 548, 587, 588
- Babel, Isaak 36, 552
- Babkin, Sergej 118,153 f.
- Bagrations, Pjotr 447, 590
- Bahnhof (Stalingrad) 360, 361, 421
- Barbotko, Sergej 254, 257, 262 f.
- Barkowski (Major) 195, 196, 207
- Batjuk, Nikolai 99, 338-340, 364, 399 f., 410, 425, 436
- Beevor, Antony 24 f., 26, 30, 112, 557
- Beketowka 9, 276, 306, 328, 390, 455, 456, 577, 581
- Belezki, Pjotr 97
- Belgien 505, 508
- Belgrad 111
- Belkin, Abram 97,351,374
- Belugin, Wassili 180, 183, 194, f., 196-199, 207, 215-217
- Benesch, Georgi 409 f., 411
- Benjamin, Walter 560
- Berija, Lawrenti 152, 568
- Blücher, Wassili 580
- Boltenko, Wassili 179,180, 195, f., 208 f.
- Bonwetsch, Bernd 26
- Bormann, Rudolf 470 f.
- Brauchitsch, Walther von 506
- Bredahl, Waldemar 512f.
- Brik, Lilija 561
- Brontman, Lasar 13
- Brussilow-Offensive 447, 590
- Bryssin, Ilja 180,217,219-222
- Bubjonnow, Michail 527 f.
- Bucharow, Iwan 73,276,284f., 290 f., 299 f., 301,577
- Burin, Ilja 118, 150f., 160
- Burkowka 377, 436, 586, 590
- Burmakow, Iwan 118, 143, 276, 277, 284, 285 f., 287, 289,292-294,295,302-306, 313 f., 315 f., 433, 554
- Charkow 21, 356, 370, 495 f., 506, 584 f., 594
- Chiang Kai-shek 326, 580
- China 326, 580
- Cholsunow, Wiktor 142, 567 f.
- Chruschtschow, Nikita 42, 51, 52, 313 f., 321, 327,328,337, 346, 553
- Conrady, Otto 488, 508-512
- Dawydow, Denis 447, 591
- Demjansk 16
- Demtschenko, Wladimir 113, 119, 127, 130, 135, 136f., 146 f., 148 f., 151
- Denissenko, Michail 68, 277, 286, 287, 288
- Denissowa, Klawdija 118,124, 132, 134, 135 f., 141, 144-146
- Derschawin, Gawriil 594
- Divisionen und Brigaden (Rote Arme)
- 13. Garde-Schützendivision 62, 178, 321, 330, 331, 340, 349-371,372-378,399,581, 584 f.
  - 29. Schützendivision 273, 274, 278, 288 f.
  - 35. Garde-Schützendivision 340, 379-388, 389-398, 587
  - 36. Garde-Schützendivision 68, 273, 274, 277, 278, 285, 288, 302, 356
  - 37. Division 221, 335
  - 38. Schützenbrigade (mot) 10 f., 50 f., 72, 73, 77, 143, 149f., 273-316
  - 39. Garde-Schützendivision 178
  - 45. Schützendivision 50, 56 f., 72, 178, 558
  - 95. Division 217, 338
  - 99. Schützendivision 462, 467, 469, 472
  - 124. Schützenbrigade 250, 256 f.
  - 138. Schützendivision 178, 217, 334, 338, 582
  - 193. Schützendivision 178
  - 204. Schützendivision 71
  - 284. Schützendivision 24, 57, 84, 178, 364, 399-428, 429, 436

## 604 Anhang

- 300. Schützendivision 250-272, 472
- 308. Schützendivision 10, 77f., 105, 174-234, 235-248, 251, 529, 576
- 315. Schützendivision 462
- Divisionen (Wehrmacht)
- 3. Infanteriedivision 464
- 14. Panzerdivision 274, 288, 380, 587, 592
- 16. Panzerdivision 251 f., 464, 468, 497-499, 503
- 24. Panzerdivision 177, 380, 477, 492, 493 f., 587
- 60. Infanteriedivision 464
- 71. Infanteriedivision 17, 167, 272
- 76. Infanteriedivision 176
- 94. Infanteriedivision 248, 470 f.
- 113. Infanteriedivision 176
- 305. Infanteriedivision 208, 248, 509, 515-519
- 389. Infanteriedivision 248, 509, 594
- Dobryjakow (Oberst) 48 f.
- Dokumentarismus 86-89, 104
- Dolgow, Semjon 360, 585
- Don,-Front 14, 125, 309 f., 357, 379, 416 f., 452 f., 498, 510, 515
- Kämpfe im Sommer 1942 56, 81, 98, 453 f., 510
- Dragomirow, Michail 556
- Dubjanski, Wassili 391 f., 398, 587
- Dubowka 487
- Dubrowski, Jakob 57, 58, 81
- Dudnikow, Jefim 180,218-221
- «Duell – Enemy at the Gates» (Film) 24, 429
- Duka, Alexander 51, 277, 279, 280-283
- Ehrenburg, Ilja 52, 70 f., 477, 531, 588 f.
- Eichhorn, Ernst 488, 493-497
- Elektrizitätswerk «Stalgres» 115 f., 120 f., 122, 152 f.
- Erickson, John 24
- Fabrik «Barrikaden» 10, 112, 115,121,140,149-151,175, 177, 178,208,213,217, 331, 335, 417, 422, 529
- Fabrik «Metis» 402, 403, 406, 407,411,436, 438, 446
- Fabrik «Roter Oktober» 9,10, 112, 115, 117, 121 f., 129 f., 146, 151f., 156f., 178, 245-248, 336, 399, 402
- Fatajewa, Sonja 190
- Fedossow, Pjotr 571
- Feofanow, Michail 555 f.
- Fili 568
- Finnland 43, 349, 356, 372, 374, 553, 556
- Fjodorow, Fjodor 277, 285, 311
- Fjodorow, Michail 255, 257f., 260, 576
- Frankreich 493,496,505,5Ö7f.
- Fugenfirow, Genrich 99, 180, 229, 233
- Fugenfirow, Semjon 206, 573
- Furmanow, Dmitri 34 f.
- *Tschapajew* 34 f., 381, 447
- G-förmiges Haus (*g-obrazny dom*), s. L-förmiges Haus
- Genkina, Esfir 97, 103 f., 276, 451
- Gerassimow, Alexander 81, 381, 386, 388, 389-398, 586
- Gerassimow, Innokenti 381 f., 384, 586
- Ginsburg, Lidia 525 f.
- Glamasda, Nikolai 48, 55, 56 f.
- Glaskow, Wassili 81, 380, 389, 390, 586 f.
- Glawlit* (staatliche sowjetische Zensurbehörde) 102-104
- Gluschakow (Rotarmist) 220-222
- Goebbels, Joseph 13,18,25, 103, 523, 544, 564
- Golikow, Philipp 357, 584
- Golowtschiner, Jakob 277, 288, 298, 310f.
- Gorbatschow, Michail 528
- Gordow, Wassili 81 f., 327, 559
- Goregljad, Alexei 128, 567
- Göring, Hermann 17f.,502, 544
- Gorischni, Wassili 338, 582
- Gorki, Maxim 87-90, 92, 94, 95, 101, 102, 534
- Gorochow, Sergei 249, 250, 253, 255, 338, 576
- Gossmann, Heinz 470
- Grossman, Wassili 23,29 f., 49, 52, 249, 344, 350, 410, 526-529, 531, 543 f., 583, 595 f.
- antisemitische Kampagne 527f., 533 f.
- *Das Volk ist unsterblich* 30
- *Für die gerechte Sache* 528
- «Hauptstossrichtung» 77f., 114, 235-248, 529
- *Leben und Schicksal* 29, 30, 321, 526-528, 534, 550
- Tagebuch 12, 29 f., 249, 524 f.
- Guernica 111
- Guljtkin (Rotarmist) 395 f., 397
- Gumrak 273, 328, 516, 580
- Guрина, Sofja 190
- Gurjew, Stepan 46, 73 f., 81, 157, 338, 340, 524, 582
- Gurow, Kusma 68, 119, 150, 321, 329, 359, 581
- Gurow, Michail 67 f., 277, 294 f., 297, 578 f.
- Gurowa, Vera 107, 370, 372-378, 586
- Gurtjew, Leonti 179, 180, 181, 183, 186f., 198,200f., 202f., 207,217, 226 f., 231-234-239, 251,571
- Halder, Franz 22, 547
- Historikerkommission s. Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges
- Historische Kommission der Kommunistischen Partei (*Istpart*) 86 f., 561
- Hitler, Adolf 9, 11-13, 15 f., 17, 19, 22, 31, 44, 178, 273, 303, 305, 308, 309 f., 333, 334, 342, 345, 471, 502, 505, 546, 547, 593
- Höhe 102,0, s. Mamajew-Hügel
- Höhe 154,2 (Kotluban) 188 f., 194-196, 201, 207
- Holzapfel (Soldat) 487, 501, 504
- Hube, Hans-Valentin 251
- Hünel, Heinz 500-502
- Hüsken, Herbert 463 f.
- Hütler, Max 489-491
- Ignatjewa, Natalja 156
- Iltschenko, Fjodor 287, 289, 290, 291, 292, 294-297, 433
- Ingor, Michail 180,225,226, 552, 574
- Italien 488, 496, 507
- Jaenecke, Erwin 510, 594
- Japan 41, 530
- Jasnaja Poljana 94, 102 f., 564 f., 595 f.
- Jegorow, Alexander 77, 276, 279 f., 286 f., 295 f., 298, 299, 301 f., 311 f., 557
- Jelin, Iwan 359, 365, 585
- Jerjomenko, Andrei 14, 15, 51,52, 113, 176, 177f., 200, 250, 252, 253, 327, 328, 332, 335, 337, 338, 346, 357, 358, 359, 472, 544, 559, 566, 570, 583
- Jermolkin, Iwan 338, 582
- Jersowka 462, 497, 592
- Joffe, Esri 118,119f., 123, 132-134, 135, 142, 156, 160-163
- Juden,-Verfolgung 166, 488, 497, 527f., 531-534, 564, 597, 598

## Register 605

- Judin, Pawel 92, 562  
 Jurin, Iwan 331, 581
- Kajukow, Prochor 218-220, 574  
 Kalatsch 15, 170, 327, 468, 471, 514, 515  
 Kalentjew, Alexander 407,430, 438  
 Kalganowa, Soja 244, 248  
 Kalinin, Michail 432, 444  
 Kalinin, Wassili 179, 180, 209-212, 222, 227  
 Kamyschin 358, 462  
 Karpow, Nikolai 50, 73, 276, 280, 284  
 Karpuschin, Mitrofan 60, 99  
 Kaschinzew, Semjon 118, 129 f., 135  
 Kastornaja 410, 588  
 Kaufhaus (Stalingrad) 17,119, 273-275,288-306,311,313, 315 f., 451,578  
 Kiew 21, 356, 374, 375, 383, 409  
 Kiritschenko, Alexei 52  
 Kirschenbaum, Lisa 26, 560  
 Kletschkaja 465, 592  
 Kobyljanski, Isaak 253 f.  
 Kokorina, Nina 179,180, 181 f., 183 f., 189f., 199L, 212 f., 229 f., 234, 571  
 Kolesnik, Alexei 71, 99  
 Koltynin (Major) 489, 491, 493, 497f., 500, 503, 508, 512f.  
 Kommission zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges 9-11, 39, 529-533, 534 f., 563, 587  
 - Arbeitsweise 9-11, 92-107, 381,401,485, 514  
 - Gründung 92 f.  
 - in Stalingrad 85, 97-101, 103 f.  
 - Mitarbeiter 89-93, 97, 532 f., 534 f.  
 - Publikationen 94, 102-104, 529 f., 533  
 Kopelew, Lew 550  
 Koren (politischer Offizier) 370 f.  
 Korneitschuk, Alexander 81  
 Koschkarjew, Alexander 99, 180, 205 f.  
 Kosin, Nestor 42 f.  
 Kosmodemjanskaja, Soja 191, 572  
 Kossyck (Rotarmist) 199, 572  
 Kotelnikowo 327, 568  
 Kotkin, Stephen 28  
 Kotluban, -Höhen 175, 176 f., 186-191,194-201,207,228, 379
- Kotow (Hauptmann) 407,417, 424, 437f.  
 Kotowski, Grigori 447, 590  
 Kowaljowa, Olga 129 f., 567  
 Krasnojarsk 383, 581  
 Krasnoufinsk 436  
 Krasnow, Pjotr 37, 569  
 Kritschman, Michail 328, 581  
 Kronstadt 324, 551  
 Krugljakow, Andrei 72  
 Krylow, Nikolai 329, 338, 524, 581  
 Kucharskaja, Marija 476, 593  
 Kudrjawzew, Iwan 277, 288, 311  
 Kulinitsch (Oberleutnant) 392, 394,395  
 Kuporosnoje 144, 328, 390, 568, 580  
 Kurosawa, Akira 106  
 Kurwantjew (Rotarmist) 68 f.  
*Kurzer Lehrgang der Geschichte der Kommunistischen Partei* 87, 90, 597  
 Kuschnarjow, Iwan 180,246  
 Kusin, Ilja 191, 572  
 Kusnezow, Iwan 68 f., 221, 254, 271  
 Kutusow, Michail 447, 568, 590
- L-förmiges Haus (*g-obrazny dom*) 350 f., 365-367, 369, 371, 570, 585  
 Lasarew, Lasar 29  
 Laskin 293,295,299,300,303, 305, 306 f.  
 Laso, Sergei 447, 591  
 Latoschinka 250-272, 469, 574, 594  
 Lebedew, Wiktor 132, 331, 581  
 Lemeschko, Anton 264 f., 576  
 Lenin, Wladimir Iljitsch 32,37, 59, 87, 401, 580  
 Leningrad (1914-1924: Petrograd) 87,93,111,495, 565  
 Lenski, Arno von 477, 487, 492, 594  
 Lerenman (Major) 485, 488, 493, 500, 505  
 Leschtschinin, Wassili 76  
 Lewykin, Alexander 57, 99, 523 f.  
 Lisunow (Hauptmann) 386 f.  
 Ljubimow, Juri 254,255 f., 260, 263-265, 271 f.  
 Ljudnikow, Iwan 178, 217, 338, 582  
 Lüben, Hermann 488, 505-508  
 Ludwig, Günther 274, 288  
 Lukin (Oberst) 293 f., 298, 306  
 Lyssenko, Stepan 256, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 576
- Majakowski, Wladimir 561  
 Makarenko, Andrei 381  
 Malenkow, Georgi 200, 573, 598  
 Mamajew-Hügel (Höhe 102,0) 17,146,148,178, 321 f., 328, 331,335, 350, 359L, 364f., 399-401, 403, 404, 407, 409-417, 433,439, 528 f.  
 Mamekow, Michail 83  
 Mandschurei 41  
 Manstein, Erich von 17, 21  
 Markjolow (Regimentskommandeur) 203,239,241  
 Marshall, Samuel 100f.  
 Masunin, Nikolai 401, 587  
 Matewojan, Pawel 117, 118, 150, 151 f., 157  
 Maxin, Iwan 179, 180, 190-194, 222 f., 225  
 Mechlis, Lew 51, 53, 554  
 Medizinisches Institut Stalingrad 119f., 123, 132-134, 142, 156, 161 f.  
 Medwedew, Dmitri 72  
 Meri, Arnold 191, 223, 573  
 Merridale, Catherine 25 f.  
 Meteljow (Regimentskommandeur) 406,409,430,438,440  
 Michaljow (Regimentsstabschef) 204 f., 207, 239, 246, 248  
 Minz, Isaak 10, 89-97,101, 102, 104, 105, 107, 381, 432, 485, 529-535, 543, 561 f., 587, 594, 598  
 - antisemitische Kampagne 531-534, 597, 598  
 - *Geschichte des Bürgerkriegs in der UdSSR* 89f., 532f., 597, 598  
 Mirochin, Igor 196 f.  
 Molotow, Wjatscheslaw 102 f., 564  
 Moltschanow, Pjotr 56, 58, 69 f., 83 f., 548  
 Moros, Lasar 258, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 576  
 Morosow, Lukjan 276, 278 f., 283 f., 289 f., 291 f., 295,299, 577  
 Moskalenko, Kirill 201, 573  
 Moskau 15, 87, 91 f., 93, 111, 161,532, 559, 568,587
- Nachimow, Pawel 458 f., 460, 592  
 Nebolsin, Jakob 254, 256 f., 266  
 Niederlande 505, 508  
 NKWD 24,33,42,69,75,112, 113,114,115,140, 146, 321, 372,381,480 f., 522,555, 568  
 - Sonderabteilungen 53 f., 183, 284, 290, 304, 357

## 606 Anhang

- Sperrabteilungen 45 f., 66, 70, 75, 201
- Nowikowa, Lilija 179, 191-194, 222, 244
- Nürberger Prozess 94,113, 575
- Ochitowitsch, Lew 65 f.
- Odessa 93
- Odinokow, Michail Afanasjewitsch 118, 141
- Olchowkin, Alexander 47 f., 57 f., 99
- Olchowatka 371
- Oleinik, Pjotr 254, 258, 259 f., 261, 576
- Olschanka 328
- Operation «Blau» 12
- Operation «Ring» 9, 17, 578
- Operation «Uranus» 15, 178, 514, 575
- Operation «Wintergewitter» 17
- Orlowka 328, 358, 363, 471, 492, 509, 567, 580
- Ostrowski, Nikolai
  - *Wie der Stahl gehärtet wurde* 41, 63 f.
- Panfilow-Männer 185, 559
- Panitschkin (Unterleutnant) 391, 394, 397
- Parchomenko, Alexander 107, 202, 447, 451-456, 590
- Paulus, Friedrich Wilhelm Ernst 9, 10, 12, 16,17, 18, 19, 54, 177, 273-276, 285, 287f., 290-316, 337, 417, 451,456, 471,473,485, 490, 509, 521, 543, 577, 578 f., 592, 593
- Pawlow, Alexei 99, 217f., 219, 220
- Pawlow, Jakow 351,583
- Pawlow-Haus 351, 570, 583
- Peskowatka 379
- Petrakow, Dmitri 64,180, 188 f., 200, 224, 572 f.
- Petrograd s. Leningrad Petruchin, Nikolai 118,130, 139 f., 155 f.
- Pigaljaw, Dmitri 117,121,126, 128 f., 130-132, 136, 137-139, 162 f.
- Pist, Helmut 492 f.
- Pixin, Iwan 118, 119, 121 f., 123, 124, 126, 127f., 139, 140, 141 f., 148, 153, 158
- Pjoryschkin, Iwan 265, 270, 576
- Platz der Gefallenen Kämpfer 17f., 119,157,289,312,314, 568
- Pokrowski, Michail 597 Polen 43, 349
- Poljakow, Alexei 117, 142f., 158 f.
- Poscharski, Nikolai 329, 338, 581
- Posdnjakowa, Agrafena 165-174
- Primakow, Witali 561
- Prochwatilow, Wassili 118, 158, 159 f.
- Prutkow, Stepan 79
- Pütz, Karl-Heinz 503 f.
- Rakitjanski, Wassili 416, 421
- Reschetnjak, Iwan 255, 265, 266-271
- Ribbentrop, Joachim von 333
- Richthofen, Wolfram von 111f.
- Rjabow (Bevollmächtigter der Sonderabteilung) 290, 291
- Rodimzew, Alexander 32, 73, 107, 148, 157, 320, 321, 329, 330, 331,338,340, 349-371, 372, 525, 526, 570, 583, 584, 585, 596
- Rokossowski, Konstantin 14, 17, 272, 291, 296, 472, 544, 570
- Rokowanowa, Soja 222 f., 574
- Romanenko, Grigorij 117, 160
- Roske, Friedrich 273,274,275, 297f., 300, 301, 303-306, 309 f., 433, 576 f., 578 f.
- Rosljakowa, Olga 276, 451
- Rostow 12,66,112,495 f., 506, 594
- Rote Armee
  - Agitation 27-30, 40 f., 44 f., 57-60, 61-66, 70 f., 84 f., 179, 224, 228, 278 f., 409, 430 f., 448 f., 452, 549, 591
  - «Agitkulturkoffer» 59 f.
  - Alkohol 75 f., 558
  - Angst, -konditionierung 64-66, 83,185 f., 330, 343 f., 345, 451, 555 f., 557, 559
  - Ausbildung 320 f., 325 f., 353 f., 383, 435, 452, 459
  - Auszeichnungen 64, 200, 222, 226, 265,271,343, 349, 351, 370, 373, 374, 408, 424 f., 432, 437, 444, 447 f., 523 f., 525
  - Befehl Nr. 227 12 f., 19,46, 66-75, 104, 112, 319f., 345, 556, 557
  - Desertion 12, 67, 75, 201, 465, 556
  - Disziplin, Disziplinierung 66-75, 231, 278 f., 458, 556, 557
  - Einzellleitung 54 f., 555
- Epauletten (Schulterstücke) 291,344, 449, 523 f., 592
- Exekutionen 24,67,75,319, 397 f., 556 f.
- Feindpropaganda 17,457, 466-481, 486 f., 492 f., 494, 496, 498,499, 501,511,533, 593
- Frauen 45,163 f., 226,342 f., 372-374, 377f.
- Gründung und Geschichte 31-43
- Hass auf die Deutschen 49 f., 74, 83, 85, 103, 157, 179, 377, 407, 408, 431,446, 522, 553, 588
- Heldentum, -kult 39,61-66, 77-80, 94, 97,102,179,185, 190-194, 199f., 222 f., 227, 236, 244f., 342 f., 354, 380, 451,460, 475 f., 528, 534
- Ideologie 25 f., 27-30, 40 f., 44 f., 61-66, 84 f., 548, 550
- Kampfformen 75-82
- Kommandeure 34-36, 54 f., 79,239,333,337f., 340,524 f.
- Kommissare 30 f., 34 f., 54 f., 58-60, 99, 179, 549, 555
- Komsomol 40 f., 47, 50 f., 52, 57, 73, 144, 182, 186, 190-194, 222 f., 279, 352, 353, 409, 434, 436, 447, 452, 591
- Kontusion 82 f., 559
- Kommunistische Partei in der Roten Armee 27-31, 33, 40 f., 46-52, 222-231,549, 550, 555; s. auch Parteieintritte; Politische Verwaltung (PUR)
- Kulturprogramm 52 f., 56
- Luftwaffe 14,43 f., 113,337, 356, 359, 403 f., 436, 464 f., 479 f., 495,510,513, 549
- Militärzensur 33, 53, 551
- Nationalitäten (nichtrussische) 45, 72-74, 250, 258, 263,271,333, 342, 345 f., 350, 351, 369, 558
- Parteieintritte 46-51, 192 f., 222,225,227,228-230,279, 326, 377, 386, 445 f., 448 f.
- Politische Erziehung 33 f., 46-52, 57-61, 85, 186, 223-225,226, 312f., 331, 560
- Politische Verwaltung (PUR) 51 f., 56, 58, 92, 524, 550, 557
- Politruks 34, 52, 57 f., 112
- «Psychische Attacke» 35,38, 65, 453, 552, 556
- Psychische Belastungen 82-84, 243, 248, 329, 341, 343 f.

## Register 607

- Sanitäter 182, 184, 189 f., 192 f., 199 f., 214, 222 f., 226, 244, 343, 372-378
- Säuberungen 42 f., 47, 89, 320, 349, 561
- Scharfschützen 186, 406-409, 429-433, 437-445, 449 f.
- Stalinkut 84, 201 f., 226, 400 f., 411, 530
- Sträflinge, Strafkompagnien 70-72, 230f.
- Tod und Nachleben von Rotarmisten 50 f., 66, 83, 179, 190, 191-194, 196 f., 220, 223, 244, 246, 247, 328, 344, 346, 348, 409, 472
- Übergriffe gegen deutsche Soldaten 48 f., 335, 397 f., 433, 446, 522
- Verluste 18,45, 350, 372, 403, 462 f., 555
- Voluntaristisches Menschenbild 61-66, 381, 521
- Zeitungen 52, 60 f., 63, 64, 223 f., 228, 346 f., 384, 431, 442, 523
- «Roter Oktober» s. Fabrik «Roter Oktober»
- Rschischtschew 383, 586
- Rudel, Hans-Ulrich 548
- Rybak (Hauptmann) 290, 291, 295
- Rybaltschenko, Filipp 559 Rynok 327, 328, 469, 472, 480 f., 580
- Rywkina, Semjon 99, 180, 183, 222
- Saginailo, Wassili 255, 257f., 271, 576
- Saizew, Wassili 24, 48, 82 f., 103 f., 107, 399, 407-409, 428-450, 451, 548, 559, 588, 591
- Sajontschkowski, Andrei 460, 592
- Sajontschkowski, Pjotr 64, 78, 107, 254, 457-481, 485 f., 492, 497, 499, 503, 508, 512, 520, 522, 592
- Samsonow, Alexander 23, 253, 585, 598
- Sapragajew, Iwan 78
- Sarepta 453, 578, 581
- Sasubrin, Wladimir 447, 590
- Schamschina, Alexandra 97, 351, 374, 382, 390
- Schaposchnikow, Boris 348, 583
- Schadrinski-Bucht 256, 258-272
- Scheiko (Komsomolorganisator) 191, 193
- Scheljubski, Alexander 519-522, 594, 598
- Schigalin, Wassili 206, 573
- Schljapin, Nikolai 30, 550
- Schmidt, Arthur 274, 291 f., 294, 297, 298, 305, 308, 315, 577
- Schmitz, Johann 468
- Scholl, Hans und Sophie 22
- Scholochow, Michail 527
- Scholidjew, Wiktor 338, 582
- Schonin, Boris 205, 206, 224, 573
- Schtschegoljewa, Maria 103, 564 f.
- Schtscherbakow, Alexander 51, 444, 554, 561 f., 563
- Schukow, Georgi 13, 14, 91, 176 f., 510, 525, 544, 557
- Schukow, Weniamin 117, 118, 122, 156
- Schuljany 383, 586
- Schumilow, Michail 79-81, 98, 153, 157, 237, 275, 277f., 285 f., 287, 293, 294, 295, 306-310, 313 f., 452, 485, 567, 577, 578
- Schurawkow, Nikolai 259, 261, 576
- Selesnjow, Gawriil 180
- Senjawschaja, Jelena 26, 595
- Serdjuk, S. T. 80, 306 f.
- Serow, Jakob 50, 61 f., 67
- Sewastopol 93, 111
- Seydlitz, Walther von 543
- Sidorow, Arkadi 93, 532 f., 534, 563, 597, 598
- Sidorow, Iwan 147f.
- Sikorski, Alexander 65
- Simenow, Iwan 117, 124-126, 134 f., 137, 147
- Simin, Alexei 71, 119, 122 f., 140, 149 f.
- Simonow, Konstantin 23, 52, 527, 588 f.
- Skworzow, Fjodor 179, 180, 212, 213 f.
- Slepzow, Iwan 50
- Smirnow, Alexei 49, 74, 180, 202, 203 f., 227-229, 232
- Smoljanow, Matwej 73, 99, 277, 312 f., 578
- Snessarjew, Andrei 37
- Sokolow, Afrikan 338, 582
- Sokolow, Wassili P. 55, 151
- Soldatow, Anatoli 54, 72, 276, 304, 311
- Solodtschenko, Semjon 255, 258 f., 260-262
- Sotschkowa, Uljana 155f.
- Sowtschinski, Wladimir 180, 214, 224
- Spanischer Bürgerkrieg 41, 111, 349, 354 f., 370, 567 f.
- Spartakowka 327, 480 f.
- Speidel, Hans 165 f., 569
- Spiller, Roger 101
- Spizki, Georgi 74 f., 76
- Srednjaja Achtuba 358
- Stadttheater 285 f., 287, 288, 289
- «Stalgres» s. Elektrizitätswerk «Stalgres»
- Stalin, Josef 11, 12 f., 14, 19, 34, 35, 36-40, 45, 51, 53, 59, 66, 81 f., 84, 87, 90, 91, 103, 104, 111, 112, 113f., 123, 176, 177f., 182, 187, 188, 216, 225 f., 250, 253, 278, 320, 327, 332, 344, 345, 346, 348, 356, 400 f., 405, 411, 425-428, 436, 448, 458, 479, 525, 528, 530, 534, 554, 556, 559, 561, 583, 595, 597
- Stalingrad
  - Deutsche Besatzungsherrschaft 14, 165-174, 569
  - Einwohner 13, 19, 119
  - Evakuierung 112-115, 124f., 131, 132 f., 141-144, 150f., 165, 566, 569f.
  - Flugabwehr 131 f., 136, 146 f.
  - Gedenkstätten 316, 528 f., 573
  - Häuserkampf 165, 177f., 278-287, 334, 336, 361-371, 407, 517 f.
  - Industrie 13, 115-117
  - Kessel 14-18, 273, 307, 310, 311, 417, 468, 471, 472, 487, 490, 492 f., 495, 497, 499, 501, 502, 503, 512, 514, 518, 568
  - Kinder 143 f., 151, 156
  - Kollaborateure 568 f.
  - Kult 38 f., 344, 530f.
  - Kultur 119, 121
  - Luftangriffe 13, 111-113, 130-139, 146 f., 153-155, 165, 168, 176, 239-242, 331-334, 360, 453
  - Plünderungen 139 f., 170, 171, 469
  - Versorgungslage 137, 168-174
  - Verteidigungslinien 125-127, 136
  - Wiederaufbau 158 f., 162 f.
- Stepanow, Alexander 71 f., 99, 181, 230f.
- Stoilik, Anna 181, 214
- Strecker, Karl 485, 487, 490, 594
- Strotmann, Herrmann 497 f.
- Subanow, Konstantin 116f., 118, 120 f., 122, 144, 152 f., 154 f., 161
- Sussanin, Iwan 185
- Suworow, Alexander 447, 590

## 608 Anhang

- Swirin, Afanassi 58, 80, 99, 179, 181, 184-186, 187f., 195, 198, 201 f., 204, 207, 217, 223-225, 226 f., 234, 245
- Tarassow (Oberst) 213, 239, 338  
Tim 370, 374  
Timoschenko, Simon 36, 552  
Tolstoi, Alexei 52, 588 f.  
Tolstoi, Lew 91,102, 343, 354, 525 f., 528  
Traktorenwerk 18, 88, 112, 115f., 119, 121, 128, 135 f., 140, 149f., 178, 335, 457, 476, 478-481, 567  
Tretjakow, Sergei 86, 560  
Trifonow, Alexander 181,231  
Trotzki, Leo 32, 34, 37, 551, 595 f.  
Trubnikow, K. P. 306 f.  
Tscharow, Andrei 181, 208 f., 214 f., 225, 231-233, 239, 246  
Tschapajew, Wassili 34 f., 320, 381  
«Tschapajew» (Film) 35, 38  
Tschechow, Anatoli 431  
Tschernyschewski, Nikolai 574  
Tschuikow, Wassili 9, 24, 32, 35 f., 49, 64, 67, 79,81,82, 98,107,116,117,119,126 f., 148 f., 150, 151, 157, 175, 177,216,253,319-348, 349, 350, 358-360, 363, 372, 373, 389, 404, 405,419, 447f., 524, 526, 543, 556, 580, 583, 585, 588, 591  
Tschujanow, Alexei 52, 112, 113,116,117, 118,123,124, 126, 127, 137, 144, 147 f., 157, 158, 306, 566, 568  
Tuchatschewski, Michail 42 Tula 93  
Tumak 333, 581  
Türkei 594  
Twardowski, Alexander 527
- Ussenko, Matwei 477, 593  
Utjossow, Leonid 582
- Vugeler, Wilhelm 499
- Waschtschenko (Leutnant) 259, 261  
Wassiljew, Iwan 49, 54 f., 57, 59, 61, 62-64, 68, 71, 83, 117, 119, 143 f., 150, 524  
Wassiljew, Sergei und Georgi 38  
Wassiljewski, Alexander 14, 49, 113, 177, 544  
Watutin, Nikolai 14  
Wedjukow (Oberst) 447f., 590  
Wehrmacht  
- Adlige 275, 577  
- Aussagen 107, 485-513  
- Disziplin 69,311,476 f., 494, 496,511,513, 556  
- Gefangennahme 19, 284, 397f., 407, 418-421, 422, 423,457, 474, 485-513, 522, 537  
- Ideologie 15, 25, 31, 84 f., 275, 485, 488, 499, 500, 502, 505 f., 511 f., 546 f., 550  
- Kapitulationsangebot 17, 273, 303-316,473,477,478, 493 f., 498, 509, 534  
- Luftwaffe 13,43f.,111-113, 130-139, 146 f., 153-155, 165, 177, 178, 187, 188, 239-242,262,269,331-334, 335, 337, 342, 404, 436, 464 f., 495,513  
- Rumänen 159,167, 170, 276, 309,311,390, 470, 479, 495, 507, 545  
- Verbrechen 155 f., 159 f., 167, 254, 446, 472, 564  
- Verluste 18,44,463,468, 545  
- Verpflegung 492, 494, 496, 503 f., 509,515-518, 521  
- Verwahrlosung 275, 292
- Weiner, Amir 26  
Weingran, Johann 464
- Werchnjaja Achtuba 333, 582  
Werchnjaja Jelschanka 387,586  
Wietersheim, Gustav von 464, 592  
Winnowka 469, 472  
Winokur, Leonid 276, 285, 286, 293 f., 295, 296, 297-301,303, 306, 311, 315 f., 554, 577, 578  
Wischnewski, Wsewolod 52  
Wlassow, Michail 181  
Wodolagin, Michail Alexandrowitsch (Parteisekretär) 118, 137, 144  
Wolf, Christa 561  
Wolga-Überquerung 13 f., 36, 114f., 125, 127,137, 141-143, 147f., 175, 202, 217f., 234, 249-272, 319, 329-334, 345, 346, 359 f., 364 f., 372, 392, 399, 402, 404-406, 423, 424, 436 f., 445, 454, 495, 510, 576, 581  
Wolga-Kriegsflottille 14, 249-272, 401, 574  
Wolgograd 321 f., 433, 527 f., 534  
Woronin, Nikolai 68, 137,147  
Woronow, Ilja 63 f., 559  
Woroschilow, Kliment 34, 36, 37, 90,181,202, 401,551, 598
- Zariza 36, 278, 329, 359, 389, 392  
Zarizyn, -Kult 36-39, 201 f., 226, 400 f., 411, 551, 569, 572, 588, 598  
Zeitlin, Boris 261, 576  
Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation (CAMO) 534 f., 543  
Zerstörungsbataillone 123, 128-130, 134 f., 155  
Zibulski, A. I. 263,264,266, 267, 268, 270, 576  
Zimljanskaja 327